Digitized by Google

Litterature

Litteratur
und
Völkerkunde,

Ein periodisches Werk.

Erster Band.

Dessau 1782.

Auf Kosten der Verlagskasse für Gelehrte und Künstler, und
zu finden in der Buchhandlung der Gelehrten.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Litteratur und Völkerkunde.

I.

Julius 1782.

Auszüge aus dem ungedruckten Tagebuche eines Reisenden.

I.

Ueber Venedig.

Kein Land unsers Erdbodens ausser Italien giebt uns einen solchen auffallenden Beweis, wie sehr die Verschiedenheit der Regierungsformen den Karakter der Völker bestimmt. Klima, Religion, Sprache ist hier einerley, und zwar in einem Lande von mäßiger Größe; allein wie groß ist nicht der Unterschied zwischen einem Venetianer und einem Römer; zwischen einem Genueser und Mailänder; zwischen einem Florentiner und Neapolitaner. Diese Verschiedenheit kann dem beobachtenden Reisenden nicht entgehen; allein nur durch einen langen Aufenthalt in diesem Lande kann er das Karakteristische der Bewohner eines jeden Staats kennen lernen, das aus der Art der Regierung und der Gesetze entspringt. So gewiß ist es, daß die Menschen alle Eindrükke mit oder wider ihren Willen annehmen, die ihre Regenten ihnen geben wollen; eine Wahrheit, die von den mehresten Gesetzgebern nicht erwogen worden, die ihre Allmacht verkannt haben.

Der Venetianische Unterthan wähnt in einem Freystaat zu leben, und spricht mit Abscheu vom Despotism' monarchischer Staaten; indessen wird er selbst mit einem eisernen Zepter regiert, den er noch vielmehr fühlen würde, wenn nicht die

Regierung Sorge trüge, ihn durch Lustbarkeiten zu zerstreuen, die, obgleich sie dem Staate durch den Zufluß der Reisenden große Vortheile gewähren, dennoch vorzüglich die Beschäftigung des Volks zum Gegenstande haben. Ohne diese so nöthige Zerstreuung würde der Venetianer, ungeachtet seiner aufgewekten Gemüthsart, ernsthaft wie der Engländer seyn. Er ist zurückhaltend, sobald von einer andern Materie als von diesen Vergnügungen die Rede ist. Die Furcht vor der Staatsinquisition und ihren Spionen hält seine Zunge in Fesseln. Dieses fürchterliche Tribunal, das ohne Untersuchung verdammt, ist indessen zur Erhaltung der aristokratischen Macht unentbehrlich, und schützt zugleich den Bürger gegen die Gewaltthätigkeiten der Edlen. Gegen Fremde aber hat die Strenge dieses Gerichts gegenwärtig sehr nachgelassen. Man begnügt sich, ihre Indiscretion mit Landesverweisung zu bestrafen. Sie werden des Nachts arretirt, und ohne weiteres Verhör von Sbirren über die Gränze gebracht. Bey dem großen Verfall des Venetianischen Handels sind die Besuche der Fremden, der größte Nahrungszweig der Nation; es waren daher mildernde Maximen sehr nöthig, um sie nicht von einem Lande entfernt zu halten, das sie schlechterdings nicht entbehren kann.

Im Jahr 1774 wurden vom Senat alle Hazardspiele verboten. Der Ruin vieler edlen Familien, die durch diese Sucht in die äußerste Armuth gestürzt worden, machte dieses Verbot nothwendig. Da indessen in dem darauf folgenden Karneval Venedig wenig besucht ward, so wurde man so sehr dadurch beunruhigt, daß die Widerrufung des Spielgesetzes im großen Rath in Vorschlag gebracht wurde; und nur durch eine Mehrheit von zwo Stimmen ward das Gesetz bestätigt. Der Kaiser kam nebst allen seinen Brüdern gleich darauf nach Venedig. Da dieses nun eine erstaunliche Menge von Fremden wieder dahin zog, und man die Lustbarkeiten vermehrte, überdem auch das Spiel in allen Provinzen Italiens verboten ward; so trat dieses berühmte Karneval wieder in seine alten Rechte, von Fremden vorzüglich besucht zu werden.

So

So sehr es indessen Menschen aus allen Ländern hinlokt, und so sehr es auch gerühmt, citirt und besungen ist, so hat doch noch kein Reisender es kaltblütig analysirt, um denjenigen, die es nicht gesehen, das Karakteristische desselben begreiflich zu machen. Eine Beschreibung obenhin, wie man sie gewöhnlich ließt, oder eine Lobrede in allgemeinen Ausdrükken ist hiezu nicht hinreichend. Mit Gefahr also — da es um Wahrheit zu thun ist — für einen schwermüthigen Beobachter gehalten zu werden, will ich hier keine langweilige Erzählung, sondern das Auszeichnende dieses berühmten Karnevals anzeigen, und es sinnlich darzustellen suchen.

Die Lustbarkeiten sind: 1) Schauspiele, 2) Bälle, 3) die Vergnügungen des Markusplatzes, wozu denn noch bey Besuchen großer Fürsten zuweilen eine Ragatta oder Wettrennen in Böten kommt.

Die Schauspiele, die man hier in sieben Theatern sieht, bestehen in ernsthaften und in komischen Opern; in Balletten, Komödien, Farcen und Marionetten-Spielen. Die drey erstern Gattungen kommen in keine Betrachtung, für jemand, der solche Schauspiele an den großen deutschen Höfen, in London, ja selbst in Neapel, Rom, Turin und Florenz gesehen. Eine Anzahl Sänger, Tänzer und Tonkünstler treten zusammen, und borgen von Juden und Christen zu 20, 30 und mehr pro Cent, das von der Regierung zum Depot festgesetzte Geld. Es dient zur Entschädigung für die von ihnen gedungenen Schauspieler, wenn es übel geht. Ein Fall, der sich nicht selten ereignet, denn da man nicht einen einzigen Sänger mehr hat, als nöthig ist, die Rollen zu besetzen, so kann die geringste Heiserkeit der Stimme eines Hauptsängers, oder ein andrer geringer Zufall die Societät ruiniren und alle ihre Hoffnungen vereiteln. Bey Höfen geschehen in solchen Fällen Abänderungen, man weiß sich zu helfen; allein hier ist dieses nicht möglich. Da der Theater so viele sind, so bleibt dieses unglückliche verlassen, und wenn auch das Uebel durch die Wiederherstellung

des Sängers, oder auf andre Art gehoben wird, so ist doch der Kredit für dieses Karneval größtentheils verloren. Bey so bewandten Umständen kann man sich leicht vorstellen, wie sparsam alles eingerichtet ist; wodurch es denn fast unmöglich wird, ein einigermaßen kompletes Schauspiel, wie man an oben erwähnten Höfen gewöhnlich sieht, darzustellen. Bisweilen sind die musikalischen Rollen sehr gut besetzt; allein die Kleider sind elend und die Auszierungen des Theaters erbärmlich. Wird ein Maler ein Mitglied der Societät, so wird dieser Theil des Schauspiels hervorstechend; die Dekorationen sind prächtig, allein die Sänger können nicht singen, und ihre Tänzer nur springen. Wenn man noch hiezu gewisse Unanständigkeiten rechnet, die nirgends als in den hiesigen Theatern in Gebrauch sind, und die unbequeme Zeit des Schauspiels betrachtet, das erst nach zehn Uhr Abends anfängt; so muß man gestehn, daß diese Theatervergnügungen nicht sehr beneidungswürdig sind. Die übrigen dieser Lustbarkeiten verdienen kaum Erwähnung. Gegen eine sogenannte Comedia di Carattere, werden zehn Farcen gegeben, wo die unsinnigsten Zoten von Signor Pantalone, Arlechino, Tartaglia, u. s. w. extemporirt werden. Die Schauspieler dieser Rollen werden gut bezahlt, dahingegen die andern es blos nothdürftig sind; daher kommt es, daß die beste Truppe in Italien, die jezo die Sacchische ist, nicht mit der schlechtesten von den stehenden Theatergesellschaften in Deutschland verglichen werden kann. Die heftige Leidenschaft nicht allein der Venetianer, sondern aller Italiäner, für diese Possenspiele, ist unglaublich. Bey ernsthaften Stükken ist das Haus leer; sobald aber diese Lieblingsspiele aufgetischt werden, sind Logen und Parterre angefüllt; es herrscht die äußerste Stille, und alles ist Ohr. Dieses erstreckt sich auch auf die Marionettentheater, die nicht etwan bloß für den Pöbel sind, denn selbst Damen vom ersten Rang stellen sich ein.

Die Redouten haben seit Abschaffung der Hazardspiele nichts vorzügliches. In Neapel, Rom, Wien und London sind sie weit glänzender. Die Menge der Fremden kommt hier

in

in keine Betrachtung, sie vermehren zwar den Zulauf, allein nicht die Pracht solcher Ergötzlichkeiten, die nur von einem reichen und zahlreichen Adel zu erwarten ist.

Die Vergnügungen des Markusplatzes, bestehen theils in der allgemeinen Maskerade, theils in den Uebungen der Taschenspieler, Gaukler und Ringer. Die sonderbare Lage von Venedig zwingt jedermann, der sich eine Leibesbewegung machen will, seine Zuflucht zum Markusplatze zu nehmen; er müste denn Lust haben, sich in den äußerst engen und stinkenden Gassen herumstoßen zu lassen. Da dieses also das allgemeine Rendezvous zu allen Zeiten des Tages ist, und die Vornehmsten sowohl als der niedrigste Pöbel, sich dieses Spazierganges bedienen müssen; so ist die natürliche Folge, daß dieser in der That prächtige Platz, den Fremden in kurzer Zeit als der ennuyanteste Flek des Erdbodens vorkommen muß. Die ungeheure Anzahl Menschen, die in der Karnevals-Zeit in diesem kleinen Bezirk beständig versammlet sind, verursacht ein solches Gedränge, daß man oft unfähig gemacht wird sich umzusehen, vielweniger die Gegenstände genau zu betrachten. Das entsetzliche Gewühl und Getöse der Menge, raubt alle Besonnenheit. Glücklich, wenn man noch einen der, vor den Kaffehäusern stehenden Stühle erwischen kann, um Othem zu schöpfen. Wenn man sich diese ermüdende Einförmigkeit und die ausnehmende Unbequemlichkeit vorstellt, die die Appanage dieses Platzes ist, so muß man gestehen, daß das Vergnügen, das der Anblik einer zahllosen Menge Masken gewährt, wovon noch ein großer Theil in Venetianischen Domino's, und also uniform gekleidet ist, nichts sehr anziehendes haben kann. Aus dieser Skizze kann man schließen, wie wenig dieses berühmte Karneval seinem Ruhm entspricht.

Die Venetianische Messe, die gewöhnlich am Himmelfahrtstage anfängt und vierzehn Tage dauert, ist auch eine Art von Karneval; allein mit dem Unterschiede, daß keine Karakter-Masken, sondern blos Venetianische Domino's zu tragen

gen erlaubt sind. Diese Messe würde nicht sehr besucht werden, besonders da sie in der schönsten Jahreszeit gehalten wird, wo die Landlust am angenehmsten, und Venedig der unangenehmste Aufenthalt von der Welt ist; allein durch eine weise Politik hat man die prachtvolle Ceremonie der Vermählung des Doge mit dem Adriatischen Meere damit verbunden, die außer den Fremden von entlegenen Ländern, alle müßige Leute von der Terra Ferma dahin zieht, und sollten sie auch nur einige Tage daselbst bleiben.

Im Jahr 1775 war die Anzahl der Angekommenen den Tag vor dem Himmelfahrtstage 42,480, ohne die vorhergehenden Tage zu rechnen. Da die Fahrt wegen der Sicherheit bloß bey schönem Wetter geschieht (bey schlechter Witterung wird sie aufgeschoben); so läßt sich in der That kein herrlicherer Anblick denken, als dieses Schauspiel. Die Kriegsschiffe, aus dem Arsenal gezogen, mit Wimpeln und Flaggen geziert, formiren eine Linie, und begrüßen mit Kanonen und Musik den Bucentaur, indem er von vielen tausend Gondeln begleitet vorüberfährt, bis sie von denen am Meere liegenden Kastelen mit Kanonen und Musketenfeuer abgelöset werden. Der Kaiser sahe in vorbemeldtem Jahre dieser Feyerlichkeit in einer schlechten Gondel zu. Er hatte alle Ehrenbezeugungen und Feste verbeten; indessen ward doch auf dem großen Kanal, an welchem er in einem Wirthshause logirte, eine Ragatta gehalten.

Diese von den Venetianern so ausgeschriene Lustbarkeit, ist die unbedeutendste Sache von der Welt. Bloß die Zuschauer, die die Häuser und Ufer des Kanals anfüllen, und die aus den Fenstern hangende Tapeten, nebst einigen, dem Adel gehörigen, schön geschmückten Fahrzeugen, die den Kanal auf und niederfahren, machen einen sehenswürdigen Anblick. Die Sache selbst ist ein Wetrennen in gemeinen Böten, worinn sich bloß ein Mensch befindet, der seine Kräfte anstrengt, sein Bot vorwärts zu bringen. Beim Auslaufen waren damals zwanzig Böte, wovon aber die mehresten bald zurückblieben, so daß bey den

der Brükke von Rialto sich nur noch fünf befanden. Dieses nennen die Venetianer, die eben so große Gaskonier, wie die an der Garonne sind: La famosissima Ragatta. Die drey ersten, die das Ziel erreichen, erhalten Preise, die alle zusammen nicht über hundert Zechinen betragen. Dieses und die Verzierung des Markusplatzes, woselbst die vorher abgesonderten Buden vereinigt, und mit Lampen versehen wurden, war alles, was die Republik bey dieser außerordentlichen Gelegenheit hergab. Die besagte Verzierung kostete 500 Zechinen; indessen war sie nicht für diese, sondern auch für alle künftige Messen. So ökonomisch weiß diese Regierung zu verfahren, und zwar zur Zeit, wo alle Zeitungen, ja selbst ihre eigenen, mit außerordentlichen, nie gesehenen Festen angefüllt waren.

Man ist gewohnt, mit Bewundrung von dem Arsenal in Venedig zu reden, und der Reisende sieht es für den ersten Gegenstand der Neugier in dieser Stadt an, da doch der unbefangene Beobachter hier nichts sieht, was nicht in andern Ländern unendlich besser wäre. Die Ursache dieser Illusion ist nicht schwer zu finden. Die Lage von Venedig macht es nothwendig, einen einzigen Platz zu den Arbeiten und Bedürfnissen des Krieges zu bestimmen. Dieser Platz, mit einer Mauer umgeben, heißt das Arsenal. Man findet darinn, außer dem nöthigen Kriegsvorrath aller Art, die der Republik gehörigen Linienschiffe, Galeassen, Galeeren, Galiotten und andre Kriegsschiffe; ferner eine Stückgiesserey, eine Gewehrfabrik, eine Salpetersiederey, Manufakturen von Segeltuch, Schifsthauen rc. kurz, alles was zum Kriege zu Wasser und zu Lande gehört, und an andern Orten zerstreut ist, trift man hier vereinigt an. Wenn man nun alle Werkstätte dieser Arbeitsleute, die Garnisonskasernen, die Admiralitätswerfte, wo die Schiffe gebaut und ausgebessert werden, die Schiffszimmerleute und Soldaten dazu nimmt, die alle in diesem Bezirk wohnen, so kann man sich vorstellen, wie sehr dieses ungeheure Ganze die Augen blendet; obgleich es nichts enthält, was man nicht alles in weit größern Verhältnissen, aber zerstreut, ich will nicht sagen, in

Portsmouth, Chatam und Brest, ja selbst in Kopenhagen findet. Vielleicht hatte im 14ten und 15ten Jahrhundert dieses Arsenal in Europa nicht seines gleichen, und verdiente den großen Ruf; allein wie sehr haben sich diese Zeiten geändert!

Eine kleine Anzahl des Venetianischen Adels ist reich, die übrigen sind arm, und zum Theil so sehr, daß viele unterm Dache zur Miethe wohnen, ihre Lebensmittel sowohl selbst kaufen als zubereiten, und bloß vom Verkauf ihrer Wahlstimme leben, die der Aermste sowohl als der Reichste im Senat geben kann, und die das vornehmste Prerogativ seines Adels ist. Indessen ist selbst bey dem Armen der Hochmut und die Insolenz außerordentlich. Das Vorrecht, nicht körperlich angetastet zu werden, veranlaßt ihn bisweilen zu Beleidigungen, die in keinem Lande von Europa ungeahndet bleiben würden. Ein französischer Edelmann stieß im Gedränge des Markusplatzes einen Venetianischen Edeln ein wenig an, der ihn darauf beim Arm nahm und frug: welches Thier er für das plumpste hielte? Der Franzos, bestürzt über dieses Betragen, antwortete: er glaubte daß es der Elephant wäre. Nun Herr Elephant, erwiederte der Edle, lernen sie behutsamer gehen, wenn sie einem Venetianischen Nobile begegnen. Wer bey solchen Gelegenheiten sich als den Beleidigten zeigen wollte, würde sich üble Folgen über den Hals ziehen. Die ältesten Familien der Terra ferma, worunter viele Reichsgrafen sind, werden mit gleichem Hochmuth von diesen Noblen behandelt, die sich, wenn gleich in der größten Dürftigkeit, dennoch den Fürsten gleich schätzen. Diese überhand nehmende Armuth veranlaßte den Senat 1775 das goldne Buch zu erösnen, worinn die Namen der neuen Edeln geschrieben werden; ein Mittel, das man schon oft gebraucht, den Adel mit reichen Mitgliedern zu rekrutiren und den Schaz zu vermehren. In dem lezten Türkenkriege war der Preis dieses Adels 100,000 Zechinen. Viele Kaufleute in Venedig benuzten diese Gelegenheit, und gaben für ihr Diplom diese große Summe mit Freuden. Allein diesesmal verfuhr man auf eine andere Art, man verlangte bloß Kandidaten von ihrem Adel

des

des festen Landes, und kein Geld. Die Bedingungen waren: Vier Ahnen, 10,000 Venetianische Dukaten Einkünfte und ein beständiger Aufenthalt in der Stadt Venedig. Diese lezte Bedingung, die wegen der Staatsverfassung unumgänglich nöthig ist, verursachte, daß sehr wenige an dieser Gnade Antheil nahmen.

Der Verfall des Staats ist bey keiner Nation in Europa so auffallend wie in diesem Staate. Abnahme der Handlung, der Staatseinkünfte, elende Seemacht, noch elendere Landmacht und wenig politische Achtung von auswärtigen Mächten. Sie wurden auf eine sehr sonderbare Weise vor wenigen Jahren an ihre Sterblichkeit erinnert; eine Begebenheit, die, obgleich außerordentlich, dennoch in Deutschland gar nicht bekannt geworden, und gewiß als Beitrag zur Geschichte merkwürdig ist.

Venedig war noch niemals seit dreyzehn Jahrhunderten innerhalb seinen Lagunen gedemüthigt worden; es war dem Grafen Alexis Orlow vorbehalten, es in unsern Tagen zu thun. Da er im Jahre 1772 die Rußische Flotte im Mittelländischen Meere kommandirte, that er eine Reise nach Venedig. Er kaufte daselbst viele Munition, Gewehr und andre Bedürfnisse für die Flotte, und warb heimlich Montenegriner und Albaneser an, um auf derselben zu dienen. Dieses Betragen beunruhigte die Republik, die den glücklichen Succeß der Rußischen Waffen im Archipelago noch als sehr zweifelhaft ansah und der Pforte keine Ursache zu klagen geben wollte. Man verlangte daher vom Grafen, daß er umgesäumt Venedig verlassen sollte. Seine Antwort war: er würde abreisen, wenn es ihm gelegen seyn würde. Er befahl indessen seinen Offiziers, deren er mehr als hundert bey sich hatte, sich zu bewaffnen, um im Nothfall Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Der beleidigte Stolz der Regierung, bey einer solchen unerhörten Widersetzung, ließ jede Gewaltthätigkeit vermuthen. Die Sache wurde im Senat erwogen; da man aber zu viel Bedenklichkeiten hatte, sich durch Macht Gehorsam zu verschaffen, so schritt

man zu gelindern Mitteln. Er ward durch Deputirte im Namen der Republik gebeten, sich mit seinem Gefolge zu entfernen, da man der strengen Neutralität, die man bey diesem Kriege beschlossen, nicht zuwider handeln wollte. Der Graf antwortete: daß eine Vorstellung und Bitte dieser Art auf ihn vielleicht Eindruck gemacht haben würde, wenn nicht ein Befehl vorhergegangen wäre. Er nähme von Niemanden Befehle an, als von seiner Monarchin, und würde abreisen, wenn es ihm gefallen würde. Hiebey blieb es, und man fand nicht rathsam die Sache weiter zu treiben.

In allen großen Städten der Welt, ist ein Hauptgegenstand der Polizey, das gemeine Volk im Zaum zu halten; wo Gerichtsdiener nichts ausrichten, braucht man Soldaten. In Venedig aber ist es ein großer Theil des gemeinen Volks selbst, worauf die Regierung im Fall der Noth ihr ganzes Vertrauen setzt. Die wunderbare Lage der Stadt, ist hievon die Ursache; denn sie veranlaßt die Nothwendigkeit, eine ungeheure Menge Bootsleute zu brauchen, die unter dem Namen der Gondoliers bekannt sind und eine besondre Klasse von Menschen ausmachen. Man rechnet 40,000 derselben in Venedig; eine Anzahl, die fast unglaublich ist, da die ganze Volksmenge sich nicht über 120,000 Seelen erstreckt.

Man begünstigt diese Gondoliers auf alle Weise, sieht ihnen ihre Vergehungen nach, ein großer Theil derselben steht im Solde des Adels, und durch alle diese politischen Maximen ist man dahin gelangt, daß sie dem Senat äußerst ergeben und seine stärksten Stützen sind. Obgleich ein Gondolier Tag und Nacht auf dem Meere fährt, so ist er dennoch unfähig Matrosendienste zu thun. Seine Talente erstrekken sich nur auf seine Gondel. Diese geschickt zu führen und durch erlaubte und unerlaubte Mittel ein Handlanger verliebter Unternehmungen zu seyn, weiter gehen seine Wünsche nicht. Diese Leute sind unentbehrlich, wenn man mit Sicherheit verliebten Abentheuern nachgehen will. Ohne ihre Hülfe ist Meuchelmord oft die Folge

einer

einer Galanterie. Da sie alle Krümmungen und Winkel der Kanäle und Straßen kennen, so erleichtern sie die Flucht und dekken die Retraite. Viele unterhalten geheime Verständnisse mit den Gouvernanten und Kammermädchen, und verschaffen Strickleiter und falsche Schlüssel.

Die Freudenmädchen, machen eine andre Klasse des Volks aus, die den besondern Schutz der Regierung genießt. Sie gehören auch zu den Karnevalsvergnügungen, das ohne sie nicht wohl bestehen könnte. Die mehresten von diesen Unglücklichen werden von ihren Eltern in ihrer zartesten Kindheit verkauft; diese machen einen regelmäßigen Kontrakt in Gegenwart eines Notars, welcher vor allen Tribunälen gültig ist, sie als Jungfern in einer festgesetzten Zeit gegen Bezahlung einer bestimmten Summe zu liefern. Der Preis ist mehrentheils von 100 zu 200 Zechinen. In diesem Kontrakt wird gewöhnlicher Weise die Armuth der Eltern erwähnt, und der Bewegungsgrund angeführt, daß man dem Mädchen dadurch eine Aussteuer verschaffen wolle, um sich hernach ehrlich verheirathen zu können; allein dieses ist ein bloßer Vorwand, denn die Eltern behalten das Geld und die Töchter bleiben im Bordel. Diese Vestalen beobachten sehr genau ihre Fasten und haben ihren besondern Schutzheiligen, unter dessen Schutze sie ihre Geschäfte mit gutem Gewissen treiben.

Für die Mönche ist Venedig ein wahres Paradies. Sie maskiren sich im Karneval, besuchen die Schauspiele, halten ihre Maitressen und thun überhaupt was ihnen gut dünkt. In keinem katholischen Lande ist die Kirchendisciplin so schlecht. Verschiedene Bischöfe haben es versucht, diesen Ausschweifungen Einhalt zu thun, haben aber nichts ausrichten können, und man versichert vielleicht nicht ohne Grund, daß die Regierung selbst heimlich diese guten Absichten verhindert habe. Es scheint eine Staatsmaxime des Senats zu seyn, der auf alles eifersüchtig ist, was seine Autorität schmählern kann, den Geistlichen nicht zu viel Ansehen beim Volk zu verschaffen; ein Vorrecht, das in allen katholischen Staaten große Zerrüttungen veranlaßt

anlaßt hat, wovon Venedig glücklicherweise frey geblieben ist. Daher läßt sich die große Nachsicht gegen die ausschweiffende Lebensart der Geistlichen erklären; daher auch die innere Ruhe bey den oft aufs äußerste getriebenen Streitigkeiten mit den Päbsten. Durch dieses zügellose Betragen, wird die Achtung gegen diesen Stand sehr verringert, und der Senat erhält sein Ansehen ungetheilt. Ihr Sprüchwort ist bekannt: Siamo Veneziani e poi Christiani; Wir sind erst Venetianer, und denn Christen.

Ueberhaupt macht sich das Volk in Venedig wenig aus Gott, noch weniger aus dem Pabst, aber sehr viel aus dem heiligen Markus. Dieser Heilige ward zum Schutzpatron der Stadt gewählt, sobald sein Körper aus Alexandria dahin gebracht wurde. Vor diesem war der heilige Theodor ihr Schutzpatron; aber ihre Eitelkeit war mit einem solchen gemeinen Heiligen nicht zufrieden; in der Kindheit der Republik war er allenfals gut genug, aber da sie groß und blühend wurde, verlangten sie einen Heiligen vom ersten Range. Man ließ also den Körper des H. Markus nach Venedig kommen, baute ihm eine prächtige Kirche und verabschiedete den alten Protektor.

So klein der Venetianische Staat ist, so wird doch, ihn zu regieren, alles angewandt, was nur die feinste Staatskunst erfinden kann. Nahe an einander liegende Städte werden von der Regierung auf eine äußerst verschiedene Weise behandelt; eine Politik, wovon sich in keinem Lande ein ähnlichs Beyspiel findet. Die Städte Vinzenza und Bergamo, wovon sich erstere freywillig der Republik ergeben, und leztere von unruhigen und verzweifelten Leuten bewohnt wird, die die geschicktesten Banditen in Italien sind, werden sehr gelinde behandelt. Diese immerfort dauernde Erkenntlichkeit gegen Vinzenza macht dem Senat Ehre; auch ist unter allen Städten, diese der Regierung am meisten ergeben. In Ansehung der Stadt Bergamo ist es nicht Grosmuth, sondern Furcht. Die Lage des Orts, der Karakter seiner Einwohner, die man oft in Haufen bewaffnet auf der Landstraße mit Kontrebande antrifft, machen diese Nachsicht eines ohnmächtigen

Staats

Staats nothwendig. In Verona ist man nicht sehr Venetianisch gesinnt, sondern wünscht lieber die Oberherrschaft des Oesterreichischen Hauses, dessen Staaten ans Veronesische Gebiet gränzen; daher wird auch ohne Nachsicht gegen sie verfahren, als gegen eine Stadt, von der die Dauer des Besitzes ungewiß ist. Man gab hier dem Kaiser im Jahr 1771 bey seiner Durchreise ein Fest, welches das einzige seiner Art war und ihn außerordentlich überraschte. Es war zwar nur ein Stiergefechte, allein es wurde im alten Römischen Amphitheater gehalten, das, wie bekannt, inwendig vollkommen gut erhalten worden ist. Der Kaiser hatte es schon mit Bewunderung gesehen, als er vom Gouverneur zum Schauspiel dahin eingeladen ward, dessen Detail man für den Monarchen ganz geheim hielte. Man führte ihn durch die alten Römischen Gänge, er sahe keinen Zulauf und ahndete nichts ungewöhnliches; auf einmal kam er zu seinem Sitze und erblickte in diesem engen Bezirk alle Einwohner der Stadt und der benachbarten Dörfer, die das Amphitheater von oben bis unten angefüllt hatten, und die sich sogleich erhoben und ihn mit Händeklatschen empfiengen. Ein Anblick, der den Kaiser so außer sich setzte, daß er die Hände über dem Kopf zusammenschlug.

Von allen Städten des Venetianischen Gebietes fühlt Padua das Unglück einer harten Regierung am meisten. Die stärksten Auflagen, die strengsten Gesetze, unerbittliche Strafe bey kleinen Vergehungen und Verhinderung aller Maaßregeln, die zum Wohl des Orts gereichen. Daher die unbeschreibliche Armuth einer Stadt, die an Größe wenigen in Italien nachsteht, und eine Bevölkerung von 40,000 Seelen hat. Auf solche Art rächt sich Venedig für alle Unruhen und Gefahren, die Padua, als es einst blühend und unabhängig war, ihr so viel Jahrhunderte lang verursacht hat.

Bey der jetzigen Europäischen Staatsverfassung kommt die Republik Venedig in keine Betrachtung, und ihre so lang erhaltene Unabhängigkeit, beruht bloß auf der Enthaltsamkeit ihres mächtigen Nachbars, in dessen Händen ihr Schicksal ist.

II. Beob-

II.

Beobachtungen über die Gebräuche und Alterthümer des alten Roms.

Ein so außerordentliches Volk, als das alte Römische war, zieht unsre Aufmerksamkeit so sehr an sich, daß man begierig nach allem forscht, was im geringsten Bezug auf dasselbe hat. Die verschiedenen Regierungsformen, die die Römer hatten; die großen Männer, die in jeder dieser Perioden erschienen; die Ursachen, welche ihre Größe und ihren Untergang bewirkten, sind eine unerschöpfliche Quelle von Unterricht, für den Feldherrn und den Staatsmann.

Ihr Privatleben ist eine geringere Art von Geschichte, die uns weder den Krieger, noch den Staatsmann zeigt; oder wenn wir ihnen begegnen, so ist es nicht in dem Lichte großer Männer, sondern in ihrem Privatkarakter, als Menschen, die ihre Staatskleidung weggeworfen, häusliche Vergnügungen genießen und ihre Privatgeschäfte verrichten.

In dem ersten und glücklichsten Zeitalter der Republik, waren die Römer alle Akkersleute, und alle Akkersleute waren Soldaten. In Friedenszeiten sahe der größte Theil die Stadt nur alle neun Tage. Sie kamen dahin, Nothwendigkeiten zu kaufen, und zu untersuchen, ob sie die Anordnungen des Senats genehmigen oder verwerfen sollten; welche im Kapitol sowohl als im Foro, drey Tage hinter einander angeschlagen waren, ehe sie zur Bestätigung vorgelegt wurden.

Die Römer lebten beinahe 460 Jahre, ohne eine andre Eintheilung des Tages zu kennen, als Morgen, Mittag und Abend. Sogar die Gesetze der 12 Tafeln erwähnen bloß Sonnen Auf- und Untergang. Einige Jahre nachher mußte allemal ein Gerichtsdiener der Konsuln, mit lauter Stimme den

Mittag

Mittag verkündigen, welchen die Römer damals nur bey schönem Wetter und nach der Sonnenhöhe unterscheiden konnten.

Es war nur im ersten Punischen Krieg, daß der erste Sonnenzeiger öffentlich in Rom auf einer Säule bey der Rednerbühne hingestellt wurde. Marcus Valerius Messala brachte ihn aus Sicilien nach der Eroberung von Catana, im Jahr Roms 477. Obgleich diese Sonnenuhr nach dem Meridian von Catana gemacht war, der von dem Römischen unterschieden, und daher die Stunden nicht genau anzeigte; so namen doch die Römer, so unvollkommen sie auch war, mit ihr 99 Jahre lang vorlieb. Diese Art Uhren waren nur bey klarem Wetter und bey Tage zu gebrauchen. Im Jahr Roms 595 führte Scipio Nasica zuerst eine Wasseruhr ein, welche die Stunden bey der Nacht sowohl als bey Tage anzeigte. Der Tag, wie auch die Nacht, waren jedes in 12 Stunden eingetheilt, ohne Unterschied der Jahreszeiten, so daß im Sommer die Stunden des Tages länger, und im Winter kürzer waren, als die Stunden der Nacht. Die erste fieng an mit Sonnen-Aufgang, die 6te mitten im Tage, und die 12te bey Sonnenuntergang; alsdann fieng die erste Stunde der Nacht an, die 6te war um Mitternacht, und die 12te gegen Aufgang der Sonne. Dies ist also der Ursprung der sonderbaren Art die Stunden zu zählen, der heutigen Italiäner, die hierin im ganzen Europa keine Nachahmer gefunden haben. Es ist bekannt, daß in Italien die erste Stunde in allen Jahreszeiten mit Einbruch der Nacht anfängt, und sofort bis 24 geht. —

Unter den Kaisern fiengen sie an gewahr zu werden, daß diese Eintheilung nicht bequem wäre; nach und nach führten sie die Methode ein, die 24 Stunden von Mitternacht zu Mitternacht zu zählen. Es scheint, daß dieser Gebrauch schon unter der Regierung Adrians eingeführt war.

Die Römer wandten die ersten Stunden des Tages zu den wesentlichsten Pflichten der Religion an. Die Tempel waren vor jedermann offen, und oft schon vor Tages Anbruch erleuchtet.

leuchtet. Ihr Gottesdienst daselbst bestand theils in öffentlichen, theils in Privatgebeten zu ihren Göttern, in Darbringung von Opfern, im Räuchern und in Hymnen, welche Kinder beyderley Geschlechts, zu ihrem Lobe sangen. Indessen widmeten sie nicht allein den Göttern die ersten Stunden des Morgens; denn sie wandten auch einige auf die Erfüllung der verschiedenen Pflichten, die ihr Stand und ihre Verhältnisse erforderten. Es war in Rom so wie allenthalben; die Kleinen warteten den Großen auf, die Armen den Reichen, das Volk den Magistratspersonen.

Wenn man das gewöhnliche Leben eines Bürgers betrachtet, so scheint es, daß der größte Theil derselben, den Morgen theils in den Tempeln, theils in den Pallästen der Großen zubrachte, daß sodann ein jeder seinen Verrichtungen nachgieng, und daß sie den übrigen Tag, zu Besuchen, Spaziergängen, Bädern, Festen, Vergnügungen und Leibesübungen bestimmten. Dieses währte bis zur 9ten Stunde des Tages, und sodann begab sich ein jeder nach den öffentlichen und Privatbädern. In letztern hatten sie alle Freyheit, und jeder war seinem Willen überlassen. Was aber die öffentlichen Bäder betrift, so wurden sie allemal nach dem Geläute einer Glokke, zu einer gewissen Stunde geöfnet, und diejenigen, die zu spät kamen, mußten erwarten, sich in kaltem Wasser zu baden.

Es war erst im Jahr Roms 441, daß man zum erstenmal Wasser dahin führte, und zwar durch eine Wasserleitung, die der Censor Appius Claudius bauen ließ, von welchem auch das Wasser Aqua Appia genannt wurde. Die Quelle davon war zwey deutsche Meilen von Rom, im Gebiet von Tusculum, nunmehr Frescati. Bis dahin waren die Römer mit dem Wasser der Tiber, und mit dem Wasser der Quell- und Springbrunnen in der Stadt und deren Nachbarschaft zufrieden gewesen.

Die Anzahl der Wasserleitungen wurde nachher vermehrt. Agrippa, da er unter dem August, Aedil war, stellte nicht allein

allein die alten Wasserleitungen wieder her, welche sehr verfallen waren, sondern baute auch eine neue, welcher er den Namen Aqua Iulia gab, und die sich über drey deutsche Meilen erstreckte. Um den Gebrauch dieser Wasser in der Stadt zu erleichtern, ließ er 700 Bassins, 105 Springbrunnen und 130 Wasserbehältnisse machen. Alle diese Werke wurden mit Säulen und Statuen geziert; eine Bestimmung dieser Meisterstükke, die, wie Plinius sagt, weit schicklicher ist, als in den Gärten und Landhäusern der Privatpersonen eingeschlossen zu seyn.

Diese Wasserleitungen waren von Ziegel gebaut, und das Wasser floß entweder unter der Erde, oder über derselben, auf großen Bogen. Sie führten das Wasser nach Rom in Rinnen von Metal, oder Bley, von einer Entfernung von 6, 8, 12 auch mehr deutschen Meilen. Dieses Wasser, wurde in Behältnissen aufgefangen, die man Castella hieß.

Die Bäder werden mit Recht unter die bewunderungswürdigsten Werke der Römer gezählt, und flößen uns noch jetzt, selbst in ihren Trümmern, Erstaunen und Ehrfurcht ein. Sie wurden im blühendsten Zustande des Reichs aufgeführt, unter Fürsten, die durch ihren Ehrgeiz gereizt wurden, ihre Vorgänger zu übertreffen; sie schmeichelten dadurch dem Volk, für dessen Gebrauch sie bestimmt waren, und zeigten ihre Pracht.

Die Tempel waren gottesdienstlichen Gebräuchen und Ceremonien gewidmet; die Theater, Amphitheater, Basiliken ꝛc. hatten alle ihre verschiedene Bestimmungen; aber in den Bädern, scheinen alle diese vereinigt gewesen zu seyn. Außer der ungeheuren Anzahl von Gemächern und andern Badenothwendigkeiten, waren sie mit geräumigen Sälen und Porticis zum Spazieren versehen, wie auch mit Sitzen für die Zusammenkünfte der Philosophen. Die besten Bibliotheken der Stadt wurden dahin gebracht, und das Volk wurde daselbst mit theatralischen Vergnügungen und Fechterspielen belustigt. *)

Auf

*) „Um sich von der Größe dieser erstaunenswürdigen Gebäude, „einen Begrif zu machen, muß man wissen, daß in den Bä-

Auf der Nordseite der Bäder war gewöhnlich ein großer Bassin, genannt Natatio, in welchem man nicht allein baden, sondern auch bequem schwimmen konnte. Bisweilen fand man diese Bassins auch in Privatbädern. Man weiß, daß Cicero und der jüngere Plinius dergleichen hatten. Sonst waren diese Privatbäder der Reichen größtentheils sehr prächtig, sie stießen gewöhnlich ans Tafelzimmer, weil es gebräuchlich war vor dem Essen zu baden, wie auch Freunden und Eingeladenen es anzubieten. Man bediente sich vier Arten von Bädern: das Schwitzbad, das heiße, das lauliche und das kalte Bad. Man salbte sich mit wohlriechendem Oel vor und nach dem Baden, und sodann machte man die Leibesübungen, welche vornemlich im Ballspiel bestanden.

Nichts übertraf in den Bädern der Kaiser die Pracht ihrer Säle. Die Dekke derselben unterstützten Granitsäulen, der Fußboden war von mosaischer Arbeit, und die Wände, mit den seltensten Marmorarten bekleidet, prangten überdem mit den größten Meisterstükken der Malerey und Bildhauerkunst. Die Zimmer, wo die Badenden gerieben und geräuchert wurden, waren ebenfalls mit diesen herrlichen Kunstwerken angefüllt; ja sogar die Oerter, wo man das Oel und Rauchwerk aufbehielt, waren auf das treflichste geziert. Die Gallerien und Porticus dienten zur Garderobe, wo man wegen des großen Zulaufs

„dern des Kaisers Caracalla, sich 20,000 Menschen zu gleicher „Zeit baden konnten. Die Ruinen derselben, die noch jetzo zu „sehen, und von allen Bädern am wenigsten verfallen sind, „zeigen uns genau ihren ungeheuren Umfang. In den Bä„dern des Kaisers Diokletian, hat man den Raum, der den „großen kaiserlichen Saal einnahm, zu einer Kirche umgebildet, „die den Kartheusern gehört; diese Ausführung ist ein Meister„stück des Michel Angelo, der der Kirche dieselbe Größe des „alten Saals gegeben, und vier sehr große Granitsäulen, die „in der Mitte desselben stunden, unverrückt auf ihrem Platz ge„lassen hat, so daß sie noch jetzt im Mittelpunkte der Kirche „stehen.“

Zulaufs Leute miethen mußte, die Kleider der Badenden zu bewahren. Die Gefäße und Geräthschaften aller Art entsprachen vollkommen dieser Pracht. Die Bäder selbst waren von Granit und Porphyr; einige waren fest, andre beweglich; unter diesen letztern waren freyhängende, um durch eine leichte Bewegung das Vergnügen des Bades zu vermehren.

Im ersten Zeitalter Roms, lebten die Römer mehrentheils von Gartengewächsen und Milch, und aßen nur Fleisch bey außerordentlichen Gelegenheiten; sie hatten auch eine grobe Art von Gemüse, welches sie pulmentum nannten, und das ihnen anstatt Brod diente. Die Zeit des Abendessens war die zehnte Stunde des Tages. Bisweilen folgte eine Art von Collation, genannt Camessatio. Der Ort, wo man es zu sich nahm, war ein Vorhof, zum Theil offen und also jedermanns Blikken bloßgestellt. Ein Privatzimmer würde die Schwelgerey begünstigt haben. Im Sommer speißten sie oft unter schattichten Bäumen. Ihre Tische, nur von einem Fuße unterstützt, waren anfangs von gemeinem Holz, vierekkigt, vier Fuß lang und breit; nachher hatten sie runde und ovale, die kunstreich gearbeitet, mit Schnitzwerk versehen und mit Zitronenholz, Elfenbein und Muscheln ausgelegt waren; ihre Teller waren von Silber, Gold und kostbaren Steinen. Die Tische waren nicht bedekt, allein bey jedem Gang der aufgetragen ward, wurden sie sorgfältig mit einem Schwamm abgewischt. Es war erst zu den Zeiten der Kaiser, daß sie dieselben mit Gold und Purpur durchwürkten Dekken belegten.

Im ersten Zeitalter saßen sie auf gemeinen Bänken, so wie Homers Helden, oder wie Varro sagt, nach dem Beyspiel der Lacedemonier und Kretenser. Nachher nahmen sie den Gebrauch an, auf kleinen Betten bey ihren Mahlzeiten zu liegen, welches sie von den Asiatern lernten. Das Frauenzimmer glaubte anfänglich, daß diese Neuerung mit ihrer Sittsamkeit nicht bestehen könnte; sie blieben daher noch lange bey ihrer alten Gewohnheit, die sie ihrem Geschlecht anständiger zu seyn

 glaubten.

glaubten. Valerius Maximus erzählt, daß bey den feyerlichen Festen, die den Göttern und Göttinnen zu Ehren angestellt wurden, diese Gottheiten sich nach den menschlichen Gebräuchen bequemten, daß man den Jupiter auf ein Bett legte, hingegen der Juno und Minerva Stühle gab; *) aber seit der Zeit der ersten Cäsarn, bis zum Jahr 320 der christlichen Zeitrechnung, folgten die Weiber dem Gebrauch der Männer, und legten sich ebenfals bey Tische.

Die jungen Leute, die noch nicht die männliche Kleidung bekommen hatten, wurden noch lange unter der alten Disciplin gehalten. Man setzte sie bey Tische, am Bettrande ihrer nächsten Verwandten, hinter deren Rükken sie sich ausstreckten. Sie stützten sich auf den linken Elbogen und brauchten die rechte Hand zum essen. Man hieng über den Tisch eine Dekke, um vom Essen den Staub abzuhalten. Ehe sie Platz nahmen, zogen sie ihre Schuhe ab, und setzten sie unters Bette, um die reichen Dekken, die auf demselben lagen, nicht zu beschmutzen; sie zogen sie wieder an wenn sie vom Tische aufstanden. Plautus sagt in einem seiner Lustspiele: „Ich befinde mich jetzo besser; ziehe meine Schuhe ab und gieb mir zu trinken". Und kurz nachher: „Geschwind, gieb mir meine Schuhe und nimm hurtig den Tisch weg".

Wenn die Gäste Platz genommen hatten, so wurden Küchenzettel unter ihnen ausgetheilt, und man setzte ihnen Becher vor.

*) In großen Gefahren oder nach glücklichen Vorfällen gab man den Göttern feyerliche Feste, entweder um ihren Beystand anzuflehen, oder ihnen Dank zu sagen. Priester, genannt Septemviri Epulones, hatten den Vorsitz bey diesen Festen und ordneten alles an. Man setzte in den Tempeln einen runden Tisch mit Sitzen und Betten, mit Tapeten und Küßen belegt, auf welche sie die Bildsäulen derjenigen Götter und Göttinnen legten, die zum Feste eingeladen waren. Eine grausame Pest, die im Jahr Roms 356 entsetzlich in der Stadt wüthete, gab zu dieser Ceremonie Anlaß, welche nachher fleißig beobachtet wurde.

vor. Diese Becher wurden von einem Schenktisch geholt, der mit allerley Gefäßen von Gold und Silber beladen war, deren zierliche Arbeit einen größern Werth als die reiche Materie selbst hatte. Crassus hatte silberne Gefäße, wovon er die Arbeit für jedes Pfund auf 6,000 Sesterzien *) bezahlt hatte. Darunter waren besonders zwey Becher merkwürdig, sie waren das Werk Mentors, eines berühmten Künstlers, und kosteten 100,000 Sesterzien **).

Wenn man zum Abendessen eingeladen war, so gieng man in Begleitung eines Sclaven hin, der die Serviette trug und sie auch wieder zurückbrachte, aber niemals ledig, sondern mit eßbaren Dingen angefüllt. Bisweilen schikte man sogar während dem Essen etwas davon seiner Frau, seinem Nachbar, oder Freunde. Das erste was bey der Tafel geschah, war eine Libation, wobey man etwas Wein auf den Tisch goß, zu Ehren der Götter, die man dabey anflehte. Außer den Hausgöttern, wurden auch Hercules und Mercurius in kleinen Bildern auf die Tafel gesetzt, für deren Schutzgötter (Genii mensæ) sie gehalten wurden, und für welchen man auch die Libationen machte. Neben diesen Bildern schüttete man etwas Salz, um die Tafel einzuweihen. Sie sahen das Salz als eine heilige Sache an, und wenn es vergessen, oder verschüttet wurde, so hielt man die Tafel für entweiht und fürchtete ein Unglück; ein Aberglaube der von den Griechen herkam, und der noch bey vielen heut zu Tage herrscht.

Die Römer hatten bey ihren Gastmählern gewöhnlich drey Gänge, den Nachtisch mit eingerechnet. Sie fiengen mit Eyern an und endigten mit Früchten. Der erste Gang bestand aus frischen Eyern, Spargel, Oliven, Austern, Salat ꝛc. Sie kochten den Spargel wenig, so wie wir. Wir wissen diesen kleinen Umstand, von einem Sprüchwort Augusts, welcher,

*) Ungefähr 190 Thlr. Das Römische Pfund hatte nur 12 Unzen.
**) 3160 Thlr.

cher, wenn er eine Sache sehr beschleunigt haben wollte, sich der Worte bediente: „Du mußt nicht mehr Zeit dazu nehmen, als nöthig ist, Spargel zu kochen." Der zweyte Gang enthielt Ragouts und gebratene Speisen, mit welchen sie immer auch einige Schüsseln Fisch aufsetzten, ein Lieblingsgerichte der Römer, ohne welches das beste Gastmahl gering geschätzt wurde. Im dritten Gange setzte man Früchte, Konfekte, und alle diejenigen Lekkereien auf, welche die Römer Dulciaria und Bellaria nannten.

In den ersten Zeiten der Republik war der Gebrauch bey den Festen, das Lob großer Männer zu singen, wobey die Flöte und Leyer mit einstimmten; aber kaum hatten die Römer Asien erobert, als Possenreisser, Taschenspieler, Tänzer, Pantomimen und Instrumentenspielerinnen Mode wurden, welche zu einem guten Schmaus unumgänglich gehörten. Nach Tische spielte man Würfel, die schon in den Zeiten der Republik im Gebrauch waren; denn obgleich das Spiel durch die Römischen Gesetze, außer den Saturnalien *) verboten war, so wurde doch dieses Verbot wenig geachtet. Beym Abschiednehmen

*) Diese Feste, die anfangs nur einen, hernach drey, fünf und endlich gar sieben Tage währten, waren eingesetzt, um die Gleichheit vorzustellen, welche zu den Zeiten Saturns unter den Menschen herrschte, die nach den Gesetzen der Natur lebten und keinen Unterschied der Stände kannten. Die Gewalt der Herren über ihre Sclaven war ausgesetzt. Sie aßen zusammen, die Sclaven hatten ihre völlige Freyheit zu reden, und die Herren wechselten oft mit ihnen ihre Kleider. Die Bildsäule Saturns, die das ganze übrige Jahr mit Wolle gebunden war, wahrscheinlich zum Andenken der Gefangenschaft, in welcher ihn Jupiter und die Titanen gehalten hatten, wurde, so lange das Fest währte, von den Banden erlöset, entweder seine Befreyung anzuzeigen, oder die Freyheit vorzustellen, welche im goldnen Zeitalter regierte, und diejenige, die man während den Saturnalien genoß. Diese Tage waren gänzlich den Ergötzlichkeiten gewidmet. Die Römer legten ihre Toga ab,

nehmen erhielten die Gäste von ihren Wirthen Geschenke, welche sie Apophoreta nannten. Es herrschte bey ihnen eine niedrige und abscheuliche Gewohnheit, die indessen bey mehreren alten Völkern im Gebrauch war; sie zwangen sich nehmlich zum Erbrechen, um ihren Appetit zu erwekken und von neuen essen zu können. Dieses zu bewirken, tranken sie einen gewissen leichten Wein, der diesen Zweck beförderte. Seneka sagt: „sie übergeben sich um zu essen, und essen um sich zu übergeben; „sie nehmen sich nicht Zeit die Speisen zu verdauen, die sie mit „so großen Unkosten vom Ende der Welt herkommen lassen.“

In den ersten Zeiten schliefen die Römer auf Stroh, oder Blättern, und deckten sich mit Thierhäuten, die sie auch bisweilen anstat Matratzen gebrauchten; aber nachher bedienten sie sich Betten und der sanftesten Federn. Die Bettgestelle waren mit Figuren von Elfenbein und maßiven Silber eingelegt und ihre Dekken von Purpur und Gold. Diese Betten hatten viel Aehnlichkeit mit unsern Sopha's ohne Vorhänge und Baldachin, außer daß sie einige Stufen hatten, um hinein zu steigen.

Die Toga, eigentlich das wahre Römische Kleid, war eine Art von Mantel von außerordentlicher Weite, vorne bis an den Gürtel offen, und ohne Aermel. Der ganze Körper war darinn eingewikkelt; sie befestigten es auf die linke Schulter, so daß der rechte Arm und Schulter frey war. Das Maaß dieses Kleides war nicht bestimmt, sondern man richtete sich in Ansehung dessen, wie auch der Feinheit der Zeuge, nach dem Vermögen und Rang der Personen. Gewöhnlich war es von einem

ab, und erschienen öffentlich in ihren Tischkleidern. Sie schickten einander Geschenke. Hazardspiele, zu allen andern Zeiten verboten, waren dann erlaubt. Der Senat kam nicht zusammen, die Gerichtshöfe waren ledig, und die Schulen geschlossen. Auch hielten sie es zu einer solchen Zeit für ein übles Zeichen, Krieg anzufangen, oder Missethäter zu bestrafen.

leichten, wollenen Zeuge und weisser Farbe; bey öffentlichen Unglücksfällen, oder wenn sie trauerten, war es schwarz. Sie hatten verschiedene Arten von Toga's; diejenige, welche sie picta oder palmita nannten, waren mit Purpur und Gold durchwebt und Palmblätter darinn gestickt. Diese trugen die Feldherren, wenn sie triumphirten. Die Toga, genannt trabea, war von Purpur mit weiß und scharlachenen Streifen; dieses war ehemals die Kleidung der Könige gewesen, nachher trugen sie die Konsuln und Auguren, und endlich die Römischen Ritter bey ihren jährlichen General-Musterungen im Monat Julius. Man sieht an den alten Denkmälern und Statuen, daß diese Kleidung viel Würde hatte, obgleich sie nicht bequem gewesen seyn kann. Die Prætexta, hatte einen Purpursaum; sie war die Kleidung der Magistratspersonen und der vornehmsten Priester. Junge Leute von Stande trugen sie mit einer goldnen Kugel, die ihnen vor der Brust hieng. Nach dem zwölften Jahre legten sie das Kinderkleid ab, welches ein gefärbter Mantel war, und zogen die Prætexta an. Die Mädchen trugen es bis sie verheirathet waren, und die Knaben bis sie das männliche Kleid anlegten. Dieses war weiß und ohne allen Zierrath. Der Tag da sie es anzogen, war ein Tag des Vergnügens für die Familie. Der Vater des Knaben, gab allen seinen Freunden und Verwandten ein Fest; nach geendigter Mahlzeit zogen sie ihm die Prætexta ab, weiheten sie den Hausgöttern und legten ihm die männliche Kleidung an. Hierauf führte der Vater den Sohn, von allen seinen Verwandten, Freunden und Bedienten begleitet, nach dem Capitol, um wegen der erreichten Blüte des Alters den Göttern Opfer zu bringen. Von da wurde der Jüngling nach dem Foro geführt, um dadurch seinen Eintritt in die Welt zu bezeichnen. Diese Ceremonie nannten sie Tirocinium (Noviciat).

Die Männer sowohl als die Weiber trugen einen langen Rok unter der Toga, aber mit diesem Unterschied, daß der Rok der Männer nur bis an die Knie gieng, bey den Weibern aber, ganz die Füße bedeckte und auch Ermel hatte. Sie befestigten

festigten den Rok mit einem Gürtel, welcher nach dem Alter verschieden war und worinn sie ihr Geld trugen.

In Friedenszeiten, wenn sie sich in der Stadt befanden, trugen sie weder ein Schwerdt noch andere Waffen. Die Kaiser selbst folgten diesem Gebrauche. Anfangs ließen die Römer ihr Haar und ihre Bärte wachsen, und begnügten sich sie von Zeit zu Zeit zu beschneiden; allein nach der Zeit ließen sie sich scheeren. Anstatt der Strümpfe bewikkelten sie ihre Beine mit Bändern, mit welchen sie auch die Solen am nakten Fuß festbanden. Auch trugen sie gewöhnlich keine Hosen; nur wenn sie ihre Kriegskleider anlegten, Leibesübungen machten, oder ritten, bedienten sie sich einer Art langer Beinkleider.

Das römische Frauenzimmer schmückte die Haare zu allen Zeiten; der Unterschied bestand bloß in der Art es zu ordnen. Diese war unendlich verschieden und richtete sich nach der Unbeständigkeit der Weiber. Anfangs giengen sie niemals aus, ohne mit einem Schleyer bedeckt zu seyn, allein diese Mode verlor sich mit der Simplicität der Sitten. Sie bedeckten ihre Haare mit Perlen und durchflochten sie mit kleinen goldnen Ketten und Ringen, mit weißen und Purpurbändern und kostbaren Steinen. Sie bedienten sich auch Ohrringe von Gold und Perlen. Für ihre Zähne trugen sie große Sorge; sie wuschen sie nicht allein mit Wasser, sondern bedienten sich auch einer Composition, die mit Urin zubereitet wurde und aus Spanien kam. Nach und nach vermehrten sich ihre Kleider und man trug dreyerley, eins übers andre. Das erste war eine Art von Hemde; das zweite, ein langer Rok der bis auf die Füße gieng, und das dritte, eine Art von Toga voller Falten und mit allem geziert, was nur der weibliche Witz erfinden konnte. Die Römer giengen gewöhnlich mit unbedektem Haupt, auch finden wir dieses fast immer in den alten Monumenten. Wenn die Ceremonie eines Opfers, oder die Sonne, der Regen, die Kälte, sie nöthigten den Kopf zu bedekken, so machten sie sich mit einem Zipfel ihrer Toga eine Art von Mütze. Indessen

hatten sie doch verschiedene Gattungen von Hüten, deren sie sich aber wenig bedienten.

Beym Heiraten war die Einwilligung des Vaters nöthig, aber nicht der Mutter; indessen wurde sie aus Wohlstand darum befragt. Man verfertigte sodann die Ehekontrakte, und zwar mit Ceremonien, in Gegenwart von Priestern und Augurn. Man verglich sich wegen der Mitgabe, sezte Bedingungen fest und rief Zeugen, die ihre Siegel dabey drückten. Darauf wurde, so wie bey andern Kontrakten, ein Strohhalm gebrochen, welche Handlung Stipulatio genannt wurde. Der Bräutigam machte sodann der Braut Geschenke mit Geld und andern Dingen, wie auch mit einem Ring, als einem Pfande der Freundschaft, die sie vereinigen sollte. Diese Ringe waren anfangs bloß von Eisen, aber nachher von Gold. Die Frauen trugen ihn am vierten Finger der linken Hand, weil sie glaubten, daß von da eine Ader zum Herzen gienge. Man hatte auch dergleichen von Meßing und Kupfer, mit der Figur eines Schlüssels, um anzuzeigen, daß der Mann durch diese Gabe seiner Frau die Schlüssel des Hauses übergebe, für welches sie Sorge tragen müßte. Man hat verschiedene Ringe dieser Art gefunden, mit folgenden Devisen: Bonam Vitam; amo te; ama me; (Ich wünsche dir ein gutes Leben; ich liebe dich; liebe mich). Nachdem die Brautleute Geschenke an alle diejenige ausgetheilt, die zur Heirath beygetragen hatten, so gab der Braut Vater, oder deren nächster Verwandter, zum Beschluß ein großes Gastmahl.

Keine Heirath wurde vollzogen, ohne daß man vorher die Aspekten untersucht hatte. Man opferte den Göttern, besonders der Juno, die bey Ehstandsverbindungen den Vorsitz hatte, wobey die Galle aus den Opferthieren genommen wurde, um anzuzeigen, daß keine Bitterkeit im Ehestande Statt haben sollte. Die Heirath geschah auf dreyerley Art. Die erste, unter dem Namen Confarreatio, war die älteste und von Romulus verordnet worden. Ein Priester sprach gewisse Worte in

Gegen-

Gegenwart von zehn Zeugen, und brachte den Göttern einen Kuchen zum Opfer, der aus Salz, Wasser und Weizenmehl gemacht war; die Braut und der Bräutigam aßen beide davon, zum Zeichen der Einigkeit, die unter ihnen herrschen würde. Diese Art zu heiraten gab den Weibern das Recht, an den Opfern Antheil zu nehmen; sie wurden dadurch mit der Familie ihrer Männer genau verbunden, und waren seine Erben, wenn er ohne Testament und ohne Kinder starb. Hinterließ er welche, so giengen die Weiber mit ihnen zu gleichen Theilen. Die zweyte Art zu heiraten, Coemtio, geschah durch einen eingebildeten Kauf, wo die Brautleute einander einige Stükke Geld gaben. Diese Methode erhielt sich länger als die erstere, welche, nach dem Tacitus, nur bis zu den Zeiten des Tiberius dauerte. Sonst waren die Ceremonien einerley, und die Weiber erhielten dasselbe Recht. Die dritte Art, Usus oder Gebrauch, fand statt, wenn ein Frauenzimmer mit Einwilligung ihrer Eltern oder Vormünder, ein ganzes Jahr mit einem Manne fleischlichen Umgang gehabt hatte, in der Absicht ihn zu heirathen; alsdenn wurde sie ohne weitere Ceremonien seine gesetzmäßige Frau. Es scheint sogar, daß sie dasselbe Recht wie die andern hatten.

Die Großen in Rom, unterhielten in ihren Häusern griechische Philosophen und Redner, und gaben ihnen Freyheit, allda öffentlich, nebst ihren Kindern auch dem jungen Adel, der dahin kam, Unterricht zu geben. Alles was den Körper abhärten, seine Stärke vermehren, seine Geschmeidigkeit befördern und ihn zum Krieg und den Waffen geschickt machen konnte, machte einen Theil der Erziehung aus.

Wenn die Studien der Kindheit vorüber waren, so unterwieß sie ein Senator in der Beredsamkeit und in den Gesetzen der Republik. Die jungen Leute von Stande wurden sodann nach Athen geschickt, in Begleitung eines Hofmeisters, der sie bey ihren fernern Studien leiten mußte.

III. Ueber

III.
Ueber die vornehmsten bildenden Künstler der Griechen und ihre Werke.

Griechenland, die Mutter der Wissenschaften und Künste, hat den unsterblichen Ruhm, besonders letztere zu einem Grad der Vollkommenheit gebracht zu haben, der außer den Griechen, noch von keinem Volk je erreicht worden, und vielleicht nie erreicht werden wird. Unter den bildenden Künsten stand die Bildhauerey oben an. Sie hatte zwar ihren Ursprung in Asien und Egypten, allein in Griechenland war es, wo sie ihre unnachahmliche Höhe erreichte, wo eine Menge vortreflicher Künstler blühte, welche sich bestrebten einander nachzueifern, und wo unzählbare Werke entstanden, die die Bewunderung aller Zeiten seyn werden. Attika, reich an Marmorbrüchen, aber noch reicher an glücklichen Genien für die Künste, wurde bald mit einer ungeheuren Anzahl Statuen bereichert. Aber unter allen Bildhauern der griechischen Republiken, waren Phidias, Polykletus, Myron, Lysippus, Praxiteles und Skopas die berühmtesten.

Phidias verdient aus vielen Ursachen, an der Spitze dieser großen Männer gestellt zu werden. Er war aus Athen gebürtig und florirte in der 23sten Olympiade, in dem glücklichen Zeitpunkte, da nach der Niederlage der Perser, der Ueberfluß, die Tochter des Friedens und Mutter der Künste, durch den Schutz des Perikles so viele Talente erzeugte. Phidias gehörte nicht zu den mechanischen Künstlern, die bloß ihre Werkzeuge zu regieren wissen; sein Geist war mit allen den Kenntnissen geziert, die der Bildhauerey nützlich seyn konnten: Geschichte, Poesie, Fabel, Geometrie und Optik.

Die Statuen die vor dem Zeitalter des Phidias so sehr gerühmt wurden, waren mehr ihres Alterthums als ihrer Vortreflichkeit wegen schätzbar. Phidias war der erste, der den Griechen einen Geschmack für das Schöne in der Natur beybrachte

brachte und dieselbe nachzuahmen lehrte. Daher geschah es, daß man seine Werke, sobald sie erschienen, allgemein bewunderte. Was aber die Bewunderung noch mehr vermehrte, war die große Anzahl der Bildsäulen die er verfertigte; denn vielleicht hat außer ihm, niemals ein Künstler so viel Leichtigkeit im Arbeiten mit solcher Vollkommenheit vereinigt. Man kann sich vorstellen, mit welchem Vergnügen er einen Marmorblock bearbeitete, den man bey der Schlacht bey Marathon im Persischen Lager gefunden hatte; des Siegs gewiß, hatten die Perser diesen Stein dahin gebracht, um eine Trophäe ihres Ruhms zu errichten. Phidias machte daraus eine Nemesis, eine Göttin, deren Geschäft es ist, den Hochmuth der Sterblichen zu demüthigen.

Sein großes Talent bestand vorzüglich in Vorstellung der Götter. Seine Einbildungskraft war groß und edel; so daß, wie Cicero sagt, er ihre Züge und Aehnlichkeiten nicht von schönen Gegenständen borgte, sondern durch die Kraft seines Genie's, sich eine Idee von wahrer Schönheit formte, welcher er beständig nachhieng, die seine Regel, sein Model wurde, und ihm bey Ausübung seiner Kunst zur Führerin diente. Daher machte ihn Perikles, der ihn höher als alle andre Künstler schätzte, zum Oberaufseher der Gebäude der Republik. Als das Parthenon, dieser prächtige Tempel der Minerva geendigt war (von welchem noch Ueberreste vorhanden sind), bekam Phidias den Auftrag die Bildsäule der Göttin zu verfertigen, und sie in den Tempel zu setzen. Er machte daher eine Statue von Gold und Elfenbein 39 Fuß hoch. Die Athenienser wählten deswegen Elfenbein, weil es damals seltner und von größerm Werth als der schönste Marmor war.

So reich indessen diese vortrefliche Bildsäule war, so übertraf doch die Kunst die Materie unendlich. Die Göttin war stehend vorgestellt, und ihr Kleid reichte hinab bis auf den Boden. Auf ihrem Helm lag die Sphinx, und an den Seiten waren Greife. Der Medusenkopf saß auf dem Brustharnisch. In der einen Hand trug sie einen Speer, bey welchem eine

Schlange

Schlange war, und mit der andern trug sie ein vier Ellen hohes Bild der Siegesgöttin. Phidias hatte auf dem äußern Theil des Schildes der Minerva, die Schlacht der Athenienser mit den Amazonen, und auf dem innern Theil, den Streit der Riesen mit den Göttern eingegraben. Auf den Sandalen der Göttin, war das Gefecht der Centauren und Lapythen, und auf dem Fußgestell die Geburt der Pandora vorgestellt. Cicero, Plutarch, Plinius, Pausanias und andre, die diese Statue gesehen haben, erschöpfen sich darüber in Lobeserhebungen; ihr vereinigtes Zeugniß läßt keinem Zweifel Raum, daß es eins der vortreflichsten Kunstwerke der Welt war.

Cicero meldet uns, daß, da man dem Phidias nicht erlauben wollte, seinen Namen auf irgend einen Theil der Statue zu setzen, er sein Bildniß auf den Schild der Minerva grub. Plutarch fügt hinzu, daß Phidias unter der Gestalt eines alten, ganz kahlköpfigten Mannes sich vorgestellt hatte, der mit beyden Händen einen großen Stein aufhebt; und daß er auch den Perikles fechtend mit einer Amazonin darauf abgebildet hatte, und zwar in einer Stellung, daß seine Hand, die einen Wurfspieß zu werfen ausgestreckt war, einen Theil seines Gesichtes verdeckte.

Dieses Verbot war indessen in Griechenland nicht allgemein; vielleicht betraf es nur bloß Athen. Genug, die Uebertretung desselben in Ansehung der beiden Abbildungen, wurde für ein Verbrechen angesehen. Hiezu kam noch, daß Menon, einer seiner Lehrlinge, ihn anklagte, daß er von den 44 Goldtalenten, die er zum Behuf der Bildsäule empfangen, sich einen Theil zugeeignet hätte. Perikles hatte dieses vorhergesehen, und seinem Rath zufolge, hatte Phidias das Gold in seiner Minerva auf eine solche Art angebracht, daß man es leicht herausnehmen und wiegen konnte. Man wog es also, und zur Schande des Anklägers, fand man genau die 44 Talente. Allein Phidias sah zu deutlich ein, daß seine Unschuld nicht hinreichend seyn würde, ihn für die boshafte Eifersucht seiner

ner Feinde und gegen Perikles Feinde zu schützen; er gieng daher heimlich nach Elis, um diejenige Freiheit und Ruhe zu geniessen, die er in seiner Vaterstadt nicht erwarten durfte.

Kaum war er daselbst angekommen, als er beschloß, sich an den Atheniensern wegen ihrer Undankbarkeit zu rächen, und zwar auf eine Art, die einem Künstler vollkommen erlaubt ist. Zu diesem Endzweck spannte er alle Kräfte seines Genie's an, um den Eliern eine Statue zu verfertigen, die seine Minerva überträfe, welche die Athenienser für ganz unnachahmlich hielten. Dies geschah auch wirklich. Sein Olympischer Jupiter war ein Wunder der Kunst, und bekam seine Stelle unter den Sieben Wunderwerken der Welt. Auch hatte er nichts vergessen, was zur Vollkommenheit desselben gereichen konnte. Ehe er damit völlig fertig war, stellte er es den Blikken und Urtheilen eines jeden zur Schau dar, und verbarg sich in einem Winkel, wo er alles hören konnte, was darüber gesagt wurde. Verschiedene Personen fanden verschiedene Fehler. Er machte den besten Gebrauch von allem, was ihm eine gerechte Kritik zu seyn schien; überzeugt, wie Lucian sagt, der diese Anekdote erzählt, daß viele Augen besser als eins sehen.

Diese Sechzig Fuß hohe Bildsäule war ebenfalls von Gold und Elfenbein. Sie stellte den Jupiter sitzend vor, dessen Haupt ein Oehlkranz zierte. In der rechten Hand hielt er eine Statue der Siegesgöttin, und in der linken, einen, aus verschiedenen Metallen verfertigten Zepter, worauf ein Adler saß. Die Sandalen waren von Gold, mit Ebenholz und Elfenbein eingelegt und mit Edelsteinen besezt, die mit Gemälden und Figuren in erhobener Arbeit untermischt waren. Der Gott saß und berührte fast die Dekke mit seinem Haupte; daher entstand die Vorstellung, daß er, wenn er aufstünde, das Dach zerstören würde.

Dieses ausserordentliche Werk der Kunst, setzte alle nachfolgende Bildhauer in Verzweiflung. Niemand von ihnen hatte jemals die Kühnheit sich vorzustellen, daß es möglich sey,

es nachzuahmen. Nach dem Quintilian, war die Majestät des Gottes darin so ausgedrükt, daß es bey allen die es sahen, religiöse Empfindungen hervorbrachte. Man war so von Erstaunen durchdrungen, daß man fragte, ob denn der Gott vom Himmel gestiegen, sich dem Phidias zu zeigen, oder ob Phidias dahin geführt worden wäre, den Gott zu betrachten. Wenn man ihn frug, woher er die Idee seines Olympischen Jupiters genommen hätte, so sagte er die drey schönen Verse des Homers her, wo der Dichter die Majestät dieses Gottes in den erhabensten Ausdrükken darstellt; indem er zu verstehen gab, daß Homers Genius ihn damit begeistert hätte.

An dem Grundgestell der Statue war folgende Inschrift: Phidias der Athenienser, der Sohn des Charmides hat mich verfertigt; wodurch denn die lächerliche Bescheidenheit der Athenienser gerügt wurde, die diesem vortreflichen Künstler nicht erlauben wollten, seinen Namen unter einem Bildniß der Statue der Minerva einzuverleiben. Pausanias, der diese Bildsäule Jupiters gesehen, und sehr sorgfältig untersucht hatte, hat uns eine lange und schöne Beschreibung davon hinterlassen. Dieses unsterbliche Meisterstück brachte den Ruhm des Phidias auf den höchsten Gipfel, und ein Zeitraum von 2000 Jahren hat ihn noch nicht im geringsten schwächen können. Er endigte hiemit seine Arbeiten. Lange nach seinem Tode zeigte man noch seine Werkstatt, wo er gearbeitet hatte, die Reisende wie ein Heiligthum besuchten. Seinem Andenken zu Ehren, stifteten die Elier für seine Nachkommen ein Amt, dessen einziges Geschäfte die Reinhaltung dieser Bildsäule war.

Polykletus war aus Sycion, einer Stadt des Peloponnes gebürtig, und lebte in der 87sten Olympiade. Ageladus war sein Lehrer, und verschiedene berühmte Bildhauer, unter andern Myron, waren seine Schüler. Er verfertigte viele Statuen von Metall, die sehr hochgeschäzt wurden; eine davon stellte einen schönen Jüngling vor, mit einer Krone auf dem Haupte, und wurde für 100 Talente verkauft. Allein was ihm

ihm den größten Ruhm verschafte, war die Bildsäule des Doryphorus, eines von den Leibwächtern des Königs von Persien, in welcher alle Verhältnisse des menschlichen Korpers so glücklich vereinigt waren, daß man es die Regel nahnte; die Bildhauer kamen aus allen Ländern um diese Statue zu studiren, und Begriffe zu erlangen, in ihrer Kunst vortreflich zu werden. Man räumt durchgehends ein, daß er die Bildhauerey zu einem hohen Grade der Vollkommenheit gebracht habe. Wenn er auf Order des Volks eine Statue verfertigte, so hatte er die Gefälligkeit, allen Rath, den man ihn gab, anzuhören, und dasjenige zu ändern, was mißfiel; zu gleicher Zeit aber machte er insgeheim eine andre, bey welcher er bloß seinem eignen Genie und den genauesten Regeln der Kunst folgte. Wenn nun beyde zusammen dem Volk vorgestellet wurden, so war man einmüthig, erstere zu tadeln und letztere zu bewundern. Polykletus pflegte gemeinhin hierauf zu sagen: „Was ihr tadelt, ist euer eigen Werk, was ihr aber bewundert, ist das meinige."

Myron ist ein Bildhauer, von dem wir nur wenig wissen. Er war ein Athenienser, oder ward wenigstens dafür gehalten, weil die Einwohner von Eleutheria, seinem Geburtsort nach Athen geflüchtet waren, und daselbst als Bürger angesehn wurden. Er lebte in der 84sten Olympiade. Seine Werke machten ihn sehr berühmt, besonders eine Kuh von Erz, die zu einer großen Menge schöner griechischer Epigrammen Gelegenheit gab.

Lysippus, gebürtig aus Sycion, lebte zur Zeit Alexanders des Großen. Er trieb erst das Handwerk eines Schlossers; allein sein glückliches Genie führte ihn bald zu einer edlern Beschäftigung, die seiner würdiger war. Er pflegte, wie Cicero meldet, zu sagen, daß die Statue des Doryphorus vom Polykletus ihm statt eines Lehrmeisters gedient hätte. Bald nachher zeigte ihm der Maler Eupompus einen bessern und unfehlbarern Führer; denn da Lysippus ihn frug: welchen von seinen Vorfahren in der Bildhauerkunst er ihm zum

Muster vorschlüge? so erwiederte der andre: Keinen Menschen, sondern die Natur selbst. Daher er sie nachgehends nur allein studirte, und durch ihre Lektionen so vortrefflich wurde.

Er arbeitete mit so vieler Leichtigkeit, daß von allen Alten niemand eine so große Anzahl Statuen als er verfertigte; man rechnet deren 600. Unter andern machte er die Statue eines sich nach dem Bade reibenden Mannes; ein Werk von unvergleichlicher Schönheit, das Agrippa in Rom vor seinen Bädern aufstellte. Tiberius schätzte diese Bildsäule so ausserordentlich, daß er seinem Wunsch, sie zu besitzen, nicht wiederstehen konnte, so sehr er auch im Anfang seiner Regierung seine Leidenschaften im Zaum zu halten wußte; er ließ sie in sein Zimmer bringen, und befahl eine andre an ihrer Stelle zu setzen. Obgleich das Volk den Kaiser fürchtete, so wurde doch im vollen Theater geschrien, daß man die Statue wieder an ihren Ort stellen sollte, und Tiberius, so ungern er es auch that, war doch zu willfahren gezwungen, um den Lerm des Volks zu stillen.

Lysippus machte verschiedene Statuen Alexanders; sie waren nach dem Alter unterschieden, und fiengen mit seiner ersten Kindheit an. Es ist bekannt, daß dieser Eroberer durch ein öffentliches Edikt, allen Bildhauern, ausser dem Lysippus, verboten hatte, seine Bildsäule zu verfertigen; so wie er auch in Ansehung seines Bildnisses gethan hatte, welches niemand als Apelles malen durfte; indem er richtig urtheilte, wie Cicero sagt, daß die Kunst dieser beyden großen Meister bey Verewigung ihrer Namen, auch den seinigen unsterblich machen würde; denn keine besondre Hochachtung für sie, sondern bloß die Absicht, seinen eignen Ruhm zu befördern, hatte diesen Befehl veranlaßt.

Unter diesen Statuen war eine von ausnehmender Schönheit, die Nero ausserordentlich liebte; da sie aber nur von Kupfer war, so befahl dieser geschmaklose Fürst sie zu vergolden. Durch diesen neuen Zierrath, so kostbar er auch war, verlor

die

die Statue ihren ganzen Werth, weil dadurch die Feinheit der Kunst verdeckt wurde. Aus dieser Ursache wurde diese seynsollende Verschönerung wieder abgenommen, wodurch denn die Bildsäule einen Theil ihrer Original-Schönheit wieder erhielt, ohngeachtet der Ritzen und Spuren, die das Auf- und Abtragen des Goldes zurückgelassen hatte.

Man rühmt vom Lysippus, daß er viel zur Vollkommenheit der Bildhauerey beygetragen habe; er drükte die Haare besser als seine Vorgänger aus, er machte die Köpfe kleiner, und die Leiber nicht so stark, damit seine Statuen höher scheinen mögten. Er pflegte zu sagen, „daß die Alten in ihren Statuen, die Menschen, wie sie wären, vorgestellt hätten; er aber, wie sie zu seyn schienen " Der Hauptgrundsatz in der Bildhauerkunst sowohl als Malerey, ist, die Natur nachzuahmen; allein die Kunst bleibt hier nicht stehen; sie bringt, ohne sich jemals von der Natur zu entfernen, Züge und Grazien an, die diese nicht verändern, sondern bloß verschönern, und das Auge auf eine angenehmere Weise bezaubern. Demetrius, der sonst ein vortrefflicher Bildhauer war, ward getadelt, weil er zu skrupulös die Wahrheit beobachtete, und sich in seinen Werken mehr bemühte, die Aehnlichkeit, als die Schönheit auszudrükken. Ein Fehler, den Lysippus sorgfältig vermied.

Praxiteles lebte in der 104ten Olympiade. Dieser Künstler muß nicht mit einem andern gleiches Namens verwechselt werden, der zu Pompejus Zeiten durch vortreffliche Goldarbeiten berühmt war. Der Praxiteles, von dem hier die Rede ist, hat einen vorzüglichen Rang unter den größten Bildhauern. Er arbeitete mehrentheils in Marmor, und zwar mit unglaublichem Succes. Man würde unter der grossen Anzahl von Statuen, die er verfertigte, nicht wissen, welcher man den Vorzug geben sollte, wenn er uns nicht selbst Nachricht davon gegeben hätte; dieses that er auf eine sonderbare Art. Phryne, diese so berühmte Buhlerin, war sehr in seiner Gunst. Sie hatte ihm oft angelegen, ihr ein Ge-

schenk mit einem seiner besten Werke zu machen, und verlangte dasjenige, welches er für das vollkommenste hielte. Er konnte es nicht wohl abschlagen; allein er verschob es von einem Tage zum andern, sein Urtheil zu fällen, entweder weil er es schwer fand zu bestimmen, oder welches wahrscheinlicher ist, ihrem dringenden Anhalten durch den Aufschub auszuweichen. Sie erfand aber ein Mittel, dem Praxiteles das Geheimniß wieder seinen Willen abzulokken. Er befand sich eines Tages bey ihr, als sein Bedienter, den sie gewonnen hatte, im vollen Rennen ankam und schrie: „Ihre Werkstatt steht in Flammen, ein Theil ihrer Arbeiten ist schon verdorben; welches soll ich retten?“ Der Künstler, fast sinnlos, rief aus: „Ich bin verloren, wenn mein Kupido und mein Satyr nicht gerettet werden! Sey unbesorgt Praxiteles, erwiederte Phryne, es ist nichts verbrannt; aber nun weiß ich, was ich haben will.“ Praxiteles konnte nicht länger widerstehen; sie wählte den Kupido und schenkte ihn nachher ihrem Geburtsort Thespiä, einer Stadt in Boeotien, wohin noch lange nach ihrem Tode Reisende kamen, dieses Meisterstück zu bewundern. Als Mummius verschiedene Statuen aus Thespiä wegnahm, um sie nach Rom zu schikken, so ließ er diese aus Achtung zurück, weil sie einem Gott geweiht war. Der Kupido des Verres, den Cicero erwähnt, war auch ein Werk des Praxiteles, allein von diesem verschieden. Es ist wahrscheinlich die erste dieser vorbenannten Statuen, von welcher Hr. de Thou in seinen Memoiren folgende Anekdote erzählt. Da er in seiner Jugend mit Hrn. de Foix in Italien reiste, zeigte man ihnen in Pavia, in dem Kunstkabinet der Gräfin Isabelle von Este, unter andern Merkwürdigkeiten, einen schlafenden Kupido von schönem Marmor, die Arbeit des berühmten Michel Angelo. Nachdem sie dieses vortreffliche Stück sorgfältig betrachtet hatten, erklärte die ganze Gesellschaft einmüthig, daß es über alles Lob erhaben wäre. Da sie es nun lange genug bewundert hatten, zeigte man ihnen einen andern Kupido, den man ausgegraben hatte, und woran noch die Erde klebte.

Es

Es war dieses herrliche Monument des Alterthums, und den Beschreibungen ganz ähnlich, die man in der griechischen Antologie davon findet, die im 4ten sowohl als 22sten Buch dieses Werks, zum Lobe desselben aufbehalten worden. Da man diese beyden Statuen mit einander verglich, war jedermann über das vorher gefällte Urtheil beschämt, und alle kamen überein, daß der antike Kupido lebend zu seyn schiene, dahingegen der Neuere ein bloßer Kloz ohne Ausdruck wäre.

Die Einwohner der Insel Kos baten Praxiteles, ihnen eine Bildsäule der Venus zu machen. Er verfertigte deren zwo, und ließ ihnen die Wahl zum nemlichen Preis. Die eine war nakkend, die andre bekleidet; aber erstere war unendlich schöner. Das Volk von Kos hatte die Klugheit leztere zu wählen, überzeugt, daß Ehrbarkeit und Bescheidenheit ihnen nicht erlaubte, ein Bild in ihrer Stadt einzuführen, das ihre Sitten verderben könnte. Die Knidier indessen, waren über diesen Punkt weniger besorgt, sie kauften die verworfene Venus, die nachher der Ruhm ihrer Stadt wurde; von den entlegendsten Ländern kam man diese Statue zu sehen, die für das vollkommenste Werk des Praxiteles gehalten wurde. Nikomedes sezte einen so hohen Werth darauf, daß er sich erbot, alles, was ihm die Knidier schuldig waren, welches sehr beträchtliche Summen betrug, fahren zu lassen, wenn man ihm diese Venus geben wollte. Sie schlugen aber dieses Anerbieten aus, da sie überzeugt waren, daß es sie entehren und arm machen würde, für irgend einen Preis eine Statue zu verkaufen, die sie als ihren Stolz und ihren Reichthum ansahen.

Skopas war sowohl ein vortrefflicher Baumeister als Bildhauer; er war aus der Insel Paros und florirte in der 87sten Olympiade. Unter allen seinen Werken, hatte seine Venus den ersten Plaz, man schäzte sie sogar höher, als die berühmte Statue dieser Göttin des Praxiteles. Sie wurde nach Rom gebracht, allein wie Plinius sagt, erschien sie dort nicht in ihrem gehörigen Glanz, wegen der großen Menge und

Vortrefflichkeit der Arbeiten, womit diese Stadt angefüllt war. Ausserdem ließen die besondren Geschäfte, die das Volk allda unterhielten, kaum Zeit übrig an solche Kunstsachen zu denken, deren Schönheiten nur Personen würdig schäzen können, die Muße haben, und vom großen Getümmel entfernt sind.

Die Säule, welche dieser Künstler für den Tempel der Diana zu Ephesus verfertigte, ward für die schönste in diesem prächtigen Gebäude gehalten. Das berühmte Mausoleum, das die Königin Artemisia, ihrem verstorbenen Gemahl Mausolus zu Ehren, in der Stadt Halikarnassus errichtete, hatte ihm seine vornehmsten Zierrathen zu verdanken. Man rechnete es unter die sieben Wunder der Welt, sowohl wegen der Größe und Kühnheit der Architektur, als auch der großen Menge und Vortrefflichkeit des Bildhauerwerks, womit es geziert war.

Plinius hat uns eine Beschreibung von einem Theil dieses prächtigen Denkmals hinterlassen. Es hatte von Norden nach Süden 63 Fuß in der Länge, die Breite war geringer und die Höhe 36½ Fuß; rund umher standen 36 Säulen. Der ganze Umfang betrug 411 Fuß; vermuthlich aber war die Mauer die dasselbe umschloß, nebst dem dazwischen befindlichen Raum, hiebey mit einbegriffen. Skopas unternahm die Ostseite, Timotheus hatte die Südseite, Leocharis die Westseite, und Briaxis die Nordseite. Dieses waren die berühmtesten Bildhauer der damaligen Zeit. Artemisia starb, noch ehe das Werk geendigt war; sie glaubten aber, daß ihre Ehre erforderte, es nicht unvollendet zu lassen. Pythis vereinigte sich mit ihnen und sezte auf die Spize des Mausoleums eine Pyramide, die einen von vier Pferden gezogenen Marmorwagen trug. Man sagt, daß Anaxagoras von Klazomene, als er es sahe, ganz kalt sagte: „Hier ist viel Geld in Stein verwandelt." Ein sonderbarer Streit, der zwo von obengemeldten Bildhauern sogar nach ihrem Tode betraf, verdient hier angemerkt zu werden. Der Tempel der Diana wurde erst nach vielen Jahren geendigt. Man wollte darinn vier Amazonen-Statuen sezzen,

sehen, die von den größten verstorbenen, oder noch lebenden Meistern verfertigt wären. Die besten damals lebenden Bildhauer wurden deshalb zu Rath gezogen. Ein jeder nannte sich zuerst, und denn diejenigen, die er für die Besten hielte. Man gab daher denen den Vorzug, die die meisten von den lezten Stimmen hatten, da die ersteren, durch Eigenliebe veranlaßt, in keine Betrachtung kamen. Polykletus hatte den ersten Platz, Phidias den zwoten, Ktesilas und Keylon die beiden übrigen.

Man hat sich hier bloß auf die berühmtesten griechischen Bildhauer eingeschränkt; es würde zu weitläuftig seyn, von allen alten Künstlern zu reden, die, wenn man sich so ausdrükken darf, den Marmor beseelt haben. Unter vielen andern von großem Ruf, war der berühmte Bildhauer Silanion. Er verfertigte eine Statue der Sapho, die Cicero so außerordentlich rühmt. Verres hatte sie aus dem Prytanäo zu Syrakus genommen, und man hielt sie für das vollkommenste in seiner Art.

Plinius erzählt, daß der nehmliche Silanion die Statue des Apollodors, eines andern Bildhauers in Erz gegossen habe. Dieser war ein sehr heftiger Mann, der oft in der Hitze seiner Leidenschaft seine eigne Arbeiten in Stükken brach, weil er sie nicht zu demjenigen Grad von Vollkommenheit bringen konnte, den er in Gedanken hatte. Silanion, der von ihm beleidigt worden war, stellte diese furiöse Gemüthsart so lebhaft vor, daß es schien, er hätte nicht sowohl den Apollodorus, als vielmehr die Wuth selbst in Person ausgedrückt.

Plinius erwähnt auch des Laokoons mit den größten Lobeserhebungen, und giebt ihm den Vorzug vor allen andern Werken der Maler- und Bildhauerkunst. Dieses herrliche Meisterstück stand im Pallast des Titus. Drey vortreffliche Künstler, Agesander, Polydorus und Athenodorus, alle Rhodier, hatten ihre Kunst darinn vereinigt, und aus einem einzigen Steine, Laokoon, seine beiden Kinder, und die Schlangen, in allen ihren verschiedenen Krümmungen gehauen. Es

ist noch ungewiß, ob die vortreffliche Grupe des Laokoons, die jezt das Clementinische Musäum in Rom verherrlicht, eben dieselbe sey, von der hier geredet wird; besonders seitdem man die Entdekkung gemacht, daß sie nicht aus einem Stein gehauen, sondern zusammengesezt ist. Sie sey indessen das Ur- oder Nachbild, so kommt sie doch der schönen Beschreibung, die Virgil von dieser Begebenheit macht, vollkommen gleich.

Um nun das Karakteristische dieser großen Künstler anzumerken, die so vortrefflich Götter und Menschen darzustellen wußten, so dürfen wir uns nur zum Quintilian und Cicero, beide bewundernswürdige Karakter-Maler, wenden.

Der erste, nachdem er die verschiedene Arten der Malerey durchgegangen, fährt folgendermaßen fort: „Derselbige Unter„schied befindet sich auch in der Bildhauerey. Die ersten Bild„hauer von denen wir Nachricht haben, Kalon und Egesias, „arbeiteten in einer rauhen Manier und fast im Toskanischen „Geschmack. Kalamis folgte ihnen; seine Arbeiten hatten „schon weniger Zwang. Myrons Werke, der nach ihm kam, „hatten ein noch natürlicheres und leichteres Ansehen. Polykle„tus fügte Regelmäßigkeit und Grazie hinzu. Man giebt ihm „mehrentheils den ersten Platz. Da indessen nichts ganz voll„kommen ist, so kann man sagen, daß seinen Statuen etwas „mehr Stärke fehlt. Denn in der That stellte er Menschen mit „unendlicher Anmuth vor, und besser, als sie sind; hingegen er„reichte er nicht die Majestät der Götter. Auch der Ausdruck „des männlichen Alters wollte seinen geschickten Händen nicht „glükken, daher er kaum etwas anders als Jugend abbil„dete. Was indessen dem Polykletus fehlte, besaß Phidias „und Alkamenes. Doch urtheilte man, daß Phidias, besser „Götter, als Menschen vorzustellen wuste. Kein Künstler „verstand jemals so glücklich den Elfenbein zu bearbeiten, als „er. Wir dürfen nur seine Minerva zu Athen und seinen „Olympischen Jupiter betrachten, deren Schönheit selbst die „Religion der Anschauenden zu vermehren schien; so sehr war „die

„die Majestät des Gottes im Werke ausgedruckt. Lysippus „und Praxiteles wurden für die besten Nachahmer der Natur „gehalten; was den Demetrius betrifft, so tadelt man an ihm „die zu ängstliche Sorgfalt, und daß er sich mehr bemühte, „Aehnlichkeit, als Schönheit auszudrukken".

Cicero spricht von verschiedenen alten Künstlern, die sehr wenig bekannt sind. „Kanachus, sagt er, hat etwas troknes „und rauhes in seinen Statuen; auch beim Kalanus wird man „dieses rauhe gewahr, allein nicht so sehr wie beim Kalachus. „Myron kommt in seinen Arbeiten der Wahrheit nicht nahe ge„nug, ob man gleich gestehen muß, daß alles, was von seinen „Händen kommt, schön ist. Polykletus geht weit über sie „alle, und hat, meiner Meinung nach, es bis zur Vollkommen„heit gebracht.

Die Bildhauerkunst hat Griechenland die große Vollkommenheit zu verdanken, die sie erreicht hat. Rom behielt ohngeachtet seiner anwachsenden Größe, noch lange die rauhe Simplicität seiner Diktatoren und Konsuln bey, welche keine andre Künste schäzten, als die zum Kriege und zum gemeinen Leben nothwendig waren. Sie fiengen erst an, einen Geschmack an Statuen und andern Arbeiten der Bildhauer-Kunst zu finden, nachdem Marcellus, Scipio, Flaminius, Paulus Emilius und Mummius den Römern alles dargestellt hatten, was nur immer Syrakus, Asien, Macedonien, Korinth, Achaja und Boetien an vortrefflichen Kunstwerken besaß. Die herrlichen Gemählde, die Arbeiten in Marmor und Erz, mit allem was zur Zierde der Tempel und öffentlichen Plätze diente, riß sie zur Bewunderung hin. Das Volk legte sich darauf, die Schönheiten dieser Werke zu studiren, ihre Vortrefflichkeiten aufzufinden, und ihren Werth kennen zu lernen. Diese Art von Wissenschaft wurde ein neues Verdienst, aber auch zugleich die Gelegenheit, eines für die Republik höchst fatalen Mißbrauchs.

Ein Beweis, wie groß die Einfalt in diesem Fache, vor dieser Zeit, selbst bey den vornehmsten Römern war, giebt fol-

 gendes.

gendes. Als Mummius Korinth eingenommen hatte, und eine große Anzahl von Bildsäulen und Gemälden der größten Meister nach Rom schikte, so drohte er den Fuhrleuten, die den Transport derselben unternommen hatten, daß, wenn unterwegs etwas verlohren ginge, oder verderbt würde, sie es auf ihre Kosten wieder anschaffen sollten.

Dieser neue Geschmack für außerordentliche Werke wurde in kurzer Zeit bis zur Ausschweiffung getrieben. Man schien in prächtiger Auszierung der Stadt- und Landhäuser um die Wette zu streiten. Die Stadthalterschaften der eroberten Länder boten dazu häufige Gelegenheiten dar. So lange ihre Sitten noch nicht verdorben waren, wurde den Stadthaltern nicht erlaubt, das geringste von dem Volke zu kaufen, das sie regierten; allein dieses Gesetz wurde nicht lange befolgt. Diese Wunder der Kunst, die oft über allen Preis waren, wurden gewöhnlich von den Stadthaltern der Provinzen für ein sehr geringes Geld gekauft; indessen thaten dieses nur die Bescheidensten unter ihnen; denn die meisten machten ihre Sammlungen mit Gewalt.

Nach dieser Skizze der Profession der Bildhauerkunst unter den Griechen, wollen wir uns zu ihrer Schwester, der Malerkunst wenden. Wie alle andre Künste, war auch diese in ihrem Anfange sehr grob und unvollkommen. Der Schatten eines Menschen, durch die Aussenlinie gezeichnet, war der Ursprung sowohl der Malerkunst, als auch der Bildhauerey. Der Abriß dieses Schattens, erforderte nur wenig Züge, aus welchen endlich stuffenweise die Zeichnung entstand, wozu denn hernach die Farben kamen. Anfangs brauchte man nur eine, ohne alle Mischung, welche Art zu malen daher Monochromatum oder einfarbig genannt wurde; nachdem aber die Kunst größere Schritte gethan hatte, so wurde die Mischung von vier Farben eingeführt.

Man glaubte, daß die Bildhauerey früher als die Malerey in Griechenland florirte; denn Homer, der oft von Statuen, erhabenen und geschnittenen Werken spricht, erwähnt kein Wort von Gemälden, oder Portraiten.

Phidias

Phidias war ein Maler, ehe er ein Bildhauer wurde. Er malte in Athen den großen Perikles, der von der Majestät und dem Donner seiner Beredsamkeit, den Beinamen, der Olympische hatte. Sein Bruder Panenus war einer der besten Maler seiner Zeit. Er malte die berühmte Schlacht bey Marathon, wo die Perser von den Atheniensern aufs Haupt geschlagen wurden. In diesem Gemälde waren die vornehmsten Anführer von beiden Seiten in Lebensgröße, und mit der größten Aehnlichkeit vorgestellt.

Polygnotus, der Sohn und Schüler des Aglaophon, war aus Thasos, einer Insel im Aegeischen Meere. Er lebte in der 90sten Olympiade, trug viel zur Verbesserung der Kunst bey, und war der erste, der seinen Figuren Grazie gab. In Ansehung des Ausdrucks hatte man es vor ihm noch nicht weit gebracht. Anfangs trieb er die Bildhauerey, aber endlich ergriff er den Pinsel, und erwarb sich damit vielen Ruhm. Keines seiner Gemälde ward indessen so hoch geschätzt, als dasjenige, welches er in Athen in dem Portiko, wegen der vielen Schildereyen und Zierrathen Poikilee genannt, verfertigte, worauf die vornehmsten Begebenheiten des Trojanischen Krieges vorgestellt waren. So schätzbar aber dieses Werk auch war, so schlug er dennoch alle Belohnung dafür aus Der Rath der Amphiktyonen, der die Staaten von Griechenland vorstellte, war durch diese seltne Großmuth so gerührt, daß sie ihm im Namen der ganzen Nation durch ein feyerliches Dekret dankten, und befahlen, daß er, in allen Städten, wo er durchreisen würde, auf öffentliche Unkosten unterhalten werden sollte. Mykon, ein andrer Maler, der auch an demselben Portiko, aber auf einer andern Seite arbeitete, weniger großmüthig, oder vielleicht nicht so reich als Polygnotus, nahm Geld, und vermehrte durch diesen Kontrast den Ruhm des Letztern.

Apollodorus, ein Maler zu Athen, lebte in der 93sten Olympiade. Er war es, der endlich das Geheimniß erfand, die verschiedenen Gegenstände der Natur nach dem Leben, in ih-

ter größten Schönheit darzustellen, und zwar nicht allein durch das Korrekte der Zeichnung, sondern vornehmlich durch die Vollkommenheit des Kolorits, und der Vertheilung von Licht und Schatten, wodurch er denn die Malerey zu einem Grad von Delikatesse und Würkung brachte, der bisher noch nie erreicht worden war. Plinius bemerkt, daß vor ihm keines von der Art Gemälden vorhanden war, das fähig gewesen wäre, sich, so zu sagen, des Zuschauers zu bemächtigen. Der jüngere Plinius, nachdem er auf eine sehr lebhafte Art eine Korinthische Antike beschrieben, die er gekauft hatte, und einen alten Mann stehend vorstellte, beschließt seine schöne Beschreibung mit folgenden Worten: „Kurz, alles darinn ist von einer Kraft, die „Augen der Künstler zu fesseln, und selbst die Ungeschickten zu „entzükken". —

(Der Beschluß im nächsten Stükke).

IV.

Historische Nachricht vom Ursprung, Stiftung, von den Fortschritten, Grundsätzen, und vom gerichtlichen Verfahren der Inquisition.

Da die Wiederherstellung der Inquisition in Spanien, die Aufmerksamkeit des Publikums erregt hat, so wird eine genaue Nachricht von diesem fürchterlichen Tribunal unsern Lesern hoffentlich nicht unangenehm seyn.

Die Christliche Kirche in den Abendländern genoß seit der Theilung des Römischen Reichs des tiefsten Friedens; war sie ja während dieser Zeit beunruhigt worden, so hatten doch Ketzer und Ketzereyen keinen Antheil daran. Die Zwi-

stigkeiten

stigkeiten der Kirche hatten nur wenig Einfluß auf die Sektirer, und diese erschienen kaum, so rieben sie sich entweder unter sich selbst auf, oder wurden durch die Bemühungen der Fürsten und Prälaten in der Geburt erstickt. Das gute Vernehmen, so stets zwischen dem Päbstlichen Stuhle und dem Römischen Reiche herrschte, trug nicht wenig bey, diese Ruhe zu erhalten.

Kaum aber war diese Einigkeit durch die wüthenden Zwistigkeiten unterbrochen, die sich zwischen den Päbsten und Kaisern, gegen die Mitte des eilften Jahrhunderts entspannen, und von beiden Theilen, während einem Zeitraum von mehr als funfzig Jahren, bis aufs äußerste getrieben wurden; so ward den Kezzereyen der Eingang wieder geöfnet.

Auch war es fast nicht anders möglich: die Päbste hatten eine große Menge Anhänger, die das Ansehen der Kirche bis über die rechtmäßigen Gränzen ausdehnten; die Kaiser hingegen unterließen ihrer Seits nicht, es eben so sehr herabzuwürdigen und einzuschränken. Hieraus entstanden nun neue Sekten, die sich alle vereinigten, um die Geheimnisse, Moral und Disciplin der Kirche zu bestreiten, insbesondre war es die Autorität derselben, welche sie mit vieler Hartnäkkigkeit anfielen; und diese Kezzereyen waren es, die die Stiftung der Inquisition veranlaßten.

Die Kirche, die sich auf so empfindlichen Seiten angegriffen fühlte, dachte an nichts weniger, als diese gefährliche Feinde gering zu schätzen. Aber ihre große Anzahl und der Schuz, den die mehresten Fürsten ihnen unter der Hand ertheilten, machte sie so fürchterlich, daß man, in Ermanglung öffentlicher Gewalt, sich zu verstellen und sie zu dulden sich genöthiget sahe.

Die Päbste, deren Interesse es vor allem andern erforderte, diese Kezzereyen auszurotten, unterließen nichts, was dahin abzwekken konnte. Außerdem daß sie alles, was von ihrer Macht abhieng, dazu anwendeten, forderten sie auch noch

durch

durch ihre Briefe, sowohl die geistliche, als auch die weltliche Obrigkeit auf, um diese Feinde der Kirche zu vertilgen.

Aber die Bischöfe waren ihrerseits nicht mächtig genug, theils auch mit Amtsgeschäften zu sehr überhäuft; sie widersezten sich also den Sektirern nur schwach und mit wenigem Erfolg. Was aber die Fürsten und die andre weltliche Obrigkeit anbetraf, so gaben sie sich nicht viel Mühe sie zu zähmen; es sey nun, daß sie aus politischen Ursachen glaubten, daß es der Vortheil des Staats erforderte, Leute zu dulden, die, indem sie die geistliche Autorität herabwürdigten, die weltliche dadurch desto mehr ausbreiteten; oder auch vielleicht sie nicht für so strafbar hielten als man vorgab. Hiedurch wurden die Kezzer so mächtig, daß sie sich bald in Stand gesetzt sahen, den Päbsten die Spitze zu bieten. Besonders zeichneten sich die Arnoldisten vor allen andern aus, die mehr als einmal die Statthalter Christi, Rom zu verlassen, und sich ihrer Wuth zu entziehen, nöthigten. Schon waren leztere durch sie aufs äußerste gebracht, als der Tod des Anführers dieser Sekte, der als ein Kezzer und Aufwiegler in Rom hingerichtet wurde, seine Anhänger mit Schrekken erfüllte, und zu fernern Unternehmungen unthätig machte.

Die Waldenser und Albigenser, die nach ihnen folgten, traten ganz in ihre Fußstapfen. Der Schutz Raimunds, Grafen von Toulouse, und der Grafen von Beziers, von Foix und von Comminges, machte sie äußerst unternehmend und fürchterlich. Es waren also kräftigere Mittel nöthig, um sie auszurotten, als man bisher gegen die Kezzer angewandt hatte.

Man schlug dem zufolge vor, einen Kreuzzug gegen sie zu predigen; ein Mittel, welches sich die Päbste bey andern Gelegenheiten oft mit Nuzzen bedient hatten. Innocenz der Dritte, ein äußerst unternehmender und eben so glücklicher Pabst, entschloß sich dieser Methode zu bedienen; nur glaubte er vorher zu gelindern Mitteln seine Zuflucht nehmen zu müssen, und durch Kontroverspredigten die Bekehrung dieser Kezzer bewürken zu können. Er schikte daher Mißionarien nach Languedok,

guedok, deren Häupter der heil. Dominikus und Peter von Castelnau waren. Der Erfolg aber entsprach nicht ihrem Eifer, und Peter von Castelnau ward nahe bey Toulouse im Jahr 1200 ermordet. Nun säumte der Pabst nicht länger sich der weltlichen Macht gegen sie zu bedienen, und erklärte, daß sie eben so, wie die Mahomedaner, behandelt zu werden verdienten, weil beide Feinde der Christlichen Kirche wären.

Diesem Grundsatz zufolge, bewilligte der Pabst dem heil. Dominikus Ablaßbriefe, dessen Schüler befehligt waren, solche überall bekannt zu machen. Vermöge ihres Inhalts, sollten diejenigen, die ihren Kredit und ihr Vermögen zum Untergang dieser Kezzer anwendeten, gleiche Vortheile mit denjenigen genießen, die sie mit dem Schwerdt in der Faust verfolgen würden. Auf diese Weise wurde bald ein mächtiges Heer auserlesener Soldaten auf die Beine gebracht.

Graf Raimund von Toulouse, der vornehmste Beschüzzer der Albigenser, wäre der erste gewesen, über dem dieses Ungewitter ausgebrochen seyn würde; da er aber selbst einsah, daß er zum Widerstande zu schwach war, so unterwarf er sich dem Pabst, übergab ihm, als ein Unterpfand seiner Treue, Sieben der vornehmsten Städte in Languedok und in Provence, und überließ die Albigenser ihrem Schiksale.

Die Armee der Kreuzfahrer, die gegen den Grafen von Toulouse nun nichts mehr unternehmen konnte, marschirte also nach Beziers, wo die Albigenser sich stark verschanzt hatten. Diese Stadt wurde förmlich belagert, und da sie in der Länge nicht im Stande war, sich gegen ein Heer von 100,000 Kreuzsoldaten lange zu halten, so wurde sie bald eingenommen und verbrannt. Die Einwohner wurden sämtlich ohne Unterschied des Alters und Geschlechts niedergemacht; sogar die wenigen Katholiken, die sich unter ihnen befanden, hatten das nehmliche Schicksal, weil man sie im Getümmel von den andern nicht unterscheiden konnte.

Es

So schreklich dieses Beispiel auch war, so verhinderte es doch den Grafen von Beziers nicht, sich nach Carcassonne, so ihm ebenfalls gehörte, zu begeben, mit dem Vorsatz, diese Stadt bis aufs äußerste zu vertheidigen. Er war zwar selbst ein Katholik; aber es sey nun, daß er über die wenige Achtung aufgebracht war, die man gegen seine Vermittelung, um Beziers zu retten, bezeigt hatte; oder daß es ihm unmöglich war zu erdulden, daß man unter den Vorwand der Religion seine Länder verheerte, und seine Unterthanen niedermezzelte, deren Beschützung und Vertheidigung er für seine Pflicht hielt; oder daß er sich nicht überreden konnte, daß die Religion der einzige Beweggrund dieses blutigen Krieges wäre. Genug, nichts konnte ihn hindern sich den Kreuzfahrern zu widersezzen und Carcassonne zu vertheidigen; fest entschlossen, diese Stadt zu retten, oder unter ihren Trümmern sich zu begraben.

Er ward kurz darauf von den Kreuzfahrern daselbst eingeschlossen. Ihr Heer belief sich damals auf 300,000 Mann; denn nach der Einnahme von Beziers, war es durch eine unzählige Menge Leute vermehrt worden, die sich von allen Orten bey demselben eingefunden hatten. Unter diesen befand sich eine beträchtliche Anzahl des vornehmsten Adels, der, aus verschiedenen Bewegungsgründen angetrieben, sich zu dem Kreuzheer verfügt hatte.

Der Graf von Beziers, nicht im geringsten über die außerordentliche Anzahl der Feinde bestürzt, machte öffentlich ein Manifest bekannt, worin er erklärte: daß er zwar bis in den Tod der katholischen Religion treu bleiben würde, daß er aber demohngeachtet entschlossen wäre, sein Land und seine Unterthanen, von welcher Religion sie auch wären, bis auf das äußerste zu vertheidigen. Er hielte sich, sagte er, durch das natürliche Gesetz, das unverbrüchlichste von allen, dazu verpflichtet; und zugleich auch durch den Eid, den er und seine Unterthanen einander geschworen hätten, sich nie zu verlassen. Er sähe, fuhr er fort, diesen Krieg, nicht als einen Religions-

Krieg, sondern vielmehr als ein Unternehmen an, das bloß dahin abzwekte, ihm sowohl, als dem Grafen von Toulouse, und denen von Foix und Comminges ihre Güter zu rauben; er forderte zugleich diese auf, sich mit ihm zu vereinigen und auf ihr wahres Interesse, das mit dem seinigen genau zusammenhieng, die Augen zu werfen. Er sezte noch hinzu; daß, im Fall sie es nicht thun würden, er ganz allein entschlossen wäre, allen Gefahren dieses Krieges sich auszusezzen; denn da man seinen Untergang beschlossen hätte, so sähe er es für besser an, als ein herzhafter Mann mit den Waffen in der Hand zu sterben, als den Verlust seiner Güter, den Untergang seiner Städte und die Niedermezzelung seiner Unterthanen zu überleben. Endlich schloß er damit, daß er Himmel und Erde zu Zeugen annehme, daß er an allem Uebel, welches dieser Krieg unfehlbar nach sich ziehen würde, unschuldig wäre, weil er sich nur durch die unumgängliche Nothwendigkeit gedrungen fühlte, sich gegen diejenigen zu vertheidigen, die ihm auf eine so ungerechte Weise das seinige rauben wollten.

Die Kreuzfahrer antworteten nicht auf dieses Manifest; man war also auf der einen Seite zu einem lebhaften Angriff, und auf der andern zu der muthigsten Gegenwehr entschlossen.

Die Stadt Carcassonne war damals, so wie sie es noch jezt ist, in zwo Theile abgetheilt. Der eine, den man die Stadt nannte, lag auf einer stark befestigten Anhöhe; der andre, den man die Vorstadt hieß, war in einiger Entfernung von der erstern angelegt. Da dieser leztere Theil nicht fest war, so wurde er leicht eingenommen und verbrannt, und die Einwohner, so wie zu Beziers, ohne Unterschied niedergehauen.

Dieses so grausame Verfahren entsprach nicht der Hofnung, die man sich davon gemacht hatte; anstatt diejenigen, die, unter Anführung des Grafen, im obern Theil der Stadt fochten, furchtsam zu machen, diente es bloß dazu, sie nur noch mehr in dem Entschluß, ihr Leben theuer zu verkaufen, zu bestärken.

Während daß dieses vorgieng, war der König von Arragonien im Lager der Kreuzfahrer angekommen. Er legte für den Grafen von Beziers Fürbitten ein, konnte aber von dem päbstlichen Legaten, der das wahre Haupt dieser Unternehmung war, nichts weiter erlangen, als daß man dem Grafen erlaubte, sich nebst noch neun andern Personen fortzubegeben, und dahin zu gehen, wohin es ihm gutdünkte; die übrigen Einwohner von Carcassonne aber, sollten sich auf Discretion ergeben, nakkend aus dieser Stadt hinausgehen, und in diesem Zustande sich der Barmherzigkeit des Legaten überlassen.

Der Graf von Beziers verwarf diesen Vorschlag, fest entschlossen, es aufs äußerste ankommen zu lassen. Die Einwohner, durch sein Beispiel angefrischt, fochten als Verzweifelte, und eine große Menge Kreuzsoldaten verlohr am Fuß der Mauer von Carcassonne ihr Leben.

Der Legat, der schon die Hofnung aufgab, einen Ort zu erobern, der durch einen so tapfern Mann und so entschlossene Einwohner vertheidigt wurde, faßte den Entschluß, durch List seinen Zweck zu erreichen. Alles, vorausgesetzt daß Sieg der Erfolg wäre, schien ihm erlaubt zu seyn. Er schikte daher einen Edelmann an den Grafen ab, der ihn, durch die größten Betheuerungen, daß ihm kein Uebel wiederfahren würde, und durch die herrlichsten Versprechungen, daß man ihn gut behandeln wollte, aus der Stadt lokken mußte. Aber kaum war er bey dem Legaten angelangt, als ihn dieser gleich in Verhaft nehmen ließ.

Die Einwohner von Carcassonne, die bey dem Verlust ihres Herrn in Verzweiflung geriethen, verloren mit einmal den Muth, den sie, so lange er sich an ihrer Spizze befand, gezeigt hatten, und der sie vielleicht noch gerettet haben würde. Sie dachten nun an nichts mehr, als an die Flucht. Ein unterirdischer Gang begünstigte ihr Vorhaben, durch den sie sich, bis drey Meilen vom Lager, unter der Erde wegbegeben konnten.

Auf

Auf diese Art entflohen sie der Wuth der Kreuzsoldaten, die, ohne Zweifel mit ihnen eben so, wie mit den Einwohnern von Beziers würden umgegangen seyn.

Sobald der Legat Herr von Carcassonne war, so machte er daraus seinen Waffenplatz gegen die Albigenser. Der Graf Simon von Montfort ward zum General der Kirche ernannt, und erhielt zugleich die schönen Ländereyen des Grafen von Beziers, der im Gefängniß gestorben war, zum Geschenk; wobey man ihm auch noch einen guten Theil der Eroberungen versprach, die er machen würde.

Der neue Kirchengeneral, angefrischt durch so wichtige Geschenke und Versprechungen, die seinen Ehrgeiz und Eigennuz auf das angenehmste schmeichelten, blieb indessen doch einige Zeitlang ruhig ohne das geringste zu unternehmen. Die Albigenser machten sich seine Unthätigkeit zu Nuzze, um sich zu versammlen und zu verschanzen. Montfort war tapfer, klug und in seinem Unternehmen glücklich; aber seine Soldaten hatten sich nur auf vierzig Tage zum Dienste verbindlich gemacht, und giengen daher, sobald diese Zeit verflossen war, aus einander.

Im folgenden Jahre (1212) führten seine Gemahlin und Freunde, ihm eine große Anzahl Kreuzsoldaten zu, deren er sich mit vielem Glück und Verstande bediente, um die Plätze zu erobern, die sich nicht gutwillig ergeben wollten. Das feste Schloß Menerbe war das erste, so ihm Widerstand zu leisten wagte. Es warde durch Sturm erobert, und alles was man lebendig in demselben antraf, mußte über die Klinge springen. Die Stadt Lavaur hatte in der Folge das nehmliche Schiksal. Alles gelung dem Grafen von Montfort; der Sieg folgte ihm überall, und der Untergang der Albigenser schien unvermeidlich, als sich zwo ganz unverhoffte Begebenheiten ereigneten, die ihre Sache beinahe wieder herstellten und die Katholische Parthey zu Grunde zu richten schienen.

Raimund Graf von Toulouse war nach Rom gereiset, um sich mit dem Pabst auszusöhnen und hatte seinen Vorsaz auch in der That ausgeführt. Unter andern Bedingungen verlangte man von ihm, daß er die Albigenser aus seinen Ländern verjagen sollte. Er versprach es zu thun; da man ihn aber bey seiner Zurückkunft an sein Versprechen erinnerte, so verschob er es immer von einer Zeit zur andern. Endlich begann es ihm an Ausflüchten zu fehlen, er erklärte sich also ganz deutlich, daß er sich nicht dazu entschließen könnte, weil er sonst sein Land entvölkern und am Ende ein regierender Herr ohne Unterthan seyn würde.

Auf diese Weigerung that ihn der Päbstliche Legat in Bann und ließ ihm, durch den Grafen von Montfort, den Krieg erklären. Den Grafen von Foix traf das nehmliche Schicksal, und man versprach dem General die großen Güter der beiden Prinzen zur Belohnung.

Der Graf von Montfort, von Eigennuz und Ehrgeiz beseelt, säumte keinen Augenblick den Feldzug zu eröfnen. Er zwang die beiden Grafen das Feld zu räumen und sich in ihre Hauptfestungen zurückzuziehen, nachdem er sich vorher aller offenen Plätze bemächtigt hatte. Da aber keine Festung, ohne Entsaz, in der Länge der Zeit zu wiederstehen vermag; so wären diese beiden Prinzen unfehlbar verlohren gewesen, wenn sich nicht der unvermuthete Zufall ereignet hätte.

Der König von Arragonien war bisher immer Friedensmittler, oder doch von der Parthey der Kreuzfahrer gewesen. Nun sey es aber, daß er entweder nicht länger dulden wollte, daß man den Grafen von Toulouse, der sein Schwager war, beraubte, und die Unterdrükkung des Grafen von Foix seines Vasallen zu verhindern gedachte; oder auch vielleicht mißvergnügt war, weil man ihn bey der Theilung der Güter dieser beiden Prinzen vergessen hatte; genug, er erklärte sich öffentlich für sie, da man es am wenigsten gedachte und verließ den Grafen von Montfort.

Dieser

Dieser Schritt des Königs von Arragonien veränderte mit einmal die Scene. In kurzer Zeit brachten die Albigenser ein Heer von 100,000 Mann auf die Beine, das aus Arragoniern, Languedokern und Provenzalen bestand. Sobald sie sich in den Stand gesezt sahen, etwas zu unternehmen, so erwarteten sie nicht, bis der Graf von Montfort sie aufsuchen würde, sondern giengen ihm selbst entgegen und boten ihm trozig eine Schlacht an.

Weder die Anzahl, noch die gute Verfassung der Feinde, schreckten den Grafen von Montfort. Er nahm die angebotene Schlacht an. Auf beiden Seiten focht man von Religionsenthusiasm', Haß und Eigennutz beseelt; da aber der König von Arragonien im heftigsten Handgemenge der Schlacht getödtet wurde, so bemächtigte sich der Albigenser ein panisches Schrekken; sie geriethen in Unordnung und erlitten eine totale Niederlage, wobey 20,000 Mann von ihnen auf dem Plaz blieben.

Der Graf von Montfort suchte seinen Sieg zu benuzzen; er ruckte vor Toulouse, und diese Stadt ergab sich ihm auf Discretion. Narbonne folgte diesem Beispiele. Ueberhaupt waren alle Unternehmungen des Grafen, während den vier Jahren, die er noch nach diesem großen Siege durchlebte, von dem nämlichen glücklichen Erfolg begleitet.

Im Jahr 1218 bemächtigte sich Graf Raimund durch einen unvermutheten Glückswechsel Toulouse wieder, und ward darauf von dem Grafen von Montfort, der sich abermals an der Spizze von 100,000 Kreuzsoldaten befand, in dieser Stadt belagert. Hier war es, wo der Graf von Montfort das Ziel aller seiner Unternehmungen fand; er ward durch einen Steinwurf getödtet und sein Heer geschlagen.

Die katholischen Angelegenheiten schienen durch diesen Todesfall und Niederlage, ohne Rettung zu Grunde gerichtet zu seyn. Die Grafen von Toulouse, von Foix und von

Comminges eroberten in kurzer Zeit alles wieder zurück, was man ihnen bisher abgenommen hatte. Einige Zeitlang erhielten sie sich auch in diesen Vortheilen, aber der Tod des Grafen Raimunds veränderte nochmals die Aussicht beider Partheyen.

Sein Sohn und Nachfolger, der jüngere Raimund, sezte den Krieg mit ungleichen Kräften und schlechtem Erfolg fort; endlich ward er genöthigt sich zu unterwerfen. Er ward als Gefangener nach Pavia gebracht, wo er alles eingieng, was man von ihm forderte; vor allem mußte er sehr strenge Befehle gegen die Albigenser unterzeichnen.

Die ganze Macht der Kreuzfahrer fiel nun über die Grafen von Foix und Comminges her, die, zum Widerstande zu schwach, sich auf so gute Bedingungen, als sie nur verlangen konnten, ergaben. So endigte sich also dieser scheußliche Krieg, der mehr Menschen und Geld kostete, als zur Eroberung eines grosien Reichs nöthig gewesen wäre, und der am Ende die fürchterliche Inquisition von Toulouse gebar, die durch das Ansehen Pabst Innocenz des Dritten, und durch die Bemühungen des H. Dominikus eingeführt wurde.

Dieser Pabst sah nur zu wohl ein, daß ungeachtet der öffentlichen Gewalt, die man zur Unterdrükkung der Albigenser anwendete, dennoch ein großer Theil dieser Sektirer übrig bleiben, und in ihren Gesinnungen und Lehrsätzen beharren würde. Er glaubte daher, daß es nöthig wäre, gegen dieses Uebel sowohl als gegen alle andre Ketzereyen, die noch in Zukunft entstehen könnten, zu einem nachdrücklichern Mittel seine Zuflucht nehmen zu müssen, und stiftete also ein Tribunal, dessen einzige Beschäftigung, das Aufsuchen und die Bestrafung der Kezzer, zum Gegenstande haben sollte.

Diese neuen Kezzerrichter mußten gänzlich vom Römischen Hofe abhängen und seinem Interesse durchaus ergeben seyn. Es wurden müßige Leute dazu erfordert, die nicht durch ander-

weitige

weitige Geschäfte zerstreut wären. Sie mußten von geringen Herkommen seyn, damit sie sich aus einem Amte, das bloß aus einer simpeln Kezzerverfolgung bestand, eine Ehre machen konnten. Sie mußten keine Eltern, Freunde und Verbindungen haben, damit sie auf niemand Rücksicht zu nehmen nöthig hätten; und dabey hart, unerbittlich, ohne Mitleiden und ohne Erbarmen seyn, weil man ein Gericht stiften wollte, welches das fürchterlichste und strengste von der Welt seyn sollte. Außerdem mußten sie auch noch Religionseifer zeigen; und ungeachtet sie nur mittelmäßige, oder wenige Gelehrsamkeit und Fähigkeit besitzen durften, so mußte doch ihr Privatnuzzen desto genauer mit der Vertilgung der Kezzer zusammen hängen.

Innocenz, der mit den Bischöfen und ihren Officianten, wegen des wenigen Eifers, den sie in Verfolgung der Kezzer bezeigten, nicht zufrieden war, glaubte in den Mönchen der beiden neuen Orden des H. Dominicus und des H. Franciscus, alle diese Eigenschaften zu finden.

Ihre Ergebenheit gegen den päbstlichen Stuhl kannte keine Gränzen. Die Einsamkeit und freiwillige Entfernung von der Welt, die ihnen ihre Ordensregel befahl, und die, wie es die Folge zeigte, ihnen schon überlästig zu werden anfieng, ließ ihnen Zeit genug zu dieser Bestimmung. Die Armseeligkeit in ihren Kleidern und Klöstern, die sehr von denjenigen verschieden waren, die sie heute zu Tage besizzen, mußte sie natürlicher Weise die Stelle der Inquisitoren, als ein Amt betrachten lassen, das fähig genug wäre, den Ueberrest ihres Ehrgeizes zu schmeicheln. Da sie allem, sogar bis auf ihren Familiennamen, entsagt hatten, so waren sie um desto eher vorbereitet, sich nicht von Empfindungen hinreissen zu lassen, die gewöhnlicher Weise die Bande des Bluts oder der Freundschaft einzuflößen pflegen. Hiezu kam noch die Strenge ihrer Regel, und die Härte, mit der sie gegen sich selbst verfuhren; beides ließ ihnen also nicht leicht für ihren Nächsten mehr Empfindsamkeit fühlen, als sie gegen sich selbst bezeigten. Auch waren sie voll Re-

 ligions-

ligionseifer und Enthusiasm', so wie man es gewöhnlich in neu errichteten Orden zu seyn pflegt, und besaßen zugleich alle Gelehrsamkeit ihrer Zeit; das heißt, sie kannten die scholastische Theologie und das neue Canonische Recht auf das allergenaueste. Da nun die Sektirer beständig auf sie schmählten, und alles anwandten, sie in den Augen des Volks herabzuwürdigen, so erforderte es auch ihr Privatnuzzen selbst, den Untergang dieser Kezzer zu befördern.

Da nun der Pabst alle die Eigenschaften bey ihnen antraf, die er bey den künftigen Glaubensinquisitoren wünschte; so entdeckte er sich ihnen ohne weitere Zurückhaltung, und sie betrugen sich dergestalt dabey, das es dem Urtheil des Pabstes und der Erwartung des römischen Hofes vollkommen entsprach.

Doch so wie jede neue Einrichtung, sie mag auch noch so wichtig seyn, im Anfange stets unvollkommen ist und erst durch Zeit und Gelegenheit zur Vollkommenheit reift; so hatten auch die Inquisitoren anfänglich nicht die nehmliche Autorität, die sie in folgenden Zeiten genoßen, und zum Theil noch in einigen Ländern bis auf den gegenwärtigen Augenblick genießen. Ihre Macht war damals, nur auf Kontraverspredigten und den Glaubensunterricht eingeschränkt. Ihrem Auftrage gemäß, sollten sie die Fürsten und Magistratspersonen anmahnen, diejenigen Sektirer, die in ihren Irrthümern beharren würden, selbst mit dem Tode zu bestrafen. Auch sollten sie sich genau um die Anzahl und den Stand der Kezzer, um den Eifer, den die katholischen Fürsten und Obrigkeitspersonen in ihrer Verfolgung blikken ließen, und um die Sorgfalt, womit die Bischöfe und deren Officianten sie aufsuchten, erkundigen. Alle diese eingezogenen Nachrichten mußten sie nach Rom schikken, damit der Pabst darüber nach seinem Gutdünken verfügen könnte; und aus diesen Informationen und Untersuchungen erhielt der Titel, den man den Verwaltern dieses neuen Gerichts beilegte, die Inquisitoren, seinen Ursprung.

Einige

Einige Zeit nachher, wurde ihre Autorität vergrößert. Sie erhielten die Macht Ablaßbriefe zu ertheilen und Kreuzzüge zu predigen. So war der Zustand dieses Gerichts, bis zum Jahr 1250; während eines Zeitraums von ungefähr 50 Jahren.

Im Jahre 1244 vermehrte Kaiser Friedrich II. ihre Autorität noch durch vier Edickte, die er zu Pavia ausfertigen ließ. Durch diese Edickte nahm er die Inquisitoren in seinen Schutz, ertheilte der Geistlichkeit das Vorrecht, über alle kezzerische Verbrechen Untersuchungen anzustellen; und indem er den weltlichen Richtern das Amt überließ, die Kezzer zu bestrafen, sobald die Geistlichkeit sie würde schuldig befunden haben, so verordnete er, daß die Hartnäkkigen lebendig verbrannt, diejenigen aber, so Reue bezeigen würden, mit immerwährender Gefängnißstrafe belegt werden sollten.

Die Streitigkeiten zwischen den Monarchen und den Päbsten, sind stets für die Sektirer von üblen Folgen gewesen. Es sey nun, daß diejenigen, die in diesen Streitigkeiten begriffen waren, von einem wahren Eifer für die Religion beseelt wurden, und solche, ihr Staatsinteresse beiseite gesetzt, stets zu beschüzzen sich geneigt zeigten; oder auch, daß sie durch diese äußerliche Zeichen von Rechtgläubigkeit ihre Unterthanen, um so viel mehr zu ihrer Pflicht anhalten wollten, da diese nur zu geneigt sind, an dergleichen Vorfällen Aergerniß zu nehmen.

Friedrich hatte um so viel mehr Ursache, Eifer für die Sache der Religion zu bezeigen, da die Päbste, mit welchen er in großen Streitigkeiten verwikkelt war, um ihn bey der ganzen Christenheit verhaßt zu machen, und sie wieder ihn aufzubringen, bey allen katholischen Höfen in Europa ihn angeklagt hatten, daß er die christliche Religion verlaßen und ein Mahometaner werden wollte. Gregorius IX. sagt sogar in seinem Umlaufsschreiben vom 1sten Julius 1239. „Wir haben Beweise in den Händen, daß er öffentlich gesagt hat, die ganze „Welt sey von drey Betrügern, nämlich von Moses, Chri-

„stus und Mahomed hintergangen worden. Vornehmlich „behauptet er dieses von Jesus Christus, denn er sagt, jene „hätten doch noch große Ehre auf der Welt genossen, dieser aber „sey weiter nichts als eines gemeinen Mannes Sohn gewesen, „und habe nur Leuten seines gleichen geprediget. Der Kaiser, „fährt er fort, behauptet, ein einiger Gott und Schöpfer könne „nicht von einem Weibe, viel weniger aber von einer Jungfrau „geboren werden". Dieses alles brachte nun den Kaiser vielleicht dahin, sich gegen die Kezzer weit schärfer als irgend einer seiner Vorfahren zu erklären; denn vor ihm hatte noch keiner, sie alle ohne Unterschied der Todesstrafe Preis gegeben.

Was aber auch dieser Fürst für einen Bewegungsgrund gehabt haben mag, so strenge gegen sie zu verfahren, und was für Vortheile er für seine Person auch daraus ziehen möchte, so ist es doch gewiß, daß es seinen Nachfolgern vielen Schaden zufügte, und daß man sich seitdem gegen die Anhänger der Kaiser, sowohl in Italien, als anderswo, der Autorität, die er den Inquisitoren ertheilt hatte, mit Vortheil bediente. Man wendete alle Mühe an, sie noch furchtbarer zu machen, um sich ihrer unter dem Vorwand der Religion, gegen alle diejenigen bedienen zu können, die sich unterstehen würden, der weltlichen Gewalt der Päbste zu nahe zu treten. Die Beweisthümer sind zu klar, um sie leugnen zu können.

Im Jahr 1322 ließ Johann XXII. gegen Mathias Visconti, Herrn von Mailand, durch die Inquisitoren eine gerichtliche Untersuchung anstellen. Er ward für einen Kezzer erklärt, und es erfolgte hierauf eine von den heftigsten Bullen, in welcher, sämmtlichen Italiänischen Fürsten, aller Umgang mit ihm und seinen Unterthanen verboten wurde. Seine ganze vorgegebene Kezzerey bestand indessen bloß in seinem Eifer für den Kaiser Ludwig von Baiern, gegen den der Pabst, wegen sehr übel gegründeter Anforderungen, sich als ein Feind erklärte; ein Eifer, der um so viel gerechter war, da Visconti, als Reichsvasal, bloß seine Pflicht erfüllte.

Im

Im nehmlichen Jahre, machten Guy Rangon, Bischof von Ferrara und der Inquisitor P. Bon, gegen die Fürsten aus dem Hause von Este, gegen die sie gerichtlich verfahren, und sie für Kezzer erklärt hatten, ein Vermahnungsschreiben bekannt; worinn einem jeden, von welchem Stande er auch sey, alle irgend erdenkliche Verbindungen mit ihnen, oder ihren Anhängern und Unterthanen verboten wurden. Indessen bestand ihr wahres Verbrechen bloß in der Wiedereinnahme von Ferrara, dessen sich die Päbste vorher bemächtigt hatten.

Im Jahr 1355 begegnete Innocenz VI. auf eine gleiche Weise dem Franz Ordelafi, Wilhelm Manfredi und Malatesta. Er ließ sogar einen Kreuzzug gegen sie, als Ungläubige und Kezzer, publiciren; bloß weil die erstern sich Rimini, und die andern Faenza bemächtigt hatten, da beides, wie der Pabst vorgab, ihm angehörte. Sobald sie sich unterworfen und erklärt hatten, daß sie diese Städte nur als Vikarien des heiligen Stuhls besizzen wollten; so hörten sie auch wirklich auf Kezzer zu seyn, ohne daß sie nöthig hatten weder ihre Gesinnungen, noch Lehrsätze zu verändern.

Doch, es ist unnöthig so entfernte Beispiele aufzusuchen, da es bekannt genug ist, daß, während den Streitigkeiten im sechszehnten Jahrhundert, zwischen dem Pabst Paul IV. und Philip II. König von Spanien, die bloß weltliches Interesse zum Gegenstande hatten, dieser Pabst kein Bedenken trug, sowohl im Consistorio als gegen die Gesandten, laut zu sagen: daß Philip, eben so wie sein Vater Kaiser Karl V. gewesen, ein Ketzer wäre. Weil er sich aber nicht im Stande befand, eine solche Beschuldigung gegen einen so mächtigen Prinzen zu behaupten, so dienten diese Vorwürfe nur zum Beweise, daß in Rom Ketzer zu seyn, so viel hieß, als dem weltlichen Interesse des Römischen Hofes zu nahe zu treten.

In dieser nämlichen Absicht, bloß weltliche Anforderungen zu erhalten, die auf die Religion auch nicht den kleinsten

Bezug

Bezug hatten, bediente man sich der Inquisition um die Bücher, so die Rechte der Fürsten und weltlichen Mächte mehr ausdehnten, wie es der Römische Hof wünschte, als ketzerisch verdammen zu laßen. Dieß geschah unter andern, zu Anfang des verwichenen Jahrhunderts bey den Streitigkeiten Paul V. mit der Republik Venedig, die, wie es Weltkündig ist, bloß weltliche Ansprüche betrafen. Beide Partheyen suchten schriftlich ihr Recht zu behaupten. Aber alle Schriften, die zum Vortheil der Republik erschienen, wurden von den sämmtlichen Inquisitionsgerichten Italiens, als ketzerisch verdammt, ungeachtet sie die vernünftigsten Lehrsätze enthielten, die von allen klugen Leuten, in allen andern christlichen Ländern gebilligt wurden. Man begehrte sogar, daß diejenigen, die man für die Verfasser dieser Schriften hielte, sich bey der Inquisition darüber verantworten sollten; das hieß, sie sollten sich von derselben als Ketzer verdammen lassen, und dieses wiederfuhr auch in der That denjenigen, die unvorsichtig genug waren, diesem Verlangen ein Genüge zu leisten.

Der Kardinal Bellarmin schrieb ungefähr zu der nemlichen Zeit, ein Werk zum Vortheil der päbstlichen Autorität. Er behauptete in diesem Buche, daß alle christliche Fürsten, sowohl in weltlichen als geistlichen Dingen, dem Pabst unterworfen wären, und behandelte alle diejenigen als Ketzer, welche behaupten, daß die Fürsten in weltlichen Dingen keine andre Macht als Gott über sich hätten. Es scheint, daß dieser Kardinal, von demjenigen was er geschrieben hatte, selbst nicht überzeugt gewesen seyn muß; weil er zu gelehrt war, um nicht zu wissen, daß eben diese Lehrsäzze, die er als kezzerisch verdammte, mit denjenigen, der alten Kirche sowohl, als aller katholischen Kirchen seiner Zeit, nur die im Kirchenstaate ausgenommen, genau übereinstimmten.

Man sieht hieraus deutlich genug, daß Friedrich II. sein wahres Interesse verkannte, oder doch nicht befolgte, indem er die Autorität der Inquisition vermehrte.

Indes-

Indessen hatte doch das Gesez Friedrichs, so vortheilhaft es auch den Inquisitoren und so schädlich es den Kezzern war, wegen der immer fortdauernden Zwistigkeiten zwischen dem Pabst und Kaiser, die von beiden Theilen bis auf das äusserste getrieben wurden, während verschiedenen Jahren, sehr wenige Würkung.

Dieser Zwist hatte schon zu den Zeiten Innocenz III. angefangen, der Friedrichs Vormund gewesen war, und unter Honorius III. dem Nachfolger des Innocenz fortgedauert. Aber da Gregorius IX. nach Honorius, den päbstlichen Stuhl bestieg, so wurden von beiden Seiten alle Gränzen überschritten. Friedrich ward zu drey verschiedenen Malen exkommunicirt. Man wiegelte die ganze Lombardey, und einen Theil Deutschlands gegen ihn auf, und ließ einen Kreuzzug gegen ihn bekannt machen, als ob er ein Ungläubiger oder offenbarer Kezzer gewesen wäre; ja es giebt sogar Schriftsteller, die behaupten, daß man seinem eigenen Sohn aufrührerische Gesinnungen gegen ihn einflößte.

Endlich erreichte der Kaiser, ungeachtet aller Feinde, dennoch seinen Zwek. Gregorius IX. starb; sein Nachfolger Cölestin IV. aber lebte zu kurze Zeit, um den Zwist wieder erneuern zu können. Nach seinem Tode blieb der heilige Stuhl zwo Jahre lang erledigt, und ward endlich wieder durch den Kardinal Sinibaldi besezt, der den Namen Innocenz IV. annahm.

Da dieser Pabst als Kardinal, stets mit dem Kaiser die genaueste Freundschaft beobachtet hatte, so glaubte jedermann, daß seine Erwählung endlich einmal alle Zwistigkeiten, die bisher zwischen den Päbsten und dem römischen Reiche geherrscht hatten, endigen würde. Aber diese Verbindungen waren zu schwach, um über ihren beiderseitigen Ehrgeiz und Intereße die Oberhand zu gewinnen.

Innocenz IV. wollte nicht das geringste von den Ansprüchen seiner Vorfahren gegen den Kaiser nachlassen. Man sahe

sahe aus seinem Betragen nur zu deutlich, wie unveränderlich der römische Hof auf seinem Vorsatz verharrt, und daß nichts im Stande ist diesen Vorsatz zu hintertreiben, so bald er sich einmal in eine Unternehmung eingelassen, aus der er Vortheile und Ruhm zu ziehen hoft.

Friedrich blieb seiner Seits gleichfalls standhaft dabey, seinen Rechten nichts zu vergeben, oder etwas zu unternehmen, so seine Würde hätte beschimpfen können. Haß war an die Stelle der Freundschaft getreten, und die Zwistigkeiten wurden wieder erneuert, und zwar mit einer Erbitterung, die gewöhnlich zwischen Freunden, die es zu seyn aufgehört haben, zu herrschen pflegt.

Die Unternehmungen des Kaisers waren sehr schnell und mit vielem Glück begleitet. Er war überzeugt, daß er diese Gelegenheit nüzzen, und den neuen Pabst zu Grunde richten müßte, ehe dieser sich in seiner Würde befestigen, und ihm neue Feinde über den Hals ziehen könnte. Er gieng ihm also mit so vieler Lebhaftigkeit auf den Leib, daß er ihn Italien zn verlassen zwang.

Ungeachtet dieses üblen Ausgangs, wollte der Pabst doch nicht das geringste von seinen Ansprüchen fahren lassen. Er entfloh nach Frankreich, und wählte Lion zum Ort seines Aufenthalts, weil die vortheilhafte Lage dieser Stadt, ihm die Kommunikation mit Italien und andern Europäischen Staaten erleichterte. Er berief bey seiner Ankunft, eine allgemeine Kirchenversammlung dahin, um auf derselben den Kaiser zu exkommuniciren und abzusezzen.

Die Könige von Frankreich und England gaben sich umsonst Mühe, diesen Streich abzuwenden. Friedrich, der die üblen Folgen vorher sah, unterließ selbst nichts, um ihnen auszuweichen. Er unterwarf sich Bedingungen, die für einen Kaiser nicht beschwerlicher, und für einen Pabst nicht genugthuender seyn konnten. Er erbot sich sogar selbst, ein mächtiges Heer nach Palästina zu führen, und niemals wieder zurück zu kommen,

men, woferne man ihn nur ruhig bey seiner Kaiserwürde lassen wollte. Aber alle diese Fürbitten und Anerbietungen waren vergebens; er ward feyerlich in den Bann gethan und des Reichs entsezt.

Dieser Bannfluch und die Absezzung Friedrichs, zogen alle die traurigen Folgen nach sich, die er vorhergesehen und vergebens von sich abzulehnen gesucht hatte. Der größte Theil von Deutschland empörte sich gegen ihn. Seine Absezzung ward bestätigt, und Heinrich, Landgraf von Thüringen und Hessen, an seiner Stelle erwählt. Heinrich genoß die Kaiserwürde nicht lange; denn kurz nachher verlor er sein Leben in einem Gefechte gegen Konrad, den Sohn Friedrichs, der in Deutschland den Krieg führte, so wie es sein Vater in Italien mit vielem Glükke that. Demohngeachtet stellte Heinrichs Tod die Ruhe in Deutschland nicht wieder her; das Ansehen des Pabstes war groß genug, um ihm, in Wilhelm, Grafen von Holland, einen Nachfolger zu geben.

Dieser neue Kaiser war nicht glücklicher als sein Vorgänger; er ward allenthalben von Konrad geschlagen. Aber der Tod Friedrichs, der einige Zeit nachher starb, und die unumgängliche Nothwendigkeit, in der sich Konrad, der den kaiserlichen Titel angenommen hatte, versezt befand, den beiden Königreichen Neapel und Sicilien zu Hülfe zu eilen; ließen Wilhelmen verschiedene Jahre durch, das Reich mit mehr Ruhe genießen, als es der Zustand seiner Angelegenheiten in Deutschland, ihm zu versprechen schien.

Die Reichsfürsten, deren wahres Interesse es doch erforderte, sich zu vereinigen, um dem Reiche Zeit zu lassen, sich von so vielem erlittenen Verlust wieder zu erholen, theilten sich von neuem. Man erwählte zwo Kaiser, die aber nur kurze Zeit diese Würde genossen, und eigentlich nichts als den leeren Titel hatten. Nach ihrem Tode folgte ein Interregnum von ungefähr zwanzig Jahren. Die, von Partheysucht angestekte,

und

und gegen einander bis aufs äußerste aufgehezte Reichsfürsten, konnten sich während dieser Zeit nie vereinigen, um dem Reiche ein neues Oberhaupt zu geben.

Eine so langwierige, und so zur Unzeit vorgefallene Reichsvakanz mußte die traurigsten Folgen nach sich ziehen. Auch waren sie es in der That nur zu sehr. Die blutigsten Bürgerkriege verwüsteten Deutschland, während diesem unseligen Interregno.

Aber während der Zeit, daß die Päbste mit den Kaisern in Krieg verwikkelt waren, und die Fürsten und Bischöfe von beiden Theilen, an nichts weniger als an Religions-Angelegenheiten dachten, benutzten die Sektirer einen für sie so vortheilhaften Zeitpunkt. Die Fortschritte, die sie in kurzer Zeit thaten, fingen an den Pabst zu beunruhigen; besonders da sein Interesse vor allem andern, das meiste dabey litte. Er entschloß sich also, unter den Gegenmitteln dasjenige zu wählen, so er für das kräftigste hielte, indem er die Inquisition mit neuer Autorität bekleidete, und daraus ein immerwährendes und unabhängiges Tribunal stiftete, das einzig und allein über das Verbrechen der Ketzerey erkennen sollte.

Das Interregnum dauerte noch immer fort, und der Pabst, der nach der damaligen Verfassung, allein fähig war, dem Reiche den Frieden wieder zu geben, indem er die Erwählung eines Kaisers beförderte, hütete sich sehr es zu thun. Er zog aus diesem Betragen zwo beträchtliche Vortheile. Erstlich konnte er während der Reichsvakanz, auf die nemlichen Rechte Anspruch machen, die nur der unumschränkteste Kaiser selbst hätte begehren können; fürs zweite aber, sezte ihn das Interregnum in den Stand, so gegen die Lombardey zu verfahren, als wenn er ihr wirklicher Oberherr gewesen wäre, und machte ihn zu gleicher Zeit zum Schiedsrichter aller Italiänischen Angelegenheiten. Innocenz war zu klug, um eine so vortheilhafte Lage ungenützt zu lassen, und die Dominikaner und Francis-

kaner

kaner-Mönche hatten ihn zu gute Dienste geleistet, indem sie, in Erfüllung ihrer Pflichten als Inquisitoren, sich den größten Gefahren ausgesetzt und stets sehr vielen Muth gezeigt hatten, als daß er das Inquisitions-Tribunal, welches er sowohl in Italien, als auch an allen andern Orten, wo sein Ansehen galt, auf immerwährend einzuführen entschlossen war, andern anvertrauen sollte.

Man fieng also ernstlich an, über die Mittel und Wege um dieses Vorhaben zu bewerkstelligen, sich zu berathschlagen. Aber die päbstlichen Räthe, sahen bald zwey nicht leicht zu überwindende Hindernisse vor sich. Das eine bestand darinn, daß die Bischöfe sich der Einführung der Inquisition unfehlbar widersetzen würden, weil man ihnen dadurch die Macht raubte, das Verbrechen der Ketzerey zu untersuchen; eine Macht die sie bisher noch immer besessen hatten, und die Ihnen auch mit Rechte zukam. Sie würden nicht unterlassen haben vorzugeben, daß sie zu Ketzerrichtern wenigstens eben so gut geschickt wären, als neuerrichtete Mönche, die weder ihr Ansehen hatten, noch die Mittel, es geltend zu machen. Sie würden sich beklagen, daß man ihnen schon Unrecht genug anthäte, indem man diese neuen Mönche ihrer Gerichtsbarkeit entzöge, ohne daß man nöthig hätte, diese Leute noch zu Richtern über ihre Heerde und vielleicht gar über sie selbst zu machen; besonders da es einen so zärtlichen Punkt, als Lehr- und Glaubenssätze beträfe. Aus allen diesem erhellte nun zur Gnüge, wie wenig Wahrscheinlichkeit wäre, daß sie in Errichtung dieses Tribunals willigen würden. Hingegen würde es zu viel Gewaltthätigkeit erfordern, um wider ihren Willen zu diesem Zwecke zu gelangen; gesetzt auch daß man dazu sich entschließen wollte, und von dem guten Erfolg zum voraus vergewissert wäre, so würde doch diese neue Einrichtung nicht lange Bestand haben können, und am Ende dennoch, von den Bischöfen zu Grunde gerichtet werden. Zwar wäre es wahr, fuhren die päbstlichen Räthe in ihren Vorstellungen fort, daß das gemeine Volk allenthalben für den heiligen Stuhl sehr große Ehrerbietung hegte,

aber eben so gewiß wäre es auch, daß sie gegen die Bischöfe nicht weniger Achtung zeigten. Ein unwidersprechlicher Beweis davon, wäre die höchste Gewalt der Kirche, die von allen Christen den General-Concilien zugestanden würde. Der heilige Stuhl hätte endlich noch sein Ansehen und Kredit größtentheils den Bischöfen zu verdanken, die beides immer zur rechten Zeit geltend zu machen gewußt hatten. Sie hätten ihm selbst einen Theil des Ihrigen aufgeopfert, und das vornehmste Interesse des heiligen Stuhls bestände in einer genauen Verbindung mit den andern Bischöfen. Man könnte also, ohne sich das größte Ungemach zuzuziehen, nicht wagen, sie auf einer so empfindlichen Seite anzugreifen.

Das zwote Hinderniß, so weder geringer noch von weniger Schwürigkeiten begleitet war, bestand darin, daß man die Inquisition nicht auf die sich vorgesezte Weise einführen konnte, ohne den weltlichen Richtern die Gewalt zu rauben, die sie stets gehabt hatten, den Kezzern den Prozeß zu machen, und die noch durch die leztere Verordnung Friedrich II. bestätigt war. In der That hatte dieser Kaiser, indem er das Ansehen der Inquisitoren vermehrte und sie in seinen Schuz nahm, dennoch verordnet, daß die weltliche Obrigkeit allein das Recht haben sollte, nach dem von der Inquisition erhaltenen Bericht, die Verdammung und Hinrichtung der Kezzer zu vollstrekken.

Es war leicht zu muthmaßen, daß sie sich mit nicht weniger Eifer als die Bischöfe, der Errichtung eines Tribunals widersezzen würden, das einen Theil ihrer Gerichtsbarkeit zu Grunde richtete. Auch mußte man leicht vorhersehen, daß alle weltliche Fürsten der Christenheit nicht weniger bemüht seyn würden, die Einführung der Inquisition zu verhindern, da sie einerseits verbunden waren, die weltliche Obrigkeit bey den ihr ertheilten Rechten zu schüzzen, und andernseits wenn sie es zugaben, zugleich selbst für ihre Person in eine Theilung der höchsten Gewalt über Leben und Tod willigen müßten.

Diese

Diese, dem Anschein nach unüberwindliche Hindernisse würden ohne Zweifel das Vorhaben vernichtet haben, ein immerwährendes Inquisitionsgericht zu stiften; woferne der Pabst, der zu standhaft war um seinen Vorsatz aufzugeben, und den zu dieser Stiftung eine außerordentliche Leidenschaft antrieb, sich nicht zwoer Mittel erinnert hätte, so die ihm gemachten beiden Schwierigkeiten, wenigstens dem Schein nach, heben konnten.

Das erste Hülfsmittel des Pabstes bestand in der Erklärung, daß die Bischöfe mit den Inquisitoren vereinigt, die Kezzer nicht richten sollten; daß man nichts ohne sie vornehmen würde, und daß sie allemal, so oft es ihnen gutdünkte, diesem Gerichte beiwohnen könnten. Mit der Zeit hofte man schon Mittel zu finden, den Inquisitoren ganz allein die höchste Gewalt in die Hände zu spielen und den Bischöfen nur den leeren Richtertitel zu überlassen. Auch glaubte man, daß diese leztere, die mehr Ehrgeiz als Thätigkeit besaßen, sich entweder mit diesem Titel befriedigen, oder auch am Ende, wenn sie einzusehn anfiengen, daß sie nur den kleinsten Theil einer Gerichtsbarkeit besaßen, die ihnen von Rechtswegen ganz zukam, die Verwaltung derselben den Inquisitoren ohne fernern Antheil daran zu nehmen, gänzlich überlassen würden. Was die Inquisitoren anbetraf, so würden sie alsdenn in aller Freiheit, ohne von jemand anders als von dem Römischen Hofe abzuhängen, die Päbstlichen Befehle vollziehen können.

Das zwote Hinderniß, so die Fürsten und weltliche Obrigkeitspersonen verursachten, hofte man noch leichter zu überwinden, da der Pabst damals beinahe unumschränkt über Italien herrschte. Man sahe also nur zu wohl ein, daß man einen so vortheilhaften Zeitpunkt, der sich vielleicht niemals wieder ereignen würde, nicht ungenüzt vorbeistreichen lassen müßte. Um eine dauerhafte Einrichtung von dieser Art zu machen, war es nicht genug, daß die Fürsten und Magistratspersonen

sich nicht dagegen setzten, man mußte auch ihre Einwilligung dazu haben, und um diese zu erhalten, ihnen den nämlichen Anschein von Autorität, wie den Bischöfen überlassen. Man entschloß sich also, ihnen das Recht zu ertheilen, die untern Officianten der Inquisition zu erwählen, die sich keiner andern, als die sie dazu ernennen würden, bedienen sollte. Auch sollte jedesmal, wenn die Inquisitoren, in einem ihrer Gerichtsbarkeit unterworfenen Orte, Untersuchungen anstellen würden, einer von ihnen denselben beiwohnen, und ihnen zugleich freistehen, einen Drittheil von allen eingezogenen Gütern zum allgemeinen Besten zu verwenden. Nachdem nun ihre Widersezzung stark oder geringe wäre, wollte man ihnen auch noch in einigen andern unbedeutenden Punkten nachgeben, so daß es wirklich scheinen würde, als wenn sie an der Autorität der Inquisition Theil nähmen, da sie, in der That, doch nichts mehr, als bloße Vollstrekker ihrer Befehle seyn würden.

Kaum aber waren diese Schwierigkeiten überstiegen, so zeigte sich schon wieder ein neues und nicht minder großes Hinderniß, weil der Eigennutz Theil daran hatte. Es bestand darin, daß man die Mittel finden mußte, um die Unkosten zur Unterhaltung des neuen Tribunals herbeizuschaffen. Diese bestanden in dem Gehalt der Inquisitoren, der untergeordneten Officianten und Gefangenenwärter; desgleichen in Anschaffung der Nahrungsmittel für die Gefangenen, in der Bestreitung der Feierlichkeiten bey Vollstrekkung der Urtheilsprüche ꝛc. Kosten, die man nicht leicht entübrigen konnte, woferne man die Inquisition mit Ehren unterhalten, den sich vorgesetzten Zweck erreichen, und die Früchte davon einerndten wollte. Auch gegen dieses Hinderniß wurden verschiedene Mittel vorgeschlagen; endlich entschloß man sich die Gemeinheiten eines jeden Orts zu vermögen, diese Unkosten über sich zu nehmen, und um sie desto leichter zu bewegen, versprach man ihnen, einen Theil der Strafgelder und Konfiskationen zu überlassen.

Nachdem

Nachdem man nun hierüber einig war, wurden geschickte und vertraute Personen in die Provinzen abgeschickt, um daselbst die vorhabende neue Einrichtung annehmlich zu machen. Zu Inquisitoren in der Lombardey, im Kirchenstaat und der Mark Ankona, wurden Dominikaner Mönche gewählt.

Die Bewegungsgründe zur Stiftung der Inquisition waren sichtbar genug, da man aber ihre üblen Folgen weder kannte, noch voraussah, so wurde sie noch aller Orten ruhig genug aufgenommen. Dieses bewog dem Pabst, der jeden, ihm vortheilhaften Zeitpunkt auf eine bewundernswürdige Weise zu benutzen wußte, eine Bulle an den Magistrat, und an die Gemeinheiten der Städte, wo dieses Tribunal eingeführt wurde, ergehen zu lassen.

Diese Bulle enthielt 31 Kapitel, die sämtlich die Einrichtung der Inquisition betrafen, zu welchen der Pabst noch zwo sehr ausdrückliche Befehle hinzugefügt hatte. Nach dem ersten, sollten sämtliche Verordnungen in allen Gerichtsämtern registrirt werden, damit sie aller Widersetzung ohngeachtet desto unverbrüchlicher gehalten würden; wobey der Pabst sich zugleich, die Gültigkeit der Widersetzungen zu beurtheilen vorbehielt. Nach dem zwoten angehängten Befehle aber, erhielten die Inquisitoren die Gewalt, gegen diejenigen Oerter und Personen mit dem Interdikt und Bannstral zu verfahren, die sich nach diesen Verordnungen nicht bequemen würden.

So unternehmend indessen der Pabst auch war, so sehr fürchtete er sich doch sein Ansehen in Gefahr zu setzen; er schränkte sich also bloß darauf ein, die Inquisition in obenbenannten Provinzen allein einzuführen, und gab daher vor, daß, weil diese Provinzen sich in der Nähe von Rom befänden, und er sie auch außerdem für allen andern am meisten liebte, so wär er verbunden, ganz besondre Sorgfalt für sie zu tragen. Die wahre Ursache aber war, weil er in diesen Ländern mehr Autoritát

rität als irgendwo besaß, indem sie theils keinen andern Oberherrn als ihn hatten, theils auch Reichslehen waren, die er während dem Interregno eben so, als wenn er ihr rechtmäßiger Oberherr gewesen wäre, beherrschte. Ueberdem waren auch die Städte in diesen Provinzen unabhängig von einander, und jede wurde durch besondre von den andern verschiedene Gesetze regiert; eine Einrichtung, durch die zwar ihre innere Verfassung um so viel dauerhafter gemacht wurde, aber auch zugleich um so viel unvermögender, den Unternehmungen einer Macht, wie die päbstliche damals war, zu widerstehen. Auch hatte sich der Pabst, während den letzten kaiserlichen Kriegen in Italien, der mehresten dieser Städte angenommen, und hatte daher einen beträchtlichen Anhang, der ihm äußerst ergeben, und jeden seiner Winke, eben so gut, als wenn er ihr wirklicher Oberherr gewesen wäre, zu vollstrekken bereit war.

Aber ungeachtet aller Autorität, die der Pabst in diesen Ländern haben mogte, widersetzte man sich doch dieser Bulle, sowohl bey seinen Lebzeiten als nach seinem Tode, so sehr, daß sein Nachfolger Alexander IV. sich genöthigt sahe, sie sieben Jahre nachher (1259) wieder zu erneuern; und dieses geschah auch nur, nachdem man verschiedenes darin gemildert hatte, worauf man zuvor fest bestanden war. Allein, weder diese Milderungen, noch der Bannstral selbst, mit dem die Inquisition drohte, konnten verhindern, daß sich nicht neuer Widerstand gefunden hätte. Klemens IV. erneuerte gleichfalls diese Bulle, sechs Jahr (1265) nachher, aber fast mit eben so wenigem Erfolg; auch alle Bemühungen zu ihrer Einführung, die die vier auf ihn folgenden Päbste anwandten, waren vergebens. Man sah sich endlich, des ewigen Widerstands müde, genöthigt, sie gänzlich aufzuheben.

Die außerordentliche Strenge der Inquisitoren, war die Grundursache dieser allgemeinen Widersetzung, und um so viel unerträglicher, je weniger man sie gewohnt war. Auch beklagte

beklagte man sich über die ungewöhnliche Schärfe, mit der sie die ihnen angewiesenen Einkünfte beitrieben, und gab ihnen schuld, daß sie sich dieses Vorwandes zu sehr beträchtlichen Gelderpressungen bedient hatten, die das Publikum nicht länger zu ertragen entschlossen war. Hiezu kam noch die sehr bestimmte Erklärung der Städte und Gemeinheiten, daß sie nichts mehr, weder zur Unterhaltung der Inquisition und ihrer Beamten, noch zu andern Unkosten, die bey diesem Gerichte nöthig wären, hergeben wollten.

Diese feierliche Erklärung gründete sich auf das Unvermögen, dergleichen Abgaben zu entrichten. Man schob die Schuld auf die Kriege, die man, um das Interesse des heiligen Stuhls gegen die Kaiser zu behaupten, hatte führen müssen. Man gab vor, daß der öffentliche Schatz durch diese Kriege erschöpft wäre; daß man sogar einen Theil der Einkünfte desselben an Privatpersonen überlassen hätte, die nur auf dieser Bedingung, das dazu nöthige Geld hätten herbeischaffen wollen; daß man diese Einkünfte, vor allen andern Dingen, erst wieder einlösen müßte, und daß man dieses nicht anders als durch neue Auflagen hätte bewerkstelligen können, wozu das Volk nie seine Einwilligung würde gegeben haben, wenn es nicht auf die Vortheile, die durch Wiedererlegung der öffentlichen Einkünfte wieder auf dasselbe zurückfließen mußten, Rücksicht genommen hätte. Endlich schloß man damit, daß wenn man sich auch dazu entschließen wollte, neue Auflagen zu machen, solches das unfehlbare Mittel seyn würde, das Volk gegen den heiligen Stuhl gänzlich einzunehmen, und es nicht nur gegen die Inquisitoren, sondern selbst gegen ihre eigene Obrigkeit zu empören.

Es sey nun, daß diese Klagen gerecht schienen, oder daß man kein ander Mittel mehr wußte, um die Inquisition, die die Päbste als ihr Meisterstück betrachteten, aufrecht zu erhalten; genug, man entschloß sich in einigen Stükken nachzugehen, um das Volk an das neue Joch, desto unmerklicher zu gewöhnen,

nen, und erklärte also: daß in Zukunft, sowohl die Oerter, die die Inquisition annehmen würden, als auch diejenigen, wo sie bereits eingeführt wäre, nicht mehr gehalten seyn sollten, die Unkosten derselben zu bestreiten, sondern daß man auf eine andre Art, die dem gemeinen Wesen nicht ferner zur Last fallen sollte, dafür sorgen würde, und hoffe, daß dadurch die Klagen, wegen der vorgegebenen Gelderpressungen der Inquisitoren, aufhören würden.

Was aber die Beschwerden über die große Strenge betraf, deren sich die Inquisitoren in Erfüllung ihrer Amtsgeschäfte bedienten, so suchte man sie dadurch zu steuern, daß man den Bischöfen in dem gerichtlichen Verfahren der Inquisition ein wenig mehr Gewalt ertheilte, als sie bisher besessen hatten.

Aus diesem nachsichtsvollen Verfahren zog der Römische Hof zwo sehr wichtige Urtheile. Fürs erste, wurden die Inquisitoren, die in Rücksicht auf ihren Unterhalt, nun nicht mehr vom Volk abhiengen, immer mehr an das Interesse des heiligen Stuhls gefesselt; der andre nicht weniger beträchtliche Vortheil aber war dieser, daß man ohne fernere Widersetzung in ganz Italien, außer im Königreich Neapel und der Republik Venedig, die Einführung der Inquisition annahm.

(Die Fortsetzung im nächsten Stück).

V.

Beschreibung des berühmten Wasserfalls von Niagara in Nord = Amerika.

Wenig Phänomene in der Natur erfüllen die Seele mit einem solchen ehrfurchtsvollen Vergnügen, als der Fall einer großen Masse Wasser von einer erstaunlichen Höhe in einen jähen Abgrund. Daher haben die Naturkündiger solche Wasserfälle mit der größten Genauigkeit beschrieben. Die Cataracten des Nils sind lange berühmt gewesen, und haben die Schriftsteller aller Zeitalter beschäftigt. Allein der Wasserfall von Niagara übertrifft diese weit, sowohl in Ansehung der Wassermasse, als der Höhe des Abgrundes. Diodorus Siculus giebt folgende Beschreibung vom Nil: „Dieser Fluß ist „bey seinem Eintrit in Egypten zehn Stadien breit, an eini„gen Stellen weniger, und sein Lauf ist nicht gerade, sondern „schlangenförmig. Bald lauft er nach Osten, bald nach „Westen, und an gewissen Oertern neigt er sich sogar nach Sü„den, und lauft auf diese Weise zurück in der entgegengesetzten „Richtung. Angränzende Berge auf beiden Seiten beschrän„ken einen großen Theil der Ufer; diese Berge sind durch enge „Abgründe von einander abgesondert, in welche der Strom des „Flusses fällt, aber wieder zurück durch das flache Land getrie„ben wird, und nachdem er eine gute Strekke nach Süden ge„laufen, kehrt er zurück und fließt wieder in seiner natürlichen „Richtung. Obgleich dieser Fluß einen solchen Vorzug vor al„len andern hat, so ist er doch der einzige, der seinen Lauf ohne „Heftigkeit nimmt, und ohne das geringste wütende Brausen „seiner Wellen, ausgenommen beym Cataract. Dieses ist ein „Platz zehn Stadien lang, wo der Lauf des Flusses durch Ab„gründe bis zu einem sehr engen Canal eingeschränkt wird. Die „Gegend ist rauh, und mit vielen großen und felsenähnlichen

„Steinen angefüllt, die durch den Rückfluß des Wassers entste„hen. Ueberhaupt ist das Ganze so außerordentlich, daß es „über alle, die es sehen, ein Schrekken verbreitet. Der Strom „ist hier so schnell und heftig, daß es der Schnelligkeit eines „Pfeils gleich zu kommen scheint. Während dem Stei„gen des Nils, da der Felsen mit Wasser bedeckt und dieser „ganze steinigte Platz durch den erstaunenden Strom verborgen „ist, seeglen die Leute bisweilen den Cataract herunter, wenn „ein wiedriger Wind den Fall hemmt; aber unmöglich ist es „den Cataract heraufzuseeglen, da die Gewalt des Stroms „stärker als alle menschliche Erfindungen ist. Es sind da viele „solcher Cataracte, aber der größte ist an den Aethiopischen „Gränzen". Dieß ist die Nachricht, die uns Diodorus von den berühmten Wasserfällen des Nils giebt, die aber übertrieben ist, denn Norden, ein einsichtsvoller Reisender und guter Beobachter versichert, daß der Fall selbst nicht über vier Fuß beträgt, und die ganze Länge desselben ungefähr dreißig Fuß ausmacht.

Der Wasserfall von Niagara ist vierthalb deutsche Meilen vom Fort gleichen Namens entfernt. Der Niagarafluß ist sehr groß und stürzt eine erstaunende Menge Wasser in den See Ontario: denn der größte Theil des Wassers aus den vier großen inländischen Seen als: Superior, Mischigan, Huron und Erie fließt dadurch, wie auch das Wasser vieler andern großen Flüsse. Wenn man dieß betrachtet, und daß diese ungeheure Masse Wasser sich von einer steilen Höhe in einem erstaunlichen Abgrund mit der äußersten Heftigkeit stürzt, so gehört die Idee selbst, die die Einbildungskraft sich davon macht, zu dem schrecklich angenehmen. Der Lauf des Niagara-Flusses ist bey seinem Fall, von Südost zu Nordwest; und die Felsen, welche seinen Fall verursachen, durchkreuzen ihn in einer Cirkelmäßigen Form, so daß der Cataract einem Hufeisen ähnlich ist. Ueber demselben ist eine Insel in der Mitte des Stroms ungefähr 1,300 Fuß lang, die die Figur eines Keils hat, das

schmale

schmale Ende gegen den Strom und das breite gegen den Fall gerichtet, daher wird das Wasser, wenn es herunterfällt, in zwey Ströme getheilt. Der Lauf des Flusses ist gar nicht schnell ehe er die Insel erreicht, aber sobald sich das Wasser derselben nähert, wird er der reissendste Strom der Welt; eine Welle stürzt über die andre, und entflieht mit der Geschwindigkeit eines Pfeils. Auf diese Art fleßt das Wasser auf beiden Seiten der Insel, bis es den Abgrund erreicht, dann stürzt es auf eine solche Weise, daß Worte es nicht ausdrükken können. Der Prospekt ist erstaunend, und ohne Schrekken nicht anzusehen.

Die Höhe dieses Abgrundes hat verschiedene Streitigkeiten veranlaßt; man hat allerley Mittel gebraucht, sie genau zu bestimmen. Einige haben es mit einem Senkbley zu messen versucht, allein dieses Mittel ist trüglich, da das Wasser das Gewicht mit fortreißt. Die beste Methode ist daher eine Trigonometrische Abmessung. Durch dieses Mittel hat man gefunden, daß sie 142 Fuß perpendiculär ist, nehmlich vom Rande des Abgrundes, bis zur Wasserfläche unter dem Fall. Es ist daher kein Wunder, daß das entsetzliche Getöse, so durch den Fall einer solchen erstaunenden Menge Wassers verursacht wird, in einer großen Entfernung gehört werden sollte. Pater Hennepin spricht von 50 Französischen Meilen, aber dieß ist falsch, denn man kann es nur 15 Französische Meilen weit hören, und auch dieses nicht anders, als bey stillem Wetter.

Wenn diese ungeheure Wassermasse den Boden erreicht, so springt es wieder zurück in die Luft, bis zu einer sehr großen Höhe, und verursacht ein erstaunenswürdiges Schauspiel. Die Oberfläche, und der ganze Fluß bis auf eine große Entfernung, mit Schaum bedeckt, ist einem kochenden Kessel ähnlich. Der Dunst sieht in der Ferne einer fürchterlichen Rauchsäule gleich; aber wenn man näher kommt, wird der Prospekt angenehm, und man sieht den schönsten Regenbogen, der durch die Dünste gebildet wird.

Man

Man findet unter dem Fall eine große Menge todter Vögel, Rehe und andrer Thiere, die dem Strom zu nahe gekommen und durch seine Schnelligkeit mit fortgerissen sind, theils auch darauf schwimmen, bis sie unvermerkt mit in den Abgrund gerissen werden und also umkommen.

Dieser Beschreibung zufolge, würde man es für unmöglich halten, daß Jemand die Insel besuchen sollte, da sie in der Mitte des Flusses liegt und den Strom des Falles theilt. Allein dieses geschieht sehr oft von den Indianern, nachdem die Noth den ersten Versuch veranlaßt hatte.

Zwey Indianer, die auf der Jagd waren, ruderten eine Meile vom Fall den Strom herauf; der Schlaf überfiel sie, sie befestigten daher ihr Canot am Ufer, und legten sich in demselben nieder zu schlafen. Zufälliger Weise gieng es los, und ward vom Strom gerade auf den Fall zugetrieben, dessen Getöse endlich die Wilden wekte, aber nicht eher als bis es zu spät war, eins der beiden Ufer zu erreichen. Sie hatten keine andre Wahl, als entweder an der Insel zu landen, oder in den Abgrund gerissen zu werden. Sie wählten das erstere, und mit Schwürigkeit, die die Schnelligkeit des Stroms verursachte, landeten sie endlich. Sie freueten sich anfangs über ihre unverhofte Rettung, allein da sie bedachten, daß keine Lebensmittel auf der Insel wären, und daß es unmöglich wäre mit einem Canot nach dem festen Lande zu kommen, so hielten sie sich eben nicht für glücklicher, als wenn sie im Cataract umgekommen wären.

Indessen erzeugte die Noth eine Erfindung, von der sie sich viel versprachen. Sie hatten bemerkt, daß der Felsen an der niedrigen Seite der Insel senkrecht und frey vom Wasser wäre, wie auch daß sich viel Holz daselbst befände, besonders von Lindenbäumen, deren Rinde sehr stark ist. Von dieser Rinde machten sie eine lange Leiter, deren Obertheil sie an einen

nen Baum befestigten. Vermittelst dieser neuerfundenen Treppe, stiegen sie ins Wasser herab, warfen sich herum, und hoften auf diese Weise das andre Ufer zu erreichen; aber da das Wasser von dem Cataract auf beiden Seiten der Insel mit der größten Wuth gegen einander stieß, so wurden die Indianer von dem Strom zurückgetrieben und mit Gewalt an den Felsen geschleudert, wodurch sie denn sehr zerquetscht wurden. Unterdessen erreichten sie doch die Leiter und stiegen wieder herauf nach der Insel, entschlossen den Tod allda mit Geduld zu erwarten, da ihre Rettung unmöglich schien. Einige Stunden nachher wurden sie vier von ihren Leuten am Ufer des Flusses gewahr, denen sie ihren traurigen Zustand erzählten und um Hülfe baten. Sie zeigten zwar Mitleiden, allein sie konnten ihnen keine Hoffnung machen. Indessen giengen sie nach dem Fort Niagara und gaben dem Commendanten von dem beklagungswürdigen Zustand der beiden Indianer Nachricht. Er befahl sogleich alles mögliche zu ihrer Befreiung zu veranstalten, er ließ Stangen machen, mit Eisen beschlagen, mit welchen zwey Indianer sich vorsetzten durch den schnellen Strom zu gehen, und ihre Brüder zu retten, oder im Versuch umzukommen.

Da das Wasser auf dieser Seite der Insel nicht tief war, so nahm jeder zwey Stangen in die Hände, und setzte sie auf den Grund um nicht zu wanken. Auf diese Art landeten sie an der Insel, theilten ihre Stangen aus, und erreichten also alle glücklich das feste Land. Sie waren neun Tage auf der Insel gewesen, ohne eine andre Nahrung, als Wurzeln und saftige Baumzweige.

Seit diesem Vorfall haben die Indianer die Insel oft besucht, um Rehe zu fangen, welche, wenn sie über den Fluß setzen wollen, vom Strom ergriffen, und nach der Insel getrieben werden.

VI. Frag-

VI.

Fragment einer Parlamentsrede des Grafen von Chatam beym Anfang des jetzigen Amerikanischen Kriegs.

Da der Amerikanische Krieg so sehr die allgemeine Aufmerksamkeit der Welt auf sich zieht, so wird es unsern Lesern wahrscheinlich nicht gleichgültig seyn, hier die Meinungen und Prophezeyungen des unsterblichen Pitts, über diesen für England, so unglücklichen Zwist zu finden. Wir enthalten uns aller Bemerkungen, die dieses Fragment in so reichem Maaße darbietet.

Mylords! Mangel an Gesundheit, hat mich bisher verhindert, hier meine Gesinnungen über die verschiedenen Bills zu sagen, die Amerika betreffen; ich hoffe daher, daß man mir erlauben wird, von der Materie abzuweichen, die zur heutigen Untersuchung bestimmt ist. Ich werde mich bemühen, sowohl mit Gelindigkeit als Behutsamkeit zu reden. Ich weiß Mylords! Sie können nicht viel vertragen. Ich will wo möglich, alle Beleidigungen vermeiden. Wäre ich in Bosten, so würde ich sagen, sie hätten Unrecht, das Eigenthum der Ostindischen Gesellschaft zu vernichten. Hier sage ich: ihr seyd die ursprünglichen Angreiffer. Das Gesetz ist gemacht; es sollte meine Lippen versiegeln, aber wenn ich sagen soll, was ich denke, und was ich weiß, das unsrer Verfassung gemäß ist, so würde ich sagen: ihr habt in Schwachheit einen todten Buchstaben geschrieben. Ihr habt ein Bild errichtet, das ihr nicht wagen dürfet euer zu nennen, und worüber das Volk in Amerika lacht. Ich würde sagen: ihr habt kein Recht über den Beutel, vielweniger über das Leben eures

Amerik

Amerikanischen Mitbürgers; er unterwirft sich der Nothwendigkeit unsrer Gesetze, in Ansehung seines Gewerbs, und befolgt die Regeln unsrer Nationalhandlung, denn er sieht, daß es nöthig ist; er ist zufrieden Wolle zu kaufen, und sich eurer Weber und Schneider zu bedienen, weil ihr es wünscht: aber wenn er denn seine Kleider angezogen hat, so mag er wohl sagen, sie gehören ihm; er mag wohl sagen, ihr sollt seinen Rock nicht haben, da er, wenn er ihn gäbe, seiner Unterkleider nicht länger versichert wäre. Mylords! der Fleiß der Amerikaner hat euch 40 Jahr lang Unterstützung verschafft; ihr habt die großen Materialien der Handlung nicht allein wohlfeiler von Amerika als von andern Ländern, wo ihr sie hergeholt habt, sondern ihr bezahlt auch für diese Materialien nicht einmahl Geld, nur verarbeitete Waaren, die so sehr die Bilanz zu eurem Vortheil entscheiden, daß die Amerikaner keinen Schilling besitzen, der nicht der eurige ist. Dieß ist die große, die dauerhafte, die unterstützende Contribution, die Amerika bezahlt, und die dieses ehrwürdige Gebäude verhindert, zu Staub zu verfallen. Sie werden entweder eure jetzigen Maaßregeln belachen, oder mit gutem Erfolg ihre Empfindlichkeit zeigen. Haben sie Kaltblütigkeit, so werden sie euch begreifflich machen, was ihr verliehrt; nehmen sie ihre Zuflucht zu den Waffen, so werdet ihr die ersten, vielleicht die einzigen Leidenden seyn; ihr müßt ruinirt werden, sie aber werden für ihre Rettung wohl sorgen. Ich bin ein alter Mann in öffentlichen Geschäften, mein Rath kommt aus Erfahrung; vielleicht ist er etwas werth. Ruft eure Handvoll Truppen von dem abscheulichen Geschäfte des Mordens zurück; sie sind weder fähig noch willig eure Befehle zu vollziehen. Seyd Amerika's Freunde! euer eignes Interesse, ja eure eigne Sicherheit verlangt es. Ihr werdet ihre Zuneigung wünschen wenn ihr Schwerdt gegen euch gerichtet seyn wird. Einige zerlumpte Bergschotten zwangen euch einen königlichen General und ein Corps disciplinirter Truppen zu Hülfe zu rufen, dieß Land zu retten; eine halbe Million braver und verzweifelter

ter Leute, nicht ungeübt in den Waffen, werden daher ohnfehlbar die Oberhand gewinnen. Ich habe auch ein Wort an die Ehrwürdige Bank der Bischöfe zu sagen. Ich mögte wohl wissen, wie es mit den Grundsätzen des wahren Christenthums übereinstimme, das Blut der Amerikaner wie Wasser zu vergießen ꝛc.

VII.

Bemerkungen über die Religion, Gebräuche, Diät und Medicin der Negern.

Man sagt, daß die Negern fast soviel Religionen als Gottheiten haben, deren Menge unzählbar ist: indessen hat man verschiedenen das Daseyn eines höchsten Gottes beigebracht. Sie sagen, daß Gott parthevisch für die Weissen sey, und sie wie seine eigne Kinder behandle, aber ein Vergnügen fände, die Schwarzen mit allen möglichen Uebeln zu plagen; daß sie ihn für nichts zu danken hätten, als für den Regen, ohne welchen die Erde keine Lebensmittel hervorbringen könnte; doch auch dieses geschähe, fügen sie hinzu, ohne daß er eine Absicht dabey hätte, und die gute Wirkung käme von der Fruchtbarkeit ihres Bodens her. Die Schöpfung der Menschen ist, ihrem Vorgeben nach, auf folgende Weise geschehen: Im Anfange wurden sowohl schwarze als weisse Menschen geschaffen, und wenn sich eine Verschiedenheit unter ihnen befand, so war sie zum Vortheil der Schwarzen. Es wurden ihnen zwo Arten Geschenke gegeben; die Schwarzen bekamen Gold, und die Weissen die Kenntniß der Künste und Wissenschaften. Beiden war die Wahl überlassen worden, und die Schwarzen wurden, um ihren

ihren Geiz zu bestrafen, verdammt, ewig Sklaven der Weissen zu seyn. Sie sind gänzlich der Meynung, daß außer Afrika kein Land Gold hervorbringt, und daß die Schwarzen niemals zur Kenntniß der Wissenschaften gelangen können.

Bey den Mokas sind die Schnekken der Gegenstand ihrer Anbetung, obgleich sie dieselben auch essen, so daß diese Gottheit bald verschluckt wird. Die Schnekke ist auch in vielen andern Neger-Ländern, besonders bey den Whidahs, die Favoritgottheit. Im Jahr 1697 hatte ein Schwein eins von diesen Würmern getödtet und gefressen; die Marbuts, oder Priester, brachten daher ihre Klagen vor den König, und da niemand sich unterstand das Schwein zu vertheidigen, so wurde das Verbrechen für erwiesen gehalten, und ein Befehl zu einer Generalniedermetzelung dieser Thiere, gieng durchs ganze Königreich. Einige tausend Krieger mit Schwerdtern bewafnet, fiengen diese blutige Exekution an, und die ganze Race von Schweinen würde in Whidah vertilgt worden seyn, wenn der König, der das Schweinfleisch liebte, dem erschrecklichen Blutvergießen nicht Einhalt gethan hätte, indem er den Marbuts vorstellte, daß sie mit der schweren Rache, die sie bereits genommen, zufrieden seyn könnten.

Das Baden ist in heissen Ländern eines der größesten Vergnügungen; es ist daher kein Wunder, daß wir diesen angenehmen Gebrauch durchgehends bey deren Einwohnern eingeführt finden, da besonders Hornvieh, wilde und andre vierfüßige Thiere, sich oft zu ihrer Erfrischung baden. Die Negern unterrichten ihre Kinder im Schwimmen schon im zartesten Alter, daher werden sie vortreffliche Taucher und können eine unglaubliche Zeit unterm Wasser aushalten; daher kommt auch ihre Neigung, ihre Wohnung an der Seeküste, oder am Ufer der Flüsse aufzuschlagen, damit sie nicht nöthig haben weit zum baden zu gehen.

In diesen Klima's fliehen die Thiere, um sich vor dem Regen zu verbergen; auch die Negern sind äußerst besorgt ihm auszuweichen; werden sie von einem Regenguß überfallen, so schlagen sie ihre Hände übern Kopf sich zu vertheidigen, und laufen mit aller möglichen Geschwindigkeit zum nächstn Schutzort. Sie schienen über jeden Tropfen zu seufzen, der auf sie fällt; um nun ihre Körper desto besser davor zu bewahren, so reiben sie sie mit Palmöl, so wie die Wasservögel ihr Gefieder mit der öhlichten Feuchtigkeit beschmieren, die aus den Eicheln gedruckt wird, womit die Natur sie versehen hat. Ihre Weiber gebähren außerordentlich leichte; sie brauchen daher so wenig Hebammen als die weiblichen Orang-Outangs, oder andre Thiere. Die Geburtsarbeit eines Weibes dauert kaum eine Viertelstunde. Ist das Kind da, so geht sie nach der See und wäscht sich. Sie gebähren sogar Zwillinge, ohne einen Laut von sich zu geben.

Kurz vor ihrer Niederkunft wird sie zur See, oder zu einem Fluß geführt, verfolgt von einer Menge kleiner Kinder, die allerley Koth und Exkremente ihr in den Weg werfen, worauf sie sodann mit vieler Sorgfalt gewaschen wird. Die Neger glauben, daß ohne diese Ceremonie, die Mutter, das Kind, oder jemand von den Verwandten bey der Niederkunft sterben muß. Sie scheinen also von dem Fluch, der auf Eva und ihren Töchtern ruht, ausgenommen zu seyn.

Die ursprüngliche Erfindung der Medicin, ist bey ihnen ganz unbekannt; einige schreiben sie dem Zufall zu, andre den Bemerkungen über das Betragen der Thiere; wahrscheinlich hat beides dazu geholfen. Wir wissen, daß die nördlichen Indianer den Gebrauch des Krauts, das ein Antidot des Gifts ist, von der Klapperschlange erlernten. Die Thiere sind durch Instinkt, Botaniker; ob der Mensch in seinem rohen Zustande einen ähnlichen Instinkt habe, wissen wir nicht, obgleich mehr Wahrscheinlichkeit dafür als dawider ist.

Die

Die Arzneymittel der Neger sind, Kardamom, die Wurzeln, Zweige, Blätter, Rinden und Harze von Bäumen, nebst ungefähr dreißig verschiedenen Kräutern. Diese letzten hat man durch vielfache Erfahrung von wunderbarer Wirkung gefunden, sie haben Krankheiten, die von ihrem Klima herrühren, geheilt, wobey alle Kunst der Europäischen Faktoreywundärzte nichts vermochte. Indessen gebrauchen sie die Neger gewöhnlich, wie sie ihnen unter die Hände kommen, ohne auf die besondren Symptomen der Krankheiten Acht zu geben, von denen sie sich noch keine Theorie gebildet haben.

Esquemelino erzählt, daß wenn er und seine Gefährten auf der Costa rica auf der Affenjagd waren, und eins dieser Thiere verwundet wurde, die übrigen alle um dasselbe herumkamen; einige legten ihre Pfoten auf die Wunde, um das Blut aufzuhalten, während daß andre Mooß von den Bäumen sammleten, und es in der hintern Oefnung des Verwundeten steckten, durch welches Mittel denn das Blut ganz gestillt wurde. Bisweilen sammleten sie auch besondre Kräuter, die sie kannten und auf die Wunde legten. „Alles dies, sagt vor„bemeldeter Autor, verursachte bey mir die größte Bewunderung. „Ich erstaunte, von unvernünftigen Kreaturen Handlungen zu „sehen, die ihre Treue und Liebe für einander, so nachdrücklich „bewiesen." Aus welchen Quellen hatten diese Affen ihre chirurgischen Kenntnisse geschöpft? Ohne Zweifel aus der nämlichen, wo die Neger die ihrigen bekamen — aus den Händen ihres Schöpfers, die unpartheyisch alle Thiere mit Mitteln zu ihrer Erhaltung versehen hat. Malz, Palmöl und stinkende Fische, machen mehrentheils den Küchenzettel sowohl des Fürsten, als des Sklaven aus; außerdem laben sie sich noch mit gebrannten Wassern und Palmwein, so oft sie nur können. Ihre alte Gewohnheit, Menschenfleisch zu fressen, hat etwas so ekelhaftes an sich, und ist der Natur und Vernunft so zuwider, daß man es kaum glauben würde, wenn es nicht so viele Reisende bestätigt hätten, deren einige selbst Augenzeugen davon gewesen.

Ja der Hang zu dieser abscheulichen Nahrung, hat sich sogar nach der Verpflanzung der Neger in die Europäischen Kolonien in Amerika erhalten. Die Schwierigkeit es für wahr zu halten, wird verringert, wenn wir die blutgierige und grausame Gemüthsart dieses Volks in andern Dingen betrachten; viele Neger in den Kolonien trinken das Blut ihrer Feinde mit einer anscheinenden Erquikkung, und in Benin, Angola und andern Königreichen ist ihre angenehmste Nahrung, das Fleisch von Affen, Hunden, Würmern, Aas und andern ekelhaften Substanzen, obgleich sie Schweine, Schafe, Federvieh, Fische und Wildpret im Ueberfluß haben. Warum sollte man auch zweifeln, daß der gierige Wilde, dem ein gebratenes Affenviertel so wohl schmeckt, mit geringerm Vergnügen ein gebratenes Menschenviertel verzehren sollte? Diese Meinung wird durch die sonderbare Idee gestärkt, die die Neger von den Affen haben. Sie halten sie für keine geringere Art Wesen als sich selbst, und glauben, daß sie alle Fähigkeit zu reden besitzen, aber dabey so listig sind, diese Eigenschaft zu verbergen und sich stumm zu stellen, damit sie nicht arbeiten dürfen.

VIII.

Auszug eines Briefes aus Rom, den 2ten April, 1782.

Was sagen sie zu der Reise des Pabsts? Dieser demüthigende Schritt des Stadthalters Christi, und zwar in dieser Jahrszeit, bey seinem Alter, wirft einen Glanz auf Deutschland, den alle Nationen beneiden. Er ist um so viel ausserordentlicher, da im vorigen Jahre wegen den Exequien der verstorbenen Kaiserin, zwischen den Höfen von Wien und Rom die äußerste Kaltsinnigkeit entstand. Ein elendes Puncetillo

etillo war daran Schuld. Der römische Hof vergaß ganz bey dieser Gelegenheit, die ihm eigne Politik, und versagte eine unbedeutende Ceremonie, dem Andenken einer um die Kirche so verdienten Fürstin. Wie groß ist der Abstand zwischen einer solchen Formalität, wozu man sich nicht entschließen will, und einer langen, beschwerlichen Winterreise, wozu man sich entschließen muß. Der Stolz der Römer ist aufs empfindlichste hiedurch beleidigt. Sie können sich nicht vorstellen, wie sehr alle Classen des Volks durch diesen Besuch gebeugt sind; und da die Freyheit zu reden, nirgends in Italien so groß ist als hier, so werden Sie leicht glauben, daß sie bey dieser Gelegenheit nicht wenig genutzt wird. Indessen versprechen sich die Klügsten nicht viel von dieser Reise. Ich meines Theils halte dafür, daß, sie falle auch aus wie sie wolle, sie der katholischen Religion nicht nachtheilig seyn werde. Der Pabst hat liebenswürdige Eigenschaften, und selbst andre Glaubensverwandte werden ihn hochschätzen. Er ist gütig, menschenfreundlich und gottesfürchtig; allein seine Geistesfähigkeiten sind keines Schwungs fähig, und sind um desto auffallender, da er einem wahrhaft großen Mann, auf dem päbstlichen Stuhl unmittelbar gefolgt ist. Indessen ist keiner vom ganzen Cardinals-Collegio, dessen persönliches Ansehn so viel Anstand und Würde hat, als das Seinige. Rom hat seine Abwesenheit bey dieser Jahreszeit sehr empfunden. Die große Anzahl von Fremden, die gewöhnlich durch die Paßions-Feyerlichkeiten hieher gezogen werden, ist diesesmal sehr verringert worden, obgleich der Cardinal-Vicarius die Stelle des Pabsts in allen geistlichen Functionen vertreten hat. Selbst die hohe rußische Familie, die uns einen längern Besuch zugedacht hatte, ist nur kurze Zeit hier gewesen. Der Pabst empfieng sie wie seine Kinder, und hat sie herrlich beschenkt. Sie wissen, daß diese Geschenke gewöhnlich bey der Ankunft, Früchte und Wein, hernach aber mosaische Gemählde, Roms Abbildungen von Piranese u. s. w. sind. Bey katholischen Fürsten sind Reliquien, besonders ganze Körper, die Hauptartikel. Da nun diese, bey

gegenwärtiger Gelegenheit nicht brauchbar waren, fügte der Pabst obigem Geschenke ein vortrefliches Werk der Kunst hinzu, das einzige seiner Art und sehr würdig beschrieben zu werden. Dieses ist eine Abbildung der Trajanischen Säule, die ein hiesiger berühmter Goldschmid Namens Loudovigi, die Kühnheit gehabt hat zu verfertigen. Es ist eine Arbeit von 20 Jahren. Diese Säule steht auf einem 3 Fuß hohen marmornen Postument; sie selbst ist 6 Fuß hoch, und ganz mit Lapis Lazuli bedeckt; worauf denn die Figuren von Silber und vergoldet, in der bekannten Spiral-Linie befestigt sind. Ich übergehe die blendende Pracht, die das Auge entzückt, wie auch die mechanischen Kunstwerke, die sich in der Hölung befinden, und will nur vom wesentlichen reden. Welch unermeßlicher Stoff zur Erläuterung der Geschichte, liefert diese einzige Säule! Sie hat schon viel Streitigkeiten, besonders wegen des Costume entschieden, die ohne dieselbe ewige Probleme geblieben wären. Die Thaten des Kaisers Trajan, seine Schlachten zu Wasser und zu Lande, Opfer, Proceßionen, Triumphe, Gefäße aller Arten, Altäre, Kriegs-Maschinen, und unzählige andre Dinge, sind auf derselben mit vieler Kunst und Wahrheit dargestellt. Man zählet über 6000 Figuren. Dieses alles sieht man auf das genaueste in diesem Model im kleinen nachgeahmt, wobey auch nicht das geringste vergessen worden. Die besten Kupferstiche, die man davon hat, geben nur einen unvollkommenen Begrif von dieser vortreflichen Säule, und würden auch diese Nachahmung nicht haben hervorbringen können. Hiezu waren von der Säule selbst genommene Gips-Modelle nöthig, und diese befinden sich hier in dem Pallast der französischen Akademie. Es war unter Ludewig XIV., daß diese Unternehmung, die sehr ansehnliche Summen erforderte, auf königliche Kosten ausgeführet wurde. Dieses kleine Model ist, ohne die kostbaren Materien zu rechnen, deswegen weit schätzbarer, weil man das Ganze gleichsam mit einemmal übersehen, und die Krümmungen der Linie ohne Mühe verfolgen kann. Diese Arbeit macht Herrn Loudovigi Ehre,

der

der ein wahres Kunst-Genie besitzt, und sich durch seine vortreflichen Werke, ausserordentlichen Ruhm, und große Reichthümer erworben hat. Er beschäftigt beständig eine Menge Künstler aller Arten, ist unerschöpflich an Erfindungen, und führt die kühnsten Entwürfe aus. Vor drey Jahren verfertigte er für einen französischen Prinzen einen silbernen Aufsatz, der einen römischen Circus vorstellte; der Circus des Caracalla, dessen äussere Form noch vollkommen erhalten ist, diente ihm zum Muster; die besten Antiquare standen ihm mit ihrem Rath bey, und so entstand ein Werk, wovon alle, die es gesehn haben, mit Bewundrung sprechen. Der Pabst hat ihn zum Ritter gemacht, und besucht ihn bisweilen. Eine Ehre die hier in der Stadt weder Fürsten noch Cardinälen wiederfährt. Diese Trajanische Säule en miniature war seit 2 Jahren fertig. Der Ritter forderte 6000 Zechinen, der Pabst hat aber nur 3000 gegeben.

Litteratur und Völkerkunde.

II.
August 1782.

I.

Geschichte der äußerst merkwürdigen Türkischen Belagerung von Malta, im Jahr 1565.

Das Ottomannische Reich befand sich unter dem siegreichen Solymann auf dem Gipfel seiner Größe, als dieser Monarch im Jahr 1565 von seinen Unterthanen auf die dringendste Weise um Rache gegen die Malteser-Ritter angefleht wurde, die außerdem, daß sie den Spaniern in allen ihren Afrikanischen Expeditionen beigestanden, noch immer mit ihren gewöhnlichen Feindseeligkeiten zur See gegen die Türken fortfuhren, und kurz vorher unzählige Prisen gemacht hatten.

Solymann war bereits gegen diese Feinde äußerst aufgebracht, und ohngeachtet seines hohen Alters, war der Ehrgeiz seine Staaten zu erweitern, bey ihm so stark als jemals; er gab daher diesen Klagen ein geneigtes Gehör, und verschob alle andre Unternehmungen, um seine ganze Aufmerksamkeit auf die Malteser und Spanier zu richten. Indessen war er doch unentschlossen, ob er seine Operationen mit Malta, oder mit den Staaten des katholischen Königs anfangen sollte. Diesen Punkt zu entscheiden wurden seine erfahrensten Feldherrn in den Divan gerufen. Mahomet, der älteste seiner Heerführer, war der Meinung, daß es gar nicht rathsam wäre mit Malta

den Anfang zu machen, weil diese Unternehmung viel größere Schwürigkeiten haben würde, als der Sultan bey der Eroberung von Rhodus gefunden hatte, da die große Entfernung dieser letzten Insel von Europa, es den Christen äußerst schwer gemacht hätte, den Belagerten zu Hülfe zu kommen, sie auch überdem groß und fruchtbar zu Unterhaltung der Truppen wäre; dahingegen Malta klein, unfruchtbar, weit von den Staaten der Pforte, und so nahe bey Sicilien und Italien läge, daß die Ritter von da leicht alle nöthige Hülfe bekommen könnten. Er fügte hinzu, daß die Erhaltung dieser Insel dem Könige von Spanien sehr am Herzen liegen würde, und daß außer ihm noch andre christliche Fürsten von Religion und Staatsinteresse angefeuert, sich verpflichtet halten würden, einem Orden, der für ihren Glauben kämpft, zu Hülfe zu eilen. Die Ritter würden ihre Insel mit der äußersten Hartnäkkigkeit vertheidigen; sollte sie der Sultan endlich erobern, so würden die Christen, um sie wieder zu erhalten, neue Kreuzzüge anstellen, die Türkische Flotte aber, ehe sie sich noch in Vertheidigungsstand setzen konnte, im Haven zu Grunde gerichtet werden. Sicilien, glaubte er, würde eine viel leichtere und gewissere Eroberung seyn. Die Einnahme dieser Insel, würde sowohl den Ruhm des Sultans, als die Vortheile seines Reichs mehr vergrößern, und die Eroberung von Malta würde bald nachfolgen, weil die Ritter, ohne Sicilien, das sie beständig mit Lebensmitteln versorgt, sich unmöglich erhalten können.

Diese vernünftige Bemerkungen mußten auf einen so klugen Fürsten als Solymann war, nothwendig einigen Eindruck machen; allein da er schon lange gewohnt war, über viel furchtbarere Feinde als die Malteser-Ritter zu siegen, und selbst diese, zu einer Zeit da ihre Macht noch ansehnlicher als jezt war, aus Asien vertrieben hatte, so hofte er, daß sie seinen siegreichen Waffen nicht lange widerstehen würden. In dieser Hoffnung stärkten ihn die mehresten seiner Bassen, die lieber seine Neigung auf Kosten seines Interesse schmeicheln, als Gefahr laufen wollten, in seine Ungnade zu fallen. Die

Weg-

Wegnahme einer reichen Gallere, die eben damals geschah und einigen seiner Lieblinge gehörte, vermehrte seinen Zorn gegen die Ritter und brachte ihn dahin, die Kampagne mit der Belagerung von Malta zu eröfnen, nach deren Eroberung er entschlossen war, seine Waffen gegen den König von Spanien zu wenden.

Diesem Endzweck zufolge, befahl er, daß alle Schiffe seines Reichs in der grösten Geschwindigkeit ausgerüstet werden sollten; ließ eine große Anzahl Truppen nach Morea marschiren, um daselbst embarquirt zu werden und beorderte seine Vicekönige von Algier und Tripolis, Hascem und Dragut, ihre Kaper fertig zu halten, um zu seiner Flotte bei ihrer Ankunft in Malta zu stossen. Das Kommando dieser Flotte hatte Piali; die Landtruppen wurden von Mustapha, einem alten erfahrnen General, kommandirt, der durch verschiedene in Asien erhaltene Siege, in großer Achtung stand. Der Sultan empfahl ihnen die Einigkeit aufs beste und verlangte, daß sie bey allen wichtigen Vorfällen den Dragut zu Rathe ziehen sollten, den er für den geschicktesten Seeofficier in seinen Staaten hielt.

Die Nachricht von diesen Zurüstungen wurde bald allen christlichen Mächten am Mittelländischen Meere bekannt; allein sie wußten eine Zeitlang nicht, wo der Sturm ausbrechen würde. Endlich aber erhielt Johann de la Valette Parisot, Großmeister von Malta, durch seine Spione in Konstantinopel, von Solymanns Vorhaben gewisse Nachrichten, dieser sogleich dem König von Spanien, dem Pabst und fast allen andern christlichen Mächten mittheilte; er stellte ihnen die Nothwendigkeit ihres Beistandes vor, um einen Orden vom Untergang zu retten, der seinen Muth seit Jahrhunderten, bloß zur Beschützung aller christlichen Nationen, gegen die unversöhnlichen Feinde des Glaubens angewandt hätte.

Allein obgleich die Unterthanen der meisten christlichen Staaten, bei unzähligen Gelegenheiten, durch ihre Tapferkeit

beschützt, oder von der Sklaverey befreit worden waren; so waren doch nur diejenigen Fürsten geneigt ihnen beizuspringen, deren Länder der Gefahr am nächsten waren. Von allen hatte der König von Spanien Philip II. am meisten Ursache die Folgen zu fürchten, die aus dem Untergang der Ritter entstehen würden; denn außer daß seine Staaten mehr als alle andern der Gefahr ausgesetzt waren, so war er auch dem Sultan verhaßter, denn irgend ein andrer christlicher Monarch. Er hatte mit seinen Feindseeligkeiten gegen die Afrikanischen Seeräuber, die Solymann unter seinen Schutz genommen, beständig fortgefahren, und durfte nicht im geringsten an der Nachricht des Grosmeisters zweifeln, daß nehmlich die Türkische Macht erst gegen die Ritter, und dann gegen ihn selbst gebraucht werden würde. Philip hatte immer Malta für sein vorzüglichstes Bollwerk gegen die Anfälle der Türken gehalten, und er war überzeugt, daß er nun mehr als jemals Ursache hätte, es in diesem Lichte zu betrachten. Durch diese Bewegungsgründe angefeuert, beschloß er alles zur Vertheidigung des Ordens anzuwenden. Er befahl daher seinen Ministern in Italien, eine Armee von 20,000 Mann zu versammeln, die auf den ersten Befehl eingeschifft werden könnte; wobey er zugleich eine zahlreiche Flotte in Messina ausrüsten ließ und dem Vicekönig von Sicilien, Don Garcia de Toledo Verhaltungsbefehle schickte, um für die Erhaltung von Malta so besorgt zu seyn, als ob Sicilien selbst angefallen wäre.

Der Eifer, mit welchem der König sich der Ritter annahm, befreite sie zwar von der Angst den Ausgang des Krieges betreffend, allein er hielt den Großmeister nicht ab, alle nur ersinnliche Vorbereitungen zu einer tapfern Gegenwehr zu machen. Ein Generalbefehl ergieng an alle Ritter die durch ganz Europa zerstreut waren, sich sogleich in Malta einzufinden, und alle Einwohner der Insel, die fähig waren Waffen zu tragen, wurden in Kompagnien vertheilt, und von dazu bestimmten Rittern, in allen Kriegsübungen unterwiesen. Der Großmeister ließ ferner durch seine Agenten in Italien 2000

Mann

Mann Truppen anwerben, und alle dem Orden gehörige Schiffe waren unaufhörlich beschäftigt sowohl Waffen, als auch Kriegs- und Mund-Bedürfnisse einzuführen.

Alle Ritter eilten sich einzustellen, diejenigen ausgenommen, die durch Alter oder Krankheiten abgehalten wurden; allein selbst diese dienten dem Orden durch ihre Bemühungen Gelder anzuschaffen und sie dem Großmeister zu übermachen. Dieser außerordentliche Mann unterließ bey dieser Menge von Geschäften, die seine Aufmerksamkeit erforderten, nichts, was nur menschliche Klugheit erdenken konnte. Vor der Ankunft der Feinde musterte er seine Truppen, und fand, daß sie aus 700 Rittern und 8500 Soldaten bestanden, worunter zwo Kompagnien Spanier waren, die man ihm aus Sicilien geschickt hatte. Nachdem diese Truppen eine feyerliche Prozession gehalten und das heilige Abendmal empfangen hatten, vertheilte er sie unter die Ritter, und wieß ihnen alle ihre gehörige Posten an; auch war er unermüdet die Magazine zu untersuchen, die Festungswerke zu verstärken, die Wachen zu visitiren und die Officiere zu unterrichten, wie sie sich beim Angriff zu verhalten hätten. Die Klugheit, die er in seinem Vertheidigungsplan zeigte, flößte seinen Truppen das höchste Zutrauen ein, und sein ruhiges Ansehen sowohl als sein Starkmuth, wirkte so sehr auf sie, daß sie über alles Unglück erhaben zu seyn schienen.

Die Türkische Flotte hatte Constantinopel am Ende des Merzmonats verlassen, und erschien endlich im Gesichte von Malta in der Mitte des Mays; sie bestand aus mehr denn 200 Segeln, und hatte außer einer großen Anzahl Christen-Sklaven, die zu Pioniers bestimmt waren, über 40,000 Mann Landtruppen, mehrentheils Janitscharen und Spahis am Bord. Diese furchtbare Armee landete in einiger Entfernung von Il Burgo, der damaligen Hauptstadt der Insel, und breitete sich bald nachher über das Land aus, steckte die Dörfer in Brand, mordete die Bauern, und führte alles Vieh weg, das, ungeachtet der Befehle des Großmeisters, nicht in die Festungen in Sicherheit gebracht worden war.

Während daß die Türken auf diese Art beschäftigt waren, detachirte la Valette den Ordens-Marschal de Copier, mit 600 Mann Infanterie und 200 Pferden, um ihre Bewegungen zu beobachten. De Copier, ein sehr erfahrner Officier, führte seinen Auftrag mit vieler Klugheit und Nachdruck aus; er überfiel ihre abgesonderten Haufen unerwartet, und hieb 1500 Türken nieder, wobey er nur 80 Mann verlohr. Der Großmeister hatte die Absicht, durch diese Scharmützel seine Truppen zu versuchen und an das Geschrey des Feindes zu gewöhnen; indessen sah er doch ein, daß selbst ein so geringer Verlust wie der gegenwärtige, in seiner Lage von Bedeutung wäre. Er rief daher den de Copier zurück, und schickte die unter seinem Kommando gestandenen Soldaten, nach ihren angewiesenen Posten.

Sobald die Türken alle gelandet waren, rief der türkische General den Kriegs-Rath zusammen, um den Ort des Angrifs zu bestimmen. Piali war der Meynung, so wie es auch der Sultan befohlen hatte, daß man nichts vor der Ankunft des Dragut anfangen sollte; allein Mustapha, der Nachrichten von den Zurüstungen des Königs von Spanien erhalten hatte, glaubte, daß man sogleich etwas zur Sicherheit der Flotte thun müßte, die in einer Bucht lag, wo sie der Wuth des Ostwindes ausgesetzt war, und von den Spaniern mit großem Vortheil angegriffen werden könnte. Aus dieser Ursache war er der Meynung, daß man ohne Verzug das Fort St. Elmo belagern müßte. Dieses lag auf einer Erdzunge nahe bey il Burgo, und hatte auf der einen Seite den vornehmsten Hafen der Insel, und auf der andern Seite auch einen Hafen, der für die ganze Flotte groß genug war. Dieser Vorschlag wurde durch die mehresten Stimmen genehmigt, und Mustapha eilte ihn auszuführen. Er schmeichelte sich dieses Fort in wenig Tagen zu erobern, allein ausser der Tapferkeit womit es vertheidigt wurde, waren noch zwo Ursachen, die die Schwierigkeit der Unternehmung sehr vermehrten; die eine war, daß vermittelst des großen Havens, der von zwo Forts, St.

Angelo und St. Michael vertheidigt wurde, die Garnison aus der Stadt mit allem Nöthigen versehen werden konnte; die andere war, daß die Arbeit an den Approchen, wegen des felsigten und steinigten Grundes, langsam von statten gieng.

Diesem letztern Hinderniß half er dadurch ab, daß er anstatt der Trencheen, ein Parapet von Brettern und Balken machen lies, das nach der Seite des Forts mit Erde, Stroh und Reisern bedeckt war, welches man weit hergeholt hatte. Vermittelst dieser Erfindung, war er den sechsten Tag nach seiner Ankunft auf der Insel, im Stande, eine Batterie von seinen größten Kanonen zu errichten, die eine so große und schleunige Wirkung that, daß der Commendant des Forts bald einsahe, daß er sich unmöglich lange würde halten können. Er gab hievon sogleich dem Großmeister Nachricht, durch einen Ritter Namens la Cerda, der von Furcht angetrieben, die Gefahr sehr vergrößerte, und dem Großmeister in Gegenwart vieler Ritter ins Gesicht sagte, daß er nicht erwarten dürfte, daß sich der Ort noch über eine Woche halten würde. „Was für ein Verlust, sagte la Valette, haben sie denn erlitten, daß sie sobald verzweifeln?“ La Cerda antwortete: „das Fort ist wie ein Kranker anzusehn, den man beständig mit Arzneymitteln unterhalten muß.“ — „Ich will selbst der Arzt seyn, erwiederte der Großmeister mit Verachtung, und will andre mit mir bringen, die, wenn sie auch eure Furcht nicht heilen können, doch wenigstens verhindern werden, daß das Fort nicht in die Hände der Ungläubigen fällt.“ —

La Valette erwartete nicht, daß ein Platz wie dieser, der weder sehr fest, noch groß genug war, eine starke Besazzung einzunehmen, lange gegen eine so große Macht vertheidigt werden könnte; allein er glaubte, daß es durchaus nöthig wäre, die Belagerung dieses Forts, so lange als nur möglich zu verlängern, um dem Vicekönig von Sicilien Zeit zu geben, ihm Hülfe zu schicken. In dieser Absicht entschloß er sich, mit einer auserlesenen Anzahl Soldaten sich in St. Elmo zu werfen,

und machte schon Anstalt dieses Vorhaben auszuführen, als das ganze Ritterkorps ihn mit solchem Nachdruck in der Stadt zu bleiben beschwor, daß er endlich einwilligte, daß die Verstärkung durch einen Ritter Namens de Medran, auf dessen Bravour und Klugheit er sich völlig verlassen konnte, dem Fort zugeführt werden durfte.

Sobald Medran daselbst angekommen war, that die Garnison einen heftigen Ausfall, in welchem die Türken aus den Trencheen getrieben, und viele derselben niedergehauen wurden. Indessen erholten sich diese letztern doch bald von ihrer Bestürzung, setzten sich wieder, erneuerten das Gefecht und zwangen die Christen sich zurück zu ziehen; wobey der Wind den Janitscharen sehr zu statten kam, der den Pulverdampf dem Fort zuwehte, und die Belagerten gleichsam mit einer dicken Wolke bedeckte, durch welche es unmöglich war, die feindlichen Bewegungen zu sehen. Dieser günstige Umstand wurde von den Türken sehr vortheilhaft benutzt. Sie bemächtigten sich der Kontreskarpe, ohne daß man es gewahr wurde, machten sich daselbst ein Logement von Pfählen, Wollsäcken und Schanzkörben, und errichteten darauf eine Batterie mit unglaublicher Geschwindigkeit. Nachdem sich der Rauch vertheilt hatte, sahen die Belagerten mit großem Erstaunen, was geschehen war, und ihre Unruhe wurde noch vermehrt, da dieses neu errichtete Werk von solcher Höhe war, daß es ein nahe bey liegendes Ravelin kommandirte, in dem die Belagerten sich nicht mehr mit Sicherheit zeigen durften. Indessen ward doch beschlossen, es mögte auch kosten was es wollte, das Ravelin so lange als nur immer möglich, zu vertheidigen.

Um diese Zeit langte Dragut und ein andrer berühmter Korsar, Namens Ulucbiali, mit zwanzig Galeeren an, die ausser Matrosen und Sklaven, noch 2500 Mann am Bord hatten. Diese Verstärkung und die Gegenwart des Dragut gaben

gaben den Belagerern neuen Muth. Dieser tapfre Korsar zeigte bey allen Gefahren, seine große Unerschrockenheit; er lag ganze Tage in den Trencheen, und da er bey seinen andern Talenten auch die Artillerie-Kunst sehr wohl verstand, so ließ er neue Batterien in einer vortheilhaften Lage errichten, und unterhielt ein beständiges Feuer auf das vorerwähnte Ravelin, wie auch auf einen Kavalier, der das Fort deckte, und dessen größte Stütze war.

Dieser Kavalier wurde bald die einzige Hinderniß, die die Belagerer abhielt bis zu den Mauern selbst zu dringen. Einige türkische Ingenieurs, die sich bey anbrechendem Tage nahe ans Ravelin gewagt hatten, um die Wirkung ihrer Artillerie zu beobachten, bemerkten ein so niedriges Schießloch, daß einer von ihnen dem andern auf die Schultern stieg und hineinsah, da er denn die christlichen Soldaten auf der Erde schlafend erblickte. Sie gaben sogleich ihren Truppen davon Nachricht, die in der Geschwindigkeit so still als möglich heranrückten, Leitern anlegten, ins Ravelin drangen und die mehresten Christen niedersäbelten.

Zwischen diesem Ravelin und dem Kavalier war der Graben mit einer bretternen Brücke belegt, um die Kommunikation beider Werke zu unterhalten. Kaum wurden die Türken diese Brücke gewahr, als sie sogleich darüber liefen, um sich auch des Kavaliers zu bemächtigen; allein die Besatzung war bereits allarmirt, die tapfersten Ritter eilten von allen Seiten zu diesem gefährlichen Posten, und nach einem hartnäckigen Gefechte wurden die Türken gezwungen, sich ins Ravelin zurückzuziehen. Sie wurden aber bald einen andern Weg gewahr, zum Kavalier zu kommen; dieses war ein Fußsteig, der aus dem Graben dahin führte. Sie bedienten sich also dieses Pfades ohne Verzug, um auf die andre Seite zu kommen, wo sie ihren Angrif mit der größten Wuth erneuerten. Das Gefechte dauerte von Sonnen-Aufgang bis Mittag, wo denn endlich der unüberwindliche Muth der Garnison siegte. Ihr Verlust

bestand an Todten, aus zwanzig Rittern und ungefähr 100 Soldaten, die Feinde hingegen verloren beynahe 3000 Mann.

Da das Ravelin nach dem Fort zu offen war, so richteten die Belagerten ihre Kanonen dahin, die entsetzlich unter den Ungläubigen aufräumten. Allein Mustapha, der den Werth seiner gemachten Eroberung kannte, ließ beständig frische Truppen hereinrükken, bis die Pioniers endlich von Wollsäkken, Brettern und Schanzkörben ein Logement im Ravelin machten, wodurch die Türkische Besatzung gedeckt wurde.

Die Betrübniß des Großmeisters über diesen Unfall, würde sehr durch die Betrachtung vermehrt, daß er nicht sobald geschehen wäre, wenn die Nachläßigkeit der Garnison nicht dazu Anlaß gegeben hätte. Er schickte indessen eine Verstärkung ins Fort, dessen Belagerung mit neuem Eifer fortgesetzt wurde.

Die Lage der Belagerten war nunmehr viel gefährlicher geworden. Die Türken hatten durch ihren unermüdeten Fleiß, das Ravelin so sehr erhöht, daß es über die Mauer des Forts hervorragte; daher sich denn die Garnison nicht länger auf dem Parapet sehen lassen durfte. Viele kamen durch die feindliche Artillerie um; in verschiedenen Theilen der Mauer wurden Breschen gemacht, und die beherztesten Ritter fiengen an den Muth zu verlieren. Sie fürchteten, daß die Türken in kurzem einen neuen Sturm versuchen würden, und daß es alsdenn unmöglich seyn würde, so zahlreichen Feinden Widerstand zu thun. Sie kamen daher überein, obgleich mit vielem Widerwillen, den Großmeister um Erlaubniß zu ersuchen, das Fort zu verlassen, zu welchem Endzweck sie den Ritter de Medran an ihn schickten. Dieser Ritter stellte ihm vor, daß das Fort wirklich nicht länger haltbar wäre; daß nichts den Türken vortheilhafter wäre, als die Truppen des Ordens an Oertern zu lassen, wo keine Festungswerke zu ihrer Vertheidigung wären, und daß man dadurch vorsätzlich die zur Besatzung der andern Werke so nöthigen Soldaten aufopferte, wodurch denn alles dem Feinde zur Beute werden würde. Er beschloß mit der Versicherung,

daß,

daß, obgleich dieses die Gesinnung der ganzen Garnison wäre, so hätte er doch den Auftrag, dem Großmeister zu erklären, daß, seine Entschliessung möchte ausfallen wie sie wollte, sie dennoch bereit wären, ihm unbedingt zu gehorchen.

Die mehresten Ritter im Kriegsrath waren der Meinung, daß man dem Verlangen der Garnison, ohne Aufschub nachgeben müßte. La Valette aber dachte ganz anders. Er gab zu, daß wahrscheinlich das Fort sich nicht viel länger würde halten können, und beklagte das Schicksal der braven Ritter und Soldaten, die in einer so gefährlichen Lage wären; allein er sagte, daß es Fälle gäbe, wo es nöthig wäre einige Glieder für die Erhaltung des Körpers aufzuopfern, und daß sie gegenwärtig in dieser kritischen Lage wären, denn er hätte gewisse Nachricht, daß der Vicekönig von Sicilien erklärt habe, daß wenn das Fort St. Elmo verloren wäre, (wovon die Folge seyn würde, daß er die Türken nicht mit demselben Vortheil wie jetzt angreifen könnte) so würde er nicht wegen dem übrigen Theil der Insel seine Flotte der Gefahr einer Niederlage aussetzen. Aus dieser Ursache, fügte der Großmeister hinzu, hinge die Erhaltung des Ordens, fast allein von der Dauer dieser Belagerung ab. Dies stellte er dem de Medran vor und schickte ihn mit dem Befehl zurück, die Ritter an das Gelübde zu erinnern, das sie bey ihrer Aufnahme in den Orden abgelegt hatten, nämlich ihr Leben für dessen Vertheidigung aufzuopfern. Er bat ihn übrigens, ihnen in seinem Namen die Versicherung zu geben, daß er hinreichende Verstärkungen ihnen zuschikken würde, ja nöthigen Falls entschlossen wäre, ihnen selbst zu Hülfe zu kommen, mit dem festen Vorsatz, eher sein Leben zu verlieren, als das Fort den Ungläubigen zu übergeben.

Diese Antwort hatte bey verschiedenen Rittern die gewünschte Wirkung, besonders bey denen, deren Grundsätze von Ehre und Liebe zum Orden, durch viele Jahre befestigt worden waren. Allein der größte Theil von ihnen war sehr unzufrieden. Sie hielten das Betragen des Großmeisters für hart und

und grausam, und schrieben ihm daher einen Brief, der von drey und funfzig unterzeichnet war, worinn sie nach Wiederholung ihrer Bitte, ihm Nachricht gaben, daß wenn er nicht in der folgenden Nacht ihnen Böte schickte, sie nach der Stadt zu bringen, so wären sie entschlossen, ins Türkische Lager zu brechen, damit sie auf eine ehrenvolle Art durchs Schwerd fallen mögten, anstatt einen schimpflichen Tod abzuwarten, der ihnen gewiß wäre, wenn das Fort mit Sturm erobert würde.

Die Antwort des Großmeisters war, „daß sie sich sehr irrten, wenn sie glaubten, durch eine muthwillige Aufopferung ihres Lebens, ihrer Ehre ein Genüge zu thun; da es nicht weniger ihre Pflicht wäre, sich seiner Autorität zu unterwerfen, als ihr Leben für die Vertheidigung des Ordens hin zu geben; daß die Erhaltung des Ganzen von ihrem jetzigen Gehorsam abhienge; daß keine Hülfe von Spanien zu erwarten sey, wenn das Fort verloren wäre, und daß, wenn er ihrem Verlangen nachgeben und sie nach der Stadt nehmen wollte, diese sogleich berennt, und sie sowohl als alle andre, in kurzem in eine viel ärgere Lage gesetzt werden würden, als diejenige wäre, der sie sich jetzt so sorgfältig zu entziehen suchten, und zwar durch Verlassung eines Postens, den sie zu vertheidigen unternommen hatten.“ Außer diesen Brief schickte er drey Offizier hin, den Zustand der Festungswerke zu untersuchen, sowohl in der Absicht Zeit zu gewinnen, als auch der Garnison Muth einzuflößen.

Diese Kommissarien waren bey ihrer Zurückkunft in ihren Berichten sehr von einander unterschieden. Zwo waren der Meinung, daß das Fort unmöglich viel länger vertheidigt werden könnte. Allein der dritte, Konstantin Kastriot, ein griechischer Prinz und Abkömmling des berühmten Skanderbeg, entweder aus Unwissenheit, oder von größerm Muth als die andern belebt, behauptete, daß es noch lange nicht aufs äußerste gebracht wäre, und zum Beweis, wie sehr er von dieser Wahrheit überzeugt worden sey, erbot er sich selbst, die Vertheidigung des Forts mit Freiwilligen über sich zu nehmen.

Der

Der Großmeister, von der Nothwendigkeit, die Belagerung zu verlängern, gedrungen, nahm dieses Anerbieten an, und überhäufte den Kastriot wegen seines Eifers und Entschliessung mit Lobeserhebungen. Kastriot fand auch keine Schwierigkeit eine hinreichende Anzahl von Freiwilligen zu überreden, die bereit waren ihm zu folgen. Sie stürzten seiner Fahne zu, und wetteiferten, ihre Namen zu diesem gefährlichen Dienst einschreiben zu lassen.

Als La Valette den Muth dieser Leute sah, so zweifelte er nicht mehr, daß er durch ihre Tapferkeit die Belagerung des Forts würde verzögern können; er schickte daher den Rittern einen Brief, worin er ihnen Nachricht gab, daß er nunmehr Willens sey, sie ablösen zu lassen, und daß er sogleich eine andre Besatzung senden würde, der sie das Fort überliefern, und sodann in den nämlichen Böten, die ihre Nachfolger dahin gebracht, zur Stadt zurückkommen sollten. „Sie, meine Brü-„der, fügte er hinzu, werden hier in größerer Sicherheit, als „in ihrer jetzigen Lage seyn, und ich werde alsdenn weniger Be-„sorgniß für das Fort haben, das ich für so wichtig halte, daß „die Erhaltung unsers Ordens ganz davon abzuhängen „scheint.“ —

Der Inhalt und Stil dieses Briefes rührte die Ritter außerordentlich, und erregte bey ihnen all' die feinen Empfindungen von Ehre, die den Orden immer so sehr ausgezeichnet hatten. Sie zitterten, wenn sie an den Empfang des Großmeisters und der andern Ritter dachten. „Sollte diese neue „Garnison, sagten sie unter einander, glücklich genug seyn, „sich bis zur Ankunft der Spanier zu halten, in welchem Win-„kel der Erde würden wir unsre Schande verbergen können?“— Sie beschlossen daher einmüthig, das Fort bis auf den letzten Mann zu vertheidigen, und eher alle umzukommen, als es der neuen Garnison anzuvertrauen, oder dem Feinde zu übergeben. Diese Entschliessung ward dem Kommendanten vom versammelten Korps zu wissen gethan, nebst der Bitte, dem Großmei-

ster

ster ihre Reue vorzutragen, und ihr sehnliches Verlangen, die Erinnerung ihres Vergehens durch ihr künftiges Betragen zu tilgen.

Dieser Erklärung zufolge, schickte der Kommendant sobald es finster wurde, durch einen geschickten Schwimmer einen Brief ab, um das Aufbrechen der neuen Garnison zu verhindern. Obgleich la Valette innerlich über diesen Schritt vergnügt war, so antwortete er doch, daß er nicht umhin könnte, ein Detachement, selbst von neuen Truppen, den erfahrensten Soldaten vorzuziehen, die sich der Kriegsdisciplin nicht hätten unterwerfen wollen. Die Ritter, denen diese Antwort durch die Seele gieng, baten in den flehentlichsten Ausdrükken um Verzeihung, bis sich endlich der Großmeister erweichen ließ. Von diesem Augenblick an, gab die Besatzung alle ihre Besorgniß für ihre eigne Sicherheit auf, und dachte an nichts, als ihre Vertheidigung so viel als möglich zu verlängern.

(Der Beschluß im 3ten Stükke).

II.

Bemerkungen über Indostan und dessen Einwohner; ihre Art Krieg zu führen und Religion.

Der ungeheure Erdraum, der den Namen Indostan führt, wo so viele Europäische Nationen Faktoreyen, Kolonien, ja selbst große Provinzen besitzen, ist so wenig unter uns bekannt, daß man gewöhnlich denselben, als dem großen Mogol unterwürfig betrachtet. Indessen geschah es nicht eher, als unter der Regierung Auvergzebs, daß der größte Theil dieser Halbinsel die Oberherrschaft des Dehlischen Hofes erkannte. Der Einkünfte der Indischen und Mohrischen Fürsten, die er sich

sich unterwarf, haben sich seither die Vicekönige bemächtigt, die man ernannt hatte sie zu verwalten.

Die Staaten, die der Mogol besitzt, machen nicht mehr als den dritten und am wenigsten geschätzten Theil dieses weitläuftigen Reichs aus. Bengalen, die kleinste, aber fruchtbarste Provinz, wird durch einen Vicekonig regiert. Die andre Abtheilung heißt Deckan, und erstreckt sich von Balasore und Jagonaut, bis zum Vorgebürge Komorin; diese wird ebenfalls durch einen Vicekönig beherrscht, dessen Macht außerordentlich ist, und sich über sieben große Provinzen verbreitet, in welchen er sieben Nabobs oder Gouverneurs ernennt. In allen Theilen von Indien sind noch große Distrikte, welche nebst der Religion der Gentoos, auch die alte Regierungsform der Indischen Könige oder Rajas, beibehalten haben; als Maissore, worin Seringapatam; und Tanjour, wo Tanjour die Hauptstadt ist. Außerdem sind in den waldigten und bergigten Theilen des Landes, verschiedene kleine Prinzen oder Oberhäupter, die man Polygars nennt. Diese sind alle den Nabobs zinsbar, die es wieder dem Vicekönige sind, dessen Hauptstadt Aurengabad ist. Der Karnatik ist derjenige Theil von Deckan, welcher Madras, Pondichery und Arkot in sich enthält. Um das Gouvernement in Arkot festzusetzen, und die feindseligen Absichten des Dupleix, Gouverneurs von Pondichery zu hintertreiben, geschah es, daß die Englisch-Ostindische Gesellschaft den großen Krieg anfieng, um den Mahmud Ali Khan zu unterstützen.

Man hat Mühe zu begreifen, woher die ungeheuren Armeen, mit denen man in Indostan zu Felde zieht, und worunter eine zahlreiche Reuterey ist, ihren Unterhalt nehmen, da noch jeder Reuter zwo Bedienten hat; einer, der für sein Pferd Sorge trägt, und der andre, der Futter anschaffen muß. Ueberdem haben alle diese nicht allein ihre Weiber und Kinder bey sich, sondern eine bewegliche Stadt von Boutiken folgt allemal dem La-

ger,

ger, wo man alles kaufen kann, wie in großen Städten; zu allem diesen kommen noch einige hundert Elephanten, die nur allein zum Staat dienen, und eine Menge Weiber, die den Fürsten und den vornehmen Officiers gehören, mit ihrem zahllosen Gefolge.

Um nun alle diese zu versorgen, wird das ganze Land in Bewegung gesetzt, und die strengsten Befehle gegeben, daß alle Lebensmittel ins Lager gebracht werden; zwar erschöpft man hiedurch alle Städte nahe und weit, allein dafür ist auch das Lager mehrentheils im Ueberfluß versehen.

Die Fütterung wird auf folgende Weise verschaft; der Pferdeknecht, der von dem Fürsten für jeden Reuter unterhalten wird, muß Torf schneiden und die Wurzeln davon waschen, welches sie für ein kräftiger Futter für die Pferde als Gras halten. Ein Regenguß verschaft in diesem Lande in wenig Tagen eine frische Provision, wenn aber das Wetter lange trokken bleibt, begeben sie sich weiter. Bisweilen füttern sie diese Thiere mit Reiß oder mit dem Abfall von Fleisch, ganz klein gekocht und mit Butter vermischt; auch giebt man ihnen Opium, welches ihren Appetit dämpft und sie zu Strapazen abhärtet.

Viele Indier enthalten sich gänzlich alles Fleisches, und leben vornehmlich von Reiß. Die Kühe werden von ihnen so sehr verehrt, daß es sogar nach ihrer Religion verboten ist, keines von diesen Thieren zu tödten; daher finden die Muhamedanischen Truppen gewöhnlich einen hinreichenden Vorrath von Rindvieh.

Die Indostaner, wie alle Indische Völker, fürchten außerordentlich die Feuergewehre; ihre Anführer sind ohne Erfahrung, haben keine Idee von den Vortheilen der Disciplin, und schätzen die Infanterie äußerst gering. Ihre Kavallerie hat zwar Muth den Säbel zu brauchen, sie sehen sich aber sehr vor, den Kanonen und kleinem Gewehr zu nahe zu kommen; denn zu der persönlichen Furcht, kommt noch die Sorge fürs

Pferd,

Pferd, worinn oft des Reuters ganzes Vermögen besteht. Diejenigen indessen von den Eingebornen, die den Namen Seapoys führen und von den Europäern disciplinirt und zur regulairen Infanterie gemacht worden sind, fürchten die Feuergewehre weniger und wehren sich gut genug hinter den Mauern, ja wenn man sie durch europäische Unterofficiers anführen läßt, kann man sie auch im freien Felde brauchen.

Nichts ist dem Militairzustande der Indier so nachtheilig, als ihre wunderliche Meinungen in Ansehung der Artillerie; sie fürchten die Kanonen des Feindes unbeschreiblich und haben das größte Vertrauen auf ihre eigenen, besonders auf die sehr großen, welche sie weder zu laden noch zu bewegen wissen. Sie geben denselbigen prächtige Namen, und haben sogar verschiedene die 70 Pfund schießen. Wenn die Europäer mit ihren leichten Feldstükken um sie herum marschiren und es daher nöthig ist, diese ungeheuren Maschinen zu bewegen, die von Stieren gezogen werden, die niemals sehr gelenksam sind; so verursacht ein Schuß unter diesen Thieren vollends die äußerste Verwirrung, so daß sie nicht zu bändigen sind. Ueberdem sind sie so übel angeschirrt, daß, wenn ein Stier niedergeschossen wird, es nicht wenig Zeit erfordert, ihn von den andern los zu machen.

Sie haben wenig alte Soldaten, und ihre Armeen bestehen bloß aus in Eil zusammengerafften Leuten verschiedner Länder, so daß die Disciplin kaum möglich ist, ohne welche doch die große Anzahl der Truppen nur hindert und die Bravour ohne Nutzen ist. Obgleich sie durch die nächtlichen Ueberfälle der Europäer oft sehr viel gelitten haben, so sind sie doch nicht dahin zu bringen, in ihrem Lager Ordnung zu halten und wachsam zu seyn. Ja wenn sie Alliirte der Europäer sind, können die ernstlichsten Vorstellungen sie nicht vermögen, in der Nachbarschaft des Feindes auf ihrer Hut zu seyn, oder denselben des Morgens zu überfallen.

Des Abends ißt ein jeder eine unglaubliche Menge Reis, und viele nehmen nach der Mahlzeit schlafmachende Mittel, so daß gegen Mitternacht die ganze Armee im tiefsten Schlaf begraben liegt. Die Folgen dieser Gewohnheit sind in die Augen fallend, und doch würde es einem indischen Prinzen sonderbar dünken, wenn man ihm beweisen wollte, daß die Sicherheit seines Throns, auf einer vernünftigen Anordnung der Mahlzeiten eines gemeinen Soldaten beruhte; noch weniger würde man ihn dahin bringen, dem Soldaten den Gebrauch des Opiums zu verbieten, welches er für nöthig hält, sein Blut zum Gefechte zu erwärmen, und seine Seele mit Heldenmuth anzufüllen. Ein Europäer kann nicht ohne Mitleid und Verachtung diese armen Geschöpfe ansehn, die bloß durch einen vorüber gehenden Rausch angefeuert, in ihren langen Kleidern und ihrer ohnmächtigen Wuth, rasenden Weibern gleichen, sich in Haufen drängen, und wie Schafe bey der Schlachtbank fallen. Demungeachtet wird der Stand eines Kriegers bey ihnen außerordentlich geehrt, obgleich weder die Natur, noch die Gewohnheit, Diät, oder Kleidung sie im geringsten dazu fähig machen. In der That sind sie, überhaupt genommen, ein träges Volk, wenig geneigt zur Arbeit, und entweder durch ihre eigne Meinungen, oder durch die Gewohnheit ihrer Vorfahren gefesselt.

Man kann mit einiger Wahrscheinlichkeit behaupten, daß Indien unter diejenigen Länder gehöre, die am ersten auf unsrer Erde bevölkert worden sind. Das schöne Klima, der heitere Himmel, die fruchtbare Erde, die alles hervorbrachte, was nicht allein rohe, sondern auch kultivirte Menschen, zu Befriedigung ihrer Bedürfnisse, ja selbst ihrer Wollüste wünschen konnten, alles mußte einladen, dieses vortreffliche Land zu bewohnen. Dieses unstreitige Alterthum, wird durch die heiligen Bücher der Indier noch mehr bestätigt. Diese Bücher, welche ihre Religion und Philosophie enthalten, sind unter dem Namen der Bedas bekannt. Es sind deren vier, die ihrem Vorgeben nach von der Gottheit verfertigt sind. In der Sanskritta Sprache, bedeutet Beda Wissenschaft; denn diese Bücher

cher handeln nicht allein von den Pflichten der Religion und Moral, sondern auch von einem jeden Theil der philosophischen Kenntniß. Die erste glaubwürdige Nachricht, die wir von den Bedas haben, ist diese, daß sie zu Anfang der ersten Periode, die Kal - Jug genannt wird, wovon das gegenwärtige Jahr unsrer Zeitrechnung 1782, das 4900ste ist, von einem Philosophen Namens Beås Muni gesammlet worden. Die gemeine europäische Meinung, die den Verfasser derselben Brama oder Brimha nennt, ist falsch. Die Braminen leugnen, daß es jemals einen Philosophen dieses Namens gegeben; ein Umstand, den man als wahr annehmen kann, da Brimha in der Sanskrittasprache allegorisch die Weisheit bedeutet. Die vier Bedas enthalten 100,000 Stanzen in Versen, wovon eine jede aus vier Zeilen besteht. Das erste Beda wird Rug - Beda genannt, welches die Wissenschaft der Weissagung bedeutet, wovon es vornehmlich handelt. Es enthält auch die Astrologie, Astronomie, Physik und eine umständliche Nachricht von der Schöpfung der Materie und der Bildung der Welt. Das zweyte Beda, oder Scheschham, welches Wort Frömmigkeit oder Andacht bedeutet, handelt von allen Pflichten der Religion und Moral. Es enthält auch viele Gesänge zum Lobe des höchsten Wesens, wie auch Verse zu Ehren der untergeordneten Wesen. Das dritte ist das Judger - Beda, welches dem Wort nach, die ganze Wissenschaft der Religionsgebräuche und Ceremonien enthält, als z. B. die Fasten, Festtage, Reinigungen, Bußen, Pilgrimschaften, Opfer, Gebet und Gaben. Das vierte Beda wird von ihnen Obatar - Bah genennt. Obatar bedeutet in der Sanskritta das Daseyn, oder Wesen, und Bahgut; so daß Obatar - Bah den Worten nach die Kenntniß des guten Wesens ist; und folglich begreift dieses Buch die ganze Wissenschaft der Theologie und der Methaphysik. Die Sprache des Obatar - Bah - Beda ist jezt ganz veraltet, so daß es wenige Braminen mit Verstande lesen können, welches von seinem hohen Alterthum herrührt.

Die Indier nehmen wider die Gewohnheit aller andern Sekten, keine Bekehrten an, sondern glauben, daß jedermann auf seine eigne Weise in den Himmel kommen könne, ob sie gleich ihre Methode für die kürzeste und beste halten, um diesen wichtigen Endzweck zu erlangen. Sie werden in zwo große Religionssekten eingetheilt; nehmlich in die Nachfolger des Bedang, und in diejenigen, welche den Grundsätzen des Neadirzin anhängen. Die ersten werden sowohl für die Rechtgläubigsten als auch für die Aeltesten gehalten.

Bedang, der Titel des Schaster, oder Erklärung des Bedas (welches Buch man in Europa ganz irrig Vedan genannt hat) ist eine Auslegung der Lehre der Bedas, von dem Philosophen Beás Muni. Fast alle Indier von Dekan bis an den Küsten von Malabar und Koromandel, sind von der Sekte des Bedang. Sie räumen nicht ein, daß irgend ein physisches Uebel vorhanden sey, sondern behaupten, daß Gott alle Dinge vollkommen gut erschaffen habe, und daß der Mensch, als ein freies Geschöpf, an dem moralischen Uebel schuld sey, welches doch nur ihn und die Gesellschaft betrifft, aber dem allgemeinen System der Natur nicht nachtheilig ist. Gott, sagen sie, hat keine Leidenschaft als die Güte, und weil er keinen Zorn besitzt, so straft er auch niemals die Gottlosen anders, als durch den Schmerz und die Betrübniß, welche die natürlichen Folgen der bösen Thaten sind. Die Braminen behaupten daher, daß die Hölle, die in dem Bedang erwähnt wird, nur ein bloßes Schrekbild für das gemeine Volk sey, um ihnen dadurch die Pflichten der Moral einzuschärfen: denn die Hölle sey nichts anders, als das Bewußtseyn des Uebels und der bösen Folgen, die unveränderlich die bösen Thaten begleiten.

Das Neadirzin soll von dem Philosophen Goutam vor 4000 Jahren geschrieben seyn. Die Philosophie, welche dieses Schaster enthält, ist sehr dunkel und abstrakt. Die meisten Indier in Bengalen und in allen nordlichen Provinzen von Indostan, halten das Neadirzin für ein heiliges Schaster; aber

aber die andern verwerfen es gänzlich. Man kann zur Vertheidigung der indischen Lehre anführen, daß sie nebst der Lehre der reinsten Moral, in einem systematischen Zusammenhange, auf philosophische Meinungen gebaut ist. Sie bringt nach ihren Grundsätzen den größten Grad der Unterwürfigkeit gegen Höhere hervor, und bereitet die Menschen zu der Regierung fremder Herren. Sie ersetzt durch ihre wohlbefolgten Gebote, die Stelle der strafenden Gesetze, und macht die Verbrechen beinahe im Lande unbekannt. Die friedlichen Gesinnungen, welche sie ausbreitet, werden durch die kriegerischen Lehren des Korans nicht unterbrochen. Die klugen Nachfolger des Timur sahen, daß die indische Religion ihrer Macht günstig war, und stekten das Schwerd in die Scheide, welches die andern Fürsten vom muhamedanischen Glauben, zur Festsetzung ihrer eignen Lehre, in allen eroberten Ländern brauchten. Man hat in Indien bey der Abwesenheit der politischen Freiheit, allezeit die Gewissensfreiheit genossen.

Die Indier sind schon in den ältesten Zeiten in vier große Stämme eingetheilt worden, von denen ein jeder verschiedene niedere Kasts enthält. Diese Stämme pflegen sich nicht mit einander zu verheurathen, zu essen und zu trinken, oder sich sonst auf einige Weise zu vereinigen; außer wenn sie in dem Tempel des Jagga-Nat in Orissa Gottesdienst halten, wo man es für ein Verbrechen halten würde, einen Unterschied zu machen. Der erste und edelste Stamm sind die Braminen, die allein in dem Priesterthum dienen können. Jedoch sind sie deswegen nicht von der Regierung, dem Handel, oder Akkerbau ausgeschlossen, obgleich ihnen alle niedrige Dienste durch ihre Gesetze aufs schärfste verboten sind. Der zwote, ist der Sittri Stamm. Sie sollten ihrer ursprünglichen Verfassung nach alle Kriegsleute seyn; allein sie erwählen oft andre Professionen. Der dritte Stamm heißt Bise. Sie sind mehrentheils Kaufleute, Wechsler, oder Kramer. Der vierte Stamm ist der Stamm Sudder. Dieß sind niedrige Knechte und ganz unfähig sich zu einem höhern Range zu erheben. Wenn

jemand von einem dieser vier Stämme ausgestoßen wird, so ist er und seine Nachkommen auf ewig von der Gesellschaft eines jeden von der Nation ausgeschlossen; außer von dem Harry Kast, welche von allen andern Stämmen äußerst verabscheut und nur zu den niedrigsten Diensten gebraucht werden.

Es ist schwer zu bestimmen, ob die Sanskritta zu einiger Zeit des Alterthums, die gemeine Sprache von Indostan gewesen, oder ob sie von den Braminen erfunden worden, um darinn ihre Religion und Philosophie auf eine geheimnißvolle Art aufzubehalten. Es ist wahr, alle andre Sprachen sind zufälligerweise von den Menschen erfunden worden um ihre Begriffe und Bedürfnisse auszudrükken; allein die bewunderungswürdige Bildung der Sanskritta scheint über die Macht des Zufalls zu seyn. Sie hat 16 Vokalen und 34 Konsonanten und übertrift sowohl in der Regelmäßigkeit, als auch der grammatikalischen Ordnung, sehr weit die Arabische Sprache. Kurz, sie hat deutliche Merkmale, daß sie durch eine Gesellschaft gelehrter Leute, die ihre Regelmäßigkeit und Harmonie, nebst der wundervollen Simplicität und Stärke des Ausdruks studirten, auf vernünftige Grundsätze gebaut worden. Die Urkunden der Sanskritta enthalten Nachrichten von den Begebenheiten des westlichen Asiens, die sehr unterschieden sind von allem was jemals ein Stamm der Araber der Nachwelt überliefert hat. Auch ist es mehr als zu wahrscheinlich, daß die erstern bei genauer Untersuchung, die Merkmale einer größern Glaubwürdigkeit und eines höhern Alterthums als die letztern zeigen würden. Jedoch ob die Indier, eine wahre Geschichte von größerm Alterthum als andre Nationen besitzen, beruht auf dem Ausspruch der Braminen, bis man mit ihren Urkunden besser bekannt seyn wird.

III. Ueber

III.

Ueber das Genie der alten Römer.

Obgleich alle Nationen in Ansehung der schönen Künste fast die nehmlichen Neigungen haben, so bemerkt man doch, daß sie sie nicht auf gleiche Art kultiviren; und daß jede einen besondern Karakter und einen herrschenden Geschmack hat. Diejenigen, welche durch Einbildungskraft gerührt werden, lieben vorzüglich die Poesie und füllen ihre Schriften mit Gleichnissen, lebhaften Gemälden und kühnen Figuren an; alles wird von ihnen in Verse gebracht: Philosophie, Moral und selbst die Geschichte. Andre, die mehr den sinnlichen Empfindungen ergeben sind, singen bloß von Liebe und Vergnügen. Alles was die Seele ergötzen kann, und nur fähig ist Lust und Freude auszubreiten, ist der Gegenstand der Bearbeitung einer Nation; da die andre ganz der Ernsthaftigkeit und dem Nachdenken ergeben, alles der Vernunft und der gründlichen Verbesserung aufzuopfern scheint.

Man kann behaupten, daß die alten Römer füglich in diese letzte Klasse gehören. Sie waren mehrentheils regelmäßig in ihren Sitten und hatten etwas strenges in ihrem Betragen. Ihr Geist, stolz, muthig, und von Ehrgeiz angefeuert, schwung sich allemal über den Erfolg ihrer Unternehmungen, so glücklich und groß er auch immer seyn mochte. Sie liebten alles ausnehmend, was nur den Schein von Größe an sich hatte, und besaßen Verstand und Beurtheilungskraft, welches sie in ihren öffentlichen Handlungen genugsam zeigten. Allein diese Eigenschaften, so vortrefflich sie auch waren, scheinen die Lebhaftigkeit, Munterkeit und die scherzenden Leidenschaften ausgeschlossen zu haben. Daher haben sich die Römer, die in ihren ernsthaften Werken uns so vortreffliche Muster hinterlassen, nicht viel über das Mittelmäßige erhoben, wenn sie Scherz und

Laune versucht haben. Selbst Terenz, dessen Komödien voller Feinheit und Artigkeit sind, hat etwas ernsthaftes darin verwebt, welches das Vergnügen dämpft, das die angenehmen und feinen Züge, die man so häufig in denselben antrift, würde verursacht haben. Plautus, der vor ihm der komischen Muse mehr Freiheit gegeben hatte, war oft zu platten und groben Possen herabgesunken, und vielleicht war es diese Munterkeit, so sehr als sein Witz und seine Wortspiele, was ihm eine so strenge Censur am Hofe des Augusts zuwege brachte.

Sollte man nicht Ursache haben zu glauben, daß diese Strenge der Sitten und dieser herrschende Geschmack zum Ernsthaften und Nachdenkenden, die Römer dahin brachte, den Gebrauch der sanften Leidenschaften zu übersehen? Denn sowohl in ihrer Aufführung als in ihren Schriften, zeigen sie geringe Begriffe von diesen Neigungen, die doch zu den vornehmsten Reizen des gesellschaftlichen Lebens gehören. Ihre Weiber besaßen denselben Stolz der Empfindungen, und ihre Seelen waren von dem nämlichen festen Schlag als der Männer ihre, deren Ruhme sie sich bemüheten nachzueifern. Calpurnia hielt eine öffentliche Rede. Porcia verschluckte brennende Kohlen nach dem Tode ihres Mannes. Kaum erlaubte man der Jugend unschuldige Zeitvertreibe, in welchen besonders geschickt zu seyn, man für einen Fehler hielt. Welche Gesinnungen mußte dies zur Geselligkeit hervorbringen? — Ihr Stolz sowohl als ihre Tugenden waren Geisseln des geselligen Umgangs, und in diesem Betracht hatte nach Juvenals Meinung, eine gemeine Landfrau den Vorzug vor der Mutter der Grachen.

Sobald die Reichthümer den Luxus und das Vergnügen in Rom eingeführt hatten, so giengen die Römer fast ohne die Mittelstraße zu berühren, von der ernsthaftesten Zurückhaltung, zur größten Schwelgerey über. Alle Werke ihrer Schriftsteller waren damit angesteckt; sie malten alles ohne Bescheidenheit und Sittsamkeit, und durch eine Verwandlung, die deutlich den Hang beweist, den die Menschen zu Extremitäten haben, gaben

gaben diejenigen, die die andern zu ihrer Pflicht zurückbringen wollten, Regeln, die niemand befolgen konnte. Erhabenheit der Empfindungen, war zwar noch in ihren Schriften sichtbar, allein sie war überspannt und gigantisch. Der Tugendplan, der in den moralischen Werken des Seneka herrscht, scheint der Grundstoff der Ideen und des Stils der Trauerspiele zu seyn, die man ihm zuschreibt. Vielleicht hat er selbst die starken Ausdrükke der Pharsalia übertroffen. Es ist gewiß, daß die Art Witz, die unter den Römern in Gebrauch war, der gelehrten Republik nur eine mittelmäßige Ausdehnung geben konnte. Verschiedene Gattungen von Schriften waren ihnen unbekannt, und unter andern diejenigen, die für Personen von Witz und Artigkeit geschrieben waren; Werke, die dahin abzweckten, die Vergnügungen, die Leidenschaften, ja die Gelehrsamkeit selbst, den Gesetzen der Beständigkeit zu unterwerfen.

Da außerdem ihr Geschmack für alles, was das Gepräge der Größe trug, an gründlichen Gegenständen, oder solchen, die gründlicher Untersuchungen fähig waren, geübt worden war; so mußte er sie natürlich in Werken von bloßer Einbildungskraft zu Hyperbeln und Bombast führen. Wir sind größtentheils dieser Neigung des Geistes, diejenigen Deklamationen schuldig, welche nach der Regierung Augusts, während einer so langen Zeit, fast die ganze litterarische Erziehung der römischen Jugend ausmachte. Werke der Einbildungskraft, wo die Kunst allein die Stelle der Natur vertrat, und Worte für Dinge gelten mußten; wo ohne alle Absicht, die Ausdrükke mit den reichsten Zierraten der Beredsamkeit geschmückt waren. Wie konnte es fehlen, daß die Römer nicht vor diesem eitlen Prunk der Rhetoriker einen Ekel bekommen sollten? In diesen Deklamationen sahe das Volk noch das Bild derjenigen edlen Beredsamkeit, deren sich die großen Redner der Republik bedient hatten. Sie hatten keine Könige mehr anzuklagen; keine Bürger, größer als Könige, zu proskribiren oder zu retten. Aber sie lasen Reden, worin diese wichtige Sachen entwikkelt waren, und ihrer alten Größe voll, glaubten sie nicht, daß die Beredsamkeit eine

andre Wendung nehmen könnte, ohne herabgesetzt zu werden. Sie wollten daher lieber erhabene Materien erfinden, als sich zu denjenigen herablassen, die ihrer gegenwärtigen Lage angemessen waren.

Dieser Irrthum in der Wahl der Materien, woran ihre Beredsamkeit sich hätte üben sollen, war vielleicht bey den Römern, eine der vornehmsten Ursachen der Verderbniß des Geschmacks. Wenigstens können wir daraus sehen, wie wenig die römischen Schulen beytrugen, die Wissenschaften zu befördern. In der That hatten die Lehrer selbst nur geringe Kenntnisse davon. Die Wissenschaften haben niemals große Progressen in Rom gemacht, und selbst in den besten Zeiten wurden sie nur von einer sehr kleinen Anzahl kultivirt, der große Hause bekümmerte sich ganz und gar nicht darum. Was die schönen Künste betrift, so kann man ihre Einführung in Rom, nicht viel weiter zurück als den zwoten punischen Krieg setzen. Wie schwach muß aber dieser Anfang gewesen seyn? — Wenn man daher den Tod des Kaisers August als den Zeitpunkt annimmt, wo die Künste in Rom anfiengen in Verfall zu kommen, so wird die ganze Periode ihrer Dauer nicht viel über zweihundert Jahr betragen.

Man muß indessen gestehen, daß in dieser kurzen Zeit, Beredsamkeit und Poesie, zum höchsten Grad der Vollkommenheit gebracht wurden; aber konnten die Wissenschaften auch in weniger Zeit gleiche Schritte thun? Die römische Nation bestand aus Soldaten und Sklaven. Während der fünf Jahrhunderte, die sie zubrachten Italien zu unterjochen, vergaßen sie fast gänzlich die übrige Welt. Sie fanden die Wissenschaften in Griechenland; allein trunken durch das Glück ihrer Waffen, und beunruhigt durch die unaufhörliche Eifersucht zwischen dem Senat und dem Volke, waren sie unfähig sie mit gutem Erfolg zu kultiviren. Wir können von ihrer Geographie auf ihre Kenntnisse in den andern Wissenschaften schliessen. Da Polybius seine Geschichte schrieb, war er genöthiget in Asien,

Afrika,

Afrika, Gallien und Spanien herumzureisen um die Oerter zu wissen, von denen er zu reden hatte, und lange nachher mußte Diodorus Siculus ein gleiches thun, da er seine Weltgeschichte schreiben wollte.

Um indessen wieder auf die Beredsamkeit zu kommen, wie wenig römische Bürger studirten dieselbe? In der Liste der großen Redner, deren Namen uns die Geschichte aufbehalten hat, sehen wir nur Konsuln, Patrizier und die größten und reichsten Leute in Rom. Die Beredsamkeit war nöthig, sich die Bewundrung und die Stimme des Volks zu verschaffen; aber diesen Endzweck desto gewisser zu erreichen, war es ebenfalls nöthig mit dem Volke selbst zu reden, das weder die Kunst, noch die geheimen Triebfedern der Beredsamkeit kannte. Denn die Bewunderung hört auf, sobald diese endeckt sind; und es ist sehr wahrscheinlich, daß diejenigen Reden, die so große Gewalt über das Volk hatten, nur geringe Wirkung gehabt haben würden, wenn die Zuhörer fähig gewesen wären, die Rednerkünste zu entdekken, die gebraucht wurden, ihnen diejenigen wüthenden Bewegungen einzuflößen, die sie bisweilen über alle Schranken trieben.

Die Beredsamkeit fieng mit den Unruhen der Republik an, da die mächtigsten Bürger, und diejenigen, die den größten Kredit hatten, sich vereinigten, ihre Mitbürger zu unterdrükken. Auf einer Seite war Haß, Feindschaft und Anklage; auf der andern, die Nothwendigkeit der Vertheidigung in Sachen, die so oft das Leben und Vermögen der Personen betrafen, wo es denn nöthig war, sich kühn zu verantworten, ohne auf andre Hülfe zu warten. Der gute Erfolg war fast unfehlbar, nicht für denjenigen, der die meiste Tugend oder Unschuld, sondern für den, der die meiste Beredsamkeit und Anstand hatte. Dieses kam von den Vorurtheilen der damaligen Zeiten her, wo man niemand der Regierung würdig zu seyn glaubte, als diejenigen, die den ersten Rang unter den Rednern hatten, von dem beständigen Geschrey über die Heiligkeit der Gesetze und der

Maje-

Majestät des römischen Namens, das die Tribunen ertönen ließen, und von dem großen Haufen, der durch ein Schauspiel herbeigezogen wurde, das so sehr die Eitelkeit des Volks nähren mußte. Alles dieses mußte nothwendig eine große Anzahl Redner hervorbringen, und der Erziehung der Jugend, die durch ihre Geburt und Fähigkeiten zu den höchsten Würden bestimmt waren, eine Wendung zur Beredsamkeit geben.

Allein eine solche Erziehung, wobey verschiedene Zweige von Kenntnissen erlernt werden mußten, und die folglich kostbar war, konnte nicht das Loos des gemeinen Mannes werden. Sobald August den Pfad des Ehrgeizes den Großen versperrt hatte, und die Tribunen zum Stillschweigen gebracht waren, so waren auch keine Redner mehr, und ihre Kunst fiel fast ganz in Vergessenheit.

Der Triumph der Beredsamkeit, und die schmeichelhaften Belohnungen die sie verschafte, hatte zwar vielen Bürgern vom niedern Stande, eine warme Nacheiferung eingeflößt; da nun aber diese Kunst unnüz zu werden anfieng, so wandten sie sich zu andern Theilen der Litteratur. Daher entstand zu Augusts Zeiten, die große Anzahl Dichter und Geschichtschreiber. Weil diese nun fanden, daß ihre Talente geschäzt wurden, ja daß man sie sogar den alten Rednern vorzog, so brachten sie jene Meisterstükke hervor, die sowohl ihr Genie, als den Geschmack des sie beschüzenden Fürsten und seines Ministers verewigten.

Allein warum dauerten diese edlen Bemühungen nicht länger? Warum war die verwilligte Hülfe nicht dem Erfolg angemessen? Mußten nicht die Römer vorhersehen, daß diese Nacheiferung, die so viele Schwierigkeiten überwunden hatte, bald ausarten würde, wenn die Mittel, eine gehörige Erziehung zu erlangen, nicht erleichtert würden; und daß nur durch diesen Weg die Vermehrung der Litteraturliebhaber geschehen könnte? Dieses fehlte immer in Rom. Die Rhetoriker hatten sich schon vor Cicero eingefunden; allein welch eine Schule war die ihrige für die Jugend! Kaum hatten sie sich festgesetzt, als

sie

sie die Verachtung aller vernünftigen Leute auf sich zogen, und die Konsuln sich genöthigt sahen, ihren Ausschweifungen Gränzen zu setzen. Indessen waren dies die einzigen Lehrer, an die sich das Volk wenden konnte.

Eine solche Verfassung mußte die Künste nothwendig in Verfall bringen. Wir wissen, durch welche Grade sie unter den Nachfolgern Augusts ihrem Untergang entgegen giengen. Die Ungeheuer, die nach ihm den Thron bestiegen, begünstigten die Litteratur gar nicht; ja einige von ihnen stellten sich sogar ihrem Fortgang entgegen. Caligula entschloß sich, die Schriften Homers zu vertilgen und die Werke des Livius und Virgils aus den öffentlichen Bibliotheken wegzuschaffen. Nero war so närrisch, daß er sich für den besten aller Dichter hielt, und so grausam, diejenigen, die er für seine Mitwerber hielt zu bestrafen, als ob sie ein Verbrechen begangen hätten. Dies erstickte ihr Genie, oder zwang sie, sich in einen Schleier der Dunkelheit zu hüllen, der alle ihre Grazien verbarg.

Indessen waren dies blos kritische Augenblikke, über welche die schönen Wissenschaften doch ohnfehlbar gesiegt haben würden, wenn sie in Rom bekannter gewesen wären. Denn in Wahrheit unter einer milden Regierung, so wie die eines Vespasians, Trajans und Mark-Aurels, würden sie ihren vorigen Glanz wieder erlangt haben, wenn ihr Ursprung fester gegründet gewesen wäre. Um hievon überzeugt zu seyn, dürfen wir nur unsre Blikke auf den Zustand der Litteratur in Griechenland werfen. Die Griechen behielten ihren Geschmack an derselben, nachdem er schon lang bey den Lateinern verloren gegangen war. Alle Bürger nahmen daran Antheil, und in allen Städten wurden für die Erziehung der Jugend Akademien errichtet. Alle Wissenschaften und alle Theile der Litteratur hatten gute Lehrer; und da die Griechen von Natur aufgeweckt und wißbegierig waren, so diente die Poesie und Beredsamkeit den gemeinen Bürgern zum Vergnügen. Man spielte Komödien auf öffentliche Kosten, und selbst die Dürftigsten waren davon nicht ausgeschlossen.

IV.

Fortsetzung der historischen Nachricht von der Inquisition.

Die Venetianer verwarfen sie zwar nicht gänzlich: da sie aber vorhersahen, daß sie am Ende doch eine vom römischen Hofe abhängende Inquisition würden annehmen müssen, so führten sie eine aus eigner Autorität ein. Dieses Tribunal bestand aus geistlichen und weltlichen Richtern, hatte besondere, von den andern italiänischen Inquisitionen unterschiedene Gesetze, und war beiweitem nicht so strenge als diese.

Im Königreich Neapel hat die Inquisition niemals, bis auf den heutigen Tag Eingang finden können. Im Anfange waren die Zwistigkeiten schuld daran, die zwischen den Päbsten und den Königen dieses Landes herrschten; zwar haben diese aufgehört, seitdem Neapel unter spanischer Herrschaft steht, demohngeachtet aber sind die Sachen immer auf dem nämlichen Fuß geblieben. Die Ursache, so sonderbar sie auch scheint, ist: weil die Päbste selbst sich beständig dawider gesetzt haben.

Dieses wunderliche Betragen der Päbste rührte eigentlich daher, weil die Könige von Spanien beständig verlangten, daß die neapolitanischen Inquisitoren, nicht wie die andern italiänischen von Rom, sondern blos von dem in Spanien residirenden General-Inquisitor abhängen sollten. Hierin hat nun der römische Hof niemals willigen wollen, sondern vielmehr jederzeit darauf bestanden, daß, da das Königreich Neapel ein Lehn des heiligen Stuhls wäre, so müßte auch die Inquisition, die daselbst errichtet werden sollte, von Rom und nicht von Spanien abhängen. Da man sich über diesen strittigen Punkt nie hat vereinigen können, so sind die Bischöfe in diesem Reiche immer allein Ketzer-Richter geblieben. Zwar ereignet sich manchmal der Fall, daß die Päbste außerordentliche

Kom-

Kommissarien zur Untersuchung solcher Verbrechen dahin abschikken; außerdem aber, daß dieser Fall sehr selten ist, dürfen auch diese Kommissarien nicht das geringste ohne die Erlaubniß des Hofes unternehmen.

Im Jahr 1544 wollte Don Pedro von Toledo, der im Namen Kaiser Karl V. Vicekönig von Neapel war, einen Versuch machen, die Inquisition daselbst einzuführen. Das Volk aber empörte sich, der Aufruhr dauerte verschiedene Tage, und eine Menge Spanier verlohr in demselben das Leben; auch würden sie wahrscheinlich aus diesem schönen Königreiche verjagt worden seyn, wenn sie nicht im Besitz der neapolitanischen Forts gewesen wären, wo sie sich, ohngeachtet das Volk alle Kräfte anstrengte sie ihnen abzunehmen, dennoch behaupteten. Die Rebellen faßten sogar den Entschluß, sich an Frankreich zu ergeben, und schickten daher an den Herrn du Mortier, Gesandten Franz I. in Rom, einen aus ihren Mitteln ab, um ihn aufzufordern, sich an ihre Spitze zu stellen. Du Mortier aber, der ein friedfertiger Mann war, antwortete bloß, daß er deshalb an den König von Frankreich schreiben würde, und verlohr hiedurch nicht nur diese vortheilhafte Gelegenheit, sondern auch die, das Herzogthum Mailand, welches sein Herr so sehnlich zu besitzen wünschte, wieder zu erlangen. Aus diesem Vorfall sieht man deutlich, wie wichtig es ist, Militärpersonen zu Gesandten zu erwählen. Wäre Du Mortier Soldat gewesen, so würde er sich selbst an die Spitze der Rebellen gestellt haben, so wie es in späterer Zeit Termes, französischer Gesandter zu Rom that. Dieser legte seine Stelle nieder, um Parma und Mirandola, so sich gegen den Kaiser erklärt hatten, zu vertheidigen, und erhielt beides, ungeachtet Spanien und der Pabst alle Kräfte anstrengten, es ihm zu entreissen. Seit dieser Zeit, hat sowohl die Furcht vor einem neuen Aufstand, der unfehlbar erfolgt wäre, als auch der immerwährende Widerstand des römischen Hofes, die Regierung verhindert, neue Versuche zur Einführung der Inquisition in Neapel anzustellen.

In

In Sicilien wurde zwar die Inquisition eingeführt, sie stand aber unter dem spanischen General-Inquisitor. Der jetzt regierende König beider Sicilien, hat sie im Anfang des jetzigen Jahres (1782) gänzlich aufgehoben.

Nachdem also vorbesagtermaßen die Inquisition in Italien eingeführt war, so suchte der römische Hof, der nichts so sehnlich wünschte, als daß sie in der ganzen Christenheit angenommen werden möchte, auch in Deutschland den nämlichen Zweck zu erreichen. Aber die freimüthige Denkungsart der Deutschen, verabscheute die außerordentliche Strenge dieses Tribunals; sie widersetzten sich auch in der That der Einführung derselben, mit einer solchen Standhaftigkeit, daß der römische Hof genöthigt ward, sein Vorhaben aufzugeben. Zwar glaubte dieser letztere noch immer, durch Zeit und Mäßigung seinen Zweck zu erreichen; er erfuhr aber nur zu bald, daß die Deutschen sich nie unter dieses Joch beugen würden, und ward endlich vollkommen davon überzeugt, da die Inquisition aus einigen Städten, wo man alle mögliche Mühe gehabt hatte sie einzuführen, verjagt wurde, ungeachtet die Inquisitoren die Einwohner derselben mit einer ihnen sonst ungewöhnlichen Sanftmuth behandelten.

Da man nun einsahe, daß in Deutschland nichts auszurichten war, so versuchte man dieses Tribunal in Frankreich einzuführen, wo man auch zum Theil seinen Zweck erreichte; denn Languedok und einige benachbarte Provinzen, nahmen bey Gelegenheit der Waldenser und Albigenser, die man auf keine andre Art ausrotten zu können glaubte, die Inquisition an. Man sah aber in kurzer Zeit nur zu deutlich, daß sich die Gemüthsart der Franzosen eben so wenig wie der Deutschen, mit diesem Joche vertragen konnte. In einigen Städten empörte sich das Volk und verjagte die Inquisition, und die übrigen wurden von den Inquisitoren gutwillig verlassen, weil sie keine Beschäftigung mehr daselbst hatten, oder vielmehr die Gegenstände des allgemeinen Hasses und Verabscheuung geworden waren.

Man

Man sieht noch heut zu Tage die Häuser der Inquisition in Carcassonne und Toulouse; woselbst auch noch die Dominikaner die Würde der Inquisitoren genießen, obgleich sie sich jetzt mit dem leeren Titel begnügen müssen. Demohngeachtet aber machen sie noch immer Anspruch auf das Vorrecht, die Ketzer, die sich vielleicht noch hervorthun könnten, und denen keine Gewissensfreiheit bewilligt worden, zu verfolgen, ohne daß sie auf das ungegründete dieses Anspruchs Rücksicht nehmen, da die Bischöfe und die weltliche Obrigkeit noch immer allein in dem Besitze des Ketzergerichts sich befinden.

Die Inqusition gewann in Spanien mehr als sie in Frankreich verlohren hatte. Die Könige von Arragonien führten sie in allen ihren Staaten ein, und ungeachtet aller Widersetzung der übrigen Provinzen, die sie allgemein verabscheuten, wurde sie endlich in ganz Spanien eingeführt. Dieses war dem König Ferdinand von Arragonien und der Königin Isabella von Castilien vorbehalten, und es war also erst im Jahr 1484, daß Spanien gänzlich dem Joche der Inquisition unterworfen wurde.

Johann von Torquemada, vom Dominikaner-Orden, Beichtvater der Königin Isabella und nachheriger Kardinal, war der wahre Urheber derselben. Diese Prinzeßin hatte ihm, noch ehe sie die Krone erhielt, versprechen müssen, daß sie, wenn Gott sie jemals den Thron besteigen ließe, nichts verabsäumen würde, um die Ketzer und Ungläubigen auszurotten. Sie erhielt in der That die Krone von Castilien, die sie dem König Ferdinand von Arragonien als ein Heirathsgut zubrachte.

Diese Vergrößerung ihrer Macht flößte beiden den Entschluß ein, sich des Königreichs Grenada zu bemächtigen, und die Mauren, für denen Spanien so oft gezittert, und die den größten Theil dieses Reichs erobert hatten, wieder über die Meerenge zurückzujagen.

Dies Vorhaben ward so glücklich ausgeführt, daß es alle Hofnung überstieg. Die Mauren wurden unterjocht, und

 endlich,

endlich, nachdem man ihnen alles, was sie in Spanien besaßen, wieder abgenommen hatte, gezwungen, sich entweder zu unterwerfen, oder nach Afrika zurückzukehren. Seitdem haben ihre einheimische oder auswärtige Kriege, ihnen stets entweder die Lust oder die Mittel zur Rückkehr nach Europa geraubt.

Aber ohngeachtet der größte Theil der Mauren vorbesagtermaßen nach Afrika zurückzukehren gezwungen war, so befand sich doch noch immer eine große Anzahl von ihnen in Spanien, die daselbst theils durch Heirathen, die sie geschlossen hatten, theils durch unbewegliche Güter, theils aber auch durch Handlungsursachen zurück gehalten wurden.

Ferdinand und Isabelle sahen nur zu wohl ein, daß sie diesen Ueberrest nicht aus Spanien verjagen konnten, ohne ihre neueroberte Staaten zu entvölkern, und willigten also in ihr Dableiben. Sie nöthigten sie aber am Ende eben sowohl als die Juden, die sich damals in Spanien in großer Anzahl befanden, ihre Religion abzuschwören und das Christenthum anzunehmen. Diese Unglücklichen, die sich dem Gesetz, welches ihnen der Sieger vorschrieb, nicht entziehen konnten, willigten in alles, so man von ihnen forderte, und die Folge davon war, daß der größte Theil von ihnen Scheinchristen wurden, demohngeachtet aber im Herzen ihrer alten Religion anhingen, und die Gebräuche derselben insgeheim aufs sorgfältigste beobachteten.

Torquemada, der den Nachtheil, den diese Verstellung sowohl der Religion als dem Staate zuzog, vorhersahe, nahm dieser Gelegenheit wahr, um die Königin an die Erfüllung ihres Versprechens zu erinnern. Er stellte ihr daher vor: daß sowohl politische Gründe als das Gewissen sie dazu verbänden, daß, so lange die Mauren und Juden ihrer ersten Religion zugethan wären, sie auch noch immer ihren alten Herren anhängen würden; daß diese geheime Zuneigung in auswärtige Verbindungen, innerliche Verschwörungen und endlich in einen öffentlichen, von den afrikanischen Mauren unterstützten Auf-

fahr ausarten würde; besonders da es das Interesse dieser letzteren nur zu sehr heischte, bey der ersten vortheilhaften Gelegenheit nach Spanien zurückzukehren. Die einzige Methode sie zu trennen wäre, daß man die einheimischen Mauren mit Gutem oder Bösen nöthigen müßte, ihre alte Religion gänzlich aufzugeben; da man nun so wenig Hofnung hätte, daß sie von selbst ihre Irrthümer einzusehen lernen würden, so müßte man sie mit Gewalt dazu nöthigen. Dieses Mittel würde zwar die Zahl der Unterthanen verringern; es wäre aber besser eine kleine Anzahl Unterthanen zu haben, die der Religion und dem Staat ergeben wäre, als eine große Menge, auf deren Treue man sich nicht verlassen könnte; und endlich wären auch die Religion und der Staat durch ein so genaues Band vereinigt, daß man ohnmöglich dem einen Theil zugethan seyn könnte, wenn man es an Zuneigung zum andern Theile ermangeln ließe.

Diese Gründe machten Eindruck auf die Königin. Torquemada unterließ nicht, die Einführung der Inquisition, als das beste Mittel zu diesem Zweck zu gelangen, anzupreisen. Dieses Mittel, sagte er, wäre zwar in der That viel langsamer als ein öffentlicher Krieg, aber auch dafür um desto sicherer, und man würde es immer als ein Gegenmittel gegen ein Uebel, welches wahrscheinlich nicht sobald aufhören würde, gebrauchen können; einen Beweis gebe Italien, welches der Inquisition die Reinheit des Glaubens zu verdanken hätte. Endlich setzte er noch hinzu, werde es die ruhmwürdigste Handlung ihrer Regierung seyn, daß sie sich nicht allein die Erhaltung der wahren Religion bey ihrem Leben hätte angelegen seyn lassen, sondern auch ihren Nachfolgern die unfehlbaren Mittel, sie in ihrer ganzen Reinheit zu erhalten, zurückgelassen hätte.

Die durch die Gründe des Torquemada überredete Königin, versprach ihm, daß sie nichts unterlassen wollte, um den König gleichfalls zur Einführung der Inquisition in seinen Staaten zu bewegen. Torquemada's Gründe machten auf ihn eben den Eindruck, den sie auf die Königin gemacht hatten.

Beide begehrten daher einstimmig im Jahr 1483 vom Pabst Sixtus IV. die Bullen zur Einführung der Inquisition in allen ihnen unterworfenen Staaten, und erhielten dieselben. In Portugal wurde sie erst im Jahr 1557 durch den König Johann III. eingeführt.

Torquemada hatte zu gute Dienste geleistet, als daß er nicht dafür hätte belohnt werden sollen; der Pabst machte ihn zum Kardinal, und der König und die Königin von Spanien ernannten ihn zum General-Inquisitor, weil man durchgehends glaubte, daß er für allen andern, die zu einem so wichtigen Posten nöthigen Eigenschaften besäße. Er entsprach auch dieser Hofnung vollkommen, da er, während den vierzehn Jahren, die er als General-Inquisitor durchlebte, mehr als 100,000 Menschen den Prozeß machen ließ, wovon 6000 lebendig verbrannt wurden.

Seit dieser Zeit nahm die Inquisition an allen Eroberungen Antheil, die von Spanien und Portugal gemacht wurden. Nachdem beyde große Besitzthümer in Ostindien erlangt hatten, so führten sie daselbst dieses Tribunal auf den nämlichen Fuß und nach den nämlichen Gesetzen, wie in ihren Europäischen Staaten ein.

Nun waren noch England und die Niederlande übrig, wo man die Einführung der Inquisition noch nicht versucht hatte. Was England betrift, so schien sich die Gemüthsart der Einwohner dieser großen Insel, die heftige Gegenmittel noch mehr anfeindeten, und noch leichter zum Aufruhr zu bewegen waren als die Franzosen und Deutschen, so wenig mit der Inquisition zu vertragen, daß man alle Anstrengung, um zu diesem Zweck zu gelangen, vergeblich glaubte, ungeachtet der Pabst daselbst mehr, als in allen andern Christlichen Ländern in Ansehen stand. Man sah sich also genöthigt, dieses Unternehmen, in so weit es England betraf, gänzlich aufzugeben, obgleich man von dem Nutzen der Inquisition bey den Engländern um so vielmehr überzeugt war, da diese vor allen andern

Völkern der Erde, das freie Reden und Dogmatisiren am meisten liebten.

Aus der Gleichförmigkeit der Gemüthsart der Niederländer mit den Deutschen und Franzosen, schloß man, daß man eben so wenig mit ihnen zum Zweck gelangen würde. Die Bischöfe und Magistratspersonen behielten also daselbst ihr altes Vorrecht, die Ketzer zu verhören, und sie nach bewandten Umständen zu verurtheilen und hinrichten zu lassen.

Da aber zu Anfang der Reformation in Deutschland, eine große Anzahl Protestanten in diesen fruchtbaren Provinzen sich niederließen, so fürchtete Karl V. der sie nicht liebte, und eben so wenig von ihnen geliebt wurde, daß sie sich in seinen Erblanden zu sehr ausbreiten möchten. Diese Furcht, und die große Nachläßigkeit, die die Magistratspersonen durch ihre Menge abgeschreckt, in ihrer Verfolgung zeigten, nöthigte ihn endlich im Jahr 1550, ein Edikt ergehen zu lassen, vermöge dessen die Inquisition in allen Niederlanden so wie in Spanien eingeführt werden sollte.

Dieses Edikt wurde publizirt, da aber Maria, die Schwester des Kaisers und Statthalterin dieser Provinzen ihm vorstellte, daß bey Vollstrekkung dieses Edikts, nicht allein alle auswärtige Kaufleute, sondern sogar ein Theil der Eingebornen unfehlbar flüchten würden, um anderwärts die ihnen geraubte Gewissensfreiheit zu genießen, und daß dieses die Handlung daselbst, die die florissanteste von ganz Europa war, zu Grunde richten würde: so machte der Kaiser zwo Verordnungen bekannt, vermöge welcher die Fremden gänzlich von der Gerichtsbarkeit der Inquisition ausgeschlossen und das Verfahren derselben gegen die Einheimischen gemildert wurde.

Demohngeachtet aber ward das Einführungs-Edikt nicht vollzogen. Es sey nun, daß der Kaiser, der nicht immer das, was er zu wollen schien, wollte, nicht genug auf die Vollstrekkung desselben drang; oder weil das Volk, die Bischöfe und Magistratspersonen, die das meiste Interesse dabey hatten, besser

als sonst irgend jemand die Folgen davon vorhersahen, und übrigens wußten, daß der Kaiser nicht vermögend war, sie mit Gewalt zu diesem Joche zu zwingen, sich insgeheim dagegen setzten; genug, die Inquisition ward bey Lebzeiten Karl V. in den Niederlanden nicht eingeführt, und alles blieb in Ansehung der Sektirer beim alten.

Nach dem Tode des Kaisers (1559) vergaß sein Sohn Philip II. König von Spanien, dem die Niederlande in der Theilung zugefallen waren, nichts, um daselbst eine eben so strenge Inquisition als in Spanien einzuführen. Die Staaten widersetzten sich dieser Einführung durch Vorstellungen, die weder ehrfurchtsvoller noch nachdrücklicher seyn konnten. Aber Philip II. der Gehorsam verlangte, achtete nicht darauf, und die Niederländer, die in einem so zärtlichen, viel umfassenden Punkt, als die Religion war, nicht gezwungen werden wollten, empörten sich.

Dieser Empörung der Niederlande hat die Republik Holland ihren Ursprung zu verdanken. Nie ward ein Aufruhr längere Zeit, noch mit mehr Hartnäckigkeit unterhalten. Der Krieg währte länger als sechzig Jahre, und ward mit einer Erbitterung geführt, die ohne Beispiel war. Der Erfolg davon war sehr verschieden; der König von Spanien sahe sich oft in den Stand gesetzt, mit weit unumschränkterer Autortät, als irgend einer seiner Vorfahren, daselbst zu herrschen; die Niederländer hingegen, waren gleichfalls sehr oft nahe dabey, entweder sich einem andern Herrn zu unterwerfen, oder ihre Freiheit gänzlich wieder zu erlangen, und eine, dem Muster des alten Roms nicht ganz unähnliche Volksregierung zu stiften.

Endlich wurden beide Theile, auf gleiche Weise an Kräften und Geld erschöpft, eines so langen und grausamen Krieges müde. Es wurde also Friede gemacht, aber dieser kostete Spanien, den schönsten Theil der Niederlande, aus dem die Republik der Sieben vereinigten Provinzen entstand, welche wir heut zu Tage gemeinhin mit dem allgemeinen Namen Holland,

zu belegen pflegen. Der König von Spanien sahe sich genöthigt, ihre Freiheit und Unabhängigkeit anzuerkennen, und konnte auch sogar die ihm übrig gebliebenen niederländischen Provinzen, nicht anders als durch Vermehrung und Bestätigung ihrer Privilegien retten; wobey man noch durchaus verlangte, daß nie von Einführung der Inquisition die Rede seyn, und die Ketzerprozesse nach den alten Rechten und nach der gewöhnlichen Weise geführt werden sollten.

So endigte sich der lange niederländische Krieg, woran die Inquisition entweder schuld war, oder wenigstens doch den Vorwand dazu hergegeben hatte. Seit dieser Zeit hat die Inquisition keine neue Fortschritte in Europa gemacht, und ihre Herrschaft schränkt sich heutigen Tages bloß über einen Theil von Italien und über Spanien und Portugal, und die ihnen unterworfenen Staaten ein.

Alle Italiänische Inquisitionen hängen vom Pabst ab, die Venetianische ausgenommen; von ihm werden alle Kardinäle ernannt, die die Kongregation des heiligen Gerichts ausmachen, und alle Inquisitoren der verschiedenen Inquisitionen in Italien und dem Kirchenstaate. Diese Inquisitoren können immer, so oft es dem Pabst gefällt, abgesetzt werden, ohne daß man verbunden ist, ihnen den Prozeß zu machen, oder von ihrer Absetzung Rede und Antwort zu geben; demohngeachtet aber bleiben doch diejenigen, die Ränke und Kredit besitzen, so lange sie nur selbst wollen, in ihrem Amte.

Das heilige Gericht in Rom hat die höchste Gewalt über alle einzelne Inquisitionen. Man giebt demselben von allen wichtigen Vorfällen Nachricht, frägt es um Rath und befolgt die Befehle desselben auf das allergenaueste. Das gerichtliche Verfahren wird von demselben angeordnet; es schreibt die Sentenzformeln vor, schaft die alten Gesetze ab und giebt neue nach Gutbefinden. Da die Inquisitoren unabhäng von einander sind, so fällt es auch das Urtheil über alle unter ihnen entstehende Zwistigkeiten, nimmt die Klagen an, die gegen sie

einlaufen, und befiehlt die Bestrafung derselben, sobald ihre Fehltritte und Ausschweifungen zu sichtbar sind, wobey es ihnen zugleich das Endurtheil spricht.

Das heilige Gericht in Rom besteht aus Räthen, die alle Kanonische Rechtsverständige und Ordensgeistliche sind, und aus Kardinälen, die die Richterstellen bekleiden. Die Räthe werden als Advokaten gebraucht, um die Bücher, Lehrsätze, Meinungen und Handlungen der vor das Inquisitions-Tribunal gezogenen Personen zu beurtheilen; nach ihrem Gutachten werden die Urtheilsprüche und Befehle der Kardinal-Inquisitoren abgefaßt. Auch sind bei demselben zwo Sekretärs und ein Fiskal befindlich; dieser letztere ist der einzige von allen Anklägern, den die Beklagten zu sehen bekommen. Die Anzahl der geringern Officianten ist sehr groß; sie genießen ansehnliche Privilegien und können vor keinem andern, als diesem Tribunal, belangt werden.

In Spanien und Portugal ist ein hoher Rath der Inquisition der in eben demselben Ansehen als die Kongregation des heiligen Gerichts zu Rom steht. Alle Inquisitionen, die sich in den Staaten dieser beiden Kronen befinden, hängen von demselben ab. Das Oberhaupt dieses hohen Raths ist der Generalinquisitor, der von dem König von Spanien ernannt und vom Pabst bestätigt wird. Dies ist das einzige Vorrecht, welches dieser letztere über die Spanische Inquisition genießt, denn sobald dieses Oberhaupt bestätigt ist, mischt er sich nicht weiter in Sachen, die diese Inquisition betreffen. Der ernannte und bestätigte Generalinquisitor, hat das Recht alle Inquisitionsbeamten in den Spanischen Staaten zu ernennen, und ist folglich einer der wichtigsten Staatsbedienten. Die Einrichtung der Portugiesischen Inquisition ist, im ganzen genommen, die nehmliche.

Außer dem Generalinquisitor, besteht der hohe Rath noch aus fünf Räthen, wovon einer ein Dominikanermönch seyn muß, laut einem von Philip III. bewilligten Privilegio; die

die übrigen Beisitzer desselben sind: ein Fiskal, ein Königlicher Sekretär, zwo Rathssekretäre, ein Alguazil oder Obergerichtsdiener, ein Einnehmer, zwo Referenten und zwo Assessoren. Die Anzahl der geringern Beamten ist, so wie in Rom, sehr groß; sie genießen noch größere Freiheiten wie die römischen und sind vor der gewöhnlichen Justiz, die in Spanien noch weit strenger wie in Italien ist, eben so sehr gesichert. Ueberhaupt sind diese Privilegien so beträchtlich, daß auch die vornehmsten Spanischen Herren sich eine Ehre daraus machen, Inquisitionsbeamte zu seyn.

Dem hohen Rath der Spanischen Inquisition sind alle andre Inquisitionen dieses Reichs unterworfen, die ohne dessen Erlaubniß kein Auto da Fe halten dürfen. Dieses ist das einzige von allen Inquisitionstribunälen, bei dessen Urtheilspruche keine Appellation statt findet. Es kann neue Gesetze machen, so oft es ihm gutdünkt, die Streitigkeiten der Inquisitoren, von was für Art sie auch seyn mögen schlichten und die hohen und niedern Inquisitionsbeamten bestrafen; mit einem Worte, die Autorität desselben ist so groß, daß alle spanischen Unterthanen, schon bei dem bloßen Namen der Inquisition zittern. Sogar der König selbst würde es nicht wagen sie zu beleidigen, und überhaupt hat es bis jetzt noch keiner ungestraft thun dürfen.

Die Beispiele des Don Carlos, Prinzen von Spanien, des Don Juan von Austria und des Prinzen von Parma, zeigen es zur Genüge. Philip II. ward um den Inquisitoren Genugthuung zu leisten, genöthigt, diese Prinzen auf lange Zeit von seinem Hofe zu entfernen; obschon der eine sein eigner Sohn und einziger Erbe, der andre sein Halbbruder, ein natürlicher Sohn Kaiser Karl des V. und der letzte sein Neffe war. Ihr ganzes Verbrechen bestand indessen bloß in einigen hitzigen Worten, die sie voll gerechten Eifers gegen die Inquisitoren ausgestossen hatten.

Die einzelnen, dem unumschränkten Spanischen Tribunal zu Madrid unterworfenen Inquisitionen sind: die von

Toledo, von Sevilla, von Granada, Corduа, Cuenza, Valladolid, Murzia, Lerena, Longrono, S. Jago, Saragossa, Majorka, Mexiko, Cartagena, Lima und Manilla. Eine jede besteht aus drey Inquisitoren, drey Sekretären, einem Alguazil und drey Einnehmern und Assessoren und sind sämmtlich nach dem Muster der einzelnen Italiänischen Inquisitionen gebildet, die beinahe die nehmliche Einrichtung haben, indem ihre Beamten, ein Inquisitor, ein Vikar, ein Fiskal, ein Notar, verschiedene Räthe, ein oder mehrere Kerkermeister und eine große Menge Unterbeamten sind.

Alle Inquisitionsbeamten müssen die Probe der Casa Limpia ausstehen; das heißt: sie müssen beweisen, daß sie von alten Christen abstammen, und daß keiner von ihren Voreltern wegen Unglauben und Ketzerey von der Inquisition eingezogen worden. Auch müssen sie sich zu einem unverbrüchlichen Stillschweigen anheischig machen, nehmlich, nichts zu entdekken, was bei der Inquisition vorgeht, es sey auch unter was für Vorwand es wolle. Nichts dient in diesem Falle zu ihrer Entschuldigung, und die Offenbarung der Inquisitionsgeheimnisse, wird auf das schärfste bestraft.

Dieß wäre also die äußere Form der Inquisition; nun kommen wir auf ihre Prozeduren, die man füglich in drey Hauptartikel abtheilen kann: 1. in den Fällen und Personen, die dem Urtheil der Inquisition unterworfen sind; 2. in dem Verfahren bei ihren Urtheilssprüchen; und 3. in der Art und Weise wie sie solche vollstrekken.

Was den ersten Punkt betrift, so giebt es Sechs Fälle, die vornehmlich dem Urtheil der Inquisitoren unterworfen sind; als: 1. Ketzerey. 2. Der Verdacht der Ketzerey. 3. Die Beschützung der Ketzerey. 4. Schwarze Kunst, Sterndeuterey, Wahrsagerey und Bezauberungen. 5. Gotteslästerung, die zugleich die Ketzerey, und alles was darauf Bezug hat, in sich begreift. 6. Die der Inquisition, oder ihren Mitgliedern

dern und Beamten angethanen Beleidigungen und jede Wiedersetzung gegen die Vollstrekkung ihrer Befehle.

Eben so sind auch sechserley Personen der Inquisition unterworfen; nämlich: 1. Ketzer. 2. Diejenigen so sich den Verdacht der Ketzerey zugezogen haben. 3. Die Gönner derselben und diejenigen, die diese Verbrecher beschützen oder auf irgend eine Art begünstigen. 4. Alle Arten von Schwarzkünstlern und Hexenmeistern; desgleichen alle die, so sich mit dergleichen Künsten abgeben. 5. Die Gotteslästerer. 6. Diejenigen, so den Inquisitionsbeamten Wiederstand leisten, oder ihre Gerichtsbarkeit auf irgend eine Weise beunruhigen.

Im Anfange durfte die Inquisition nur über sechs Gattungen von Personen ihr Urtheil fällen; seitdem aber hat Gregorius XIII. Pius V. Clemens VIII. und Gregorius XIV. ihre Jurisdiktion erweitert und die Juden, Mahometaner, alle Arten von Ungläubigen und alle diejenigen ihr unterworfen, die den Mitgliedern und Beamten des heiligen Gerichts irgend einigen Schaden zufügen würden.

Diese, der Inquisition unterworfene Fälle sind nicht so umschränkt als man vielleicht denken mögte. Denn erstlich, was die Ketzer betrift, so werden unter diesem Namen alle diejenigen verstanden, die irgend etwas gesagt, geschrieben, gelehrt oder gepredigt haben, so der H. Schrift, der Auslegung derselben, den Glaubensartikeln, oder den Traditionen der Kirche zuwieder wäre, desgleichen diejenigen, die die christliche Religion abgeschworen haben um irgend eine andre anzunehmen, oder die, so ohne die Religion zu verändern, die Gebräuche und Ceremonien loben und ausüben, oder auch überzeugt sind daß man in jeder Religion seelig werden könne.

Wenn die Inquisition es bloß hiebei hätte bewenden lassen, so würde man eben nichts ausserordentliches bemerken; sie versteht aber auch noch unter dem Namen Ketzer alle diejenigen, die irgend eine Ceremonie, Gewohnheit oder Kirchengebrauch

der

der katholischen Religion mißbilligen; so wenig man auch nach den Grundsätzen der wahren Theologie, dergleichen Leute zu Ketzer machen kann, so sind sie doch bei dem heiligen Gerichte der Ketzerey verdächtig. Auch begreift man unter diesem Namen alle diejenigen, die das geringste, wieder die in Rom und Italien angenommenen Meinungen der höchsten und unumschränkten Autorität der Päbste und ihrer Superiorität über alle, selbst der Generalkonzilien und der weltlichen Angelegenheiten der Fürsten, wie auch wieder die Päbstlichen Entscheidungen aller Arten, handeln, reden, lehren oder schreiben würden. Wenn man aber die Sachen auf diesen Fuß nehmen wollte, so würde man überall Ketzer genug antreffen; auch wird in der That der größte Theil der katholischen Franzosen und Deutschen, in den der Inquisition unterworfenen Ländern für Lutheraner und folglich für Ketzer gehalten.

Der Verdacht der Ketzerey wird noch in weitläuftigern Verstande genommen, denn um sich denselben zuzuziehen, darf man nur den geringsten Aergernißgebenden Ausdruck von sich hören lassen, oder auch nur diejenigen nicht angeben, so sich dergleichen schuldig machen. Auch ist man diesem Verdacht ausgesetzt, wenn man die Sakramente, oder andre heilige Dinge mißbraucht, verachtet und lästert. Desgleichen, wenn man die Bilder der Heiligen zerreißt, und Bücher, die von der Inquisition verdammt sind, ließt, bei sich führt, oder andern mittheilt.

Man kömmt gleichfalls in diesen Verdacht, wenn man sich von dem bei den Katholiken üblichen Gottesdienste entfernt, und ein ganzes Jahr verstreichen läßt ohne zu beichten, und das Abendmahl zu empfangen; an den Fasttagen Fleisch ißt, oder an den von der Kirche eingesetzten Tagen die Messe versäumt.

Dieser Verdacht erstrekt sich auch noch auf diejenigen, die ohne Priester zu seyn, Messe halten und Beichte hören sollten; oder wenn sie es sind, die Worte der Einsetzung beim Meßhalten nicht anführen und die Sakramente, öfterer als es seyn soll, gebrau-

gebrauchen; desgleichen über die Geistlichen, die ungeachtet ihres Gelübdes sich zu verheiraten wagen, und über alle verheirathete Personen, die sich der Vielweiberei schuldig machen.

Endlich setzt man sich noch diesem Verdacht aus, wenn man, gesetzt es wäre auch nur ein einzigesmal, ketzerischen Predigten, oder irgend einer Art von Gottesdienst beiwohnt, der mit dem Römischkatholischen nicht übereinstimmt; wenn man auf die Vorladung der Inquisition nicht erscheint, oder sich in dem Jahre, da man exkommunicirt gewesen ist, nicht lossprechen läßt. Desgleichen, wenn man irgend einen Ketzer zum Freunde hat, ihn hochschätzt, bei sich wohnen läßt, ihm Geschenke macht, oder auch nur einen Besuch bei ihm abstattet; vor allen andern aber, wenn man seine Einziehung zu verhindern sucht, und ihm Mittel sich zu retten an die Hand giebt, es sey auch, daß Freundschaft, Pflicht, Erkenntlichkeit, Mitleiden, Verbindungen und Verwandtschaft es von ihm heischten. In der That treibt man es in diesem Betracht bei der Inquisition so weit, daß nicht allein die Errettung eines Ketzers unerlaubt ist, sondern man sogar gezwungen wird ihn anzugeben, gesetzt es wäre auch ein leiblicher Vater, Bruder, Ehemann oder Frau, und dieses bei Strafe der Exkommunikation, wobei man sich auch zugleich den Verdacht der Ketzerey zuzieht, und als ein Beförderer derselben, der ganzen Strenge dieses fürchterlichen Tribunals sich aussetzt.

Unter die im dritten Punkt benannten, versteht man alle diejenigen, welche die Verbrecher, gegen die das heilige Gericht zu prozediren angefangen, begünstigen, vertheidigen und ihnen auf irgend eine Weise mit Rath und That an die Hand gehen. Desgleichen diejenigen, die da wissen, daß dieser oder jener, ein Ketzer, ein Flüchtling aus den Gefängnissen der Inquisition, oder ein von ihr Vorgeladener und nicht Erschienener ist, und ihn dennoch bei sich aufnehmen, verstekken und durch Rath und Hülfe ihrer Verfolgung entziehen; oder wenn er sich bereits im Gefängniß befände, ihm zur Erbrechung desselben behülflich

sind

sind und ihm ein Instrument zu diesem Behuf verschaffen. Desgleichen die, so durch Drohungen, oder auf irgend eine andre Weise die Inquisitionsbeamten in ihren Geschäften hindern, oder auch nur denjenigen, so sich ihnen wiedersetzen, forthelfen und sie begünstigen.

Auch begreift man unter dem Namen der Ketzerbeförderer, diejenigen, die mit den Gefangenen der Inquisition, ohne Erlaubniß sprechen, oder an sie schreiben: es sey nun um ihnen Rath zu ertheilen, oder bloß sie zu trösten. Desgleichen diejenigen, die durch Geld, oder auf irgend eine andre Weise, die Zeugen zum Schweigen nöthigen; oder sie wenigstens dadurch bewegen, die Ketzer in ihrer Aussage zu begünstigen. Oder auch die, die Inquisitions-Angelegenheiten betreffende Papiere verstekken, entwenden, verbrennen, oder sich ihrer bemächtigen. Das ausserordentlichste hiebei ist noch! daß man mit keinem Ketzer Umgang haben darf, und wenn es auch nur Handlungsgeschäfte betreffen sollte, ohne sich den Verdacht der Ketzerey zuzuziehen. Man darf ihnen weder Waaren, Geld, noch irgend eine andre Sache schikken, ihnen schreiben, oder auch nur Briefe von ihnen annehmen, ohne in diesen Verdacht zu fallen. Auch kann man ihm nicht entgehen, woferne man Ketzer die man kennt, oder auch nur bloß verdächtige Personen, bei dem heiligen Gerichte nicht angeben sollte, unter was für Vorwand es auch seyn möchte.

Der vierte Punkt enthält die Zauberer, Wahrsager und dergleichen Leute. Es wäre zu weitläuftig ins Detail dieser Prozesse zu gehen; weil sie, einige Bosheiten ausgenommen, die unter dem Deckmantel der Hexerey verübt werden, und die aller Orten genugsam bekannt sind, nichts als lächerlichen Aberglauben enthalten, der in der That mehr aus einer verletzten Einbildungskraft und einer niedrigen Leichtgläubigkeit, als aus einem unordentlichen Verlangen und verderbten Herzen entspringt. Genug, daß keiner von allen der Inquisition unterworfenen Fällen, mit einer größern Anzahl Verbrecher, besonders

ters mit Frauenzimmern von allen Ständen, ihre Kerker anfüllt. Auch ist die Sterndeuterey ein Verbrechen, woferne man sich ihrer bedient um zukünftige Dinge vorherzusagen.

Obgleich der fünfte Punkt, die Gotteslästerung, sehr gemein und äußerst strafbar ist, so sieht doch die Inquisition bloß hiebei auf die Ketzer; alle übrigen Verbrecher dieser Art sind vor ihr sicher, woferne sie sonst nur die Gebote der katholischen Kirche erfüllen.

Die Juden, Mahometaner und alle andre Ungläubigen, wenn sie gleich sonst tolerirt werden, hängen dennoch in Betracht aller Verbrechen, so die christliche Religion beleidigen, von der Inquisition ab. Diese Verbrechen bestehen erstlich aus allen denjenigen, die auch Christen begehen können, als: Ketzerey, Gotteslästerung, Zauberey, Wiedersetzung gegen die Befehle der Inquisition 2c. und werden bei ihnen eben so wenig als bei den Christen geduldet. Desgleichen wenn sie irgend etwas gegen die Glaubensartikel, die die christliche Religion mit der ihrigen gemein hat, öffentlich herausgeben, schreiben oder auch nur sagen. Wenn z. B. ein Jude oder Mahometaner die Einheit oder Vorsehung Gottes leugnete, so würde die Inquisition ihn als einen Ketzer einziehen und bestrafen lassen. Sie stehen auch noch unter der Inquisition, woferne sie einen von ihrer Sekte ein Christ zu werden verhindern, oder irgend einen Christen zur Verlassung seiner Religion und Annehmung der ihrigen überreden oder nöthigen, und ihn bei dieser Veränderung begünstigen. Eben so wenig ist ihnen erlaubt den Talmud und andre verbotene Bücher, so die christliche Religion mit Verachtung wiederlegen und behandeln, zu verkaufen, herauszugeben, oder sogar nur für sich zu behalten. Auch dürfen sie weder christliche Säugammen halten, noch irgend etwas, so der christlichen Religion zur Verachtung gereichte, unternehmen. Die Inquisition untersucht alle diese Fälle und bestraft sie um so viel schärfer, da das Verlangen einer schimpflichen Hinrichtung zu entgehen, oft ein Bewegungsgrund zur Religionsveränderung dieser Unglücklichen wird.

Da

Da es eine der vornehmsten Maximen der Inquisition ist, Schrekken um sich her zu verbreiten und sich furchtbar zu machen, so bestraft sie diejenigen sehr strenge, die auf irgend eine Art ihre Gerichtsbedienten, oder Beamten beleidigen. Man kennt in diesem Betracht keine leichte Beleidigung, alles ist Hauptverbrechen, und weder Geburt, noch Karakter, Bedienung, Rang, oder Würde können jemanden in diesem Fall sichern; die kleinsten Beschimpfungen so man den geringsten ihrer Beamten, oder auch nur ihren Spionen und Zeugen anthun wollte, würden mit der äußersten Strenge bestraft werden.

Dieß wären also die sämmtlichen Fälle, die zu der Gerichtsbarkeit der Inquisition gehören; gewöhnlich gelangen sie auf viererley von einander verschiedene Arten zur Kenntniß derselben, nämlich: durch öffentliches Gericht, welches einen oder mehrere, oben besagter Verbrechen beschuldigt; oder durch Aussage der angebenden Zeugen; oder, weil es die Inquisitoren, durch ihre Spionen, die sie überall halten, selbst entdeckt haben; oder auch durch die Aussage der Verbrecher selbst, die in Hoffnung, gelinder behandelt, oder in Furcht, von andern angegeben zu werden, sich manchmal selbst Dinge beschuldigen, deren man sie, wie sie wohl wissen, leicht überführen könnte.

Wenn die Inquisitoren auf eine von den ersten drey obenbeschriebenen Arten, irgend einen Strafbaren entdekken, gesetzt auch daß sie nur einen leichten Verdacht auf ihn geworfen haben, so wird er förmlich zu drey verschiedenen malen vorgeladen. Sobald dieses geschehen ist und er nicht erscheint, so wird er vorläufig exkommunicirt und zu einer grossen Geldstrafe verdammt; wobei man sich noch eine härtere Züchtigung vorbehält, der er, wenn er in ihre Hände fällt nicht entgehen kann.

Das sicherste ist, auf die erste Vorladung sogleich zu erscheinen; je länger man es aufschiebt, je strafbarer macht man sich. Schon der Ungehorsam gegen die Befehle der Inquisition wird für ein Verbrechen gehalten, wenn man auch sonst

noch

noch so unschuldig wäre. Der Aufschub und Verzug dient nur die ungünstigen Vorurtheile, die man gegen einen Beschuldigten hegt zu vermehren; ja man glaubt in diesem Fall keine fernere Beweise nöthig zu haben, weil der Angeklagte sich scheut vor seinen Richtern zu erscheinen. Ist man einmal so unglücklich, so kann nichts als eine freiwillige Verbannung auf ewig, den Unglücklichen retten. Die Inquisition vergißt nicht das Geringste; die Zeit kann kein Verbrechen tilgen, und keine Verjährung findet hiebei statt.

Indessen ist kein Unternehmen schwerer, als sich der Verfolgung dieses Tribunals zu entziehen. Kaum ist ein Angeklagter flüchtig geworden, so wird die Inquisition von seiner Entweichung benachrichtigt; er wird sodann überall verfolgt und gemeiniglich eingeholt. Eben so verfährt man gegen diejenigen, die aus den Gefängnissen der Inquisition entflohen sind; sie sind im Fall sie ertappt werden, ohne Rettung verloren, und ein ewiges Gefängniß ist ihre geringste Strafe.

In Spanien wird die Flucht noch mehr erschwert, denn, ausserdem daß die Inquisition daselbst noch weit strenger und sorgfältiger als sonst irgendwo ist, so verfolgt auch die heilige Hermandad diese Unglücklichen mit einer Hartnäckigkeit, der nichts so leicht entgehen kann. Dieß ist eine durch ganz Spanien vertheilte Gesellschaft; alle Städte, Flekken und Dörfer sind von ihr angefüllt. Sie sind die unermüdesten Spione, die auf alles hören und Achtgeben um Bericht davon abzustatten. Ihre vorzüglichste Beschäftigung aber besteht in Verfolgung der Verbrecher, die der Gerechtigkeit entflohen sind, und in der Zurükbringung derselben. Weder Sorgen, Mühe, noch Unkosten werden hieben gespart. Sie verfolgen den Strafbaren überall, und wo sie ihn finden, wenden sie, im Fall sie sich seiner nicht mit Gewalt bemächtigen können, alle Kunstgriffe an, um ihn in ihre Hände zu bekommen. Sie machen daher Freundschaft mit ihm, laden ihn oft zum Essen ein, machen ihm Geschenke, und leihen ihm Geld. Auch unterstützen sie ihn

in seinen Krankheiten und allem, was ihm sonst nöthig seyn möchte; verstellen ihre Gesinnungen und nehmen eine der seinigen gleichförmige Denkungsart an, und geben ihn am Ende noch tausend Versicherungen der aufrichtigsten Freundschaft. Sobald sie ihn nun sicher genug gemacht zu haben glauben, so suchen sie ihn an irgend einen abgelegnen Ort hinzulokken, wo sie ihn durch ihre Helfershelfer ergreifen und fortführen lassen. Sollte ja irgend einer von denen, so auf diese Art verfolgt werden, ein zu großes Mißtrauen äußern, so wissen sie die Mittel schon zu finden, ihn unmerkbar zu irgend einer Spazierfahrt zu Wasser oder zu Lande zu bereden; wo er sodann, wenn er sich es am wenigsten versieht, ergriffen und nach Spanien gebracht wird. Man hat auf diese Weise sogar schon Leute bis aus Constantinopel entführt.

Obgleich die H. Hermandad kein Mitglied der Inquisition ist, so bedient sie sich doch ihrer mit großem Nutzen, wenn irgend jemand sich ihren Urtheilen zu unterwerfen weigert, oder durch die Flucht sich derselben zu entziehen sucht. Da sie nun von allen spanischen Tribunälen am meisten geschätzt und geehrt wird, so ist ihr auch die H. Hermandad mehr als irgend einem andern ergeben.

Die Cruciata ist eine andre Spanische Brüderschaft, aus der die Inquisition nicht weniger Vortheile zieht. Sie ist nicht wie die erstere, bloß zur Verfolgung der Verbrecher gestiftet, sondern lediglich nur über das sittliche Betragen der Katholiken Acht zu haben, und solche, sobald sie ihre Pflichten als Christen vergessen sollten, anzugeben. Diese Brüderschaft ist ausserordentlich reich, und ihre Macht entspricht ihren Reichthümern, weil die Bischöfe, Erzbischöfe und fast alle Grands von Spanien zu derselben gehören. Es ist eine andre Art von Spionen, die man überall antrifft, die sich in alles mischen, und denen nicht das geringste entgeht. Die Spanier sind, wie sie sagen, überzeugt, daß sie es bloß der Inquisition und der Cruciata zu verdanken haben, daß Spanien

von

von Ketzern befreit geblieben, während daß sich diese der andern Europäischen Reiche und Staaten bemächtigt haben.

So schwer es also ist der Inquisition zu entkommen: eben so gewiß ist es auch, daß eine vernünftige Person es nie unternehmen wird, ohne vorher seine Maasregeln wohl genommen zu haben. Ueberhaupt aber, kann man nichts besseres thun, als auf die erste Vorladung sogleich zu erscheinen. Es geschieht oft, daß die Inquisitoren, es sey nun daß sie hinreichende Zeugnisse zu haben glauben, oder weil die Verbrechen des Beschuldigten zu ungeheuer sind, oder auch weil sie befürchten, daß er ihnen entfliehen möchte, ohne vorher die gewöhnlichen Vorladungsformalitäten zu brauchen, die Befehle zu seiner Einziehung ertheilen, und selbige aller Orten, wo er sich befindet, an ihm vollstrekken lassen. Weder Freistatt, noch irgend ein Privilegium kann ihn bey dergleichen Vorfällen schützen. Nichts kann ihn verbergen, noch einen Augenblick dem Verfahren gegen ihn Einhalt thun, und die Strenge desselben mildern.

Es ist zum Erstaunen, wie sehr eine Person, die sich dieses Unglück zugezogen, von allen Menschen verlassen wird. Man bemächtigt sich ihrer, mitten unter ihren Freunden, ja selbst im Schooß ihrer Familie. Der Vater wird von der Seite seines Sohnes, der Sohn aus der Gesellschaft seines Vaters, und die Frau aus den Armen ihres Mannes gerissen, ohne daß man den kleinsten Wiederstand wagen, oder sich im geringsten nur Zeit nehmen darf, um Befehle wegen seiner dringendsten Angelegenheiten zu geben, oder auch nur ein einziges Wort zum Vortheil des Beklagten zu sagen.

Wenn er sich einmal erst in den Händen der Inquisitoren befindet, so wird er noch mit größerer Strenge behandelt; es ist alsdenn weder erlaubt Besuche bey ihn abzulegen, noch ihm Rath zu ertheilen, an ihn zu schreiben, Fürbitten für ihn einzulegen, oder auch nur sich zu bemühen seine Unschuld zu beweisen. Aller Umgang mit ihm hört in einem Augenblick auf, und dieser Unglückliche sieht sich mit einem male ohne Freunde,

Eltern, Rath, Hülfe und Trost, seinen Richtern, sich selbst, und oft seinen größten Feinden überlassen, ohne die geringste Aussicht in die Zukunft. Sogar die Unschuld ist bey dergleichen Vorfällen eine sehr ohnmächtige Hülfe, weil nichts leichter ist als einen Unschuldigen zu Grunde zu richten, wie man es weiter unten mit mehrern ersehen wird.

Der Angeklagte wird sogleich nach seiner Einziehung, die ausser in oben erwähntem Fall, gemeinhin um Mitternacht vollzogen zu werden pflegt, mit der äußersten Genauigkeit durchsucht, um zu sehen, ob man nicht irgend etwas bei ihm finden mögte, so zu seiner Ueberführung gereichen, oder ihm auch selbst dienen könnte, sich umzubringen und folglich durch einen freiwilligen Tod den Martern der Inquisition zu entgehen. Dergleichen rasche Entschlüsse sind nicht ohne Beispiel. Man hat oft Gefangene der Inquisition gesehen, die durch Verzweiflung bewogen worden, sich selbst zu vergiften, oder mit kleinen Stilets zu tödten, die sie entweder in ihren Haaren oder andern der heimlichsten Oertern ihres Körpers verborgen hatten; oder auch in Ermangelung dieser Mittel, sich die Köpfe an den Mauern zerschmettert haben.

Sobald dieses geschehen ist, begiebt sich der Inquisitor zu dem Beklagten, in Gesellschaft seiner Gehülfen. Man setzt sodann ein genaues Verzeichniß auf, von des Eingezogenen Büchern, Papieren, Effekten, und überhaupt von allem was man bei ihm findet, und thut es zu demjenigen, so man bei seiner ersten Durchsuchung bereits aufgenommen hat. Niemand darf so verwegen seyn und das geringste verheelen, oder sich zu wiedersetzen. Zu diesem Verzeichniß fügt man öfters noch die Einziehung aller Güter des Verbrechers, oder wenigstens eines Theils derselben, um sich im Nothfall wegen der Unkosten, oder der Geldstrafe zu sichern, zu der der Verklagte verurtheilt werden könnte; denn sehr selten schickt die Inquisition ihre Schlachtopfer, sie müßten denn außerordentlich reich seyn, anders, als halb zu Grunde gerichtet zurück.

Wenn

Wenn dieses abgemacht ist, wird der Proceß angefangen, der aber sehr langsam betrieben wird; ein Angeklagter befindet sich oft Monate lang in den Gefängnissen, ohne daß man ihn ihm geringsten zu verhören sucht.

Diese Kerker sind abscheulich; nichts ist fähiger die Seele der Gefangenen mit mehr Schrekken zu erfüllen, und sie zur Erscheinung vor dem fürchterlichsten Tribunale in der Welt, besser vorzubereiten, als diese traurige Wohnungen, wo man die unglücklichen Schlachtopfer der Inquisition sogleich einschließt. Es sind unterirdische, unflathige, von allen Menschen entfernte Oerter; man steigt durch viele Umwege dahin hinab, aus Furcht, daß das Geschrey und Wehklagen dieser Unglücklichen gehört werden, oder jemanden zum Mitleiden bewegen möchte. Nie dringt ein Lichtstrahl in diese dunklen Oerter; die unglücklichen Bewohner derselben können weder lesen, noch sich mit sonst irgend einer andern Sache, als ihren Leiden, und den Gedanken, an die ihnen noch bevorstehenden Quaalen beschäftigen. Sie dürfen in diesem Zustande weder einander sehen noch sprechen, und wenn die Nähe eines Kerkers an den andern, ihnen irgend eine Unterhaltung mit den andern Gefangenen erlaubt, so wird ihnen sogleich alle Gemeinschaft untersagt; und im Fall sie dieses Gebot übertreten, und man sie allein oder mit einem andern reden hört, so werden sie sogleich auf das grausamste gepeitscht. Man sagt, daß diese Unglücklichen, die sich besagtermaaßen mit ihren Nachbaren nicht zu reden erkühnen dürfen, auf die Erfindung einer andern Art von Unterhaltung vermittelst ihrer Hände, gekommen sind, indem sie eine große Anzahl Schläge an die Mauer thun, nach der ihnen nöthigen Anzahl der Buchstaben, um das Wort, welches sie ausdrukken wollen, einander begreiflich zu machen. Zum Beispiel wenn sie das Wort Brod ausdrukken wollen, so thun sie weil der erste Buchstabe dieses Worts, B, der zwote des Alphabets ist, zwo Schläge; bei dem folgenden als dem siebenzehnten schlagen sie siebenzehnmal an, und so fort. Durch dieses Mittel vertreiben sie sich einigermaaßen die Langeweile,

denn die Unterhaltung kann mit solchen Organen nicht schnell fortgehen, und man braucht viel Zeit, wenn man auch nur wenig sagen will. So wenig Unterhaltung ihnen dieses auch gewähren kann, so versichert man doch, daß ihre Kerkermeister ihnen auch diesen traurigen Trost rauben würden, wenn es nur in ihrem Vermögen stünde.

Wenn nun ein Gefangener auf diese Art verschiedene Tage, ohne weder sein Verbrechen noch seine Angeber zu kennen, zugebracht hat, so läßt man ihm durch den Kerkermeister sagen, daß er ein Verhör verlangen kann. Der Kerkermeister muß sich aber stellen, als wenn er es aus eigener Bewegung, von Mitleiden bewegt und ohne richterlichen Befehl thäte; denn es ist eine beständige Maxime dieses Tribunals, daß der Angeklagte immer auch zugleich derjenige seyn muß, der zuerst auf ein Verhör dringt.

Wenn nun der Beklagte zum erstenmal vor seinen Richtern erscheint, so frägt man ihn, als wenn man ihn gar nicht kennte, oder das geringste von seinen Verbrechen wüßte, wer er ist, was er verlangt und ob er etwas zu sagen hat? Das sicherste, oder doch am wenigsten gefährliche ist, alles was man zu wissen verlangt, zu bekennen; gesetzt daß man sich auch unschuldig befände, denn kein Angeklagter wird nach seiner ersten Einziehung hingerichtet. Indessen werden seine sämmtlichen Anverwandten durch dieses Bekenntniß verunehrt, und aller Kirchen und Staatsbedienungen unfähig gemacht.

Ein ander Mittel sich der Inquisition zu entziehen, ist, wenn man standhaft, bei der ersten Einziehung, behauptet, daß man nichts zu sagen wüßte, und sich nicht das geringste schuldig gemacht habe, weil man hierauf gemeinhin den Beschuldigten, wenn man nicht zu starke Beweise gegen ihn hat, los zu lassen pflegt. Aber die mehreste Zeit genießt er in diesem Fall, seine Freiheit nicht lange; Die Inquisitoren schikken ihm einige Spionen, die man gemeiniglich Famulen (Familiares) der Inquisition zu nennen pflegt über den Hals, die ihm überall folgen

gen müssen. Sie beobachten alle seine Schritte, und alles, was er sagt und thut, nichts entgeht ihnen; denn mehrentheils geben sie sich für Freunde desselben aus, und suchen sich seines Vertrauens immer mehr und mehr zu bemeistern. Manchmal sind es sogar seine eignen Bedienten, oder seiner nächsten Anverwandten ihre.

Auf die geringste Anzeige, sogar auf den leichtesten Verdacht, wird er gleich von neuem eingezogen. Man verfährt gegen ihn so wie das erstemal, außer daß man sich noch mehr Genauigkeit und Schärfe bedient. In diesem Fall pflegt der Unglückliche gemeinhin ohne Rettung verlohren zu seyn; denn Verzeihung zum zweitenmal, ist bei der Inquisition eine gänzlich unbekannte Sache.

Die Geschichte des Marco Antonio de Dominis giebt hievon ein äußerst merkwürdiges Beispiel. Er war von einer sehr vornehmen Venetianischen Familie, war Jesuit gewesen, und nachher Bischof von Segni, endlich aber Erzbischof von Spalatro und Primas von Dalmatien geworden. So groß indessen diese Würde auch immer war, so war sie es doch nicht allein, die ihm von der Welt und der Kirche die meiste Achtung zuzog; Marc-Anton von Dominis wurde für den gelehrtesten Mann seiner Zeit in allen Wissenschaften gehalten, besonders aber in der Theologie und der heiligen sowohl, als der Profangeschichte. Er ward über alle Materien zu Rathe gezogen, und beantwortete eine jede so, als wenn sie allein sein Hauptstudium gewesen wäre. Bei dieser großen Gelehrsamkeit war er zugleich den Protestantischen Meinungen ergeben, und behauptete solche mit aller Stärke, deren er nur fähig war, in seinem großen Werke: Von der geistlichen Republik. Er that es aber mit einer so großen Bitterkeit gegen den Pabst und den römischen Hof, als es noch keiner ihrer größten Feinde bisher gethan hatte.

Die Begierde, sein Werk noch bei seinen Lebzeiten bekannt zu machen, und die wenige Wahrscheinlichkeit die er haben konnte,

in Italien wenn er dieses thun sollte, zu bleiben, bewog ihn sich nach Deutschland, und nachher nach England zu begeben, wohin ihn die vortheilhaftesten Anerbietungen König Jakob I. lockten. Dieser gelehrte Prinz sparte nichts, um gelehrte Leute an seinen Hof zu ziehen. Dominis ward auf die verbindlichste Art von der Welt von ihm empfangen; er ertheilte ihm einen ehrenvollen Gehalt, der seiner Würde die er bekleidet hatte, angemessen war und sparte nichts, um ihn gänzlich zum Bruch mit Rom und der katholischen Kirche zu vermögen.

Der Römische Hof strengte seinerseits gleichfalls alle Kräfte an, um ihn wieder an sich zuzziehen; es sey nun, daß er seinen Feinden, eine Person von diesem Karakter nicht überlassen und ihre Zahl nicht durch einen so furchtbaren Mann gestärkt wissen wollte, oder auch daß er sich an ihm zu rächen, und ihn zum Beispiel aufzustellen wünschte. Er bewog daher alle Freunde und Verwandten desselben an ihn zu schreiben, um ihn wieder zur Rückkehr in den Schoos der Kirche zu bereden. Endlich gelang es dem Don Diego Sarmiento de Arcuna, spanischen Gesandten am englischen Hofe, ihn durch die vortheilhaftesten Anerbietungen und Versprechungen, zerstlich zu blenden, und endlich gar dahin zu vermögen. Dieser unglückliche Prälate vergaß, indem er diesen Schritt that, die Maximen, die er so oft in seinen Werken wiederholt hatte, daß man nicht ungestraft den Römischen Hof zu beleidigen pflegte, daß dieser nicht wüßte, was es hieße, Beschimpfung zu vergeben, und daß man die Scheide wegwerfen müßte, sobald man einmal das Schwerdt gegen denselben gezükt habe.

Ohngeachtet der Wiedersetzung seiner englischen Freunde, welche ihm sein Unglück, das er selbst besser als sonst irgend einer hätte vorhersehen können, weissagten, reiste er nach Rom ab. Bei seiner Ankunft daselbst, sah er, obschon zu spät, seinen gemachten Fehler ein. Es wurde ihm nicht das geringste, von dem so man ihm versprochen hatte, gehalten und er sah sich endlich genöthiget alle ketzerische Lehrsätze, die er in seinen Werken

III ver-

verbreitet hatte, öffentlich abzuschwören. Zwar ließ man ihm den Anschein der Freiheit, es mußten ihm aber immer dazu bestellte Leute auf allen seinen Schritten nachfolgen, und ihn so genau beobachten, daß man endlich entdeckte, oder doch wenigstens es gethan zu haben vorgab, daß er in genauen Verbindungen mit den Engländern stehe und einen geheimen Briefwechsel mit ihnen unterhielte. Kaum hatte man diese Nachricht eingezogen als sich sogleich die Inquisition seiner bemächtigte; da man aber an seinem Prozeß mit der gewöhnlichen Langsamkeit arbeitete, so starb dieser gelehrte Prälat während demselben im Gefängnisse; es sey nun aus Kummer über seine falsche Maaßregeln, oder aus Furcht für einer schimpflichen und grausamen Hinrichtung, der er, wie er wohl wußte, nicht würde entgehen können. Viele haben sogar vorgegeben, daß irgend ein Freund oder dienstfertiger Anverwandter ihm Gift beigebracht hätte, weil sie aus guten Gründen seinen Untergang für unvermeidlich hielten, und ihn also dem Schimpf und der Quaal seiner Strafe entziehen wollten, von welcher die Ehrlosigkeit zugleich auf seine vornehme Familie zurückgefallen wäre.

Wenn irgend einer wieder zum zwotenmal in die Hände der Inquisitoren fällt, so lassen ihm diese, nachdem er verschiedene Monate in den Gefängnissen unter den nämlichen obenbeschriebenen Drangsalen und Umständen schmachten müssen, heimlich zu verstehen geben so wie das erstemal ein Verhör zu verlangen, und einige Tage darauf lassen sie ihn vor sich kommen.

Obgleich die Häuser der Inquisition alle sehr prächtig und weder Marmor, noch Verzierungen der Baukunst daran gespart sind, so zeigt man doch dem Angeklagten nichts, was ihm nicht Schrekken einflößen müßte. Alles ist an den Orten, wo sie erscheinen, mit Trauer angefüllt, sogar die Inquisitoren und ihre Beamten nehmen eine betrübte und ernsthafte Miene an, die den Unglücklichen weder Güte, noch Mitleiden, von seinen Richtern hoffen läßt.

Sobald der Gefangene vor ihnen erschienen ist, so sagen ihm die Inquisitoren, daß sie von dem Kerkermeister vernommen hätten, daß er ein Verhör verlange. Der Gefangene antwortet hierauf, daß er das Verbrechen, dessen man ihn beschuldige, zu wissen wünschte, damit er, wenn er unschuldig wäre, sich rechtfertigen könnte. Die Inquisitoren ermahnen ihn hierauf aufs nachdrücklichste seine Schuld zu bekennen, und schikken ihn, im Fall er nichts gestehen will, wieder in seinen Kerker zurück, indem sie zu ihm sagen, daß sie ihm Zeit lassen wollen, darüber nachzudenken, und sein Gedächtniß zu Hülfe zu rufen. Nachdem man ihn nun lange genug daselbst gelassen hat, und er demohngeachtet nichts bekennen will, so muß er aufs Kruzifix und aufs Evangelienbuch schwören, daß er über alles, so man ihn fragen würde, die Wahrheit gestehen wolle. Wenn er sich zu schwören weigert, so verdammt man ihn ohne weiteren Prozeß, weil man sodann urtheilt, daß er entweder kein Christ seyn müsse, da er sich zu einer so gesetzmäßigen und von rechtmäßigen Richtern von ihm geforderten Handlung nicht verstehen wolle; oder sich auch einen Meineid zu thun fürchtet, und also in der That sich schuldig befände.

Legt er hingegen den Eid ab, so frägt man ihn um alle seine Lebensumstände, von Anfang bis zu Ende, und sogar über seiner Voreltern ihre, um zu erfahren, ob nicht einer von ihnen durch die Inquisition jemals eingezogen worden wäre. So wenig nun die Fehltritte seiner Eltern auch auf ihn Bezug haben mögen, so dienen sie doch zu einem ungünstigen Vorurtheil gegen den Beklagten, weil man die Wahrscheinlichkeit voraussetzt, daß er vielleicht eben so viel von den Gesinnungen seiner Väter, als von ihrem Blute geerbt haben mögte, und daß diese ihm zugleich mit der Erziehung ihre Irrthümer eingeflößt hätten.

Bis dahin wird ihm weder sein Verbrechen, noch die Ankläger und Zeugen gegen ihm bekannt gemacht; hingegen sucht man durch tausend Umwege etwas von ihm selbst heraus-

zulocken,

zulocken, so seine Verdammung bewürken könnte. Diese Schlinge ist eben so geschickt angelegt, als es schwer ist, ihr zu entgehen. Denn da man manchmal Leute, bloß auf einen blinden Lerm, und ohne hinlängliche Beweise in Händen zu haben, einzieht, so würden die Richter öfters in nicht geringer Verlegenheit seyn, wenn ihnen die Beklagten nicht selbst dadurch, daß sie zu viel aussagen, die Mittel zu ihrer Verdammung an die Hand geben mögten.

Oft versprechen ihnen die Inquisitoren auch eine gelinde Behandlung, und manchmal gar Gnade wiederfahren zu lassen; wenn sie von selbst, ohne auf Ueberführung zu warten, ihr Verbrechen bekennen, und dadurch das wahre Zeichen einer aufrichtigen Reue von sich blikken lassen würden. Diese Unglücklichen, die nicht wissen, ob man wahrhafte Beweise gegen sie habe oder nicht, und die sich noch dazu mit der Hofnung einer nahen Freiheit geschmeichelt sehen, bekennen öfters mehr als ihre Richter selbst wissen, und ohne dieses unvernünftige und übereilte Geständniß wissen konnten.

Wenn der Angeklagte entweder unschuldig, oder zu geschickt ist in diese Schlinge zu fallen, und im Leugnen beharrt, so wird ihm die Anklage schriftlich übergeben. Es ist das Werk der Inquisitoren, die gemeinhin in dieser Schrift, Verbrechen von der abscheulichsten Art zu erdichten, und sie mit den ihm wirklich schuld gegebenen zu vermengen pflegen.

Dieses Gemisch von Wahrheit und Lüge, ist ein neuer Fallstrick, den man dem Unglücklichen legt; denn da er sich gewöhnlicherweise über die schrecklichen Verbrechen, die man ihm unrechtmäßigerweise schuld giebt, zu beschweren pflegt, so schließt man, daß diejenigen wahr sind, gegen die er die wenigste Empfindlichkeit äußert. Dieser Beweis, so zweideutig er auch ist, veranlaßt doch immer ein ungünstiges Vorurtheil gegen den Beschuldigten. —

(Fortsetzung und Beschluß nächstens).

V.

V.

Beschluß der Nachricht von den bildenden Künstlern der Griechen und ihren Werken.

Zeuxis war aus Heraklea gebürtig, da es aber verschiedene Städte dieses Namens gab, so weiß man nicht, ob es die in Macedonien, oder die bey Crotona in Italien, oder eine andre war; er lernte die ersten Elemente der Malerey in der 85sten Olympiade. Plinius sagt: „da er durch den Fleiß „und die Geschicklichkeit seines Lehrers Apollodorus das Thor „der Malerey offen fand, so gieng er ohne Schwierigkeit herein, „und erhob den Pinsel, der bereits sehr geschätzt wurde, zu „einer außerordentlichen Höhe des Ruhms.“ Unter dem Thor der Kunst wird hier die Vortreflichkeit der Farbenmischung, nebst der Vertheilung des Lichts und Schatten verstanden, welches die letzte Vollkommenheit war, die der Malerey fehlte. Allein da diejenigen welche erfinden, selten ihre Erfindungen bis zur Vollkommenheit bringen, so war es auch Zeuxis erst, der seines Lehrers Entdekkungen verbesserte, und diese zwo großen Theile der Kunst noch weiter, als er, brachte. Apollodor wurde daher gegen seinen Schüler äußerst aufgebracht; er konnte ihm diese Art Raub nicht verzeihen, so ehrenvoll er ihm auch war, und verfertigte deshalb eine Satyre in Versen, in welcher er den Zeuxis als einen Dieb behandelte, der, nicht zufrieden ihm seine Kunst geraubt zu haben, sich unterstände damit allenthalben, wie mit seinem rechtmäßigen Eigenthume, zu prangen.

Alle diese Klagen hatten auf den Nachahmer keine Wirkung, sondern dienten bloß ihn zu neuen Anstrengungen anzufeuern, damit er, so wie er seinen Meister übertroffen, sich selbst übertreffen mögte. Wie sehr ihm dieser Vorsatz gelang, geben seine vortreflichen Arbeiten zu erkennen, die ihm großen Ruhm und große Reichthümer erwarben. Diese letztern verur-

sachten

sachten bey ihm einen kindischen Stolz, den er bey allen Gelegenheiten zeigte. Er fand sich fleißig bey den olympischen Spielen ein, wo er sich dem versammleten Griechenlande, in einem Purpurkleide, worauf sein Name mit goldenen Buchstaben gestickt war, zur Schau darstellte.

Da er sehr reich geworden war, ward er freigebig mit seinen Werken, und wollte nicht das geringste dafür nehmen. Die Ursache dieses Betragens macht seiner Bescheidenheit nicht viel Ehre; denn er pflegte zu sagen, daß er sie deshalb verschenkte, weil sie über allen Preiß wären. Eine Inschrift, die er auf eines seiner Gemählde setzte, bestätigt diesen Mangel an Bescheidenheit. Es war ein Ringer, den er als ein unnachahmliches Meisterstück erhob, wobey er unten griechische Verse folgendes Inhalts setzte: „daß seine Nebenbuhler, bey „Betrachtung dieser Figur ihn immerhin hassen mögten, da es „ihnen unmöglich wäre, selbige nachzuahmen.“

Die berühmtesten Nebenbuhler des Zeuxis, waren Timanthes und Parrhasius; der letzte war in einem öffentlichen Streite sein Mitwerber um den Preiß. Zeuxis hatte in seinem Gemälde Weintrauben auf eine so natürliche Art vorgestellt, daß, sobald es ausgesetzt wurde, die Vögel kamen, um daran zu pikken. Im Uebermaaß seiner Freude und aufgeblasen durch die Erklärung, die solche unverwerfliche Richter zu seinem Vortheile thaten, rief er dem Parrhasius zu, dasjenige herzubringen, so er seinem Werke entgegen zu stellen hätte. Parrhasius gehorchte, und zeigte ein Gemälde, welches dem Anschein nach, mit einem Stück Zeug in Form eines Vorhangs bedeckt war. Ziehe diesen Vorhang weg, sagte Zeuxis, und laß uns dies Meisterstück sehen; allein dieser Vorhang war das Gemälde selbst, und Zeuxis mußte gestehen daß er überwunden wäre; denn, sagte er, ich betrog nur die Vögel; aber Parrhasius hat mich betrogen, der ich doch selbst ein Maler bin.

Einige Zeit nachher malte Zeuxis einen Knaben, der einen Korb mit Trauben trug; da er nun sahe, daß die Vögel wiederkamen daran zu pikken, so gestand er mit der nämlichen Freimüthigkeit, daß wenn die Trauben gut gemalt wären, so müßte die Figur des Knaben schlecht seyn, da die Vögel sich vor ihm nicht scheueten. Quintilian berichtet uns, daß die alten Maler gewöhnlich ihren Göttern und Helden dieselbige Züge und Karaktere gaben, wie Zeuxis vor ihnen gethan hatte; daher er auch der Gesetzgeber genannt wurde. Festus erzählt, daß das letzte Werk dieses Künstlers ein altes Weib vorstellte, und daß diese Arbeit bey ihm ein so gewaltiges Lachen erregte, daß er davon starb. Obgleich Verrius Flaccus, den Festus citirt, der einzige ist, der diesen Vorfall meldet, und er auch hier schwer zu glauben ist, so hat man doch ähnliche Beispiele.

Parrhasius von Ephesus war der Sohn und Schüler des Evenor, und wie bereits gesagt worden, der Rival des Zeuxis. Man hielte sie beide für die vortreflichsten Maler ihrer Zeit, welches das goldne Zeitalter der Maler war. Nach dem Quintilian war die Stärke des Parrhasius in der Zeichnung, und des Zeuxis in dem Helldunkel und dem Kolorit. Plinius druckt sich über Parrhasius und dessen Lob sehr umständlich aus: „denn, sagt er, die genaue Beobachtung der Symmetrie war man diesem Meister schuldig, wie auch die feinen ausdrucksvollen Bewegungen des Kopfes, die zierliche Vertheilung der Haare, und die Schönheit und Würde sowohl in den Personen als den Zügen derselben.“ Nach Einstimmung der größten Künstler, waren seine Figuren mit einer Feinheit und Kühnheit gemacht, die man vor ihm noch nicht gesehen hatte, und worin ihn seine besten Nachfolger nicht übertreffen konnten. Plinius betrachtet dieses als den schwersten und wichtigsten Theil der Materie. „Denn, sagt er, die Mitte der Körper zu malen erfordert viel Kunst, auch sind wenige darin glücklich gewesen, allein die Kontours wohl auszudrükken, ihm ihre gehörige Abweichung zu geben, und durch diese unmerkliche

Schwä-

Schwächen, der Figur den Anschein von Bewegung zu ertheilen, daß man gleichsam das hinter derselben verborgene zu sehen erwartet, in diesem besteht die wahre Vollkommenheit der Kunst.

Parrhasius hatte vom Sokrates in der Malerey Unterricht empfangen, dem ein solcher Schüler nicht wenig Ehre machte. Xenophon hat uns eine zwar kurze, aber sehr sinnreiche Unterredung aufbehalten, worin dieser Weltweise, der in seiner Jugend ein Bildhauer gewesen war, dem Parrhasius solche Lehren giebt, die deutlich zeigen, daß er eine vollkommene Kenntniß von allen Regeln der Malerey hatte. Man kommt überein, daß Parrhasius in allem was Karakterzeichnung und Ausdruck der Leidenschaften betraf, vortreflich war; dies zeigte er in einem Gemälde, welches ihn in großen Ruf brachte. Es war eine getreue Schilderung des atheniensischen Volks, voll bewunderungswürdiger Schönheiten, die ein Beweis von der unerschöpflichen Einbildungskraft des Malers waren; denn da er keinen Karakterzug dieses Staats vergessen wollte, so stellte er auf eine sehr sinnreiche Art, das Volk auf der einen Seite, eigensinnig, ungerecht und unbeständig vor, und auf der andern, gütig, menschlich und mitleidig; und dennoch stolz, ruhmsüchtig, bisweilen niederträchtig und feigherzig. Dieses Gemälde war in der That eine lebhafte Skitze der Natur. Allein auf welche Art konnte der Pinsel so viel verschiedene Bilder beschreiben und gruppiren? Dieses war das Wunder der Kunst. Wahrscheinlich war es ein allegorisches Gemälde.

Verschiedene Schriftsteller haben diesen Maler nach dem Leben gezeichnet. Er war ein Künstler von einer fruchtbaren Einbildungskraft, allein niemand kam ihm in derjenigen Art von Hochmuth und Eigendünkel gleich, welche ein mit Recht erlangter, aber mit Unbescheidenheit unterhaltener Ruhm einflößt. Er kleidete sich in Purpur, trug eine goldene Krone, hatte einen kostbaren Rohrstock, goldene Spangen an seinem Mantel, und prächtige Sandalen; kurz, alles an ihm war in diesem hochtrabenden Styl. Er lobte sich selbst auf die aus-

schwei-

schweifendste Weise, und gab sich die erhabensten Namen, die er sich nicht scheute unten auf seine Gemälde zu setzen; als, der zierliche, der angenehme, der glänzende Parrhasius; der Mann der die Kunst zur höchsten Vollkommenheit brachte; der vom Apoll abstammt, und geboren ist, selbst die Götter zu malen. Er sagte, daß er seinen Herkules, genau Zug vor Zug vorgestellt hätte, wie er ihm oft im Traum erschienen wäre. Ohngeachtet aller dieser Eitelkeit und Praleren, gab er sich für einen tugendhaften Mann aus; er war also in diesem Punkt nicht so bescheiden als Boileau, der sich vielmehr einen Freund der Tugend, als wirklich tugendhaft nannte.

Der Ausgang seines Streits mit Timanthes, in der Stadt Samos, muß ihn sehr gedemüthigt und seine Eigenliebe empfindlich gekränkt haben. Der Preiß war demjenigen bestimmt, der ein gegebenes Sujet am besten ausführen würde. Dieses Sujet war der gegen die Griechen aufgebrachte Ajax, weil man die Waffen des Achilles nicht ihm, sondern dem Ulysses gegeben hatte. Bey dieser Gelegenheit wurde Timanthes, durch die Mehrheit der Stimmen der besten Richter, als Sieger erklärt. Parrhasius verstellte seinen Schmerz, und tröstete sich wegen seiner Niederlage durch einen witzigen Einfall, der einer Rodomontade nicht unähnlich sah: „Armer Held! sagte „er, sein Schicksal rührt mich mehr als das meinige. Schon „zum zweitenmal wird er von einem überwunden, dessen Ver„dienst nicht an das seinige reicht.“

Pamphilus war aus Amphipolis gebürtig, das an den Gränzen von Macedonien und Thrazien lag. Er war der erste, der mit der Malerey Gelehrsamkeit verband. Er legte sich auf die Mathematik, und besonders auf die Arithmetik und Geometrie; indem er fest behauptete, daß es unmöglich wäre, ohne ihren Beistand, die Malerey zur Vollkommenheit zu bringen. Man kann leicht denken, daß ein solcher Meister seine Kunst theuer hielt. Er nahm keinen Lehrling an, unter zehn Talente, für eben so viel Jahre; und zu diesem Preiß wurden

wurden Melanthus und Apelles seine Schüler. Er brachte es dahin, daß man Anfangs in Sicyon und hernach in ganz Griechenland, eine Art von Akademie stiftete, in welcher freygeborne Kinder, die Neigung zu den Künsten hatten, sorgfältig erzogen wurden; und damit die Malerey nicht ausarten, oder in Verachtung kommen sollte, so erbat er sich von den griechischen Staaten ein strenges Edikt, worin diese Kunst den Sklaven verboten wurde.

Der außerordentliche Preis, den die Schüler ihren Meistern bezahlten, und die Stiftung der Akademien für Freygeborne, nebst der Ausschliessung der Sklaven, zeigen, wie sehr diese Kunst geschätzt wurde, welche Nacheiferung dabey herrschte und mit welchem Erfolg sie ihre Vollkommenheit erreichen mußte. Zeuxis, Parrhasius, Melanthus und Pamphilus waren Zeitgenossen, und lebten um die 95ste Olympiade.

Timanthes war nach einigen aus Sicyon, nach andern aus Cythnus, einer der Cykladischen Inseln gebürtig. Sein vorzüglichstes Talent war die Erfindung. Diesen so seltnen und schweren Theil der Kunst, kann man weder durch Fleiß, noch durch Vorschriften und Lehren eines Meisters erlangen. Es ist bloß die Wirkung eines glücklichen Genies, einer lebhaften Fantasie und des edlen Feuers, welches sowohl Malern als Dichtern, eine Art von Enthusiasmus einflößt.

Die Iphigenia des Timanthes, die so viel Schriftsteller erhoben haben, wurde für ein Meisterstück der Kunst gehalten, und veranlaßte die Sage, daß diejenigen, die seine Werke sahen, mehr dabey dachten, als sie wirklich ausdrückten, nnd daß, obgleich die Kunst davon den höchsten Grad der Vollkommenheit zeigte, sie dennoch vom Genie übertroffen wurde. Das Sujet war schön, groß, zärtlich und ganz für die Malerey gemacht, allein die Ausführung erhöhte noch den Werth. Iphigenia, eine junge unschuldige Prinzessin, ward am Altar stehend vorgestellt, auf dem Punkt, für die Erhaltung ihres Vaterlandes geopfert zu werden; sie war von verschiedenen

Personen umgeben, die alle, obgleich in unterschiedenen Graden, bey diesem Opfer stark interessirt waren. Der Maler hatte den Priester Kalchas in großer Traurigkeit vorgestellt, den Ulysses noch viel betrübter, und den Menelaus, des Schlachtopfers Oheim, mit allem Schmerz, den die menschliche Bildung möglicherweise ausdrükken konnte. Nun blieb noch Agamemnon, der Prinzessin Vater übrig; allein da alle Züge des tiefsten Grams bereits angebracht und erschöpft waren, so wurde die Natur der Kunst zu Hülfe gerufen. Es ist einem Vater nicht natürlich, seine Tochter opfern zu sehen; es war für ihn hinreichend den Göttern zu gehorchen, die es verlangten, und er hatte folglich die Freiheit, sich dem tiefsten Schmerz ganz zu überlassen. Der Maler, unfähig diese väterliche Verzweiflung auszudrükken, warf einen Schleier über das Gesicht des Agamemnons, und überließ es den Zuschauern zu urtheilen, was in seinem Herzen vorgieng.

Diese Idee war vortreflich und machte Timanthes viel Ehre. Es ist indessen nicht bekannt, ob er der wirkliche Erfinder derselben war, und man vermuthet mit Wahrscheinlichkeit, daß die Iphigenia des Euripides, ihm dazu Anlaß gegeben habe; denn es heißt daselbst, als Agamemnon seine Tochter in den Hain führen sah, um geopfert zu werden, so seufzte er, wandte sein Haupt weg, weinte, und bedeckte sein Gesicht mit seinem Kleide. Poussin hat diesen Gedanken in seinem Gemälde: der Tod des Germanikus nachgeahmt.

Apelles, den die Fama über alle andre Maler erhoben hat, erschien endlich in der 112ten Olympiade. Er war der Sohn des Pithius von Kos, einer der Inseln des ägäischen Meeres, und der Schüler des Pamphilus. Er ist bisweilen ein Epheser genannt worden, weil er in Ephesus wohnte, wo ohne Zweifel ein Mann von seinen Verdiensten bald das Bürgerrecht erlangte. Er hatte den glänzenden Ruhm, für seine Person mehr, als alle Maler zusammengenommen, zur Vollkommenheit der Kunst beigetragen zu haben, nicht allein

durch

durch seine Werke, sondern auch durch seine Schriften, die in drey Bänden die Geheimnisse der Malerey enthielten; sie waren noch zu Plinius Zeiten vorhanden, sind aber unglücklicherweise nicht bis zu uns gekommen.

Seine vorzüglichste Vortreflichkeit bestand in der Grazie, oder in demjenigen ungezwungenen, edlen und zugleich schönen, das den Verstand beschäftigt, indem es das Herz rührt. Wenn er die Werke andrer lobte und bewunderte, welches er sehr willig that, und zugleich eingestand, daß sie in allen andern Theilen vortreflich wären, so setzte er hinzu, daß es ihnen an Grazie mangelte.

Die Art, wie er mit Protogenes, einem berühmten Maler, bekannt wurde, und sich dessen Freundschaft erwarb, ist merkwürdig und verdient erzählt zu werden. Protogenes lebte in Rhodus, und war dem Apelles bloß durch den Ruf und den Ruhm seiner Werke bekannt. Letzterer, der von ihrer Schönheit, durch seine eigne Augen überzeugt seyn wollte, that bloß dieserhalb eine Reise nach Rhodus. Er fand bey seiner Ankunft in Protogenes Hause, niemand, als ein altes Weib, die das Arbeitzimmer hütete und ihn um seinen Namen frug. Ich werde ihn niederschreiben, sagte er, setzte sich zu einer zum malen aufgespannten Leinwand, worauf noch nichts gemalt war, und zeichnete etwas im vortreflichsten Geschmack. Protogenes, der bey seiner Wiederkunft hörte, was vorgegangen war, und mit Bewunderung das Gezeichnete ansah, blieb wegen des Künstlers nicht lange in Zweifel. Dies ist Apelles! schrie er: kein Mensch in der Welt, außer ihm, ist einer solchen feinen und zierlichen Zeichnung fähig. Er nahm darauf eine andre Farbe, zeichnete einen Umriß auf denselbigen Linien, der noch feiner war, und befahl seiner Wirthschafterin, dem Fremden, wenn er wieder kommen sollte, seine Arbeit zu zeigen und ihm zu sagen, daß dieses der Mann gethan, nach dem er gefragt hätte. Apelles kam bald nachher wieder; beschämt von seinem Rival übertroffen zu seyn, nahm er eine dritte Farbe, und

brachte zwischen den bereits gezeichneten Zügen, andre von so außerordentlicher Art an, die alles, was die Kunst nur Feines und Ausgesuchtes hervorbringen konnte, gänzlich erschöpften. Da Protogenes diese letzte Arbeit sahe, sagte er: ich bin überwunden, und eile meinen Sieger zu umarmen. Er lief nach dem Hafen, wo er den Apelles fand, und mit ihm die innigste Freundschaft errichtete, die auch ununterbrochen fortdauerte. In Ansehung des Gemäldes, worin sie ihre beiderseitige Geschicklichkeit versucht hatten, wurden sie einig, es so wie es war, der Nachwelt zu überlassen, da sie vorhersahen, was sich wirklich auch hernach ereignete, daß es einst die Bewunderung der ganzen Welt, und besonders der Kenner und Meister der Kunst seyn würde. Dieses kostbare Denkmal der beiden größten Maler des Alterthums, ward in Asche verwandelt, als der Pallast des Augusts auf dem Palatinischen Berge, das erstemal abbrannte, wo es der Bewunderung der Zuschauer ausgesetzt war, denen es fremde vorkam, mitten unter der Menge der vortreflichsten und ausgesuchtesten Gemälde, in diesem bloß eine Art von leerem Raum zu finden, wo man bloß die Aussenlinien von drey Zeichnungen sahe, die zwar von der vollkommensten Schönheit, allein wegen ihrer Feinheit kaum sichtbar, und aus dieser Ursach für Kenner desto anziehender und schätzbarer waren.

Ungefähr in diesem Sinn muß man die Stelle des Plinius verstehn, wo er sagt: „er ergrif schnell den Pinsel, und „zog mit Farben eine schöne Linie auf den Tisch." Hier versteht er unter dem Wort Linea, nicht eine simple geometrische Linie, sondern einen Zug des Pinsels von einer vortreflichen Art; denn die andre Meinung, sagt M. de Piles, ist wider die gesunde Vernunft, und empört jedermann, der nur die geringste Idee von der Malerey hat.

Obgleich Apelles sehr akkurat in seinen Werken war, so wußte er doch, wie weit er seine Bemühungen anstrengen durfte ohne sein Genie zu ermüden; er trieb daher seine Genauigkeit, nicht bis zu einem Grad übermäßiger Skrupel. Er

Er räumte ein, daß Protogenes ihm gleich käme, oder ihn vielleicht überträfe, daß er aber nicht wüßte, wenn er den Pinsel weglegen sollte, und daß er oft schöne Arbeiten verdürbe, durch die Bemühungen sie noch vollkommener zu machen. Apelles sagte dieses nicht um der Nachläßigkeit in der Malerey das Wort zu reden; er war von einer ganz verschiedenen Meinung, sowohl in Ansehung seiner, als anderer. Denn kein Tag seines Lebens gieng vorbey, so wichtig auch seine andern Geschäfte seyn mochten, ohne sich mit der Feder, oder Bleistift zu üben, um sowohl die Freiheit und die Leichtigkeit seiner Hand zu erhalten, als auch seine Vortreflichkeit in einer Kunst zu erhöhen, die gränzenlos ist.

Einer seiner Schüler zeigte ihm eine Zeichnung, und bat sich seine Meinung aus, wobey er ihm versicherte, daß er sie sehr geschwinde gemacht hätte, und zugleich eine gewisse Zeit nannte. „Ich sehe dies sehr deutlich, antwortete Apelles, „ohne daß du mir es sagen darfst, und ich wundre mich, daß „du in so kurzer Zeit nicht noch mehr von dieser Art gemacht „hast." Einem andern Maler, der ihm das Bild seiner Helena zeigte, welches er sehr sorgfältig gemalt und mit vielen Kleinodien gezieret hatte, sagte er: „Mein Freund! da du nicht „fähig warst sie schön zu machen, so hast du sie wenigstens reich „machen wollen."

Wenn er freimüthig seine Meinung sagte, so hörte er andrer ihre eben so gelassen an. Er hatte den Gebrauch, sobald er ein Werk geendigt hatte, es dem Anblick der Vorübergehenden darzustellen, und hinter einem Vorhang ihr Urtheil anzuhören, in der Absicht, die bemerkten Fehler zu verbessern. Ein Schuster, der eines Tages einen Fehler an einem Schuh gewahr wurde, sagte frey seine Meinung, und der Tadel war gerecht. Da er den andern Tag wieder vorbey gieng, ward er den verbesserten Fehler gewahr, und stolz über den guten Erfolg seiner Bemerkung, fing er auch an ein Bein zu tadeln, an dem nichts zu tadeln war. Apelles kam darauf hinter sei-

nem Schirm hervor, und rieth dem Schuster, bey seiner Handthierung und seinen Schuhen zu bleiben. Daher entstand nachher das Sprüchwort: Schuster bleib bey deinem Leisten.

Apelles, der weder Neid noch Feindschaft kannte, Laster, die unter den Künstlern so gemein sind, fand ein Vergnügen, den Verdiensten großer Männer Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, und schämte sich nicht, sie in einigen besondern Eigenschaften über sich selbst zu setzen. Daher gestand er freymüthig, daß Amphion ihn in der Anordnung, und Asklepiodorus in der Zeichnung überträfe. Sein Urtheil über den Protogenes, ist schon vorher erwähnt worden. Er blieb indessen nicht bey bloßen Worten stehen, wovon folgendes ein Beweis ist.

So vortreflich auch Protogenes in seiner Kunst war, wurde er doch von seinen Landsleuten wenig geschätzt. Da ihn Apelles in Rhodus besuchte, frug er: wie hoch er seine Werke, wenn sie geendigt wären, verkaufen würde? Er nannte nur einen sehr mäßigen Preis, worauf Apelles erwiederte: was mich betrift, ich biete dir funfzig Talente; indem er hinzufügte, daß er versichert wäre, sie leicht los zu werden, und daß er sie alle für seine eignen verkaufen würde. Dieses im Ernst gethane Anerbieten verursachte, daß die Rhodier über die Verdienste ihres Malers die Augen öfneten, welcher seiner Seits diese guten Gesinnungen nutzte, und seine Gemälde nicht anders als für hohe Preise verkaufte.

Eine große Vortreflichkeit in der Malerey, war nicht das einzige Verdienst des Apelles; er besaß Gelehrsamkeit, Kenntniß der Welt, und sein Betragen war so einschmeichelnd als angenehm. Diese Eigenschaften machten ihn bey Alexander dem Großen so beliebt, daß er sich oft herablies, den Künstler zu besuchen, sowohl wegen seiner angenehmen Unterhaltung, als auch ihn arbeiten zu sehen, und auf diese Art

der

der erste Zeuge der Wunder seines schaffenden Pinsels zu seyn. Er hatte eine so hohe Meinung vom Apelles, daß er durch ein öffentliches Edikt verbot, daß ihn kein andrer malen sollte; durch eben dieses Edikt erlaubte er bloß dem Lysippus, ihn in Stein oder Metal zu bilden, und dem Pyrgoteles seine Denkmünzen zu schneiden.

Einer der vornehmsten Hofleute Alexanders kam einst zum Apelles, da er arbeitete, that eine Menge unvernünftiger Fragen, und machte dreiste Bemerkungen über die Malerey. Der Künstler, der nicht Ursache hatte, selbst die größten Leute zu fürchten, sagte zu ihm: „Siehe diese Knaben an, die „meine Farben reiben; so lange du schwiegst, bewunderten sie „dich, geblendet durch den Glanz des Purpurs und Golds, wo„von deine Kleider strotzen; aber seitdem du angefangen hast „von Sachen zu sprechen, wovon du gar nichts verstehst, ha„ben sie nichts gethan, als über dich zu lachen.“ Dieses erzählt Plutarch. Allein nach dem Plinius unterstand sich Apelles sogar Alexandern auf diese Art, obgleich in gemäßigtern Ausdrükken, zu begegnen; indem er ihm rieth, mit mehr Zurückhaltung in Gegenwart seiner Arbeitsleute zu reden; so sehr hatte sich dieser witzige Künstler, bey diesem Fürsten in Gunst gesetzt, der damals das Schrekken der Welt, und überdem von einer hitzigen Gemüthsart war.

Das freimüthige und offenherzige Betragen des Apelles, war nicht allen Generalen dieses Monarchen gleich angenehm. Ptolomäus, dem hernach Egypten zufiel, war keiner von denen, die dem Künstler am meisten gewogen waren; die Ursache wird in der Geschichte nicht angegeben. Es trug sich indessen zu, daß Apelles einige Zeit nach Alexanders Tode, zu Schiffe gieng, um nach Griechenland zu seegeln, allein durch einen Sturm an die Küste von Alexandria geworfen wurde, wo der neue König ihn nicht aufnehmen wollte. Außer dieser Kränkung, die ihm nicht unerwartet kam, fanden

sich Leute, die boshaft genug waren, seine Verlegenheit zu vermehren; in dieser Absicht beredeten sie einen Hofbedienten, ihn beim König zum Abendessen einzuladen, der, obgleich es in seinem Namen geschah, nichts von diesem Streich wußte. Apelles stellte sich aus blossem Gehorsam ein; der König äußerst aufgebracht, frug ihn mit zornigen Blikken, wer ihn zur Tafel geladen hätte? zu gleicher Zeit zeigte er ihm seine Bedienten, die er gewöhnlich zu diesem Geschäfte brauchte, indem er hinzufügte, daß er durchaus den Urheber dieser genommenen Freiheit zu wissen verlangte. Der Künstler, der ihn nicht unter den gegenwärtigen Personen gewahr wurde, zog sich aus diesem schwürigen Handel, wie ein Mann von Witz und grossem Talenten. Er ergriff eine Kohle und skizzirte an der Mauer mit wenigen Strichen, das Gesicht desjenigen, der ihn eingeladen hatte, zum großen Erstaunen des Ptolomeus, der gleich bei den ersten Linien die gemeinte Person erkannte. Dieser Vorfall söhnte ihn mit dem König von Egypten aus, der ihn hernach mit Ehre und Geschenken überhäufte.

Dieser für ihn so glücklich ausgeschlagene Streich, diente nur den Neid und die Bosheit noch stärker anzufeuren. Er ward bald nachher, wie Lucian erzählt, (dem man in Ansehung dieser Begebenheit, einen großen Anachronismus zur Last gelegt hat) bei diesem Prinzen angeklagt, daß er mit dem Theodotus in der Stadt Tyrus eine Verschwörung gegen ihn gemacht habe. Der Ankläger war ein nicht unberühmter Maler, Namens Antiphilus. Diese Beschuldigung hatte indessen nicht den geringsten Schein von Wahrscheinlichkeit; denn Apelles war nicht in Tyrus gewesen, hatte niemals den Theodotus gesehen, und weder sein Karakter, noch seine ruhmvolle Beschäftigung erlaubten, sich in solche Unternehmungen einzulassen. Es war deutlich, daß der Ankläger, bloß durch Kunstneid angetrieben, den Untergang des Apelles suchte. Allein der König, ohne die Sache im geringsten zu untersuchen, hielt es für ausgemacht, daß Apelles schuldig wäre, warf ihm seine

Un-

Undankbarkeit und die Bosheit seines Herzens vor, und würde ihn gewiß haben hinrichten lassen, ohne das Bekenntniß eines Mitverschwornen, der von Mitleid gerührt, einen unschuldigen Mann umkommen zu sehen, sein eigen Verbrechen bekannte, und den Apelles von allem Antheil an der Verschwörung lossprach. Der König, beschämt daß er so übereilend der Verleumdung Gehör gegeben hatte, schenkte ihm seine Freundschaft wieder, und gab ihm hundert Talente zu seiner Schadloshaltung, und den Maler Antiphilus zu seinem Sklaven.

Da Apelles nach Ephesus zurückkam, rächte er sich an allen seinen Feinden durch ein vortreffliches Gemälde, worinn er die Verläumdung folgendermaßen abbildete. Auf der rechten Seite saß ein ansehnlicher Mann mit Midas Ohren, der seine Hand nach der Verläumdung ausstrekte, um sie zu sich zu ziehen. Zwo Weiber, die Unwissenheit und der Verdacht, standen an seiner Seite. Die Verläumdung, unter der Figur eines sehr schönen Frauenzimmers schien sich zu nähern. Grimm und Wuth waren in ihren Blikken zu lesen. In der einen Hand hielt sie eine Fakkel, um das Feuer der Zwietracht anzuzünden; mit der andern schlepte sie einen Jüngling bei den Haaren, der seine Hände zum Himmel hob, um die Hülfe der Götter zu erflehen. Vor ihr her ging ein hagrer Mann, mit bleichem Gesicht und drohenden Augen, der die Bande zu führen schien, dieß war der Neid. Die Verläumdung war von zwo andern Weibern begleitet, die sich sehr geschäftig bezeigten ihre Reizungen zu erhöhen, und ihr Gewand zu recht zu legen. Man konnte leicht schliessen, daß dieß der Betrug und die Verrätherei waren. Hinter dem ganzen Gefolge kam die Reue in einem schwarzen zerlumpten Gewande, die, indem sie mit Verwirrung und Thränen sich umsieht, in der Entfernung die Wahrheit gewahr wird, die in einem glänzenden Lichte sich nåherte. Dieß war die sinnreiche Rache dieses großen Mannes. Wahrscheinlich würde es nicht sicher für ihn gewesen seyn, während seinem Aufenthalt in Egypten, ein

ein solches Gemälde zu verfertigen. Die großen Ohren, die nach der Verleumdung ausgestreckten Hände und andre Züge, machen der vornehmsten Person keine Ehre, sondern zeigen einen Fürsten an, der argwöhnisch und leichtgläubig ist, und Ankläger einzuladen scheint.

Plinius macht eine lange Beschreibung von den Gemälden des Apelles. Unter diesen ist das Bild des Antigonus, einer von Alexanders Feldherren, sehr merkwürdig. Antigonus hatte nur ein Auge; um nun diese Ungestalt zu verdekken, malte er ihn seitwärts sehend. Man sagt daher, daß Apelles der erste gewesen, der das Profil entdeckt habe. Er malte viele Bildnisse Alexanders; eins derselben wurde für sein vollkommenstes Werk gehalten. Es stellte diesen Eroberer vor, den Donner in seiner Hand haltend. Dieses Gemälde ward für den Dianen Tempel in Ephesus verfertigt. Plinius, der es gesehen hatte, sagt: die Hand des Helden mit dem Donner in derselben, scheint wirklich aus dem Bilde selbst herauszuragen; dieser Eroberer sagte oft, daß er zwo Alexanders rechnete, der eine Philips Sohn, der unüberwindlich, und der andre das Werk des Apelles, der unnachahmlich wäre.

Ein andres seiner Gemälde, das Plinius erwähnt, muß von sonderbarer Schönheit gewesen seyn. Er verfertigte es bei Gelegenheit eines Wettstreits unter den Malern. Das ihnen gegebene Sujet war eine Stute. Apelles, der die Kunstgriffe merkte, die einer seiner Mitwerber angewandt, sich den Preis zutheilen zu lassen, appellirte vom Ausspruch der Menschen, auf das Urtheil stummer Thiere, die gerechter als die ersten wären. Er ließ daher die Gemälde der andern Maler den Pferden vorsetzen. Sie blieben ganz ruhig; da aber Apelles Gemälde ihnen vorgestellt wurde, fingen sie gleich an zu wiehern.

Seine Venus, genannt Anadyomene, das ist: die aus dem Meer steigende, war Apelles Meisterstück. Plinius

sagt,

sagt, daß dieses Gemälde von den größten Dichtern besungen wurde; und daß, wo es von der Poesie übertroffen wurde, es ebenfalls zu ihrer Verherrlichung diente. Apelles hatte eine andre in Kos, seinem Vaterlande, gemalt, welche nach seiner und aller Kenner Meinung, die erste würde übertroffen haben, wenn der Tod, da es schon halb fertig war, ihn nicht überrascht hätte. Niemand wollte nachher sich unterstehen es zu endigen. Man weiß nicht gewiß, ob es die zwote oder die erste Venus war, die August vom Volk zu Kos kaufte, indem er sie von dem Tribut der 100 Talente, der ihnen von der Römischen Republik auferlegt worden, lossprach. War es die zwote, wie es wahrscheinlich ist, so hatte sie ein eben so böses und vielleicht noch ein ärgeres Schicksal, als die erstere. Zu den Zeiten Augusts, hatte die Feuchtigkeit bereits den untern Theil verdorben. Man erkundigte sich auf Befehl des Kaisers nach einem Künstler, es wieder herzustellen, allein niemand war kühn genug, dieß zu unternehmen. Ein Umstand, der den Ruhm des Künstlers und den großen Ruf des Werks selbst, nicht wenig vermehrte. Diese so gepriesene Venus, ward unter Nero's Regierung, von den Würmern angegriffen, die sich ins Holz geschlichen hatten, und sie verzehrten. An ihrer Stelle wurde eine andre gesetzt, die ein wenig bekannter Maler verfertigt hatte. Plinius bemerkt, daß alle diese vortreffliche Gemälde, die die Bewunderung der Welt auf sich zogen, nur allein mit den vier primitiven Farben gemalt waren.

Apelles hatte verschiedene Schüler, denen seine Erfindungen große Vortheile brachten. Aber nach dem Plinius, besaß er ein Geheimniß, das keiner jemals entdekken konnte. Dieses war die Zusammensetzung eines gewissen Firnisses, mit dem er seine Gemälde bestrich, um sie in aller ihrer Frischheit und Stärke Jahrhunderte lang zu erhalten. Von dem Gebrauch dieses Firnisses, entstanden drei Vortheile: 1) Gab er allen Farben, auf welche er gebracht wurde, einen Glanz, und machte sie weicher und sanfter; eine Wirkung, die jetzt un-

stre Oelfarben haben. 2) Hielt er von seinen Arbeiten den Schmutz und Staub ab. 3) Half dieser Firniß dem Blick des Zuschauers, der leicht geblendet werden kann, indem er die Stärke der glänzendsten Farben mäßigte, so daß diese Mischung anstatt der Gläser, zu seinen Gemälden diente.

Aristides der Thebaner, war einer der berühmtesten Zeitgenossen des Apelles. Er besaß zwar die Anmuth und Grazie nicht in einem so hohen Grade als dieser; indessen war er doch der erste, der durch seinen Fleiß und die Kraft seines Genies, gewisse Regeln für den Ausdruck der innersten Gemüthsbewungen festsetzte. Er exzellirte sowohl in den starken und heftigen, als in den sanften und zärtlichen Leidenschaften, sein Kolorit hatte etwas hartes und rauhes. Er war es, der das bewunderungswürdige Bild verfertigte, das eine Mutter vorstellte, auf dem Punkt den Geist an einer Wunde aufzugeben, die sie bei Bestürmung der Stadt in ihrer Brust empfangen, zu welcher ein Kind, um daran zu saugen hinkroch. In den Gesichtszügen dieses sterbenden Weibes, waren die wärmsten Empfindungen, und alle Besorgnisse mütterlicher Zärtlichkeit ausgedrückt. Sie schien die Gefahr ihres Kindes zu fühlen, zu gleicher Zeit aber auch zu fürchten, daß es anstatt Milch nur Blut trinken dürfte. Alexander war so sehr von diesem Gemälde eingenommen, daß er es von Theben, wo es war, holen, und nach Pella seinem Geburtsort bringen ließ.

Aristides malte auch die Schlacht der Griechen mit den Persern, in welcher er in einem einzigen Rahm hundert Personen anbrachte; einem Vergleich zufolge, den er mit dem Tyrannen Mnason, der damals in Elatäa regierte, gemacht hatte, bekam er für jede Figur tausend Drachmen, oder ungefähr 150 Thlr. Ein Bachus, das Meisterstück des Aristides, ward in Korinth gefunden, da Mummius diese Stadt einnahm. Er wußte das schmachtende, sowohl des Leibes als der Seele, so vortrefflich auszudrükken, daß der König Attalus, ein

ein großer Kunstkenner, kein Bedenken trug, für eins seiner Gemälde, welches blos etwas von dieser Art ausdrückte, hundert Talente zu geben. Nur Attalus, der so unermeßliche Reichthümer besaß, daß sie zum Sprichwort wurden, (Attalicis conditionibus) konnte einen so ungeheuren Preis für ein einziges Gemälde geben.

Protogenes, war aus der Stadt Kaunus, auf der südlichen Küste der Insel Rhodus. Anfangs malte er bloß Schiffe, und lebte lange in großer Armuth. Dieß war ihm vielleicht nicht nachtheilig gewesen, denn Armuth veranlaßt oft große Anstrengungen und ist die Mutter der Erfindung. Durch die Arbeiten, die man ihm in Athen auftrug, wurde er die Bewunderung der Welt. Sein vorzüglichstes Gemälde war der Jalysos, ein Jäger, Sohn oder Enkel der Sonne und Stifter von Rhodus; besonders wurde in diesem Stükke, der aus des Hundes Maul gehende Hauch bewundert.

Ein andres sehr berühmtes Gemälde des Portogenes, war der an einen Pfeiler sich lehnende Satyr. Er verfertigte es während der Belagerung von Rhodus, daher man sagte, daß es unter dem Schwerdt gemalt wäre; anfangs saß ein Rebhuhn auf dem Pfeiler. Allein da das Volk bei der ersten Ausstellung, alle Aufmerksamkeit und Bewunderung bloß für das Rebhuhn zeigte, ohne vom Satyr zu reden, der doch viel vortrefflicher war, und überdem, die in der Nähe sich befindenden Rebhühner, beim Anblik des gemalten Huhns ausriefen, als ob es ein lebendiges wäre; so wurde der Künstler über diesen verdorbenen Geschmack, der seiner Meinung nach eine Beleidigung war, so aufgebracht, daß er die Vorsteher des Tempels, für die das Gemälde bestimmt war, um Erlaubniß es zu verbessern bat; da dieses eingeräumt wurde, strich er das Rebhuhn aus.

Er malte auch die Mutter des Aristoteles seines Freundes. Dieser berühmte Weltweise, der sein ganzes Leben hindurch,

durch, die schönen Künste und Wissenschaften kultivirte, schätzte die Talente des Protogenes ausserordentlich. Er wünschte, daß er sie besser angewandt hätte, als Jäger, Satyrn und Portraite zu malen, und schlug ihm daher vor, die Schlachten und Eroberungen Alexanders zum Gegenstand seines Pinsels zu machen, da die Größe der Ideen, Erhabenheit der Gesinnungen, Verschiedenheit der Begebenheiten und Unsterblichkeit der Thaten, die darinn so häufig sind, recht für die Malerei gemacht wären. Allein ein gewisser eigener Geschmack, und eine natürliche Neigung zu ruhigen Sujets, führte ihn zu derjenigen Art von Werken, die bereits erwähnt worden. Alles was der Philosoph vom Maler erhalten konnte, war das Bildniß Alexanders, aber ohne Schlacht. Es ist schwer, große Künstler dahin zu bringen, ihrem Geschmack und natürlichen Talenten zu entsagen.

Pausius war von Sicyon. Er zeichnete sich besonders in derjenigen Art der Malerei aus, die man kaustisch nennt, wodurch man mit Hülfe des Feuers die Farben auf Holz, oder Elfenbein aufträgt. Pamphilus war sein Meister in dieser Kunst, den er aber hierinn weit übertraf. Er war der erste, der Bogen und Gewölber mit Gemälden dieser Art zierte. Man hatte von ihm viele vortreffliche Werke. Pausanias spricht von einem Bilde, das die Trunkenheit vorstellte, und sowohl ausgeführt war, daß man alle Züge ihres rothflekkigten Gesichts, durch ein großes Glas, das sie auszuleeren im Begriff war, wohl unterscheiden konnte. Die Courtesanne Glycera, die auch aus Sicyon war, exzellirte in der Kunst Blumen zu machen, und wurde für die Erfinderinn dieser Kunst gehalten. Pausius, in Glyceren verliebt, legte sich ihr zu gefallen, auf die Blumenmalerei. Ein edler Wettstreit entstand zwischen Natur und Kunst; beide Theile wandten ihre äußersten Kräfte an, um einander zu übertreffen, ohne daß es möglich war, den Sieg zu entscheiden.

Pausius brachte den größten Theil seines Lebens in Sichon seinem Vaterlande zu, welches gewissermaßen die Säugamme, beides der Maler und der Malerei war. Diese Stadt war in den letzten Zeiten so sehr verschuldet, daß alle öffentliche und Privatgemälde, für große Summen Geld verpfändet waren. M. Scaurus, Sylla's Schwiegersohn, in der Absicht seine Aedilschaft zu verewigen, bezahlte die Gläubiger, empfing von ihnen die Gemälde der größten Meister, worunter auch die vom Pausius waren, lies sie nach Rom bringen und stellte sie in seinem berühmten Theater auf. Dieses hatte drei Stokwerke; 360 prächtige, 30 Fuß hohe Säulen unterstützten es; Statuen von Marmor und Erz, nebst den vortrefflichsten Gemälden, waren allenthalben mit einer nie erhörten Verschwendung angebracht. Indessen war dieses prächtige Theater, bloß für die kurze Zeit der öffentlichen Spiele errichtet. Plinius sagt von dieser Aedilschaft des Scaurus: „Ich weiß „nicht, ob sie nicht viel zum Umsturz der Römischen Sitten bei„trug.“ Er geht soweit hinzuzufügen, daß sie der Republik mehr Schaden verursacht, als die blutigen Proscriptionen des Sylla, wodurch so viel tausend römische Bürger umkamen.

Nicias von Athen, zeichnete sich auch sehr unter den Malern aus. Unter seinen Werken war besonders, der in die Hölle herabsteigende Ulysses merkwürdig. Ptolomeus bot ihm für dieses Gemälde sechzig Talente; allein er schlug es aus und schenkte es seiner Vaterstadt. Er arbeitete daran mit so viel Eifer, daß er oft die Zeit des Tages vergaß und seinen Bedienten frug: „habe ich zu Mittage gegessen?“ Als Praxiteles gefragt wurde welches von seinen Marmorwerken er für das Beste hielte, antwortete er: „das, wozu Nicias geholfen hat.“ Hiebei verstand er den schönen Firniß, den dieser Maler, bei seinen marmornen Bildsäulen anwandte, wodurch deren Schönheit erhoben wurde.

Man könnte noch verschiedene andre große Maler nennen; allein da unglücklicher Weise kein einziges von den Werken die-

ser

ser Künstler bis zu uns gekommen, und man folglich nicht mit eignen Augen urtheilen kann, so wird das angeführte hinreichend seyn, sich von der Malerei der alten Griechen einen Begriff zu machen. Was die Bildhauerei betrifft, so sind wir durch die herrlichen noch vorhandenen antiken Werke dieser Kunst in Stand gesetzt, sie mit unsern neuern zu vergleichen, die so wenig, wie das alte Rom den Preis der Bildhauerkunst, den Griechen streitig machen können.

In Rom sowohl, als in Portici findet man viel antike mosaische Gemälde; auch hat ersteres, die mit dem Pinsel verfertigte sogenannte Aldobrandinische Hochzeit, und letzteres viele im Herkulaneo gefundene Freskogemälde aufzuweisen, die aber theils in einem üblen Zustande, theils auch, wie man mit Wahrscheinlichkeit behaupten kann, lange nach dem Tode der berühmtesten Griechischen Maler verfertigt worden sind. Es ist außer allem Zweifel, daß die Alten es eben soweit in der Malerei, als in der Bildhauerkunst brachten. Beide Künste hatten vorzüglich den Endzweck, das Andenken großer Männer, und ihrer glorreichen Thaten zu verewigen. Die Bildnisse und Büsten, welche bei Feierlichkeiten in den Vorsälen der römischen Magistratspersonen ausgesetzt, und bei ihren Begräbnissen im Pomp vorausgetragen wurden, erwekten die Ruhmbegier und Nacheiferung, besonders bei der Jugend, auf eine unglaubliche Weise. Daher sagt Aristoteles, daß Maler und Bildhauer, eine viel kürzere und kräftigere Methode haben, die Menschen zu unterrichten, als die Weltweisen; und daß man Gemälde hätte, die fähiger wären die Lasterhaften zum Nachdenken zu bringen, als die besten Vorschriften der Moral.

VI.

VI.

Schreiben des Präsidenten Hrn. von Montesquieu an den Englischen Herausgeber von Lord Bolingbrok's Philosophie.

Mein Herr!

Ich bin Ihnen ausnehmend für das schöne Geschenk verbunden, das Sie mir mit Ihren Büchern gemacht haben, wie auch für den Brief über Lord Bolingbrok's nachgelassene Werke, mit dem Sie mich beehrten. Da dieser Brief mich mehr anzugehen scheint, als die zwo Bücher, die ihn begleiten, in denen ein jedes vernünftiges Geschöpf sowohl als ich intereßirt seyn muß, so will ich mein Vergnügen darüber nicht verheelen. Ich habe einige von Lord Bolingbroks Abhandlungen durchgesehn, und wenn ich sagen soll, welchen Eindruk sie auf mich gemacht haben, so muß ich gestehen, daß er mit viel Wärme schreibt. Allein mich dünkt, daß er diese Wärme mehrentheils gegen die Dinge selbst zeigt, die er nur blos sie zu schildern anwenden sollte. Es scheint, mein Herr, daß er Ihnen in dem hinterlassenen Werke, wovon Sie mir Nachricht gegeben, einen großen Triumph vorbereitet habe. Derjenige, der die offenbarte Religion angreift, greift nur allein diese an; allein wer die natürliche Religion angreift, greift alle Religionen in der Welt an. Wenn man auch die Menschen dahin brächte, nicht an die Pflichten, die die offenbarte Religion auflegt zu glauben, so würden sie sich doch durch andre Pflichten gebunden halten; es ist daher eine äußerst schädliche Bemühung, sie zu überreden, daß sie an gar keine gebunden sind. Da die offenbarte Religion auf besondren Faktis beruht, so ist es nicht unmöglich sie anzugreifen. Fakta sind ihrer eignen Natur nach ausgesetzt, bestritten zu werden; aber dies ist nicht der

Fall mit der natürlichen Religion, denn diese ist aus der menschlichen Natur genommen, die nicht bestritten werden kann, und aus den innern Empfindungen des Menschengeschlechts, die ebenfalls nicht zu bestreiten sind. Außerdem, was kann man für Bewegungsgründe haben, in England die offenbarte Religion anzugreifen? In diesem Lande ist sie so sehr von allen vernichtenden Vorurtheilen gereinigt, daß sie keinen Schaden thun kann, sondern im Gegentheil fähig ist, unzählige gute Wirkungen hervorzubringen. Ich gestehe gern, daß in Spanien oder Portugal, ein Mann der verbrannt werden soll, oder sich für dem Scheiterhaufen fürchtet, weil er gewisse Artikel nicht glaubt, die von der offenbarten Religion abhängen, sehr gute Ursachen hat sie anzugreifen, da er dadurch blos seiner natürlichen Vertheidigung gemäß handelt. Aber der Fall ist verschieden in England, wo ein Mann, der die offenbarte Religion angreift, es ohne den geringsten persönlichen Bewegungsgrund thut, und wo dieser Champion, wenn ihm sein Angriff glükken, ja wenn er auch wirklich Recht haben sollte, um eine blos spekulative Wahrheit fest zu setzen, seinem Vaterlande wirkliche Vortheile entziehen würde. Ich bin ꝛc.

Paris, den 26sten Mai
1754.

Montesquieu.

VII.

Ueber die Regierung und Polizey von China. Ein Fragment.

Unter den verschiedenen Regierungs-Systemen der Alten und den uns davon hinterlassenen Mustern, finden wir vielleicht nichts so vollkommenes, als was uns die Chinesische Monarchie darbietet; so wie die alten Gesetzgeber dieses mächtigen Reichs die Regierungsform festsetzten, so hat sie sich mit geringer Veränderung bis jetzt erhalten. Andre Staaten haben, nach dem gemeinen Lauf der Dinge dieser Welt, das Gepräge der Schwachheit und Kindheit; sie werden mißgestaltet und unvollkommen, und eben so wie die Menschen, sind sie ihre Vollkommenheit und Reife der Zeit schuldig. Indessen scheint China in diesem Fall von den allgemeinen Gesetzen der Natur ausgenommen zu seyn, denn die Regierungsform dieses Reichs, war in der Wiege desselben, nicht weniger vollkommen, als sie nun nach einer Erfahrung von 4000 Jahren ist.

Während dieser ganzen Zeit hatten die Chineser niemals den Namen einer Republik nennen gehört, und da sie bei der Ankunft der Holländer zum erstenmal davon hörten; so schien es ihnen so sonderbar, daß ihre Verwunderung kein Ende nehmen wollte. Nichts konnte ihnen begreiflich machen wie ein Staat, ohne einen König, regelmäßig regiert werden könnte; sie sahen die Republik als ein vielköpfigtes Ungeheuer an, das aus dem Ehrgeiz und den verdorbenen Neigungen der Menschen,

in den Zeiten der öffentlichen Unruhe und Verwirrung entstanden wäre.

So groß indessen ihre Abneigung gegen die republikanische Regierungsform ist, so ist sie doch noch größer gegen Tyranney und Unterdrükkung, welche, wie sie sagen, nicht von der unumschränkten Gewalt des Fürsten herkommen, denn die Unterthanen können nicht zu sehr ihrem Herrn unterthänig seyn, sondern von des Fürsten eigner Wildheit, welcher weder die Stimme der Natur, noch die Gesetze Gottes jemals Einhalt thun können. Die Chineser sind der Meinung, daß die Verbindlichkeit, die ihren Monarchen auferlegt ist, ihre Gewalt nicht zu mißbrauchen, vielmehr zur Befestigung derselben, als zu ihrem Nachtheil gereiche; und daß dieser nützliche Zwang, in dem sie ihre Leidenschaften halten, ihre Macht und Autorität hier auf Erden eben so wenig verringere, als ein ähnlicher Zwang der Majestät und Gewalt des Allmächtigen nachtheilig sey, der deshalb nicht weniger mächtig ist, weil er kein Unrecht thun kann.

Eine unbegränzte Autorität, welche die Gesetze dem Kaiser geben und die Nothwendigkeit, welche dieselben Gesetze ihm auflegen, diese Autorität mit Mäßigung und Klugheit zu gebrauchen, sind die zwey Stützen, die so viele Jahrhunderte das große Gebäude der Chinesischen Monarchie erhalten haben. Der erste Grundsatz, den man dem Volke einprägt ist, den Kaiser mit einer solchen Ehrfurcht anzusehen, die der Anbetung nahe kommt. Sie nennen ihn: **Sohn des Himmels und einzigen Herrn der Welt.** Seine Befehle sind unwiedersprechlich und seine Worte werden wie Orakelsprüche angesehen:

kurz alles was von ihm kommt, ist heilig. Man sieht ihn selten und redet mit ihm nicht anders, als auf den Knien. Die Großen des Hofes, die Prinzen vom Geblüte, ja selbst seine eignen Brüder bükken sich bis zur Erde, nicht allein wenn er gegenwärtig ist, sondern sogar vor seinem ledigen Thron. An gewissen Tagen des Monats versammelt sich der Adel in einem Hof des Pallastes, um die Autorität ihres Monarchen, wenn er gleich nicht in Person da ist, durch die unterwürfigsten Ehrenbezeugungen zu erkennen.

Wenn er sich krank befindet, so ist sein Pallast Tag und Nacht mit Mandarinen von allen Klassen angefüllt, die in besondre Trauerkleider gehüllt, sich im großen Schloßhofe aufhalten, und den Himmel unaufhörlich für die Wiederherstellung ihres Fürsten anflehen. Weder Regen, Schnee, Kälte, noch andre Unbequemlichkeiten können die Verabsäumung dieser Pflicht entschuldigen, und so lange der Kaiser in Gefahr ist, würde man nach dem Betragen des Volks glauben, daß sie auf der Welt keine andre Furcht kennten als seinen Verlust.

Indessen ist das Interesse kein geringer Bewegungsgrund der großen Ehrfurcht, die ihm seine Unterthanen erweisen, da der Kaiser die Quelle alles Glücks ist. Alle Stellen in diesem großen Reiche werden von ihm nach seiner Willkühr besetzt, und die Austheilung derselben, ist desto weniger Regeln unterworfen, da keine jemals verkauft werden. Verdienste, das heißt, Rechtschaffenheit, Gelehrsamkeit, Erfahrung, und besonders eine gute Aufführung, ist dasjenige, was man von den Kandidaten verlangt; alles übrige kommt in keine Betrachtung. Außer dieser willkührlichen Wahl aller Staatsbeamten, verän-

dert und verabschiedet er dieselben nach seiner Fantasie. Das kleinste Versehen eines Mandarins, macht ihn zum fernern Dienst unfähig. Der Stadthalter einer der vornehmsten Provinzen, verlor seinen großen Posten, weil er an einem Audienztage in zu reichen Kleidern erschien, die der Ernsthaftigkeit seiner Würde nicht gemäß waren. Der Kaiser glaubte, daß ein Mann mit solcher Neigung, seine Person in der Provinz vorzustellen, unfähig wäre. Vor einigen Jahren entdeckte man in Peking, daß drey Colaos oder Staatsminister, unter der Hand, für erwiesene Gunstbezeigungen, Geschenke genommen hätten. Da der Kaiser es hörte, zog er sogleich ihre Besoldungen ein, setzte sie ab, und verdammte zwo von ihnen zum ewigen Gefängnisse; der dritte aber, ein Greis, von vielen Verstande und sehr beim Volk geschätzt, wurde zum Rang eines gemeinen Soldaten herabgewürdigt. Man sah ihn oft an dem Thor des Pallasts Schildwache stehen; indessen bückten sich die Chineser wenn sie bei ihm vorbeigingen, denn sie ehrten in ihm noch den Schatten der Würde, die er bekleidet hatte.

Der Kaiser ist nach den Gesetzen unumschränkter Herr über das Leben seiner Unterthanen; weder die Vicekönige, noch irgend ein Tribunal im ganzen Reiche, haben die Macht, einen Verbrecher ohne ausdrückliche Order des Hofes hinrichten zu lassen. Man setzt sie fest, schleppt sie aus einer Provinz in die andre, allein das Urtheil selbst muß dem Kaiser vorgelegt werden, der es denn bestätigt oder verwirft; mehrentheils geschieht das erstere, indessen wird es auch sehr oft von ihm gemildert.

Obgleich jeder Chineser vollkommen Herr des seinigen ist, so kann doch der Kaiser so viel Auflagen machen, als es

ihm

ihm gefällt. Dieses Recht aber gebraucht er selten, weil die gewissen Einkünfte und gewöhnlichen Taxen des Reichs nicht allein zu den Bedürfnissen des Staats, sondern auch zu Unterhaltung der Kriege gegen die Tatarn hinreichend sind. Alle Jahr werden sogar einige Provinzen, selbst in Ansehung dieser gewöhnlichen Taxen erleichtert; besonders wenn Seuchen unter dem Volk, Mißwachs, oder andre öffentliche Drangsale, dieselben drükken.

Indessen muß man gestehen, daß diese festgesetzten Auflagen so beträchtlich sind, daß wenn die Chineser weniger arbeitsam und ihre Ländereyen weniger fruchtbar wären, so würde dieses Reich, wie die mehresten asiatischen Königreiche, ein Zusammenfluß dürftiger und elender Sklaven seyn. Diese ungeheuren Einkünfte machen diesen Fürsten so mächtig, daß er in kurzer Zeit die zahlreichsten Armeen ins Feld stellen kann. Es ist schwer diese Einkünfte genau zu berechnen, da das Geld nur einen sehr kleinen Theil davon ausmacht, das übrige aber alles in Landesprodukten besteht. Der kaiserliche Schatz empfängt jährlich nicht mehr als 22000 chinesische Kronen, welche die Portugiesen Taels nennen, und deren jede ungefähr zwey Reichsthaler beträgt; allein die andern Einkünfte, die in Reiß, Korn, Salz, Seide, Zeugen und vielen andern Produkten bestehen, machen nebst den Zollgefällen mehr als funfzig Millionen chinesische Kronen aus.

Der Kaiser hat das Recht, Krieg, Friede und Traktaten, nach seinem Gutbefinden zu machen. Die Urtheile, die er selbst fällt, sind unwiederruflich; wenn er sie den Vicekönigen,

gen, oder Gerichtshöfen zuschickt, müssen sie ohne den geringsten Verzug vollzogen werden.

Die Bestrafung der Verbrecher in China, geschieht auf folgende Weise. Man hat nicht nöthig sie in Verhaft zu nehmen und vor den Richter bringen zu lassen, auch ist dieser nicht verbunden, im Gerichtshof zu sitzen und die Anklage zu hören. Solche Formalitäten werden nicht beobachtet. Wo nur eine Magistratsperson einen Fehler gewahr wird, da hat sie die Macht ihn auf der Stelle zu bestrafen; es sey auf der Gasse, auf der Landstraße, oder in einem Privathause. Findet er einen Spieler oder einen Lüderlichen, so läßt er ihm ohne weitere Umstände von seinen Leuten 20 oder 30 Stockschläge geben; nach deren Empfang der Verbrecher seiner Wege geht, als ob nichts geschehen wäre. Ohngeachtet dieser Strafe, kann der Verbrecher vor einem höhern Gerichtshofe belangt werden, wo er denn ferner bestraft wird. Man appellirt, so wie in Europa, von niedern Gerichtshöfen an höhere, und in Sachen von Wichtigkeit, sogar vom Urtheilsspruche des Vicekönigs an das höchste Tribunal in Peking, dessen Präsident die Sache nach geschehener Untersuchung den Caloas vorlegt, die sie sodann dem Kaiser vortragen. Bisweilen befiehlt dieser letztere eine neue Untersuchung, oft giebt er aber auch das Urtheil auf der Stelle. Dieses wird der heilige Befehl genant, das ist: das Urtheil ohne Fehl und Partheilichkeit.

Es scheint unbegreiflich zu seyn, wie der Monarch eines so großen Reichs Zeit haben sollte, Privatsachen zu untersuchen; allein da weder Kriege, noch auswärtige Unterhandlungen ihn

beschäfti-

beschäftigen, die in Europa die Hauptangelegenheiten des Kabinets sind; so ist auch die innere Regierung so wohl geordnet, und die Gesetze sind so deutlich, daß der Kaiser ohne tiefes Nachdenken entscheiden kann.

Es sind drey Dinge, die vorzüglich die öffentliche Ruhe befördern, und die wahre Seele der Regierung sind. 1) Die moralischen Grundsätze, die man dem Volk einflößt. 2) Die politischen Regeln, die sich über alles erstrekken. 3) Die gute Polizey, die allenthalben beobachtet wird.

Der erste moralische Grundsatz betrift das häusliche Leben; er legt den Kindern eine solche Liebe, Gehorsam und Ehrfurcht gegen ihre Eltern auf, die weder die Strenge ihres Verfahrens, der Eigensinn ihres hohen Alters, noch die Niedrigkeit des Standes, wenn die Kinder zu Ehren gekommen, im geringsten aufheben kann. Man kann sich kaum vorstellen, bis zu welchem Grad dieser Grundsatz getrieben ist. Es giebt keine Art des Gehorsams, keine Unterwürfigkeit, die Eltern nicht verlangen, oder Kinder abschlagen können. Die Kinder sind verbunden, sie lebend, zu verpflegen, und tod, beständig zu beweinen. Sie werfen sich vor ihren todten Körpern auf die Erde, und bringen ihnen Speisen als ob sie noch lebten. Sie begraben sie mit ausschweifendem Pomp, und besuchen ihre Gräber, die sie mit Thränen benetzen. Dieses verrichten sie auch vor ihren Bildnissen, welche sie sorgfältig in ihren Häusern aufbewahren. Ihre Monarchen selbst sind nicht von dieser Pflicht befreit, und der jetzige Kaiser hat es gegen seine verstorbene Vorfahren beobachtet. Da er sich

eines Tages auf der Jagd befand, ward er von weitem das prächtige Grabmal gewahr, daß sein Vater dem Kaiser Tcoumtchin errichtet hatte, der sein Leben in einer Rebellion verlor. Er eilte dahin, warf sich vor dem Grabe auf die Knie, weinte und rief: „O Kaiser, der du eines bessern Schicksals würdig warst! Du weist, daß wir an deinem Tode unschuldig sind, und daß er das Werk deiner Unterthanen war. Sie waren es, die dich betrogen. Auf sie also, und nicht auf meine Vorfahren, muß der Himmel seine Rache fallen lassen.“ Er befahl sodann, Fakkeln anzuzünden und Rauchwerk zu bringen. Während dieser ganzen Zeit, waren seine Blikke auf die Erde geheftet, und er stand nicht eher auf, als bis die Ceremonie vorüber war.

Die gewöhnliche Trauerzeit ist drey Jahre; so lange sie dauert, darf der Traurende kein öffentliches Amt verwalten. Der Mandarin ist verbunden seine Bedienung niederzulegen, und selbst der Staatsminister muß seinen hohen Posten verlassen, um sich blos mit seinem Kummer zu beschäftigen. Wenn ein Vater nach seinem Tode wie ein Gott verehrt wird, so wird er in seinem Leben von seiner Familie, wie ein Fürst gehorchet, über die er eine despotische Gewalt ausübet. Misfällt ihm die Aufführung seiner Mätressen und Kinder, so darf er es nicht beweisen, weil man voraussetzt, daß der Sohn schuldig seyn muß, da der Vater mit ihm nicht zufrieden ist. Diese väterliche Gewalt erstreckt sich so weit, daß der Sohn das Leben verliert, wenn der Vater bey der Anklage beharrt. Sie sagen zu ihrer Rechtfertigung: wer kennt die Verdienste des Sohnes besser als der Vater? Wer hat ihn erzogen und so lange Zeit

seine

seine Handlungen beobachtet? Kann jemand eine größere Liebe für ihn haben? Wenn daher derjenige, der ihn vollkommen kennt und zärtlich liebt, ihn verdammt; wie können andre ihn für unschuldig halten? — Wenn man dagegen einwendet, daß es Menschen giebt, die einen natürlichen Widerwillen gegen andre haben, und daß Väter, die sowohl Menschen als Väter wären, auch solche Antipathie gegen ihre Kinder haben könnten, so antworteten sie, daß Menschen nicht unnatürlicher als wilde Thiere wären, von welchen selbst die Grausamsten, niemals ihre Jungen zur Lust erwürgten. Aber angenommen, daß es unter den Menschen solche Ungeheuer gäbe, so müssen ihre Kinder durch Bescheidenheit und Sanftmuth sie zu zähmen und zu besänftigen suchen. Ueberdem, sagen sie, ist den Eltern die Liebe zu ihren Kindern so tief ins Herz geprägt, daß keine Antipathie, sie müßte denn durch die größte Halsstarrigkeit, oder durch außerordentliche Ausschweifungen entstanden seyn, sie ganz auslöschen kann.

Sollte es geschehen, daß ein Sohn seine Eltern verachtete, oder gar in der Hitze seines Zorns, Hand an sie legte, so ist die ganze Provinz, wo diese abscheuliche Handlung geschehen, in Bewegung gesetzt. Der Kaiser selbst richtet den Verbrecher. Alle Mandarinen, des Orts sowohl als in der Nachbarschaft, werden ihrer Stellen entsetzt, da man es ihrer Nachlässigkeit schuld giebt, daß sie nicht die gottlose Gemüthsart dieses Bösewichts durch Strafen gebessert hätten, ehe sie zu dieser Höhe gekommen wäre; denn sie glauben, daß es nicht möglich sey, zu einem solchen Grad der Bosheit auf einmal zu gelangen, ohne sie bey andern Gelegenheiten gezeigt zu haben. Was den Verbrecher selbst betrift, so hauen sie ihn in Stükken,

verbrennen ihn, reissen sein Haus nieder, ja sogar die nebenstehenden Häuser, und setzen an der Stelle eine Schandsäule, um die That zu verewigen.

Die Kaiser selbst können sich nicht der Autorität ihrer Eltern entziehen, ohne Gefahr zu laufen dafür zu leiden. Die Geschichte erzählet, daß die Mutter eines ihrer Kaiser, ein geheimes Verständniß mit einem Hof-Mandarinen hatte; da dieses öffentlich bekannt wurde, so glaubte der Kaiser, daß seine und des Reichs Ehre eine Ahndung verlangten, er verbannte sie daher in eine entfernte Provinz. Er wußte, daß diese Handlung den Großen seines Hofes mißfallen würde, und verbot daher jedermann ihm deshalb Vorstellungen zu thun. Sie schwiegen alle eine Zeitlang, indem sie hoften, daß der Kaiser selbst sein Betragen bey diesem Vorfall verdammen würde; da sie aber sahen daß er es nicht that, so entschlossen sie sich eher alles zu wagen, als ein so schädliches Beispiel stillschweigend zu beobachten.

Der erste der den Muth hatte, dem Kaiser wegen dieser Sache eine Bittschrift zu übergeben, wurde auf der Stelle niedergemacht. Indessen verhinderte sein Tod nicht, daß einige Tage nachher ein andrer Mandarin erschien; und um der Welt zu zeigen, wie willig er wäre, sein Leben fürs allgemeine Beste aufzuopfern, so befahl er, daß sein Leichenwagen am Thor des kaiserlichen Pallastes halten sollte. Der Kaiser, anstatt das Großmüthige dieser Handlung zu schätzen, ward nur desto mehr dadurch aufgebracht, und ließ ihn nicht allein hinrichten, sondern noch vorher auf der Tortur martern, um andre durch dieses Beispiel abzuschrekken. In der That sollte man

denken,

denken, daß die Klugheit alle fernere Schritte in dieser Sache verboten hätte, allein die Chineser dachten anders; denn sie waren entschlossen, lieber alle mit einander umzukommen, als bey einer so bösen Handlung zu schweigen. Daher fand sich bald ein Dritter, der sich dem Tode weihete. Er befahl, so wie der Vorhergehende, seinen Sarg nach dem Palast hin zu fahren, und versicherte dem Kaiser, daß er sein Verbrechen nicht länger geduldig ansehen könnte. „Was werden wir durch unsern Tod verlieren? sagte er, nichts, als den Anblick eines Monarchen, den wir nicht ohne Erstaunen und Abscheu ansehen können. Weil du uns nicht hören willst, so wollen wir deine und deiner Mutter Voreltern aufsuchen. Sie werden unsre Klagen hören, und vielleicht werden dir in der Stille und Dunkelheit der Nacht, unsre und ihre Geister erscheinen, die dir deine Ungerechtigkeit vorrükken werden. —

Der Kaiser, durch diese Verwegenheit äußerst aufgebracht, befahl ihn mit den ausgesuchtesten Martern zu Tode zu quälen. Viele andre durch diese Beyspiele angefeuert, setzten sich den nämlichen Martern aus, und starben als wahre Märtyrer der kindlichen Ehrfurcht, welche sie bis zum letzten Blutstropfen vertheidigten. Endlich ermüdete diese heldenmüthige Beharrsamkeit, die Grausamkeit des Kaisers; entweder er fürchtete sich vor gefährlichen Folgen, oder er war von seinem begangenen Unrecht überzeugt; genug, er bereuete den Tod seiner hingerichteten Mandarinen und die Verbannung seiner Mutter. Er rief sie daher zurück, und setzte sie wieder in ihre vorige Würde ein. —

Litteratur
und
Völkerkunde.

Erstes, zweites und drittes Stück.

Julius, August, September,
1782.

Dessau,
Auf Kosten der Verlagskasse für Gelehrte und Künstler, und
zu finden in der Buchhandlung der Gelehrten.

Innhalt
der ersten drey Stükke des ersten Bandes.

Julius.

August.

September.

Litteratur und Völkerkunde.

III.

September 1782.

I.

Auszüge aus dem ungedruckten Tagebuche eines Reisenden.

Wir fahren fort Auszüge aus dem Tagebuche eines Reisenden zu liefern, da es sich von den gewöhnlichen Aufsätzen dieser Art sehr auszeichnet, und viele noch nie gesagte Dinge und Bemerkungen enthält. Umständliche Beschreibungen der Länder und Oerter, womit so viele Bücher angefüllt sind, wird man hier nicht antreffen, wohl aber das Auszeichnende und Auffallende derselben im moralischen und physikalischen, wie es sich darbietet, und zwar in zerstreuten Beobachtungen. Wir haben vieles weggelassen, was uns zu gewagt zu seyn schien. Sehr oft ist dasjenige, was der Eine Vorurtheil nennt, dem Andern ein längst erwiesener und unleugbarer Grundsatz. Unser Verfasser hat eine ihm eigne Bemerkungsmethode. Er sagt im Eingange seines Tagebuchs: „Die Wahrheit kann nicht anders „als gewinnen, wenn Dinge aus verschiedenen Standpunkten „betrachtet werden. Keine einzige Reisebeschreibung hat meine „Beobachtungen geleitet. Der Reisende ist zu beklagen, der, „gewisse physische Gegenstände ausgenommen, die Bemerkun„gen andrer zu seinen Urtheilen nöthig hat.“ —

II.

Ueber Genua.

Diese ehmals so mächtige Republik, die sogar eine Vorstadt von Constantinopel besaß, und die Venetianer selbst in ihren Lagunen demüthigte, ist nun zu einem Grad von Niedrigkeit herabgesunken, wo ihre Ohnmacht sich von allen Seiten zeigt, und die Dauer ihrer Existenz als Freystaat sehr zweifelhaft ist. Es war eine betrübte Nothwendigkeit, Korsika an Frankreich zu überlassen. Die Truppen der Republik waren nicht hinreichend, diese Insel gegen die tapfern Einwohner derselben zu vertheidigen, die wieder die Tirannen fochten. Nach den sichersten Rechnungen kostete diese Eroberung Frankreich 20,000 Mann und 60 Millionen Livres, wofür denn dieser Krone endlich eine kleine Insel, die ungefähr 200,000 Einwohner hat, zu Theil wurde. Man würde sagen können, daß die Genueser durch die Abtretung derselben eher gewonnen als verloren hätten, wenn Korsika nicht der Stadt Genua, wegen der Lebensmittel höchst nöthig wäre. Diese werden seit der Französischen Herrschaft nicht mehr dahin gebracht. Geschieht es auch zuweilen, so ist es zu solchen Preisen, die der gemeine Mann in Genua nicht bezahlen kann. Dieser Theurung wegen, deren Ende nicht zu erwarten ist, herrscht unterm Volk eine Unzufriedenheit mit der Regierung, die sich in lautem Murren zeigt. Es ist merkwürdig, daß in diesem Fall, so wie in vielen andern, die Republiken von Genua und Venedig vollkommen kontrastiren. In Venedig ist wie bekannt die Zunge gefesselt, hier aber läßt man selbst den heftigsten Ausbrüchen und Klagen freyen Lauf, ohne es zu ahnden. Geschieht diese Nachsicht aus Politik, so möchte man fast den für die Menschheit so nachtheiligen Satz behaupten, daß, zur Beherrschung der Völker, die Strenge der Gelindigkeit vorzuziehen sey. Denn die Unzufriedenheit des Volks mit der Regierung, erwekt

erwekt Abneigung gegen den Staat selbst, welches hier wirklich der Fall ist, da hingegen die Venetianer, ohngeachtet der Strenge, womit sie behandelt werden, an ihre Republik mit der größten Zuneigung gekettet sind.

Die Dolchstiche, und oft sogar Ermordungen werden mit dieser nämlichen Nachsicht behandelt; denn selbst die obrigkeitlichen Personen, fürchten solche Anfälle. Ich war Zeuge einer Unterredung, die zwischen einem Handwerkspurschen und dem General der Republik, (der durch einen andern Kontrast mit Venedig, allemal ein Senator ist,) im Pallast des Doge vorfiel. Der Bruder dieses Menschen war in Verhaft gezogen worden, und zwar wegen eines Verbrechens, an dem er unschuldig zu seyn vorgab. Er verlangte daher seine Loslassung in peremtorischen Ausdrükken, und drohte, widrigenfalls sich zu rächen. Mein Erstaunen übersteigt alles, da dieses verwegene Betragen, an einem solchen Ort und in Gegenwart von mehr als hundert Personen, von dem General mit einer Nachsicht und Herablassung erwidert wurde, die bey solchen Vorfällen, das sicherste Kennzeichen einer schwachen Regierung ist. Er gab sich alle Mühe ihn zufrieden zu stellen, und wiederrief auf der Stelle das vorher gegebene Verbot, dem zufolge niemand zu dem Verbrecher gelassen wurde.

Durch eine besondre Verfeinerung der Staatswirthschaft, die man an andern Orten zum Theil, nie aber ganz nachgeahmt hat, treibt der Staat eine ausschliessende Handlung mit allen Hauptbedürfnissen des Lebens; Brod, Wein, Oel, Holz, kurz alles unentbehrliche, muß aus dazu bestimmten Magazinen in der Stadt gekauft werden, wo man diese Artikel durchgehends in der schlechtesten Qualität findet. Da nun überdem die Preise hoch sind, und die Kontrebande nicht wohl statt findet, so ist das gemeine Volk gezwungen diese so nöthigen Dinge daselbst zu kaufen. Der Adel und angesehene Kaufleute, erhalten gegen Erlegung gewisser Abgaben das Recht, ihre Provisionen von auswärts kommen zu lassen. Allein sie dürfen

 nicht

nicht das geringste verkaufen. Indessen ist ihnen nicht verwehrt, einige Flaschen Wein an Fremde zu verschenken, die ohne diese Höflichkeit in Genua sehr übel daran seyn würden, da es schlechterdings unmöglich ist, für irgend einen Preis trinkbaren Wein zu kaufen. Dieses so ausgedehnte Monopolium ist die Ursache der ausserordentlichen Armuth, die in dieser reichen Stadt das gemeine Volk drükt; es würde umkommen, wenn nicht die Menge der Stiftungen und die ansehnlichen Almosen, das Uebel einigermaßen verringerten.

Die Bevölkerung der Stadt ist ungefähr 80,000 Seelen. Unter diesen sind nicht über 200 reiche Familien; drey oder viermal soviel, die ihr ordentliches Auskommen haben, alle übrigen sind blutarm.

Man ist gewohnt Genua für das Italiänische Peru zu halten. Die großen Kapitalien, die die Stadt an Könige, Fürsten und Gemeinheiten geliehen, und noch leihet, scheinen den Begriff von unerschöpflichen Reichthümern zu bestärken. Allein derselbe wird bey einer genauen Untersuchung sehr herabgestimmt. Der gänzliche Verfall des Genuesischen Handels, wozu Livorno vornehmlich beigetragen, hat die Genueser genöthigt, ihre Kapitalien blos in Wechselgeschäften und Darlehen anzulegen. Daher findet man hier wenig große Magazine mit Produkten andrer Länder angefüllt, wie man sie in allen Handelsstädten häufig antrifft. Alles ist aufs Geld = Negoze eingeschränkt. Da nun in Rücksicht auf die Staatswirthschaft, das Geld kein wirklicher Reichthum, sondern blos ein Zeichen desselben ist, so muß man es hier überdem noch als Waare ansehen. Denn ohne dasselbe müßte alle Handlung in Genua gänzlich aufhören, da es so sehr an einheimischen Produkten mangelt; ein Umstand, der auch gegenwärtig, ohngeachtet aller Wechselgeschäfte den Handel, hier sehr paßiv macht. Nun sollte man glauben, daß das Geld, als so zu sagen die einzige Waare betrachtet, hier im Ueberfluß vorhanden wäre; allein man würde sich irren, wie die geringste

Ver-

Vergleichung ausweisen kann. Die zirkulirende Geldmasse beträgt in Genua nicht über neun Millionen Reichsthaler, eine Summe, die so groß sie auch ist, doch als einziger Reichthum eines reichen Staats, gar nicht außerordentlich genennt werden kann. Vielleicht hat Hamburg eine nicht geringere Zirkulation, obgleich dessen wahrer Reichthum nicht sowohl in Geld, als vielmehr in dem ungeheuren Vorrath aller Arten roher und verarbeiteter Produkte besteht. Die auswärts geliehenen Kapitalien dieses Staats betrugen im Junio des 1780sten Jahres, 45 Millionen Rthlr. worunter aber vieles unsicher steht. Alle diese Reichthümer also, samt und sonders, würden nicht hinreichen, bei dem jetzigen Amerikanischen Kriege den Engländern sechs monatliche Bedürfnisse zu verschaffen. Solche Berechnungen sind nöthig, um die Verhältnisse der Staaten gegen einander zu bestimmen, die öfters ungeheurer sind, als man sich einbildet.

Die große Oekonomie, die hier selbst die Reichsten beobachten, damit sie die von aussen einkommenden Interessen wieder ausleihen können, übersteigt alle Vorstellung, und würde selbst einem Holländer zu weit getrieben scheinen. Daher die äußerst geringe Gastfreyheit, die eingezogene Lebensart, die einfache simple Kleidung, die eingeschränkten Lustbarkeiten und der gänzliche Mangel an Gelehrten und Künstlern in einer so ansehnlichen Stadt, die das Vaterland eines Columbus und eines Doria ist.

Die Sparsamkeit allein konnte den sonderbaren Gebrauch der schwarzen Kleidung, die so auszeichnend, und in Europa ohne Beispiel ist, einführen. Die Venetianer tragen zwar auch uniforme rothe Mäntel, allein sie dienen blos farbigte Kleider zu bedekken, in denen sie in Gesellschaften erscheinen. In Genua aber ist die ganze Kleidung schwarz, und jedermann, der im geringsten sich vom Pöbel entfernt zu seyn glaubt, trägt diese Farbe und keine andre. Dieses verursacht in Gesellschaften einen so traurigen Anblik, daß die wenige Geselligkeit, die hier ohnedem herrscht, vielleicht noch mehr dadurch verringert

wird. Die Genueser lieben die Schauspiele so sehr, wie irgend ein ander Volk in Italien, allein sie lieben das Geld noch mehr; daher sieht man niemals in Genua solche prächtige Opern, als in andern weit geringern und kleinern Städten in Italien. Die schlechte Bezahlung, die man hier den Schauspielern aller Arten giebt, verursacht, daß man mehrentheils nur den Auswurf derselben erhalten kann. Kommt ja ein berühmter Sänger hieher, so geschieht es nur im Sommer, wo die mehresten Theater in Italien geschlossen sind. Man läuft zu, weil man ihn wohlfeil hören kann, obgleich das Vergnügen, durch die erstikkende Hitze bey einer solchen Jahreszeit vielleicht zu theuer erkauft ist.

Die Gleichgültigkeit der Genueser gegen Wissenschaften und Künste ist unglaublich, und hierinn kontrastiren sie abermals mit den Venetianern, die Gelehrten und Künstlern viel Aufmunterung geben. Wären nicht die Palläste von Durazzo, Brignole, Carrega u. a. m. mit vortrefflichen Gemälden des 16ten und 17ten Jahrhunderts angefüllt, so würden sie es wahrscheinlich gegenwärtig nicht werden. Die Sammlungen werden nicht vermehrt, nicht einmahl recht unterhalten. Ein Künstler würde hier Gefahr laufen für Hunger zu sterben. Auch findet man keine, so sehr man auch gewohnt ist, deren in allen ansehnlichen Städten Italiens zu finden. Dieses gilt auch von den Gelehrten und zwar doppelt, besonders seit Aufhebung der Jesuiten; denn die Ignoranz ist hier so groß, daß sie an wahre Barbarey gränzt, ob es gleich hier verschiedene Bibliotheken giebt, die aber wenig genuzt werden. Die hiesige Universität ist eine wahre Satyre auf die Wissenschaften. Man würde unrecht thun, wenn man dieses dem merkantilischen Geist zur Last legen wollte, denn wie sehr sich dieser mit der Aufklärung verträgt, beweisen nicht allein so viel Handelstädte Deutschlands und Frankreichs, sondern selbst Holland, wo alles Handlung athmet und die Sparsamkeit die erste Tugend ist. England zu geschweigen, wo der Kaufmann der größte Beförderer der Künste, und oft selbst ein Gelehrter ist.

Man

Man findet in Genua sehr wenig antike Statuen, und unter diesen nicht eine einzige, die man als besonders merkwürdig anführen könnte. Frägt man nach Werken der Bildhauerkunst, so werden drey Bildsäulen des Puget gezeigt, die so schätzbar sie auch wirklich sind, dennoch als Kunstvorrath vortrefflicher Bildhauerey in keine Betrachtung kommen, da hier von einer großen und reichen Stadt die Rede ist, die mitten in einem Lande liegt, wo die Künste so sehr geblüht haben. Dieser Umstand und die Anzahl Gemälde großer Meister, die auf keine Weise mit der Wichtigkeit eines solchen Orts im Verhältniß steht, da geringere Oerter, als: Parma, Piazenza, Bologna, u. a. m. viel reicher an vortrefflichen Schildereyen sind, veranlaßt die Vermuthung, daß diese Geringschätzung der schönen Künste nicht sowohl aus Sparsamkeit herrühre, als vielmehr Karakterzug der Genueser sey.

Die Stadt Genua führt den Beynamen, die Prächtige. In der That, der Stolz und nicht die Liebe zur Baukunst hat die Genueser veranlaßt, ihre Stadt mit prächtigen Pallästen zu zieren, die indessen, so sehr sie auch ins Auge fallen, und den flüchtigen Beobachter entzükken, dennoch gänzlich von dem guten Styl der Kunst entfernt sind, den man in den Pallästen in Rom und Florenz, und in den Werken des Palladio bewundert. Der herrliche Prospekt, den Genua von der Seeseite gewährt, und womit die Einwohner groß thun, ist viel zu theuer durch die große Unbequemlichkeit ihrer engen und stinkenden Gassen erkauft, die aus der Lage ihrer Stadt entsteht. Der Raum, den sie einnimmt, ist ein schmaler Erdstrich, der sich zwischen den Gebirgen und dem Seeufer befindet. Er formirt einen halben Zirkel um den Haven, und ist so schmal, daß ein großer Theil der Stadt an den Abhang dieser Berge selbst gebaut ist, welches denn den amphitheatralischen Anblick verursacht. Es sind nur einige wenige Strassen, wo man reiten oder fahren kann; in allen andern ist kein Fuhrwerk anzubringen. Selbst die prächtige Strasse Strada nuova, die aus 14 Pallästen besteht, hat diese Unbequemlichkeit, obgleich sie eine der

Aeltesten der Stadt ist. Die Visiten des Adels werden daher alle in Portechaisen gemacht, mit dem Unterschiede, daß man sich blos bey schlechten Wetter hineinsetzt, sonst aber beständig sie ledig hinter sich hertragen läßt. Die Damen haben dabey diesen Vortheil, daß sie immer von Kavalieren begleitet sind. Sie sind so wie diese schwarz gekleidet, wodurch sie sich von dem bürgerlichen Frauenzimmer auszeichnen, das diese Erlaubniß nicht hat, auch nicht haben mag, da sie den Putz so sehr einschränkt, obgleich wie oben gesagt, alle Männer die nicht zum Pöbel gehören, oder gehören wollen, sowohl wie der Adel schwarz gekleidet sind.

Das Frauenzimmer in Genua ist schön, allein sie entstellen sich durch ihre seltsame Tracht. Diese ist ein Schleyer von Kattun, den man Messero nennt, mit dem sie den Kopf und den obern Theil des Leibes bedekken; nichts bleibt frey als die Augen, welches sie durch künstliche Haltung des Schleyers zu bewirken wissen. Der Kopf, der Hals, die Arme, die Taille, kurz der schönste Theil des Körpers wird dadurch unsichtbar, und das Frauenzimmer in eine Mumie verwandelt. Der ausgesuchteste Kopfputz und die schönste Kleidung befinden sich oft unter dieser grotesken Maske, die um so viel lächerlicher ist, da die bunte Leinwand, mit den seidnen Kleidern seltsam kontrastirt. Diese Mode herrscht nirgends in Italien als hier. Man trägt zwar in der venetianischen Lombardey auch Schleyer, die Zandalen genennt werden, allein diese sind von schwarzseidenen Zeugen; das Gesicht, Brust, Arme und Taille bleiben frey, und durch ein geschmackvolles Halten, wird dieser Schleyer zu einer wahrhaft reizenden Tracht. Die genuesischen Damen bedienen sich dessen niemals, es sey denn, daß sie im äußersten Inkognito geheime Besuche machen.

Der gänzliche Mangel an Aufklärung des Geistes, der hier durchgehends bey den Männern herrscht, läßt in diesem Punkt keine Lobrede für das schöne Geschlecht vermuthen. Da das Lesen hier eine ganz unbekannte Beschäftigung ist, so ist es

den Schönen nicht zu verdenken, wenn sie ein Buch als die unnützeste Sache von der Welt ansehen. Spiel, Intriguen und Andachtsübungen, machen den Zirkel ihrer Geschäfte und ihre einzige Unterhaltung in Gesellschaften aus. Nur eine besondre Achtung gegen Fremde kann sie dazu bringen italiänisch zu reden, denn selbst die vornehmsten Standespersonen sprechen unter einander fast immer genuesisch. Ein Umstand, der besonders dem Frauenzimmer diese Mundart so eigen gemacht hat, daß es ihnen beschwerlich fällt in einer andern zu reden; ja es giebt sogar Damen vom ersten Range, die keine andre verstehen. Eine junge, sehr schöne Dame, eines der edelsten Geschlechter, war 1780 unter dieser Zahl. Es wird daher für keine Beschimpfung gehalten, wenn man eine Genueserin frägt, ob sie italiänisch verstehe? Obgleich es allerdings etwas seltsam scheint, einer Italiänerin mitten in Italien eine solche Frage zu thun.

Diese Mundart unterscheidet sich von den andern italiänischen Mundarten so sehr, daß ein Fremder mit der besten Bekanntschaft der italiänischen Sprache schlechterdings nichts davon verstehen kann. Sie dient zum Beweise, daß auf einander gehäufte Vokalen keine Sprache wohltönend machen. Denn noch niemand hat sie so gefunden; im Gegentheil macht sie einen widerlichen Eindruck, und bildet einen heulenden Ton. Das Karakteristische dieser Mundart besteht in Verkürzung der italiänischen Wörter und Auslassung ihrer Konsonanten, wodurch sich die Vokalen einander nähern und aufgehäuft werden. Z. B. der Tisch, tavola, heißt toa, ſcudo heißt ſcuo u. ſ. w.

Zum Ersatz aber der unbeschreiblichen Unwissenheit, deren sich die Genueser nicht schämen, halten sie viel auf andächtige Ceremonien und besonders Prozessionen, die in Rom selbst nicht so häufig sind. Es giebt hier mehr Brüderschaften, als in irgend einer Stadt in Italien, die sich durch uniforme Masken unterscheiden, und ein gräßliches Schauspiel verursachen. Die Kleidung ist eine Art von Schlafrock,

der den ganzen Leib bedeckt, gewöhnlich von weisser Leinwand, womit auch der Kopf verhüllt ist, so daß nur zwo Löcher für die Augen in der Larve frey bleiben. Viele haben unter dieser Verkleidung Dolche oder Messer verborgen, mit denen sie im Vorbeygehen ihren Feinden Stöße beyzubringen suchen. Solche boshafte Handlungen sind nicht selten, und bleiben gewöhnlich ungestraft; die Larve verbirgt den wahren Thäter und die Brüderschaft schützt ihn. Bey meinem Aufenthalt in Genua empfing ein mayländischer Kaufmann einen Messerstich von einem dieser Andächtler, dem er aber glücklicherweise auswich, so daß nur die Haut gestreift wurde. Die Veranlassung dazu war so unbedeutend, daß es fast unglaublich scheint. Er sagte bloß zu meinem Freunde, mit dem er die Prozession vorbey passiren sah, daß die Kleidung einer andern Brüderschaft (denn bey gewissen Feyerlichkeiten tragen sie kleine Mäntel von farbigtem Taffent mit Tressen besetzt) ihm besser gefiel als diese. Eine unschuldige Aeusserung, die dieser Bösewicht durch einen Meuchelmord rächen wollte. Ein behutsamer Fremder muß diese Art Gaukeleyen nur in der Entfernung ansehen, denn so sehr er auch in Portugal, Spanien und dem ganzen übrigen Italien gewöhnt seyn mag, religiöse Andachtsübungen zu sehen, so übertrift doch das Bizarre dieses Aufzugs, wegen der Menge grotesker Larven, und der abgeschmackten Verzierung, alles, was man lächerliches sehen kann.

Die mehresten Glieder dieser Banden sind Handwerksleute. Ein Kaufmann in Genua, so stark er auch übrigens zur Andacht gestimmt wäre, würde es für erniedrigend halten, sich zu ihnen zu gesellen. Dieses hindert aber nicht, daß Personen von den vornehmsten adlichen Familien aus Demuth das Amt der Kreuzträger bey diesen Brüderschaften über sich nehmen. Da diese Kreuze, die bey den Prozessionen voran gehen, sehr groß und schwer sind, und viel Geschicklichkeit und Stärke zum Tragen derselben gehört, so müssen sich die Träger lange üben, ehe sie auftreten können. Oft werden sie aber in der

Lehrzeit

Lebzeit zu Krüppeln gemacht, da sie denn ihre übrigen Tage als Märtyrer leben. Demohngeachtet drängt man sich zu diesem Ehrenposten, und zahlt mit Freuden die damit verbundenen ansehnlichen Kosten. Diese dienen zu Anschaffung der Wachskerzen und aller andern Ausgaben. Der Marchese Spinola war auch vor einigen Jahren Kreuzträger, und durch seine Freygebigkeit zeichnete sich seine Brüderschaft ansehnlich aus.

Die größte dieser Feyerlichkeiten geschieht dem heiligen Johannes zu Ehren, dessen Asche man vorgiebt hier zu besitzen. Sie hat schon viele Wunder gethan, und unter andern ein Schiff gerettet, das auf dem Punkt war, im Haven unterzugehen. Es war ein Englisches, und folglich mit lauter Ketzern bemannt, die in der Todesangst sich an den heiligen Johannes wandten, der auch ihr unerwartetes Zutrauen belohnte, und sie aus der augenscheinlichsten Gefahr rettete. Dieses Wunder zu verewigen, setzt sich an dem bestimmten Tage, im Monat April, alles in Bewegung. Der Senat, die Geistlichkeit und die Brüderschaften begleiten die Asche, die in einem silbernen Kasten von Edelleuten getragen wird, nach der Meeresseite, wo unter einem prächtigen Zelt eine feyerliche Messe gelesen wird, wobey die Glokken geläutet und Kanonen abgefeuert werden. Es ist merkwürdig, daß in Venedig die Politik die Führerinn aller Feierlichkeiten ist; in Genua geschehen sie aber blos aus Andacht. Die Senatoren selbst geben das Beispiel. Man könnte es für die feinste Staatskunst halten, das Volk in Ermangelung andrer Ergötzlichkeiten, mit Andachtsübungen zu beschäftigen, wenn nicht alles unwidersprechlich übereinstimmte zu beweisen, daß man die Regierungskunst hier nicht suchen müsse.

Die auszeichnende Art der Genueser, zu denken und zu handeln, verursacht, daß sie von allen italiänischen Nationen gehaßt werden. Dieser Nationalhaß erzeugt Verachtung bey den benachbarten Höfen, die alle Gelegenheiten ergreifen sie zu demüthigen. Unglücklicher Weise für die Genueser, sind alle ihre fürstliche Nachbaren vortreffliche Oekonomen, die kein Geld

zu

zu negoziiren brauchen, und folglich zu keiner politischen Nachsicht verbunden sind. Ein großer Monarch, der sie außerordentlich verachtet, gab hievon einen auffallenden Beweis, da er ganz Italien durchreiste, und dennoch Genua nicht mit seiner Gegenwart beehren wollte, obgleich er sich mehr als einmal in der Nachbarschaft befand, nicht leicht eine große Stadt unbesucht ließ, und besonders auf die Seehäven sehr aufmerksam war. Man erzählt eine Anekdote, die wahr oder falsch, selbst in Genua gäng und gebe ist. Daß nämlich dieser Monarch den Senats-Deputirten, die ihn nach Genua einluden, zur Antwort gegeben, daß sein Gefolge zu geringe wäre, um in ihrer Stadt zu erscheinen.

Man erinnert sich hiebei der im Jahr 1745 geschehenen Einnahme der Stadt, und deren sonderbare Folgen, womit die Genueser nicht wenig groß thun. In der That liefert die alte und neue Geschichte kein Beispiel, daß eine wohl disciplinirte Armee eines kriegerischen Volks, am hellen Tage blos vom Pöbel überwunden, und aus der eroberten Stadt gejagt worden wäre. Man würde die Sache für unglaublich halten, wenn sie nicht in unsern Tagen geschehen wäre. Es wäre aber ungerecht, wenn man dieses den kayserlichen Truppen zur Last legen wollte. Sie wehrten sich in ihrer nachtheiligen Lage aufs äußerste, und fielen als Schlachtopfer der Ungeschicklichkeit ihres Anführers des Marchese de Botta. Dieser von allen Talenten entblößte Mann, nachdem er durch sein hartes und unbesonnenes Betragen, die Genueser zur Verzweifelung getrieben hatte, war ganz unfähig in dieser gefährlichen Lage, die nöthigen Maaßregeln zu nehmen. Das Volk war in alle Häuser, Palläste und Klöster der Strada Balbi (wo das Hauptquartier der Kaiserlichen war,) und der nahe beiliegenden Plätze gedrungen. Ein unaufhörliches Feuern von den Dächern und aus den Fenstern dieser größtentheils sehr maßiven Gebäude, richtete ein schreckliches Blutbad unter den Truppen an, deren Schüsse ohne alle Wirkung waren. Die amphitheatralische Lage der Stadt gab dem wüthenden Pöbel ausserordentliche

dentliche Vortheile. Die von oben kommenden Steine und Kugeln trafen alle. Die Standhaftigkeit der Kayserlichen, in dieser Gefahr auszuhalten, diente blos ihre Niederlage zu vergrößern, und sie sahen endlich keine Rettung als in einer prezipitanten Flucht. Dieses war blos das Werk des niedrigen Pöbels. Die andern Einwohner sowohl als der Senat sahen den glücklichen Erfolg noch als sehr ungewiß an, und nahmen daher keinen thätigen Antheil an dieser kühnen Unternehmung. Sie begnügten sich, das Volk heimlich zu unterstützen, und ihnen Waffen austheilen zu lassen.

Durch diesen unerhörten Vorfall verloren die Kaiserlichen ein wichtiges Land, das, wenn es auch im Aachner Frieden nicht behauptet worden wäre, dennoch auf die Friedensartikel zum Vortheil des Besitzers großen Einfluß gehabt haben würde. Dieser große Nachtheil entstand aus der ausnehmenden Unfähigkeit eines einzigen Mannes, der zum Erstaunen aller Welt, anstatt gestraft zu werden, neue Ehrenstellen erhielte. Ein Beweis, daß er ein besserer Hofmann als Feldherr war. Wahrscheinlich hätte ihn unter der jetzigen glorreichen Regierung ein ander Schicksal erwartet.

Genua ist seitdem mit neuen Festungswerken versehen worden, die aber so weitläuftig sind, daß sie wenigstens 30,000 Mann zur Vertheidigung erfordern. Kommt im Fall einer Belagerung keine fremde Armee der Stadt zu Hülfe, so ist diese vermehrte Befestigung äußerst unnütz. Alle Landtruppen der Republik bestehen nur aus 3000 Mann, größtentheils Deutsche, sowohl Offizier als Gemeine, schlecht disciplinirt, mondirt und ästimirt. Der General ist, wie schon oben gesagt, allemal einer der vornehmsten Senatoren, allein er trägt niemals Uniform, sondern hat blos zum Zeichen seiner Würde einen Rohrstock in der Hand, mit dem er auch bei allen Rathsprozessionen paradirt. Der Staat unterhält nur vier Galeeren, die hauptsächlich zu den Reisen der Senatoren dienen, die sie in den am Meer gelegnen Städten ihres Gebiets thun. Sehr

selten

selten kreuzen sie gegen die Seeräuber. Diese Nachläßigkeit, und die vorbeschriebene äusserst schwache Regierung, verursachen einen Mangel an Sklaven zur Bemannung dieser wenigen Galeeren. Ein Umstand der um so viel sonderbarer ist, da Diebstahl und Meuchelmord hier gar nicht selten sind, und die Galeeren anstatt der Zuchthäuser dienen.

Dieser Mangel an Züchtlingen aber wird auf eine Art ersetzt, die alle menschliche Begriffe übersteigt, und die, wie ich sehr zweifle, in irgend einem Winkel der Erde als hier im Gebrauch ist. Man sollte glauben, daß die niedrigste Stufe des menschlichen Elends das Leben eines Galeerensklaven sey. Auf dem Verdeck unter freiem Himmel fast nakkend angeschmiedet, der Witterung aller Jahreszeiten, und dem Ungestüm des Meers bey der elendesten Kost blos gestellt, vom Ungezieffer verzehrt und von der Peitsche zerfleischt, scheint es, daß diese Unglückliche, das Schicksal eines Gefangenen, der in einem unterirdischen Kerker in Fesseln liegt, beneiden müssen. Denn sein Zustand mit dem ihrigen verglichen, ist Glückseligkeit. Dennoch, durch einen unbegreiflichen Widerspruch in der menschlichen Natur, giebt es hier Menschen, die um die Zahl der mangelnden Galeerensklaven zu ersetzen, ihre Freyheit verkaufen. Der Termin ist gewöhnlich auf ein Jahr, und der Preis zwey Zechinen, die ein solcher Unmensch mehrentheils gleich versäuft. Er wird sodann auf die Galeere gebracht, entkleidet und angeschmiedet. Man macht keinen Unterschied in der Behandlung zwischen dem größten Verbrecher, und einem solchen Buben. In dem Laufe des Jahres findet man oft Gelegenheit, wo er zu neuen Ausschweifungen geneigt ist; diese nutzt man, er bekommt frisches Geld, und verlängert seinen Termin. Es ist daher selten, daß solcher jemals seine Freyheit erhält.

Die zween größten Handelshäuser hier gehören den adlichen Familien: Durazzo und Cambiasi; sie schämen sich nicht auf die Börse zu kommen, und den geringsten Kaufmann gelegentlich zu schmeicheln. Sie sind al banco ganz Höflichkeit

und Herablassung. Wehe aber dem Kaufmann, wenn er darauf ein System von Protektion bauet! denn derselbe Mann, der auf der Börse ihm freundschaftlich die Hand gedrückt hat, wird in dem Ton eines asiatischen Despoten mit ihm reden, sobald er in seinen Pallast kommt. Der ehemals große Kaufmann in Amsterdam, Herr Clifford, erfuhr davon eine Probe zur Zeit seines größten Wohlstandes, da er selbst von Fürsten karessirt wurde. Er reisete durch Genua, und wollte den Nobile Durazzo, Chef des vornehmsten Handlungshauses, in seinem Pallast besuchen. Gewohnt alle Thüren bey seinem Namen sich öfnen zu sehen, erstaunte er, daß er in der Antichambre eines gemeinen Edelmanns vernachläßigt wurde. Er hielt es für ein Versehen des Bedienten, der seinen Namen nicht recht gemeldet hätte. Allein auf wiederholtes Anmelden, daß Herr Clifford aus Amsterdam aufzuwarten bereit wäre, wollte doch niemand erscheinen. Nachdem er länger als eine Stunde vergebens gewartet hatte, entfernte er sich, und gab dem Kammerdiener folgenden Auftrag: Sagt eurem Herrn, daß die Cliffords nicht gewohnt sind zu antichambriren, und daß die Durazzo's zu gering wären, diese Ehre zu verlangen.

Die Regierungs- und Handlungsgeschäfte, sowohl als das Klima, haben die Gewohnheit unterm Adel eingeführt, erst spät des Abends in Gesellschaften sich zu versammlen. Dieser Gebrauch herrscht in dem größten Theil von Italien, nur mit dem Unterschiede, daß hier der ganze Adel der Stadt in einem Hause zusammen kommt. Dieses wechselt beständig unter allen Familien ab, so daß es nur einmal in 14 bis 15 Monaten herum kommt. Die sogenannte Conversationi fangen Abends um neun Uhr an, und dauren bis eilf Uhr. Man spielt und genießt Erfrischungen, wenn man es begehrt, und damit hat die Conversation ein Ende. Nichts ist in den Augen eines Fremden, der nicht spielt, abgeschmackter, als diese Zusammenkünfte. Da man sich bloß zum spielen versammlet, und die Zeit kurz ist, so wird auch keine Minute verloren. Man kömmt,

spielt

spielt, und eilt weg. Jedermann ist auch hier wie gewöhnlich schwarz gekleidet. Man hat auch den häufigen Gebrauch des Porzellans durch Gesetze eingeschränkt, dahingegen man soviel Silberzeug haben kann, als man nur will.

Das Cicisbeat ist zwar ein in ganz Italien eingeführter Gebrauch, allein nirgends wird es zu einem solchen lächerlichen und ausschweifenden Grad getrieben, als in Genua. Mit dem Hochzeitstage endigt sich aller öffentlicher Umgang eines Ehemannes mit seiner Frau. Sie dürfen schlechterdings nicht zusammen gesehen werden, weder auf der Promenade, noch in Schauspielen oder Gesellschaften, kurz nirgends. In andern Städten setzt sich mancher Ehemann, aus Liebe zu seiner Gattin, über diese närrische Gewohnheit weg, er hat weiter keine Besorgniß, als für einen unmodischen oder eifersüchtigen Mann gehalten zu werden; allein hier darf das entschlossenste Ehepaar keinen solchen Versuch wagen. Von allen Freunden ohne Unterschied verlassen, von Feinden verspottet, und vom Pöbel beschimpft zu werden, ist die unausbleibliche Folge, sobald sie sich öffentlich zusammen sehen lassen. Man scheuet sie, als ob sie von der Pest angesteckt wären, und sogar ihre Busenfreunde verbergen sich. Sie würden selbst verspottet werden, wenn sie mit so ausgezeichneten Personen sich öffentlich in ein Gespräch einließen.

Wie sehr dieser unsinnige Gebrauch, in einem wollüstigen Lande, den Sitten nachtheilig seyn müsse, wird jeder Menschenkenner einräumen, soviel auch zu dessen Beschönigung selbst von klugen Reisenden gesagt worden ist, die in diesem Fall das Echo der Italiäner gewesen sind. Es ist nichts so lächerlich auf Erden, dem man nicht einen Anstrich geben könne. Genug die Dame erwählt sich ihren Cicisbeo, der auch oft im Ehekontrakt bestimmt wird; dieser wird ihr unzertrennlicher Gesellschafter bey allen Gelegenheiten. Sie ist ganz die seinige, nur des Nachts nicht, wo der Mann seine Stelle vertritt, und zwar nur auf einige Stunden; denn ein Cicisbeo, der sich seine Pflicht recht will angelegen seyn lassen, besucht seine Dame

morgens früh im Bette, hilft sie an und auskleiden, der Mann entfernt sich u. s. w. Es ist ein Vorurtheil, daß die Italiäner sehr eifersüchtig sind. Daß sie in Ansehung ihrer Weiber diese Leidenschaft nicht zeigen, wird hiedurch vollkommen bewiesen. Ihre Eifersucht gegen ihre Geliebten aber zeichnet sich aus, nicht daß sie in einem solchen Falle stärker wäre, als bey andern Nationen; allein sie äußert sich heftiger, woran ihre hitzige und rachgierige Gemüthsart schuld ist, die oft durch nichts geringeres als Mord und Tod zu befriedigen ist.

Wenn indessen der moralische Nachtheil des Cicisbeats, bey den freyen Sitten unsrer Zeit nicht in Betrachtung kommt, so ist doch der physikalische Nachtheil des Staats, besonders in Genua ausserordentlich, wovon folgendes ein unwidersprechlicher Beweis ist. Es giebt hier Kaufleute aller Nationen, besonders Deutsche, Englische und Französische, diese letztern sind alle aus der französischen Schweiz. Im Jahr 1780 befand sich auch nicht ein einziger Franzose in Genua als Kaufmann etablirt. Ein Umstand der merkwürdig ist, da keine Handelsstadt in Europa ist, wo man nicht französische Häuser findet. Es sind größtentheils ansehnliche Kaufleute, aber alle insgesammt, ohne Ausnahme, zu welcher Nation oder Religion sie auch gehören, unverheurathet. So sehr dieser Grundsatz eines unehelichen Lebens, den eine solche Menge reicher Leute angenommen, auch dem Staat in Ansehung der Bevölkerung nachtheilig ist, so ist dieses doch das geringste Uebel. Kein Fremder etablirt sich in Genua, ohne den festen Vorsatz, nur eine Anzahl von Jahren zu sammlen, und sich sodann wieder wegzubegeben. Dieser gewisse Gewinst kann hier nicht leicht fehlen, wenn man die gehörigen Handlungskenntnisse hat, ohne alle Familie ist, und die äußerste Sparsamkeit beobachtet. Nach einer festgesetzten Zeit also, wenn der Tod nicht dazwischen kommt, zieht ein jeder fremder Kaufmann ohne Unterschied, da er nicht gefesselt ist, von Genua mit seinen erworbenen Reichthümern weg; ein Schade, der für den Staat un-

endlich ist. Ein reicher Kaufmann aus Geneve, der hier angesessen ist, entschloß sich vor einigen Jahren zu heirathen, und dem Cicisbeat zum Trotz, nach seiner Fantasie zu leben. Er wählte ein reizendes Mädchen aus seinem Vaterlande, deren Besitz ihn für alles andre schadlos halten sollte. Von aller Welt abgesondert, und eins in dem andern glücklich, hielten sie eine Weile aus, und lebten wie Eremiten mitten in einer volkreichen Stadt. Der Verdruß aber, wie Gefangene von allen Gesellschaften, Spaziergängen, Schauspielen u. s. w. ausgeschlossen zu seyn, da man sie schlechterdings in diesem Fall nicht besuchen kann, ohne insultirt zu werden, wirkte auf sie so stark, daß beide krank wurden. Der Tod machte in kurzer Zeit dem Gram der jungen Schöne ein Ende, und überließ es ihrem zärtlichen Gatten, ein Unglück zu beweinen, woran er allein schuld war, und das er hätte vorher sehen können. Dieses Beispiel wird andern zur Warnung dienen, einen ähnlichen Versuch zu wagen. — Z.

II.

Beschluß der Geschichte der äußerst merkwürdigen Türkischen Belagerung von Malta, im Jahr 1565.

Der Großmeister schickte alle Nacht frische Truppen ins Fort, um die Todten und Verwundeten zu ersetzen, und versahe die Garnison überflüssig mit Lebensmitteln, Munition und Kriegsgeräthen. Unter diesen war eine von ihm selbst gemachte Erfindung; sie bestand in mit Wolle bedeckten Holzbündeln, die mit Pech und Pulver vermischt, in siedend Oel getaucht wurden. Diese Maschinen steckte man in Brand und warf sie brennend unter die Feinde, wenn sie zum Sturm anrückten.

rükten. Die Verwirrung, die sie anrichteten, war unbeschreiblich und viele Türken wurden lebendig verbrannt.

Die Belagerten hatten solche mörderische Instrumente zu ihrer Vertheidigung höchst nöthig, denn die Feinde hatten, troz aller ihrer Gegenwehr, eine Brükke über den Graben gemacht, und fiengen bereits an die Mauer zu unterminiren. Vom 17ten Juni bis zum 14ten Juli, vergieng kein Tag ohne Gefechte. Mustapha versuchte oft das Fort zu stürmen, allein er mußte sich immer mit großem Verlust wieder zurückziehen.

Beschämt, so viele Zeit vor einem Ort von so unbedeutender Stärke zu verlieren, entschloß er sich zu einem Generalsturm, wobey er so viel Truppen, als die Lage des Platzes nur immer zuließ, gebrauchen wollte. Er hatte schon verschiedene Breschen gemacht, und um den guten Erfolg des Sturms desto mehr zu sichern, ließ er den 15ten von seinen Batterien ein entsetzliches Feuer machen, das ununterbrochen fortgesetzt wurde, bis die ganze Seite der auf den Felsen stehenden Mauer, wo er seinen Angrif machen wollte, niedergeschossen war. Den 16ten rückte die Flotte noch vor Tages Anbruch dem Fort so nahe, als es die Tiefe des Wassers nur erlauben wollte; vier tausend Mann Musketier und Schützen blieben in den Trancheen, alle andre Truppen aber setzten sich sobald das Signal gegeben war, gegen die Bresche in Bewegung. Die Besatzung war vorbereitet sie zu empfangen. Viele Glieder von Soldaten mit Rittern untermengt, hatten die Bresche ausgefüllt. Alle Versuche der Türken durch diese entschlossene Schaar durchzubrechen und sie durch ihre große Anzahl zu überwältigen, waren vergebens; ihre Menge diente blos ihren Verlust zu vergrößern. Jedweder Schuß vom Fort that seine Wirkung; die Artillerie wüthete entsetzlich, und die brennenden Bündel wurden mit erstaunlichem Erfolg gebraucht. Das Neue dieser Maschinen und das Schreyen derjenigen, die davon getroffen wurden, vermehrte das Schrekken so sie einflößten, und machte es den türkischen Offiziren unmöglich, ihre Leute zusammen zu halten, um diejenigen Vor-

theile zu erlangen, die bey einer bessern Ordnung, durch ihre große Anzahl doch endlich unfehlbar erreicht werden mußten. Nachdem der Sturm länger als sechs Stunden, ohne das geringste auszurichten, gedauert hatte, ließ Mustapha endlich zum Abzug blasen.

Dieser Angrif kostete der Garnison zwanzig Ritter, worunter auch de Medran war, und 300 andre Soldaten; allein dieser Verlust ward sogleich durch eine Verstärkung aus der Stadt ersetzt, daher denn Mustapha überzeugt wurde, daß wenn man die Kommunikation zwischen der Stadt und dem Fort nicht abschnitte, es unmöglich seyn würde letzteres zu erobern, so lange noch Truppen in der Insel übrig wären. Er beschloß also dem Rath des Dragut zufolge, seine Trancheen und Batterien nach der Stadtseite zu erweitern, und zwar bis zu demjenigen Theile des Meeres, wo der große Haven war, vermittelst welchem der Großmeister der Garnison täglich alles nöthige zuschickte. Er wußte, daß diese Unternehmung die größte Schwierigkeit haben würde, da der ganze Raum zwischen seinen Verschanzungen und dem vorhabenden Erreichungsplatze, dem Feuer des Forts St. Elmo sowohl als auch des Forts St. Angelo ausgesetzt sey. Als er die Gegend besichtigte, ward ein Sangiac, sein Vertrauter, an seiner Seite erschossen; und was noch ein viel größerer Verlust war, so erhielt Dragut selbst eine tödtliche Wunde, woran er in wenig Tagen starb. Demohngeachtet verlohr Mustapha nicht den Muth sein Vorhaben auszuführen und ließ seine Truppen Tag und Nacht fortarbeiten, bis das Werk vollendet war. Da nun die Batterien längst dem Ufer errichtet waren, so konnte kein Bot zwischen der Stadt und dem Fort passiren, ohne die augenscheinlichste Gefahr zu laufen, versenkt oder genommen zu werden.

Nach diesen genommenen Maaßregeln, wiederholte er mit neuem Muth seine Versuche das Fort zu stürmen. Den 21sten that er vier verschiedene Angriffe, die die Besatzung alle aushielt, und durch diese Zurücktreibung so vieler muthigen

Feinde,

Feinde, eine Tapferkeit bewies, die über alle Beschreibung erhaben ist. Allein diese heldenmüthige Garnison, war nunmehr sehr geschwächt, und man hatte die größte Ursache zu fürchten, daß wenn sie keine Verstärkung aus der Stadt erhielten, sie bey dem nächsten Sturm unterliegen müßten. Von dieser verzweifelten Lage gaben sie dem Großmeister, durch einen, der in der Nacht durch den Haven schwamm, Nachricht. Sogleich waren Böte mit Rittern und Soldaten angefüllt, die großmüthig entschlossen waren, für die Sicherheit des Ganzen und die Erhaltung des Forts, einem gewissen Tode entgegen zu gehen. Sie entferneten sich von der Stadt mit so viel Freudigkeit, als wenn sie die sicherste Hofnung zum Siege gehabt hätten; allein sie fanden die Türken so sehr auf ihrer Hut, und ihre Verschanzungen so sehr besetzt, daß alle ihre Versuche zu landen unmöglich gemacht. und sie endlich gezwungen wurden, vom Kummer für das Schicksal ihrer braven Kameraden beängstigt, zur Stadt zurückzukehren.

Die Garnison, aller Hofnung beraubt, hielt sich nun für verloren; allein anstatt zu kapituliren, oder einen Versuch zu machen, zu entkommen, bereiteten sie sich zum Tode, brachten die Nacht im Gebet zu und empfiengen das Abendmal, worauf sie sich zärtlich umarmten, von einander Abschied nahmen, und sodann nach ihren angewiesenen Posten giengen. Diejenigen von den Verwundeten, die sich nicht selbst bewegen konnten, wurden nach der Bresche Seite gebracht, wo sie standhaft die Annäherung der Türken erwarteten.

Den nächsten Morgen, als den 23sten Juli mit anbrechendem Tage, rückten die Feinde unter lautem Geschrey zum Sturm an. Sie konnten sich nicht einbilden, daß eine so kleine Anzahl hofnungsloser Leute sich lange wehren würde. Allein hierin fanden sie sich betrogen. Die Besatzung, entschlossen zu sterben und über alle Gefahr hinaus, bewies eine mehr als menschliche Tapferkeit, die ihre Feinde mit Entsetzen erfüllte. Das Gefecht währte vier Stunden, und endigte sich nicht eher,

als bis alle Ritter und alle Soldaten gestreckt lagen, zwo von den letztern ausgenommen, die sich durch schwimmen retteten. Die Türkische Flagge wurde auf die Wälle gepflanzt und die Flotte lief in denjenigen Haven, der von dem Fort kommandirt wurde mit großem Frohlokken ein. Als Mustapha die Größe des Forts und dessen Befestigungswerke untersuchte, rief er aus: „Was wird der Vater uns nicht kosten, (womit er die Stadt „meinte) da der Sohn, der nur so klein ist, uns so viel tausend „brave Soldaten gekostet hat!“ Allein weit entfernt, daß diese Betrachtung ihn hätte reizen sollen, die heldenmüthige Standhaftigkeit zu bewundern, die er so schwer gefunden hatte zu besiegen, so diente sie bloß, ihm eine viehische Wuth einzuflößen. Er befahl, daß man allen von der Besatzung, die noch nicht den Geist aufgegeben hatten, den Leib aufschneiden, und das Herz heraus reissen sollte; und um die Ritter und ihre Religion zu beschimpfen, ließ er ihre todten Körper aufsuchen, Kreuze darinn schneiden, hernach auf Bretter binden und in die See werfen, wo sie denn vom Strom nach der Stadt oder dem Fort St. Angelo geführt wurden.

Der Großmeister ward durch dieses scheußliche Schauspiel bis zu Thränen gerührt, allein sein Schmerz gab bald den Empfindungen der Rache Raum, und diese niedrige Leidenschaft verleitete ihn zu einer Handlung, die seines erhabenen Karakters unwürdig war. Um den Bassa, seiner Meinung nach zu lehren, weniger barbarisch im Kriege zu seyn, ließ er aller gefangenen Türken ihre Köpfe in seine größten Kanonen laden, und ins Türkische Lager schiessen.

Die vorerzählte Belagerung hatte dem Orden 1500 Mann gekostet, worunter 130 Ritter waren. Ein so großer Verlust betrübte den Großmeister nicht wenig, allein er verbarg seinen Kummer sehr weislich, und zeigte seinen unerschütterlichen Muth wie vorher, wodurch er denn allen übrigen Truppen die feste Entschliessung einflößte, die Stadt und die andern Forts bis auf den letzten Mann zu vertheidigen.

Mustapha

Mustapha glaubte, daß die Ritter durch das Schicksal ihrer Kameraden furchtsam gemacht, nunmehr geneigt seyn würden, zu kapituliren; in dieser Hoffnung schickte er einen Offizier mit einer weissen Flagge, von einem Christensklaven, der ihm zum Dolmetscher dienen sollte, begleitet, zu einem der Thore. Dem Türken ward nicht erlaubt die Stadt zu betreten, allein der Christ ward hereingelassen und von einem Officier durch die Glieder der in Gewehr stehenden Soldaten geführt; wobey ihm dieser Officier zugleich die Festungswerke des Orts zeigte, und erinnerte, genau die Tiefe und Breite des Grabens zu beobachten, indem er zu ihm sagte: „Sehet hier, dies „ist der einzige Fleck, mit dem wir eurem General aufwarten „können, und da hoffen wir ihn bald mit allen seinen Janitscha„ren zu begraben“.

Diese beschimpfende Rede setzte den Bassa in die äußerste Wuth, und erneuerte seine Entschliessung, alle Kräfte zur Fortsetzung der Belagerung anzustrengen. Seine Truppen obgleich sehr vermindert, waren noch immer hinreichend, zugleich die Stadt und das Fort St. Michael zu berennen. Er ließ auf beide ohne Aufhören feuren; allein seine Absicht war, letzteres erst zur Uebergabe zu bringen, und zwar, da es auf einer Halbinsel lag, durch Angriffe sowohl zu Wasser als zu Lande. Um diesen Vorsatz auszuführen, war es nöthig Schiffe zum Transport seiner Truppen in den innern Haven zu bringen. Da aber eine große eiserne Kette und die Kanonen von St. Angelo die Mündung des Havens undurchdringlich machten; so hätte er sein Vorhaben aufgeben müssen, wenn nicht Piali ein Mittel ausgefunden hätte, gegen welches der Großmeister keine Vorkehrungen gemacht hatte. Dieses bestand darin: eine Anzahl Böte durch die Christensklaven und Seeleute über eine Erdzunge, worauf das Fort St. Elmo stand, schleppen zu lassen. Dieser Vorschlag, den Mustapha sogleich annahm, ward dem Großmeister durch einen Türkischen Offizier kund gethan, der von Geburt ein Grieche, von Gewissensbissen geplagt, zu den Christen überging. La Valette ließ dieser Nach-

richt zufolge, durch eine große Anzahl Leute Palisaden verfertigen, die längst dem Vorgebürge, wo die Türken ihren Angriff machen wollten, angebracht wurden; und an einem andern Theil, wo die Tiefe des Wassers oder die Härte des Bodens, den Gebrauch der Palisaden nicht zuließ, befahl er starke Verschanzungen aufzuführen. Mittlerweile die Sklaven und das Seevolk mit dem vorerwähnten Transport der Böte beschäftigt waren, unterhielt Mustapha ein beständiges Feuer aufs Fort. Da er endlich die Anzahl der transportirten Boote für hinreichend hielt, und die von seiner Artillerie gemachten Breschen beträchtlich waren, beschloß er ohne Verzug einen Angriff zu Lande und zur See zugleich zu machen. Er war um desto mehr eines guten Erfolgs versichert, da er seit Eroberung des Forts St. Elmo eine beträchtliche Verstärkung erhalten hatte. Diese bestand aus 2500 auserlesenen Soldaten, die insgemein die Algierischen Bravos genannt wurden. Hascem, Vicekönig von Algier, der Sohn des Barbarossa, war ihr Anführer. Er besaß einen großen Theil von dem Muth seines Vaters, und war ehrgeizig sich in des Sultans Diensten hervorzuthun; er bat daher, Mustapha möchte ihm erlauben, das Fort St. Michael zu stürmen, und versicherte mit dem ihn gewöhnlichen Hochmuth, daß er es bald mit dem Säbel in der Faust erobern würde. Der Bassa, der entweder eine große Meinung von seiner Tapferkeit oder die Absicht hatte, ihm auf seine eigne Unkosten seinen Uebermuth empfinden zu lassen, gestand diese Bitte gerne zu, ließ 6000 Mann zu seinen Algierern stoßen, und versprach, ihn mit dem Rest seiner Armee zu unterstützen.

Hascem theilte seine Truppen mit Candelissa einem alten Korsaren, der nach ihm im Kommando folgte; dieser sollte den Angriff zur See machen, den zu Lande aber behielt er sich selbst vor; Candelissa schiffte seine Truppen auf Böten ein, und fuhr mit klingendem Spiele ab. Vor dem Zug war ein Boot mit Mahometanischen Priestern angefüllt, wovon einige mit Gebeten für einen glücklichen Erfolg, und einige mit Lobgesängen

fangen beschäftigt waren, indem andre mit Büchern in ihren Händen Verfluchungen gegen die Christen ausstießen. Candelissa versuchte anfangs die Palisaden niederreissen zu lassen, die man, um die Landung zu verhindern verfertigt hatte. Allein da er sie viel stärker fand, als er vermuthet hatte, und zugleich befürchtete, daß seine Truppen während der Aufräumung derselben, ausserordentlich vom feindlichen Feuer leiden würden; so glaubte er, daß es leichter sey, eine Landung an dem andern Theil des Ufers zu machen, wo die Verschanzungen waren. Dieser wichtige Posten wurde von einem alten Ritter, Namens Guimeran vertheidigt. Dieser erfahrne Officier sparte sein Feuer, bis die Türken ganz nahe am Ufer waren, wo er denn durch eine Generalsalve über 400 Mann zur Erde streckte. Dieses aber hielt die übrigen nicht ab sich zu nähern. In der Zeit, daß die Christen ihre Kanonen ladeten, rückte Candelissa an der Spitze seiner Algierer hurtig an und landete. Allein Guimeran der noch einige Kanonen mit Kartätschen geladen aufbehalten hatte, empfing sie nach ihrer Landung auf eine so erschreckliche Art, daß viele von ihnen zu ihren Böten zurückflohen. Dieses zu verhindern befahl Candelissa, daß die Böte vom Ufer abstoßen und sich in einiger Entfernung halten sollten. Da seine Truppen nun sahen, daß sie entweder siegen oder sterben mußten, nahmen sie die Verzweiflung zur Hülfe, und näherten sich den Verschanzungen mit der Sturmleiter in der einen und dem Säbel in der andern Hand. Auf beiden Seiten wurde die ausserordentlichste Tapferkeit bewiesen. Eine große Menge der Fechtenden fiel, und der Graben war voller todten Körper und Blut, worinn sich die Verwundeten wälzten. Endlich erstiegen die Türken, nach einem fünfstündigen Gefechte die Verschanzungen, und pflanzten ihre Fahnen darauf. Die Ritter, von Scham über ihre Zurückweichung durchdrungen, kehrten mit verdoppelten Muth wieder um. Sie würden aber wahrscheinlich durch die Menge der Feinde doch überwältigt worden seyn, hätte der Großmeister ihnen nicht eine ansehnliche Verstärkung, unter Anführung des Admiral von Giou und des

Ritters Quiney zugeschickt, die auf die Algierer und Türken mit solcher Wuth fielen, daß Candelissa, so berühmt er auch wegen seiner Unerschrokkenheit war, sich selbst darüber entsetzte. Er ließ die Böte ans Ufer bringen und war unter den ersten, die flohen. Seine Bravos fochten noch einige Zeit, nachdem er sie verlassen hatte, wie Verzweifelte; endlich wurden sie aber auch aus den Verschanzungen geworfen und gezwungen, sich in der größten Unordnung in ihre Böte zu retten. Die Christen verfolgten sie, und die Batterien setzten ihr Feuer unaufhörlich fort. Viele Böte giengen zu Grunde; das Wasser war mit todten Körpern, verstümmelten Gliedern, Helmen und Schilden bedeckt. Von viertausend Türken, die zu dieser Unternehmung gebraucht wurden, blieben kaum fünfhundert übrig, und auch von diesen waren viele gefährlich verwundet.

Hascem war nicht glücklicher in seinem Angriff zu Lande, als Candelissa zur See. Nachdem er mit großem Verlust von einer Bresche zurückgeschlagen war, zog er seine Truppen zusammen und führte sie zu einer andern, wo sie lange als Verzweifelte fochten, bis die mehresten Bravos an seiner Seite gefallen waren, und ihm nichts als ein Rückzug übrig blieb. Mustapha mußte ein gleiches thun, nachdem er den Hascem nachdrücklich unterstützt und viel Volk verloren hatte. Da ihn indessen diese hartnäckige Vertheidigung der Garnison wüthend machte, so beschloß er mit seiner ganzen Armee einen Angriff zu thun, und zwar die Hälfte gegen St. Michael, der andre Theil aber unter Anführung des Piali gegen die Stadt selbst. Allein alle wiederholte Stürme auf das Fort St. Michael waren fruchtlos, und überdem die Trancheen des Mustapha durch einen heftigen Ausfall der Ritter zerstöret.

Piali hatte mehr Ursache sich mit der Hoffnung des Sieges zu schmeicheln, obgleich die Stadt viel fester als das Fort war und la Valette da in Person kommandirte. Er hatte durch seine Batterien bereits alle Aussenwerke demolirt und eine ungeheure Bresche in der Mauer gemacht. In der Zeit daß

seine Truppen einen heftigen Angriff thaten, der die ganze Aufmerksamkeit der Belagerten von Morgen bis in die Nacht beschäftigte, ließ er nahe bey der Bresche einen Kavalier, oder Platform von Erde und Steinen errichten, und zwar so hoch, daß er über das Parapet hervorragte. Indessen kam die Nacht heran, die ihn abhielte, diesen großen Vortheil weiter zu treiben; er zweifelte aber nicht, daß er den folgenden Tag fähig seyn würde, sich der Stadt zu bemächtigen,

Sobald er seine Truppen zurückgezogen hatte, hielt der Orden einen Kriegsrath, wo denn die mehresten Ritter der Meinung waren, daß die Stadt nicht länger haltbar sey; daß man die noch übrigen Festungswerke sprengen und die Garnison, nebst den Einwohnern sich ins Kastel St. Angelo reteriren müßten. Diesen Vorschlag aber verwarf der Großmeister mit Abscheu. „Dieses würde in der That heißen, sagte er, die ganze Insel den Händen der Ungläubigen übergeben. Das Fort St. Michael, das so brav vertheidigt worden, und sich vorzüglich durch die Kommunikation mit der Stadt erhalten hat, würde hiedurch bald zur Uebergabe gebracht werden. Im Kastel St. Angelo ist nicht Raum genug für alle Truppen und Einwohner; ja wenn auch wirklich Raum wäre, so fehlt es doch an Wasser für eine so große Anzahl.“ Man schlug sodann vor, wenigstens die Reliquien der Heiligen und das Kirchengeräthe dahin zu bringen; auch beschworen die Ritter den Großmeister sich selbst ins Kastel zu begeben, indem sie ihm versicherten, die Vertheidigung mit dem größten Eifer zu betreiben. „Nein, meine Brüder, versetzte er, was sie in Ansehung der heiligen Sachen vorschlagen, würde bloß dienen unsre Soldaten in Furcht zu setzen. Wir müssen unsre Besorgnisse verbergen. Hier auf diesem Platz ist es, wo wir entweder siegen oder sterben müssen. Und wie kann ich in einem Alter von ein und siebenzig Jahren, mein Leben ehrenvoller endigen, als gegen die unerbittlichen Feinde unsers heiligen Glaubens, nebst meinen Freunden und Brüdern fechtend zu fallen? — Er sagte ihnen sodann was gethan werden mußte, und eilte sogleich es auszuführen.

führen. Nachdem er den größten Theil der Besatzung aus dem Fort St. Angelo gezogen hatte, mußte sie nebst den Einwohnern, die ganze Nacht an einer Verschanzung, innerhalb der Bresche arbeiten. Indessen wurden die versuchtesten Ritter mit auserlesenen Truppen ausgeschickt, einen Versuch auf den Kavalier zu machen. Sie schlichen ganz leise längst der Mauer bis zu dem bestimmten Platz, wo sie denn ein lautes Geschrey anhuben, und mit solcher Wuth über die Türken, die Piali daselbst zurückgelassen hatte, herfielen, daß diese ihren Posten verließen und in größter Verwirrung nach ihrem Lager flohen.

Der Kavalier wurde sogleich befestigt, und gegen die feindliche Seite eine Batterie und Parapet errichtet. Auf diese Art konnten die Belagerer aus der Bresche keinen Nutzen ziehen; die Stadt wurde in größere Sicherheit gesetzt, und ein Werk, das zu ihrer Zerstörung gemacht war, in ein Bollwerk zu ihrer Vertheidigung verwandelt.

Das Betragen des Königs von Spanien bey diesem Vorfall war sehr ungroßmüthig; die Gefahr worinn Malta schwebte, schien ihn nur in soweit zu rühren, als seine eignen Staaten bedroht wurden. Die Türken waren nunmehr von 45000 bis zu 15 oder 16000 herunter gekommen, und eine faule Dissenterie wüthete unter ihnen.

In dieser Lage der Dinge, da es wahrscheinlich war, daß die Ritter ohne weitere Hülfe, die Türken gezwungen haben würden, die Belagerung aufzuheben, gab der Vicekönig dem Großmeister Nachricht, daß er nunmehr von einem Könige solche Befehle bekommen hätte, die ihn ihn den Stand setzten, seine Achtung für den Orden zu eigen; daß es ihm zwar nicht erlaubt wäre, die Türkische Flotte anzugreifen, indessen würde er ihm sogleich ein starkes Korps Truppen schikken, dessen Befehlshaber gänzlich dem Großmeister unterworfen seyn sollte, bis der Feind vertrieben seyn würde.

Ob man gleich den Vicekönig wegen unnöthiger Verzögerungen in Verdacht hatte, so erfüllte er doch endlich sein Versprechen.

sprechen. Den 7ten September landeten 6000 Mann unter Kommando des Don Alvaro de Sande und Ascanio della Corna, in demjenigen Theil der Insel, der am weitesten von den Türken entfernt war, worauf denn die Flotte sogleich wieder zurück nach Sicilien ging.

Die Türkischen Bassen hatten von ihren Spionen vernommen, daß des Vicekönigs Absicht wäre, seine Truppen beim Fort St. Angelo zu landen; dieses zu verhindern, war Piali verschiedene Tage vor dem großen Haven vor Anker gelegen, nachdem er den Eingang desselben durch eine Kette von Seegeltauen, Stangen und Böten gesperrt hatte.

Da indessen Mustapha hörte, daß die Spanier gelandet wären, und auf ihn loskämen, gerieth er in die größte Bestürzung. Er wußte, wie sehr seine Soldaten, wegen des schlechten Erfolgs ihrer Unternehmung, den Muth verloren hatten, und wie wenig sie folglich im Stande wären, einer, wie er sich einbildete, viel stärkern Armee der besten spanischen Truppen Widerstand zu thun. Ohne also wegen der Anzahl der Feinde nähere Erkundigung einzuziehen, hob er ungesäumt die Belagerung auf, zog seine Besatzung aus St. Elmo, ließ alle seine schwere Kanonen zurück, und schiffte seine Truppen mit solcher Eilfertigkeit ein, als ob die Spanier mit ihrer ganzen Macht im Anzuge wären. Kaum war die Einschiffung geschehen, als ein Ueberläufer aus dem Spanischen Lager ankam, durch dessen Bericht er zu seiner äußersten Schande erfuhr, daß eine Armee von 15 bis 16000 Mann vor 6000 geflohen wären, die nicht einmal einen General an ihrer Spitze hatten, sondern von Offizieren die von einander unabhängig waren, kommandirt wurden. Voller Verzweiflung würde der Bassa sogleich wieder Order zum ausschiffen gegeben haben, allein er durfte dieses nicht wagen, ohne vorher die Meinungen des Piali, Hascem und der andern vornehmsten Befehlshaber zu hören.

Während daß man hierüber berathschlagte, war der Großmeister nicht müßig, sondern zog den bestmöglichsten Vortheil von

von der ihm gelassenen Zeit. Alle Einwohner, Männer, Weiber und Kinder sowohl als Soldaten mußten arbeiten die feindlichen Trancheen auszufüllen, und ihre Werke zu demoliren; imgleichen ward das Fort St. Elmo mit einer neuen Besatzung versehen, in welchem die Türken aus ihren Schiffen die Fahne des heiligen Johannes auf eben derselben Stelle errichten sahen, wo kurz vorher die Fahne Mohomeds geweht hatte.

Dieses war dem Mustapha ein Beweis, wie viel neue Arbeiten auf ihn warteten, im Fall er die Belagerung wieder vornehmen sollte; allein aus Wuth gegen sich selbst, wegen seines übereilten Rückzugs, und beunruhigt durch die Vorstellung des Empfangs, den er vom Sultan zu erwarten hatte, wünschte er durch Sieg oder Tod sein Versehen wieder gut zu machen, und die gerechten Vorwürfe von sich abzulenken. Piali, der auf die große Gunst, worinn der Bassa bey dem Sultan stand, eifersüchtig war, betrübte sich nicht sehr über diese mißlungene Unternehmung; er stellte daher dem bey dieser Gelegenheit versammleten Kriegsrath vor: daß, da die Truppen so sehr muthlos und abgemergelt wären, es so gut seyn würde, als sie muthwillig auf die Schlachtbank liefern, wenn man sie gegen den Feind führen, oder die Belagerung erneuern wollte. Indessen waren doch die mehresten im Kriegsrath andrer Meinung, und man beschloß ohne Verzug die Truppen wieder zu landen und auf die Spanier loszugehen.

Die Türken klagten bitterlich über diese Entschliessung, und gehorchten mit vielem Wiederwillen. Ihre Offiziers waren gezwungen, sowohl Drohungen als Gewalt zu gebrauchen. Endlich erreichte die bestimmte Anzahl das Ufer und Mustapha setzte sich mit ihnen in Bewegung, den Feind aufzusuchen.

Der Großmeister hatte hievon den spanischen Befehlshabern bei Zeiten Nachricht gegeben, die ihr kleines Heer auf einem steilen Hügel verschanzt hatten, den die Türken fast unersteiglich gefunden haben würden; daher denn einige der vor-

nehmsten

nehmsten Offiziere der Meinung waren, daß man diese vortheilhafte Lage nützen und vertheidigungsweise agiren müßte. Allein dieser Vorschlag wurde durch den kühnen de Sande, und den größten Theil der spanischen Offiziere mit Verachtung verworfen, und die Truppen aus ihrem verschanzten Lager gezogen, um mit dem Feind im freien Felde zu fechten. Dieses Betragen, das vielleicht mehr glücklich als klug war, trug viel bei, die Türken vollends niederzuschlagen und ihre Niederlage zu erleichtern. Sie waren gegen ihre Neigung zum Schlachtfelde geschleppt worden, da sie nun von den Spaniern mit großer Wuth von vorn und in der Flanke angefallen wurden, so fochten sie fast gar nicht; ein panischer Schrekken bemächtigte sich ihrer, und nöthigte sie zu einer übereilten Flucht.

Der durch diese Zaghaftigkeit der Türken wüthend gemachte Mustapha, ward durch den Strom der Flüchtigen mit fort gerissen. Er fiel zweimal vom Pferde und würde gefangen worden seyn, wenn ihn seine Offiziere nicht gerettet hätten. Die Spanier verfolgten sie hitzig bis sie das Seeufer erreichten. Piali hielt seine Böte daselbst fertig, die Türken aufzunehmen; ingleichen hatte er eine große Anzahl Schaluppen mit Büchsenschützen angefüllt, sich dahin ziehen lassen, ihre Flucht zu dekken. Ohne diese Vorsicht würden sie alle umgekommen seyn, denn ohngeachtet dieser Beschützung, hatten sie doch 2000 Mann Todte, da die Sieger nicht mehr als 13 oder 14 verloren.

Dieses war das Ende der viermonatlichen Belagerung von Malta, die wegen der heldenmüthigen Tapferkeit der Ritter, die mit so wenigen Truppen, die zahlreichen Heere ihrer Feinde zu Grunde richteten und die Absichten des mächtigsten Monarchen vereitelten, so merkwürdig ist. Die Freude über diese glückliche Befreiung war bey allen christlichen Mächten ausserordentlich, und der Name des Großmeisters wurde allenthalben mit Bewunderung genannt. Man schickte ihm von allen Seiten Glückwünschungsschreiben, und in vielen Staa-

ten wurden öffentliche Freudensbezeugungen deshalb angestellt. Der König von Spanien, der durch diese glorreiche Vertheidigung, wozu la Valette soviel beigetragen hatte, am meisten gewann, schickte ihm durch einen Gesandten einen Degen und Dolch, deren Griffe von Gold mit Diamanten besetzt waren, zum Zeichen seiner Hochachtung, und verpflichtete sich, ihm jährlich eine Summe zur Wiederherstellung der ruinirten Festungswerke zu bezahlen.

III.

Schreiben George nachherigen Lord Littleton an seinen Vater Sir G. Thomas Littleton.

Wir hoffen, daß folgender Brief eines Mannes, der als Staatsmann, Geschichtschreiber, Redner und Patriot so berühmt geworden, und den England unter seine würdigsten zählt, unsern Lesern nicht unangenehm seyn wird. Der Karakter Ludwig XV. ist noch immer ein Gegenstand der öffentlichen Aufmerksamkeit, da die Folgen desselben noch jetzo nur zu merklich sind, und noch lange in den Zustand Frankreichs Einfluß haben werden. Der Brief des Lords enthält Bemerkungen über Frankreich und dessen Monarchen vom Jahr 1735, und also aus einem Zeitpunkte, wo letzterer die Liebe seiner Unterthanen noch in einem so hohen Grade genoß, daß nichts geringeres als der Beyname, der Vielgeliebte dieselbe bezeichnen konnte. Das Urtheil eines so scharfsinnigen Beobachters kann nicht gleichgültig seyn. Ueberdem ist der Brief mit der Freimüthigkeit eines Engländers und in dem Ton der Vertraulichkeit geschrieben, die man in dem Briefe eines Sohnes

an

an seinen Vater voraussetzen muß. Er ist unter den hinterlassenen Manuskripten des verstorbenen Lord Liteleton gefunden worden.

Lion, den 16ten October 1735.

Mein theuerster Vater!

Ich bin letzten Freitag glücklich in Lion angekommen. Die Reise war sehr angenehm, wenn nur die Wege ein wenig besser gewesen wären. Diese schön Stadt gefällt mir ungemein, und ich möchte gerne länger darinn bleiben, aber das Regenwetter fällt ein, ich muß daher eilen über die Alpen zu kommen.

Ehe ich noch Frankreich verlasse, muß ich ihnen einige Beobachtungen über dessen gegenwärtigen Zustand schikken; ich mache aber dabei die ausdrückliche Bedingung, daß sie meinen Brief keinem Menschen zeigen, wenn gleich meine Bemerkungen so glücklich seyn sollten, Ihnen zu gefallen.

Der jetzige König ist so wenig von seinen Unterthanen, als von Fremden gekannt, so daß die erstern nicht viel zu seinem Lobe sagen können, und die letztern völlige Freiheit haben, zu seinem Nachtheil, alles was ihnen gefällt vorauszusetzen. Aus dieser Ursache und vielleicht aus einem kleinen Vergnügen das wir finden, die Franzosen zu kränken, haben wir wirklich eine schlechtere Meinung von ihm als er wirklich verdient. Wir stellen uns ihn vor, als schlechtdenkend, brutal und unfähig zu Geschäften; allein dieser Karakter ist gar nicht der seinige.

Ich habe mich genau nach der Wahrheit der Anekdoten erkundigt, die man uns von seiner Barbarei erzählt, und habe sie ganz falsch gefunden. Er hat große Kennzeichen eines guten Herzens von sich gegeben, besonders gegen die Königin, da er der einzige Mann in Frankreich war, der sie nicht haßte, weil sie ihm keinen Sohn schenken wollte. Seine Aufführung gegen diejenigen, die um ihm sind, ist äußerst freundlich und ungezwungen; ja meiner Meinung nach in einem höhern Grade, als die Majestätswürde erfordert.

Man kann ihm keine einzige gewaltthätige noch ungerechte Handlung zur Last legen, und in seinem Betragen ist nichts lasterhaftes noch unregelmäßiges. Was seine Unfähigkeit zu Geschäften betrifft, so irren sich diejenigen sehr, welche glauben, daß er nichts thut als jagen und schlafen. Ich weiß von guter Hand, daß keine Sache von Bedeutung, sie sey fremd oder einheimisch, vorgenommen wird, die ihm der Kardinal nicht mittheilt. Ich glaube zwar, daß er allemal seines Ministers Meinungen folgt; indessen werden ihm doch alle geheime Affairen bekannt gemacht, ehe sie irgend jemand, ja selbst der Siegelbewahrer erfährt. Dieses Zutrauen ist auch niemals nachtheilig gewesen, denn er weiß ein unverbrüchliches Stillschweigen zu beobachten, welches größtentheils seinem natürlichen Phlegma und zurückhaltenden Gemüthsart zuzuschreiben ist. Es ist schwer zu sagen, ob er Muth hat; der Kardinal glaubt indessen daß es ihm nicht daran fehlt, und fürchtet ihn in einen Krieg zu verwikkeln, da er leicht einen allzugroßen Gefallen daran finden könnte. Bei allen Arten von Vergnügungen ist er kalt, unthätig und unempfindlich; ja selbst bei seiner Jagd ist er gleichgültig. Die Franzosen sind damit gar nicht zufrieden; sie möchten gerne ihren Monarchen galant, prächtig und ehrgeizig sehen, ohne an den Preis zu denken, den sie dafür bezahlen würden, wenn nur große Neuigkeiten aus Flandern kommen und Versailles prächtige Lustbarkeiten hat.

Ludwig XIV. kannte ihr Genie, und bequemte sich in seinen Kriegen und Liebeshändeln nach ihrer Laune; aber die Sparsamkeit des jetzigen Hofes und die Langeweile eines immerfort dauernden Friedens, sind Dinge, die sie gar nicht vertragen können.

In Wahrheit, Sr. Majestät ärgster Fehler ist seine Art von schamhafter Furchtsamkeit, welche verursacht, daß er alle Gelegenheit sich zu zeigen scheuet, und sehr das Ansehen von Ungezogenheit hat. Er ist andächtig, dieses kann aber leicht, wie bey seinem Großvater, in Bigotterie ausarten. Die

große

große Begierde Geld zu gewinnen, die er beim Spiele zeigt, läßt fürchten, daß er geizig werden mögte. Allein dies ist nicht immer ein gewisses Zeichen; seine Tugenden und Laster werden zwar wahrscheinlich immer so sehr versteckt bleiben, als sie nun während dem Leben des Kardinals sind; allein nach seinem Tode kann ihm leicht Schmeicheley und Liebe eine neue Wendung geben, und seine Neigungen, die keinem Zwang mehr unterworfen wären, würden sich alsdenn deutlicher zeigen. Ueberhaupt genommen, scheint in seinem Karakter nichts glänzendes, nichts erhabenes, noch befehlendes zu seyn, sondern eine solche Mittelmäßigkeit, die sein Volk beruhigen kann, und die sehr fähig ist ein Königreich zu regieren, wo er mit keinen Faktionen zu streiten, noch Abneigung zu besiegen hat. Sein erster Minister ist der unumschränkteste, der jemals in Frankreich gewesen, nicht einmal den Kardinal Richelieu ausgenommen. Niemand im ganzen Lande darf mit dem Könige von Geschäften reden, außer ihm und denjenigen, die unmittelbar unter seinen Befehlen stehen. Das Parlament ist kaum der Schatten von dem was es war. Die Prinzen vom Geblüte und der Adel, sind alle Pensionairs und Abhänglinge vom Hofe, von den Herzögen und Marschällen von Frankreich an, bis zum geringsten im Dienste stehenden Offizier. Ihr Ansehen, das ehemals der ministerialischen Gewalt so furchtbar war, ist zu einem solchen Grad von Schwäche herabgesunken, daß nicht einer von ihnen, wenn er auch den Muth zu rebelliren hätte, fähig wäre, funfzig Soldaten gegen den König ins Feld zu stellen. Und was nicht weniger anzumerken ist, so sind die Weiber ganz aus dem Spiele gelassen und gezwungen, sich mit Liebesintriguen zu begnügen, anstatt der Kabalen gegen die Minister, wozu sie eine viel heftigere Neigung haben. Daher ist die Autorität des Kardinals ohne Gränzen; die Austheilung der Würden und Stellen ist einzig und allein in seinen Händen, und alle Geschäfte, sowohl ausländische als inländische, werden nach seinen Befehlen vollzogen. Der Gebrauch, den er von dieser Autorität gemacht hat, ist so gerecht und dem Staat

so vortheilhaft gewesen, daß, die Jansenisten ausgenommen, gegen die er zu viel Strenge zeigt, die Nation überhaupt mit seiner Administration zufrieden ist. Er fand das Volk, durch das unglückliche Missisippi-Sistem fast ruinirt, die königlichen Finanzen in schlechter Ordnung, und die öffentlichen Einkünfte in unnützen Pensionnen und verschwenderischen Ausgaben verschleudert. Die Grundsätze seines Betragens waren daher, dem Volk Erleichterung zu verschaffen, der verfallenen Handlung wieder aufzuhelfen, dem Könige so viel Geld als möglich zu ersparen, und alle überflüßige auswärtige Ausgaben zu verhindern.

Um dieses zu bewerkstelligen, war er von der Nothwendigkeit überzeugt, den Frieden durch alle diejenigen Mittel zu erhalten, die nur die Ehre und Sicherheit des Staats erlaubten. Diese Gesinnung hat er in allen Traktaten und Allianzen mit fremden Mächten, besonders mit Großbrittannien geäußert, mit welcher Macht er die genaueste Freundschaft unterhalten hat, weil er weiß, daß wir mit ihm gleiche Neigung zur Unterhaltung der öffentlichen Ruhe haben. Spanien und der Kaiser hingegen haben ihn durch ein rastloses und ehrgeiziges Betragen beunruhigt, und auf seiner Hut zu seyn genöthigt; daher er auch seinen Alliirten die stärksten Proben seines festen Entschlusses gegeben, sie zur Raison zu bringen. In Betracht seiner inländischen Verwaltung, hat er beständig seinen Plan verfolgt die öffentlichen Einkünfte zu sparen; und man glaubt, wenn er noch fünf Jahre lebt und der Friede fortdauert, daß die königlichen Finanzen auf einem bessern Fuß, und die Schatzkammer stärker gefüllt seyn wird, als unter keinem andern Minister seit funfzig Jahren geschehen ist. Er ist selbst ein großer Verrächter des Reichthums und folglich unbestechbar; auch lebt er einfach, ohne Pomp und Größe zu affektiren.

Die größte Klage gegen ihn ist die Verfolgung der Jansenisten, deren bitterster Feind er ist; nicht aus Neigung zu den Jesuiten, sondern weil es eine seiner Staatsmaximen ist, keine

keine Verschiedenheit von Meinungen zu dulden, und jedermann zu verbinden einerley Glauben zu haben, damit er desto leichter im Gehorsam erhalten werden könnte. Was die Jesuiten betrift, so gewinnen sie durch die strenge Behandlung ihrer Antagonisten keine Vortheile, als das Vergnügen der Rache; denn ihr Ehrgeiz ist sehr eingeschränkt, und obgleich einer von ihnen des Königs Beichtvater ist, so hat doch der Kardinal ihm das Privilegium die Benefizien zu vergeben abgeschlagen, welches beständig mit diesem Posten verknüpft war, und mehr denn irgend sonst etwas beytrug, die Macht und den Kredit des Ordens zu vermehren.

Der Kardinal erlaubt auch nicht, daß sie sich im geringsten in politische Angelegenheiten mischen, denn es ist eine andre seiner Maximen nicht zu leiden, daß ein Mitglied irgend einer Sekte oder Ordens mit Staatsgeschäften zu thun habe; weil es zu fürchten ist, daß solche Personen, da ihr Interesse vom Staatsinteresse verschieden ist, die Vortheile ihrer Societät bey allen Gelegenheiten, wo es nur möglich ist, dem Landesvortheil vorziehen werden. Die Wahrheit dieses Grundsatzes wird durch viele Beispiele bestätigt. Er ist, sowohl in seiner Gemüthsart als Administration, das wahre Gegenbild vom Kardinal Mazarin; von Natur ehrlich und aufrichtig, haßt er alle Kunstgriffe in Geschäften, und ist daher sehr gegen die kaiserlichen Minister aufgebracht, die in ihren Negoziationen mehr Verschlagenheit und Künste, als irgend ein andrer Hof affektiren. Außerdem hat niemand mehr Sanftmuth und Menschlichkeit in seinem Betragen, als dieser Kardinal.

Sein Umgang ist frey und angenehm, ohne von seiner Würde sich herabzulassen. Er zeigt in seinem Privatkarakter Moral und Religion, obgleich er in seinen Jugendjahren wegen einer kleinen Galanterie in Verdacht stand. Es ist etwas ungemein einschmeichelndes in seinem Witz, das einem Hofmann sehr angemessen ist; aber außerordentliche Talente hat er nicht. Wäre er ein wenig früher ins Ministerium gekommen, so würde

er mehr bekannt seyn, und eine größere Figur gemacht haben. Er hat eine väterliche Zuneigung für des Königs Person, und einen brennenden Eifer für seinen Dienst; ja man glaubt, daß wenn Se. Majestät sterben sollte, dieser gute Greis sich ganz den Geschäften entziehen, und für nichts als seine Seligkeit sorgen würde. Sie sehen aus gegenwärtiger Nachricht, daß er nicht der elende Politiker ist, für den man ihn in England hält, auch nicht so schwach, als manche hier ihn glauben, sondern ein Mann von gutem gesundem Verstande, der sich einen vernünftigen Plan entworfen, den er mit Behutsamkeit und Redlichkeit ausführt.

Ich sollte nun etwas vom Volke sagen, aber der Karakter desselben ist in England so wohl bekannt, daß es lächerlich seyn würde davon zu sprechen. Ich will blos bemerken, daß wenn der König vor der Geburt eines Dauphins gestorben wäre, so würde dieselbe Ursache, die die Unterwürfigkeit der Franzosen unter der jetzigen Regierung bewirkt, sie alle zu Rebellen gegen den Herzog von Orleans gemacht haben; ich meine den Grundsatz des göttlichen, unveränderlichen Erbrechts. Die Geistlichkeit, die ein Drittel der Ländereien in Frankreich besitzt, und die bey allen Nationen Prediger des Ius divinum sind, weil sie selbst Ansprüche darauf haben, würde ohne Zweifel sehr eifrig für den König von Spanien gewesen seyn; aber jetzt sind sie sehr gute Unterthanen, nur blos ein wenig widerspenstig gegen die Constitutio Unigenitus. Der Herzog von Berwik, der an der Spitze der Armee steht sowohl, als auch der Marschall von Villars, sind sehr für die Englische Allianz.

Es bleibt noch übrig Nachricht von der Handlung zu geben, welche zum Unglück für die Nation sehr unbeträchtlich ist. Als der Kardinal Richelieu Minister würde, war die Seemacht Frankreichs in einem so niedrigen und verächtlichen Zustande, daß eine Nation, die zu Lande allen ihren Nachbaren furchtbar war, gelassen zusehen mußte, daß zur See jeder kleine Kaper

sie

sie beleidigte. In wenig Jahren brachte dieser große Mann ihre Schiffahrt zu einer solchen Höhe, daß sie anfieng den größten Seemächten die Spitze zu bieten. Nachher verfolgte Colbert sein Zögling den Plan, den sein Lehrer entworfen hatte, und setzte die französische Handlung auf einen so vortreflichen Fuß, daß die Eifersucht der Engländer und Holländer dadurch so sehr, als durch ihre Eroberungen auf dem festen Lande rege gemacht wurde. Sie erlangten große Besitzungen in Amerika; legten viele Manufakturen an; bekamen alle Schätze der Silberflotte und der Gallionen in ihre Hände, und wurden die vornehmsten Handelsleute in der Levante. Ich habe nicht nöthig Ihnen zu sagen, wie viel die Trägheit Karl II. und die Schwachheit seines Bruders, zu diesem Flor des französischen Handels beytrug. Dieses gestehn sogar unsre unpartheyische Geschichtschreiber. Aber die Kriege, welche der Revolution *) folgten, die Nachläßigkeit der folgenden Minister, das Sistem von Missisippi, und andre verderbliche Unternehmungen, haben seither den Handel ungemein heruntergebracht; und ob sie gleich jetzt durch gute Flotten beschützt, und durch den Hof aufgemuntert werden, so klagen sie doch außerordentlich.

Sie sind gegen den spanischen Hof ausnehmend erbittert, wegen der häufigen Verletzung der Kommerztraktaten, Zurückhaltung der Effekten auf den Gallionen, und der ausschweifenden Forderungen an deren Eigenthümer; wozu noch viele besondre Beschwerden und Ungerechtigkeiten kommen, die ich hier nicht erwähnen will. Der englische Assientokontrakt, und die vortheilhaften Privilegien, die man den Engländern nach und nach gegeben hat, sind große Kränkungen für die hiesigen Kaufleute, nicht allein weil sie selbst, so lange der Krieg dauerte,

*) So nennen die Engländer die große Begebenheit, da Wilhelm, Prinz von Oranien, 1688 seinen Schwiegervater Jakob, den Zweiten vertrieb, und vom englischen Thron Besitz nahm.

im Besitz dieses Handels waren, sondern auch weil er ihnen sehr nöthig ist, um sie mit Piastern zu versehen, die zum Handel nach der Levante unentbehrlich sind.

Sie geben vor, daß wir unsre Privilegien sehr misbrauchen, und daß wir Mittel finden, die Gränzen, die uns darinn vorgeschrieben sind, zu überschreiten. Auch sind sie ausnehmend wegen unsrer neuen Leinwandmanufakturen in Irrland beunruhigt, da sie fürchten, daß dadurch der Handel von Bretagne und Normandie großen Schaden leiden wird; wozu sie denn ohne Zweifel guten Grund haben. Wir haben kürzlich verschiedene Vortheile über sie in der Levante, Barbarey und Westindien erhalten, die ihre Unruhe vermehren. Indessen sind ihre Klagen vergebens. Die Regierung hat verschiedene Traktaten, besonders den von Hannover, garantirt, worin alle Privilegien und Zweige unsrer Handlung, so wie sie jetzt ist, bestätigt sind; daher können sie nicht mit Recht klagen, noch einige Genugthuung von uns fordern, so lange diese Traktaten gehalten werden, zu deren Bruch keine Wahrscheinlichkeit vorhanden ist. Dem allen ohngeachtet ist ihr Land sowohl zum Handel gelegen, so fruchtbar an Produkten, die andern Ländern fehlen, und das Volk so industriös, daß man glauben sollte, sie würden mit einer gehörigen Ermunterung gewiß allen ihren Nachbaren zuvorkommen. Aber bey allen diesen natürlichen Vorzügen, wird die niedrige Sklaverey worin sie sich befinden, die große Anzahl Menschen, die zu Soldaten gebraucht werden, der Schwarm müßiger Geistlichen, und mehr als alles, die chimerische Distinktion zwischen einem Gentleman *) und einem

*) Diese Benennung hat bey den Engländern eine so ausgedehnte Bedeutung und wird so oft mißverstanden, daß eine Erklärung derselben hier nicht überflüßig seyn wird. Eigentlich wird darunter ein Mann von Erziehung verstanden, der entweder von seinen Einkünften lebt, eine ansehnliche Bedienung, oder eine ehren=

einem Kaufmann, allemal ihren Handel in der Niedrigkeit erhalten, und ihr Land wird in der Armuth bleiben, worin ich es nun sehe. Eine Armuth, die in der That größer ist als ich mir es jemals hätte vorstellen können.

Ich muß noch zum Schluß bemerken, daß die Schelmerey und Raubsucht der Intendanten, sowohl in Städten als Dörfern, und die partheyische Ausübung der Gewalt bey Hebung der Taxen, mehr an dem Ruin der Provinzen schuld sind, als die Strenge der Regierung.

Dem Fluch, der auf despotische Staaten ruht zufolge, sind die Unterbedienten ärgere Tirannen als ihre Obern, und rächen ihre eigene Sklaverey an den Elenden, die noch niedriger sind als sie, durch kränkende Grobheiten und Erpressungen. Dies und die Bestechbarkeit ihrer Gerichtshöfe, wo Gunst und Aufwartungen mehr Gewicht haben, als Recht und Billigkeit, sind die Krankheiten der Nation, die von ihrer Landesverfassung herrühren, und deren sie so gewohnt sind, daß man dem Uebel schwerlich abhelfen kann. Dem Himmel sey gedankt, wir kennen nichts von allem diesen in England; wir sind beglückt mit einer unpartheyischen Verwaltung der weisesten Gesetze, und gesichert für Erpressungen und Gewaltthätigkeiten, durch das edle Privilegium das wir haben, von Niemand als unsern Abgeordneten im Parlament taxirt zu werden.

Durch das Elend, das ich in fremden Ländern sehe, werde ich noch stärker an mein Vaterland gefesselt, und finde, daß unter dem Einfluß der despotischen Gewalt der Whiggische

ehrenvolle Beschäftigung hat und folglich Parlamentsglied werden kann. Kein Kaufmann en detail, der auch nicht merchant, sondern tradesman heißt, kann so wenig wie der mechanische Künstler mit Recht auf diesen Titel Anspruch machen.

gische *) Geist sich meiner bemächtigt. Bey meiner Ankunft in Italien werden diese Empfindungen noch vermehrt werden, weil allda die Unterdrückung in ihren Wirkungen noch mehr sichtbar, und das schönste Land der Welt dadurch entvölkert worden ist. Ich bin,

Theurer Vater,

Ihr gehorsamer Sohn.
George Littleton.

IV.
Fragment aus den Babylonischen Annalen des Berosus, die Sündfluth betreffend.

Die Jahrbücher der ältesten Völker erwähnen alle einer großen Ueberschwemmung, die sich auf unsrer Erde zugetragen hat. Tägliche Bemerkungen der Naturkündiger setzen diese große Begebenheit ausser allen Zweifel; allein der Zeitpunkt wenn sie geschehen, und wie weit sie sich erstreckt habe, ist äußerst ungewiß, man müßte denn als eine ausgemachte Wahrheit gegen Vernunft, Beobachtungen und Erfahrung annehmen, daß sie allgemein gewesen sey.

Eine der schätzbarsten Urkunden über diesen Gegenstand haben wir dem Berosus zu danken; er war aus Babylon gebürtig und Priester des Belustempels daselbst. Nach dem Tati-

*) Es ist bekannt, daß die Whigs und Torris zwo große Partheyen in England sind, davon die letztern die königliche Gewalt zu erweitern, die erstern aber dieselbe in den gesetzmäßigen Gränzen zu erhalten suchen.

Tatius lebte er zur Zeit Alexanders des Großen. Die alten Schriftsteller erwähnen oft seiner Chaldäischen Geschichte, die in drey Büchern abgefaßt war, und wovon uns der jüdische Geschichtschreiber Joseph sowohl in seinen Jüdischen Alterthümern, als auch in seinem ersten Buch gegen Appion, ansehnliche Fragmente aufbehalten hat. Plinius sagt: daß in diesem Werke von 480jährigen astronomischen Beobachtungen in Babylon, von der Zeit des Nabonassars angerechnet, Erwähnung geschehe. Als Babylon den Macedoniern zufiel, lernte Berosus die griechische Sprache, und gieng erst nach Kos, woselbst er eine astronomische und astrologische Schule stiftete, und sodann nach Athen. Seine Wahrsagungen gefielen den Athieniensern so sehr, daß sie ihm eine Bildsäule mit einer vergoldeten Zunge errichteten. Er hatte eine Tochter, die eben so wie er wahrsagte, und nachher unter dem Namen der Cumäischen Sybille berühmt wurde. Folgendes ist ein Fragment aus den Babylonischen Jahrbüchern.

„Unter Regierung des Xisuthrus des 10ten Königs von „Chaldäa vor der Sündfluth, bedeckte eine Ueberschwemmung „von Wasser die Erde, wobey der größte Theil ihrer Einwoh„ner umkamen. Ehe diese große Begebenheit sich ereignete, er„schien Saturn dem Xisuthrus im Traum, und sagte ihm, „daß das menschliche Geschlecht den 15ten Tag des Monats Dö„sius, oder den 2ten nach dem Winter Aequinoxio, durch eine „Wasserfluth vernichtet werden sollte. Er befahl ihm daher, eine „Geschichte vom Anfang, Dauer und Ende aller Dinge zu schreiben, „und diese Schriften in Sipparae, der Sonnenstadt zu vergra„ben. Er befahl ihm ferner, ein Schiff zu bauen, und mit seinen „Freunden und Verwandten hineinzugehen, dieses Schiff mit Le„bensmitteln zu versehen, und Vögel und Thiere von allen Gat„tungen darinn mitzunehmen. Der Gott fügte hinzu, daß wenn er „sich mit allem Nothwendigen versorgt hätte, und ihn sodann jemand „früge, wohin er zu seeglen Willens sey, so sollte er antwor„ten: zu den Göttern, um von ihnen die Glückseligkeit des „Menschengeschlechts zu erflehen. Xisuthrus gehorchte dem

„gött-

„göttlichen Befehle; er baute ein Schiff 500 Fuß lang und 200 „breit; und nachdem er alle nöthige Zubereitungen gemacht „hatte, schiffte er sich mit Weib, Kindern und Freunden ein. „Nachdem die Fluth einige Zeit gedauert hatte, ließ Xisuthrus „gewisse Vögel fliegen, welche, da sie keinen Ruheplatz fan„den, wieder zum Schiff zurückkamen. Einige Tage nachher „ließ er andre fliegen; auch diese kamen zurück, aber ihre Füße „waren morästig. Er ließ bald nachher wieder einige zum dritten„mal ausfliegen, die aber niemals wieder kamen; eine hinreichende „Anzeige, daß ein Theil der Erde trokken sey. Xisuthrus öf„nete sodann die Seite seines Schiffs, und fand, daß es auf „der Spitze eines Berges ruhete, er gieng daher heraus mit „seinem Weibe, seiner Tochter und seinem Steuermann; und „nachdem sie die Erde angebetet hatten, richteten sie einen Al„tar auf, opferten den Göttern, giengen weg, und wurden „nicht mehr gesehen. Da diejenigen, die in dem Schiff geblie„ben waren, fanden, daß Xisuthrus und seine Begleiter nicht „zurückkamen, verließen sie das Schiff um ihn zu suchen und „riefen ihn laut bey seinem Namen; aber Xisuthrus war nicht „zu finden. Indessen ward seine Stimme in der Luft gehört, „die ihnen Gottesfurcht anbefahl und zu wissen that, daß er „selbst wegen seiner Frömmigkeit, mit seinem Weibe, Tochter „und Steuermann von ihnen genommen worden wäre, um „bey den Göttern zu wohnen. Er sagte ihnen ferner, sie soll„ten nach ihrer alten Stadt Babylon gehen, und daß sie be„stimmt wären, die Schriften von Sipparae zu holen und sie „dem Menschengeschlechte mitzutheilen. Er setzte noch hinzu, „daß sie sich gegenwärtig in Armenien befänden. Als sie die„ses gehört hatten, giengen sie nach ihrer alten Stadt, gruben „die Schriften in Sipparae aus, und erbaueten wieder Ba„bylon und viele andre Städte und Tempel.“ —

Dieß ist die Nachricht von der Ueberschwemmung, die Berosus uns überliefert hat, nachdem er sie aus den ältesten Babylonischen Jahrbüchern gezogen hatte. Die außerordentliche Aehnlichkeit zwischen dieser und Moses Erzählung, läßt

keinen

keinen Zweifel übrig, daß eine von der andern eine Abschrift sey. Ohne der göttlichen Eingebung zu nahe zu treten, die man bey Moses Schriften voraussetzt, kann man mit Wahrscheinlichkeit vermuthen, das Moses die Chaldäische Nachricht gekannt und sie bey seiner Erzählung znm Grunde gelegt habe.

In den heiligen Büchern der Braminen, die unter dem Namen Vedan in Europa bekannt sind, befinden sich sehr umständliche Nachrichten vom Ursprung der Jüdischen Religion und zwar in solchen Urkunden, die von ungezweifeltem Alterthume sind. „Raja Tura *,) heißt es daselbst, der in den ersten Zeiten des Cal Jug **) lebte, hatte einen Sohn, der von dem indischen Glauben abfiel, weswegen er von seinem Vater gegen Westen verbannt wurde. Der Abtrünnige schlug seine Wohnung in einem Lande auf, welches Mohgod genennet wird, und ward der Stifter der Jüdischen Religion, die er auf seine Nachkommen fortpflanzte.“ Es würde ein würdiger Gegenstand der Untersuchung seyn, zu bestimmen, in wie weit die Indische mit der Jüdischen Religion in der Lehre von Gott, seinen Eigenschaften, dem Ursprung des Uebels u. s. w. übereinkäme, da es klar zu seyn scheint, daß obiges sich auf Tharah und seinen Sohn Abraham bezieht.

*) Raja war der Titel der alten Indischen Könige. Verschiedene Provinzen von Indostan, als Tanjour und Maissore, die ihre alte Regierungsform erhalten, werden noch jetzt von Königen unter diesem Namen regiert.

**) Cal Jug ist eine Zeitrechnung der Indier, die vor 4900 Jahren ihren Anfang nahm.

V.

V.

Beschluß der historischen Nachricht von der Inquisition.

Sobald man einem Angeklagten seine Anklage überliefert hat, so giebt man ihm einen Advokaten; das heißt, man nennt ihm einige Personen, von denen er sich einen zu seinem Sachwalter erwählen kann. Dieser Advokat dient ihn nur zu einer schwachen Hülfe, denn es ist demselben nicht nur untersagt, dem Beschuldigten mit seinem Rath an die Hand zu gehen, sondern er darf auch nicht anders mit ihm, als in Gegenwart der Inquisitoren sich besprechen. Zu seiner Vertheidigung aber, ist er ihm ganz unnütze, denn da der Vorgeladene in Person und nie durch einen Bevollmächtigten erscheinen muß, so muß er sich auch selbst gegen seine Ankläger vertheidigen, die man ihn eben so wenig wie ihre Zeugen zu nennen pflegt. Sein Gegenpart ist einzig und allein der Inquisitionsfiscal; die Angeber hingegen dürfen nie als Gegenparten erscheinen, weil man sich ihrer als Zeugen bedient.

Einige Tage nachher, da man dem Angeklagten die Abschrift seiner Anklage übergeben hat, läßt man ihn nebst seinem Advokaten vorkommen. Es ist aber für ihn eben so viel als wenn er allein käme, weil dem Advokaten nicht zu reden erlaubt ist, oder er wenigstens nichts anders, als worüber er vorher mit dem Inquisitoren zu Rath gegangen ist, sprechen darf und dies bloß darauf abzweckt, den Beschuldigten zum Geständniß seines Verbrechens, woran er oft unschuldig ist, auf das dringendste anzumahnen.

Umsonst dringt er darauf, die Zeugen, die gegen ihn ausgesagt haben, zu wissen; man verhehlt sie beständig für ihm. Es ist ihm nur erlaubt sie zu errathen und zu fragen, ob es nicht

nicht diese, oder jene, von seinen Feinden sind? Man antwortet ihm hierauf entweder gar nicht, oder doch nur was man will, ohne indessen zu gestehen, daß er recht gerathen habe. Man fährt hierauf fort ihn auszufragen, und wenn er im leugnen beharrt, so läßt man ihn wieder in den Kerker führen.

Endlich, nachdem man einen Unglücklichen auf diese Art etlichemal während verschiedenen Jahren, aus dem Kerker ins Verhör, und aus dem Verhör wieder in den Kerker geführt hat, fängt man an ernstlich seine Sache vorzunehmen, läßt ihn wieder vorkommen, und giebt ihm zum erstenmal die wahren Aussagen der Zeugen; denn die ihm vorher mitgetheilte Anklage, war bloß eine von den Richtern selbst aufgesetzte Schrift, die wahre und falsche Verbrechen darinn untereinander vermengt hatten. Man läßt ihn aber nur bloß Bruchstükke davon sehen, von welchen man alles getrennt hat, was ihm diejenigen, so wieder ihn ausgesagt haben, kenntlich machen könnte. Haben die Zeugen ja etwas in ihrer Anzeige einfließen lassen, so dem Verklagten zum Nutzen gereichen könnte, so wird dieses in der ihm gegebenen Abschrift ausgelassen. Also dienen diese Anzeigen, so wahrhaft sie auch immer sind, oft nur, den Angeklagten zu verwirren, und unschlüßig zu machen.

Wenn die Anzeige seines Verbrechens ihm dergestalt übergeben ist, und der Angeklagte sie auf der Stelle nicht verwirft, oder beantwortet, so läßt man ihn wieder in seinen Kerker bringen.

Nun muß er sein Gedächtniß auffordern, und zugleich seine Ankläger und Feinde zu errathen suchen; denn man weigert sich beständig, sie ihn sehen zu lassen, oder auch nur bloß dem Namen nach bekannt zu machen. Sobald die ihm zum Nachdenken gegebene Zeit verflossen ist, läßt man ihn wieder rufen und hört alle Vorwürfe an, die er gegen seine ihm unbekannte Ankläger zu machen hat. Erräth er sie nun von ohngefähr und kann ihnen selbst etwas von Wichtigkeit vorwerfen,

so

so ist es sein Glück, und die Richter lassen seine Gegenbeschuldigungen in dem Urtheil des Prozesses, in soweit es ihnen gefällt, gelten; oft aber geschieht auch dieses nicht einmal, so gut sie auch immer seyn mögen, und eigentlich dienen sie nur blos zum Beweise, daß seine Ankläger seine erklärte Feinde sind. Zwar vernichten diese Gegengründe nicht das Zeugniß gegen ihn, sie mildern es aber wenigstens, denn als Vorwürfe von offenbaren Verbrechen und Ehrlosigkeit dienen sie zu nichts.

In Betracht der Zeugen wird es nicht undienlich seyn, gewisse besondre, von der Inquisition befolgte, und sonst nirgends gebräuchliche Regeln, anzuführen: 1) Werden dem Angeklagten niemals, oder doch nur selten die Namen der Zeugen, so gegen ihn ausgesagt haben bekannt gemacht; es sey nun, um ihn zu verhindern, sie zu gewinnen, oder ihn um desto mehr zu schrekken, oder ihm nicht Anlaß zu Vorwürfen zu geben, oder auch weil es die Anklagen befördert, wenn die Zeugen vergewissert sind unbekannt zu bleiben. 2) Aus der nämlichen Ursache nöthigt man die Zeugen nicht, ihre Aussagen zu beweisen. 3) Konfrontirt man deshalb die Zeugen niemals, oder doch wenigstens sehr selten mit einander. 4) Nimmt dieses Tribunal, wegen des Verbrechens der Ketzerey alle Zeugen an, von wo sie auch herkommen, und so ehrlos und verwerflich sie auch immer seyn mögen; Ketzer, Juden, Mahometaner, Meineidige, Nichtswürdige und Ehrlose, alle sind ihnen gleich willkommen, und das unzuverläßige Zeugniß dieser Leute ist hinlänglich, einen Menschen zu Grunde zu richten und ihn zum Scheiterhaufen zu verdammen. 5) Zwo Zeugen von Hörensagen, gelten für einen, der selbst gehört und gesehen hat, und sind hinlänglich um die Inquisition zur Folter zu bewegen, die sehr strenge zu seyn pflegt. 6) Gelten die Angeber selbst für Zeugen, und werden daher nicht als Gegenparten angenommen. Endlich kann sogar ein Sohn gegen seinen Vater, ein Vater gegen seinen Sohn, ein Diener gegen seinen Herrn, ein Mann gegen seine Frau, und eine Frau gegen ihren Mann zeugen. Dieß verursacht aber auch, daß alle Gesetze übern Hau-

fen

sen geworfen werden, und öfnet der Verrätherey und Rachsucht ein freies Feld.

Wenn nun also ein Angeklagter seine Einwendungen und Verantwortungen übergeben hat, und diese nicht für hinlänglich befunden worden, das Verbrechen auch sonst noch nicht hinlänglich bewiesen ist, so wird er zur Tortur verdammt. Es giebt drey Arten derselben, die äußerst strenge sind. Die erste geschieht durch einen Strick, die zwote durch Wasser, und die dritte durch Feuer.

Bey der Strickfolter werden dem Verbrecher die Hände auf den Rükken gebunden, hierauf wird er vermittelst einer Rolle in die Höhe gewunden. Nachdem er nun einige Zeit in freier Luft hat schweben müssen, so läßt man ihn wieder bis auf einen halben Fuß von der Erde herunterfallen, wobei er solche Stöße bekommt, die ihm alle Gelenke ausrekken, und das entsetzlichste Geschrey auspressen. Diese Tortur währt eine Stunde und manchmal noch länger, nachdem es die dabei gegenwärtige Richter gut finden, oder die Kräfte des Leidenden erlauben.

Ist dieß noch nicht genug, so braucht man die Wassertortur. Man läßt den Verbrecher eine Menge Wasser einschlukken, worauf man ihn in eine hohle Bank legt, die den Körper so viel als man will zusammenpreßt. Queer durch diese Bank geht ein Stock, der den Körper des Verbrechers schwebend erhält, und ihm mit unglaublichen Schmerzen den Rückgrad zermalmet.

Die Feuer-Tortur ist die strengste von allen. Man zündet ein großes Feuer an, und reibt hierauf die Fußsolen des Verbrechers mit Speck, oder andern durchdringenden leicht feuerfangenden Materien. Dann wird er auf die Erde hingestreckt, die Füße gegen das Feuer zugekehrt, die man ihm so lange verbrennet, bis er alles bekannt hat, was man wissen will. Diese beiden letztern Folterarten dauern so wie die erste eine Stunde, und manchmal noch länger.

Wenn nun ein Verbrecher zur Tortur verdammt ist, so führt man ihn an den dazu bestimmten Ort, den man den Marterort nennt. Dieß ist eine unterirrdische Grotte, zu welcher man durch zahlenlose Krümmungen herabsteigt, damit das schreckliche Geschrey der Unglücklichen nicht gehört werden möge. Es sind daselbst nur für die Inquisitoren, die stets bey der Tortur zugegen sind, Sitze befindlich: desgleichen für den Bischof des Orts, seinen obersten Vikar, oder sonst einen von ihm dazu Abgeschickten. Zwo dunkelbrennende Fakkeln erleuchten diese Mörderhöhle, und werfen nur ein schwaches Licht über dieselbe, das aber hinreichend ist, dem Verbrecher die Torturinstrumente und seine Henker zu zeigen. Diese Henker sind beinahe so wie die Leidenden gekleidet, in einem langen Rock von schwarzen Zwilch, wobey sie den Kopf und das Gesicht mit einer Art von schwarzen Kappe bedeckt haben, in welcher sich, vor den Augen, der Nase, und dem Munde Löcher befinden.

Diese Gespenster bemächtigen sich des Angeklagten, und ziehen ihn ganz nakkend aus; nur die Schaamtheile allein bleiben bekleidet. Ehe man ihm die Tortur giebt, ermahnen ihn die Inquisitoren aufs beste, das ihm schuld gegebene zu bekennen. Wenn diese Ermahnung nichts hilft, und er im leugnen beharrt, so wird er auf eine von den obenbeschriebenen Arten auf die Folter gespannt. Manchmal ist sie so heftig, daß dem Leidenden Herz und Kräfte fehlen, und man sich genöthigt sieht, den Arzt der Inquisition hinein kommen zu lassen, um zu hören, ob der Verbrecher sie noch länger ohne zu sterben ertragen kann.

Wenn man nun alles was man verlangt, durch die heftigsten Martern, den Angeklagten zu gestehen gezwungen hat, nämlich, dasjenige woran er unschuldig ist sowohl als das, was ihn wirklich schuldig macht, so ist der Unglückliche deshalb noch nicht von seiner Quaal befreit. Er muß alsdenn noch eine zwote Tortur aushalten, in Ansehung der Absichten und Bewegungsgründe seines gestandenen Verbrechens. Z. B. wenn ein Mann

zwo

zwo Weiber, oder eine Frau zwo Männer geheirathet hat, oder auch ein Mönch oder Nonne, nachdem sie ihr Gelübde abgelegt, sich verheirathet, und in der Tortur es gestanden haben: so müssen sie, wenn es gleich den Anschein hätte, als ob bloß die Begierde eine heftige Leidenschaft oder ihr Interesse zu befriedigen, die einzigen Bewegungsgründe zu diesen unerlaubten Handlungen gewesen wären, dennoch eine zwote Tortur ausstehen, um von ihnen das Geständniß zu erpressen, ob sie nicht vielleicht glaubten, daß die Ehe kein Sakrament wäre; ob sie sich nicht durch ihre Gelübde gewissenshalber gebunden fühlten, oder ob es ihnen unmöglich gewesen wäre, ihren Leidenschaften Maas und Ziel zu setzen. Wenn nun diese Unglücklichen, die die mehreste Zeit mehr von ihren Empfindungen als durch Vernunftschlüße zu ihren Handlungen verleitet werden, mehr noch als man zu wissen verlangt, bekannt haben; so müssen sie noch eine dritte Tortur erdulden, um ihre Mitschuldigen, oder diejenigen, so ihnen in ihren Handlungen beigestanden oder sie begünstigt haben, zu entdekken. Hat man nun alles was man zu wissen verlangt, von ihnen ausgepreßt, so besteht ihr ganzes Labsal darinn, daß man sie wieder in jene obenbeschriebene scheußliche Kerker zurückführt, wo diese Unglücklichen, ihrer Verzweiflung und den empfindlichsten Schmerzen ihrer ausgestandenen Marter überlassen werden.

Kann man sie aber demohngeachtet nicht zum Geständniß bringen, so werden sie wieder in ihre Kerker zurückgeführt, wo man alle Kunstgriffe, um zu diesem Endzweck zu gelangen, anwendet. Man läßt Leute, die man dazu erkauft hat, zu ihnen, die ihnen verstellter Weise Trost und Hülfe anbieten, oder sich auch für Gefangene und ähnliche Verbrecher ausgeben, auf die Inquisition schimpfen, ihr die unerträglichste Tiranney schuld geben, solche für die größte aller Geißeln halten, deren sich Gott jemals zur Züchtigung der Menschen bedient hat, und folglich diese Unglücklichen in Schlingen zu fallen nöthigen, die um so viel unvermeidlicher sind, je schwerer es ist, gegen Freund-

schaft, Mitleid und Dienstleistungen in seinem äussersten Unglück, auf der Huth zu seyn.

Die Inquisitoren unterstützen selbst aus allen ihren Kräften diese Kunstgriffe. Sie trösten diese Unglücklichen, betheuren ihnen, daß sie von ihrem Unglück gerührt, nicht ihren Untergang, sondern blos ihre Bekehrung verlangen; daß das geringste Geständniß, so sie ihnen insbesondre ablegen würden, und dessen unverbrüchlichste Geheimhaltung sie ihnen versprechen, hinlänglich wäre, so vielen Leiden ein Ende zu machen, und ihnen ihre Freiheit wieder zu verschaffen. Der Ausgang von allem diesen aber ist, daß wenn der Beschuldigte durch das Urtheil der Inquisitoren, durch das gegen ihn abgelegte Zeugniß, oder auch durch sein eigen Geständniß unumstößlich überführt ist, er nach der Größe seiner Verbrechen, entweder zum Tode, zum ewigen Gefängniß, auf die Galeeren, zum Staubbesen, oder auch zu einer sonst ähnlichen Züchtigung verdammt wird.

Wenn ein eben so grausamer als schimpflicher Tod einmal unvermeidlich ist, so ist es immer eine Art von Trost, ihn je eher je lieber zu erdulden; weil alle Augenblikke die zwischen der Verurtheilung und Hinrichtung verstreichen, die Todesquaalen des Verurtheilten vervielfachen, die um so viel empfindlicher sind, da sie blos nur in der Einbildung bestehen. Auch sind die strengsten Gerichte hiedurch bewogen worden, die Hinrichtung der Verbrecher, sogleich auf ihre Verurtheilung folgen zu lassen. Aber so schwach auch dieser Trost immer seyn mag, so wenig ist er doch bey der Inquisition üblich. Man verschiebt vielmehr die Vollstrekkung des Urtheils, ein oder mehrere Jahre nach der Verurtheilung, damit man auf einmal eine größere Anzahl Schuldiger bestrafen könne, die Hinrichtung desto schrecklicher sey, und zugleich ein desto grösseres Warnungsbeispiel gegeben werde.

Der Anblick so verschiedener Verbrecher, die auf diese Weise, ohne auf ihr Geschlecht oder Stand Rücksicht zu nehmen,

men, ihrem Endurtheil entgegen gehen, bestärkt, wie man glaubt, das Volk in der katholischen Religion. Man ist sogar in den der Inquisition unterworfenen Ländern überzeugt, daß man die Ausbreitung der letztern Ketzereien, die ganz Europa angesteckt haben, einzig und allein durch diese Maxime verhindert habe, und hat daher diesem Tribunal den Titel: des Heiligen Gerichts und die unumschränkte Autorität ertheilt, die es allenthalben wo es eingeführt ist, genießt. Daher kömmt auch noch, daß die öffentlichen Hinrichtungen, die von der Inquisition vollzogen werden, und die man anderwärts als bloße Vollstrekkungen der richterlichen Urtheile ansieht, hier als eine religiöse Ceremonie betrachtet werden, dadurch man öffentliche und glänzende Beweise von seinem Eifer für die Religion zu erkennen giebt. Man nennt daher ein solches Schauspiel Auto da Fé, oder Glaubenshandlung.

Da die Ceremonien bey dergleichen Gelegenheiten fast immer die nämlichen zu seyn pflegen, so wird es hinlänglich seyn, bloß eine Beschreibung von dem berühmten Auto da Fé zu liefern, so im Jahr 1680 bey Gelegenheit der Vermählung des Königs Karl II. von Spanien gegeben wurde.

Den 30sten May 1680 begaben sich die Beamten des heiligen Gerichts zu Pferde, unter Vortragung ihrer Fahne nach dem Pallast der Inquisition, auf dem großen Platz zu Madrid, wo sie in Gegenwart einer zahllosen Menge Volks, unter dem Schall von Trompeten und Pauken publizirten, daß auf den andern Monat, an dem nämlichen Tage ein Auto da Fé würde gehalten werden.

Da nun seit 50 Jahren keins gewesen war, so machte man große Zurüstungen, um es desto feyerlicher und glänzender zu machen. Der Schauplatz zu diesem Feste war der große Platz zu Madrid.

Man errichtete daselbst ein funfzig Fuß langes Theater, so an den für den König bestimmten Balkon stieß, und sich unter demselben endigte. Am Ende dieses und queer über demselben,

zur rechten Hand des Königlichen Balkons, erhob sich ein Amphitheater von 25 bis 30 Stufen, welches sowohl für den Rath der Inquisition, als auch für die andern Spanischen Raths-Kollegien bestimmt war. Auf der obersten Stufe erblickte man unter einem Thronhimmel den Stuhl des Großinquisitors, der weit über den königlichen Balkon erhaben war. Zur linken des Theaters und Balkons hatte man ein andres Amphitheater von der nämlichen Größe wie das erste errichtet, worauf die Verbrecher gestellt werden sollten.

In der Mitte des großen Theaters befand sich ein andres sehr kleines, mehr lang als breites Theater, welches zwo oben offene Kefige unterstützte, worinn die Verbrecher während der Verlesung ihrer Verurtheilung gesteckt werden sollten. Auch befanden sich noch auf dem großen Theater drey Stühle; zwo für die Verleser der Urtheile, und der dritte für einen Prediger. Endlich war auch noch dichte bey dem Amphitheater der Räthe ein Altar errichtet.

Die Plätze für die königliche Familie waren so abgetheilt, daß die Königin zur linken Hand des Königs, und zur Rechten der Königin Mutter zu sitzen kam. Die sämmtlichen Hofdamen beider Königinnen nahmen den übrigen Theil des Balkons in der Länge, von der einen Seite zur andern ein. Für die Gesandten und übrigen Herren nnd Damen des Hofes, waren andre Balkons errichtet und für das Volk Gerüste.

Den 29sten Junius fieng sich die Ceremonie mit einer Prozeßion an, so sich in folgender Ordnung aus der St. Marienkirche erhob. Hundert mit Picken und Musketen bewafnete Kohlenbrenner marschirten voran, weil sie das Holz zur Verbrennung der zum Feuer Verdammten liefern. Hierauf kamen die Dominikaner unter Vortragung eines weißen Kreuzes. Hinter ihnen erschien der Herzog von Medina Celi; er trug nach dem Erbrecht seiner Familie die Standarte der Inquisition. Sie war von rothem Damast, in der einen

Ekke

Ekke war ein bloßer Degen in einem Lorbeerkranze, und in der andern das Spanische Wappen befindlich. Nach ihm wurde ein grünes, mit schwarzem Flor umwundenes Kreuz getragen, dem verschiedene Grand's und andre Standespersonen folgten, als Famuli der Inquisition, in Mäntel gehüllt, die mit weiß und schwarzen, mit Goldfäden brodirten Kreuzen geziert waren. Funfzig Hellebardirer, oder die Leibwache der Inquisition, in schwarz und weissen Uniformen, schlossen den Zug. Ihr Anführer war der Marquis von Pouar, Erb-Protektor der Inquisition des Königreichs Toledo.

Nachdem also diese Prozession in obenbeschriebener Ordnung vor dem Pallast vorbeygezogen war, begab sie sich nach dem großen Platz, wo die Standarte und das grüne Kreuz auf dem Theater hingestellt wurden. Die Dominikaner blieben allein da; die übrigen giengen wieder zurück. Die Mönche brachten einen Theil der Nacht mit Psalmsingen zu, und von Anbruch des Tages an, bis um sechs Uhr des Morgens lasen sie auf dem Altar verschiedene Messen.

Den 30sten um sieben Uhr des Morgens erschienen, der König, die Königinn, die Königinn Mutter und ihre Damen auf den Balkons. Zu gleicher Zeit versammelten sich auch alle übrige Zuschauer. Um 8 Uhr eröfneten den Zug der Prozession, die Kohlenbrenner, so wie am vorigen Tage, und stellten sich zur Linken des königlichen Balkons, zur Rechten desselben standen die königlichen Leibgarden. Hinter ihnen kamen dreißig Männer, die Figuren von Pappe in natürlicher Menschengröße trugen. Einige davon stellten diejenigen für, so im Gefängnisse gestorben waren, und deren Gebeine man in mit Flammen bemalten Kasten hinter hertrug; die andern waren Abbildungen derjenigen, so sich durch die Flucht den Händen der Inquisition entzogen hatten, und daher in Kontumaz verurtheilt waren. Diese Figuren wurden am äußersten Ende des Amphitheaters hingestellt. Nun erschienen zwölf Personen, theils männlichen theils weiblichen Geschlechts,

 mit

mit Strikken um den Hälsen, Pechfakkeln in den Händen, und drei Fuß hohen Mützen von Pappe, auf welchen ihre Verbrechen entweder geschrieben oder sonst vorgestellt waren. Diesen ersten folgten funfzig andre, gleichfalls mit Fakkeln in den Händen und in Sanbenitos oder gelben Wämsern ohne Ermel, vorne und hinten mit einem großen rothen St. Andreas Kreuze. Es waren Juden, die man zum erstenmal eingezogen hatte und Büßende; sie werden gewöhnlich zu einer Gefängnißstrafe auf einige Jahre, oder zum tragen des Sanbenits verurtheilt. Ein jeder dieser Schuldigen, ward von zween Famulen der Inquisition geführt. Nach ihnen kamen zwanzig Juden, beiderlei Geschlechts, die zum drittenmal eingezogen und zum Feuer verdammt waren. Diejenigen von ihnen, die Reue bezeigt hatten, sollten dem Gebrauch nach, ehe sie hinein geworfen wurden, erdrosselt werden; die andern hingegen so in ihren Irrthümern beharrten, sollten lebendig verbrannt werden. Sie trugen Sanbenits von Leinwand, worauf Teufel und Flammen gemalt waren, und eben so gemalte Mützen von Pappe. Fünf oder sechs von ihnen, die widerspenstiger als die andern waren, hatten Knebel im Munde, um sie zu verhindern, Lästerungen auszustoßen. Die zum Tode verurtheilten waren außer der Begleitung der beiden Inquisitions-Famuli, noch mit vier oder fünf Mönchen von verschiedenen Orden umgeben, die ihnen unterweges Trost zusprachen.

In dieser Ordnung passirten die Delinquenten den Balkon des Königs und wurden sodann auf dem Amphitheater zur linken Hand, zwischen den Inquisitions-Dienern und den Geistlichen hingestellt. Die Klerisey des Kirchspiels zu St. Martin folgte hierauf und stellte sich nahe am Altar. Die Officianten des hohen Inquisitions-Gerichts, die Inquisitoren, Qualifikatoren, die Offizianten der sämmtlichen andern Gerichte, und verschiedene andre Personen von Wichtigkeit, sowohl weltliche als geistliche, sämmtlich zu Pferde, kamen nach diesen und nahmen ihren Platz auf dem Theater zur rechten Hand ein, auf beiden Seiten des Sitzes des Groß-Inquisitors

quisitors. Dieser erschien zuletzt in Violet gekleidet, und in Begleitung des Präsidenten des großen Raths von Kastilien. Sobald ersterer seinen Platz eingenommen hatte, verfügte sich der Präsident zurück.

Hierauf nahm die Messe ihren Anfang; der sie haltende Priester aber las sie nur bis zur Hälfte, er verließ hierauf den Altar, und setzte sich auf seinen Sitz. Nun stieg der Groß-Inquisitor von seinem Thron herab und begab sich, nachdem er vorher ein Chorhemde sich anziehen, und den Bischofshut aufsetzen lassen, nach dem Königlichen Balkon. Er stieg die Stufen desselben heran, in Begleitung einiger Inquisitions-Beamten, die das Kreuz, das Evangelium, und noch ein andres Buch trugen, welches den Schwur in sich enthielte, durch welchen die Könige von Spanien sich verbindlich machten, die katholische Religion zu beschützen, die Ketzereien auszurotten, und mit ihrer ganzen Autorität die Prozeduren der Inquisition zu unterstützen.

Der König stehend und mit entblößtem Haupte, legte diesen Eid ab, der ihm durch einen seiner Räthe vorgelesen wurde; zur Rechten des Königs stand der Konnetable von Kastilien, der das bloße Schwerdt in die Höhe hielte. Der König verblieb in dieser Stellung, bis der Großinquisitor auf seinen Platz, wo er seine Bischöfliche Kleidung wieder ablegte, zurückgekehrt war.

Ein Inquisitions-Sekretair stieg sodann auf eine zu diesem Endzweck errichtete Kanzel, und las einen ähnlichen Eid ab, den die Räthe und die übrige ganze Versammlung ablegen mußte. Hierauf bestieg ein Dominikaner die nämliche Kanzel, und hielt eine Predigt gegen die Ketzerei, die zugleich mit Lobsprüchen auf die Inquisition angefüllt war.

Es war beinahe schon Mittag als man den zum Tode Verdammten ihre Urtheile vorzulesen anfieng. Hierauf verlas man die Urtheile derjenigen, die entweder im Gefängniß ge-

storben, oder in Kontumaz verurtheilt waren; ihre Bildnisse wurden auf das kleine Theater gebracht, und in die Käfige gesetzt. Nun wurden die Urtheile den Verbrechern, jedem insbesondre, vorgelesen, worauf man sie, einen nach dem andern in die nämlichen Käfige hineingehen ließ, damit sie jedermann sehen konnte. Unter den zum Feuer Verurtheilten, befanden sich sechs Männer und zwo Weiber, die durchaus weder ihre Irrthümer erkennen wollten, noch Reue bezeigten. Ein junges Frauenzimmer, ward wieder in ihren Kerker zurückgeführt, weil sie beständig auf ihrer Unschuld bestand, und man es für nöthig hielt, ihren Prozeß nochmals zu untersuchen. Endlich verlas man auch noch die Urtheile derjenigen, so der Bigamie, Zauberey, Entweihung geheiligter Dinge, und verschiedener andern Verbrechen überwiesen waren. Desgleichen auch die Urtheile der Juden, die Reue über ihre Irrthümer bezeigten. Dieß währte bis Abends um neun Uhr.

Hierauf wurde die Messe zu Ende gelesen, und der Groß-Inquisitor in seinem Bischöflichen Anzuge, ertheilte den Bußfertigen feierlich die Absolution. Nachdem sich der König wegbegeben hatte, wurden die zum Feuer verurtheilten Verbrecher dem weltlichen Gericht übergeben, und auf Eseln 300 Schritt vor das Thor Fuencaral hinausgeführt. Die Hinrichtung gieng erst nach Mitternacht vor sich. Die Hartnäckigen wurden lebendig verbrannt, diejenigen aber die Reue bezeigten, vorher erdrosselt und dann ins Feuer geworfen. Die zum Staubbesen, Verurtheilten, wurden den andern Morgen auf Eseln durch die Stadt geführt, und auf allen Strassen und öffentlichen Plätzen mit Ruthen gestäupt.

Außer diesen großen Auto's da Fé werden noch jährlich einige insbesondere gehalten, und zwar zu Ende der Fasten, vor der Charwoche. Die Inquisitoren erscheinen bei diesen Gelegenheiten in Begleitung der Magistratspersonen, der Königlichen und Gerichtsbeamten, des Gouverneurs, des Adels, der Bischöfe, und der sämmtlichen sowohl Welt- als Ordens-Geistlichen.

Bei allen diesen entsetzlichen Hinrichtungen werden die Kerker der Inquisition doch nicht geleert, weil sie noch immer mit Leuten beiderlei Geschlechts und von allen Ständen angefüllt sind; dieß sind diejenigen, die man entweder ihrer Verbrechen noch nicht überführen können, oder auch keine öffentliche Ahndung und Leibesstrafe verschuldet haben. Ehe die Inquisition sie frei läßt, müssen sie vorher ihre Meinungen sowohl de levi als de vehementi, daß ist, allen Verdacht der Ketzerey, er sey nun leicht oder schwer, feierlich abschwören. Die, so den schweren Verdacht abgeschworen haben, und dem ohngeachtetet wieder darinn verfallen, werden als Meineidige angesehen und müssen ohne Rettung sterben, wenn man sich ihrer wieder bemächtigt. Die sich aber zum andernmal des leichten Verdachts schuldig machen, werden nicht mit dem Tode bestraft.

Endlich müssen sie noch alle, besonders die so de vehementi entsagt haben, das Sanbenit tragen; einige auf ihre ganze Lebenszeit, andre nur auf gewisse Jahre. Dieß ist das äußerste Merkmal der Infamie, sowohl für die Personen selbst, die dieses Schicksal trifft, als auch für ihre Familien. Daher bemühen sich auch alle diejenigen, so noch etwas von ihrem Vermögen aus den Händen der Inquisition gerettet haben, es zur Loskaufung von dieser beschimpfenden Kleidung anzuwenden.

Diese Arten von Erlassungen geschehen indessen sehr selten, weil sie ausserdem daß es schwer wird, sie zu erhalten, auch noch viel Kosten verursachen, und der Verlust des Vermögens das geringste Uebel ist, so demjenigen wiederfahren kann, der einmal in die Hände der Inquisition verfällt. Denn es werden nicht allein alle, sowohl bewegliche als unbewegliche Eigenthümer der zum Tode Verurtheilten von ihr eingezogen, sondern sie setzt sich auch in Besitz der Güter, die den übrigen Gefangenen angehören, von ihrer Gefangennehmung an, und diese werden nun wegen der schlechten Verwaltung sowohl, als auch wegen der Erpressungen, Konfiskationen und Geldstrafen so sehr zu Grunde gerichtet, daß gemeinhin nichts übrig bleibt, wenn der rechtmäßige Herr derselben losgelassen wird.

Dieß

Dieß wären also die Prozeduren der Inquisition, es scheint aber hier nicht unschicklich zu seyn, ehe man davon zu reden aufhört, noch einige ihrer vornehmsten Grundsätze anzuführen. Wenigstens wird man daraus eben so gut, als aus dem bereits oben angeführten, von ihrer Denkungsart und Betragen urtheilen können.

Diese unverletzlichen Grundsätze der Inquisition, sind folgende: 1) soll man nie mit Ketzern über Religionssachen, am allerwenigsten aber öffentlich streiten, weil die Ketzer nur durch Gewalt und nicht durch Ueberzeugung bekehrt werden sollen. 2) Sollen die, welche einen Ketzer verhehlen oder im geringsten begünstigen, sie mögen auch noch so triftige Bewegungsgründe dazu haben, exkommunizirt und nicht eher wieder unter die Zahl der Bußfertigen angenommen werden, bevor sie nicht durch die Hände der Inquisition gegangen sind, die sie übrigens immer als der Ketzerey verdächtige Leute, das heißt, sehr strenge behandelt. 3) Bleibt sogar ein von dem Pabst selbst losgesprochner Ketzer der Inquisition unterworfen, und kann von ihr zum Tode verurtheilt werden. 4) Wenn ein Ketzer einmal verurtheilt ist, so wird ihm nicht erlaubt eine Rede an das Volk zu halten. 5) Man muß nie einem Ketzer das Leben zugestehen, wenn er gleich seine Irrthümer wiederrufen wollte, weil sie sich gemeinhin dadurch nur zu retten suchen. 6) Man muß nie beim Befragen eines Beschuldigten, an seinem Verbrechen zu zweifeln scheinen, sondern immer voraussetzen, daß es wirklich wahr wäre und ihn daher bloß nur um die Umstände befragen. 7) Man muß bei Abhörung des Ketzers, ihm stets den Tod vor Augen stellen, und ihn 8) weder durch die heilige Schrift, noch durch Beweisgründe zu bekehren hoffen oder versuchen. Auch muß man ihm 9) auf eine zweideutige Weise Gnade versprechen, wenn er sein Verbrechen bekennen würde, aber es ihm nicht halten, sobald er es eingestanden hat. 10) Gehören die Güter eines Ketzers der Inquisition, sogar zum Nachtheil seiner Kinder, oder andrer katholischen Leibeserben. 11) Entzieht der Tod nicht einen Verbrecher dem

Endurtheil der Inquisition; sie kann daher nach seinem Tode noch ihm den Prozeß machen, und ihn im Bildnisse hinrichten lassen. 12) Bleibt man der Ketzerey verdächtig und ist der Inquisition unterworfen, wenn man, auch nur zum Scherz, eine ketzerische Meinung behauptet, oder auch nur zu seiner Belustigung ketzerische Gebräuche nachgeahmt hätte. 13) Findet bei Ketzerei und Abfall von der katholischen Religion keine Verjährung statt. 14) Muß man nicht eher, als bis man dergleichen Leute bei der Inquisition angegeben hat, brüderliche Zurechtweisungen bei ihnen anbringen. 15) Kann einen nichts von der Angabe eines Verbrechers, der der Inquisition unterworfen ist, befreien, und wenn auch Verwandtschaft, Verbindung, und Erkenntlichkeit sogar für Lebensrettung es fordern sollten. 16) Ein Ketzerbeförderer, wenn er dafür erkannt wird, soll des geistlichen Begräbnisses beraubt seyn. 17) Bleibt jeder der Inquisition unterworfen, der irgend eine Ketzerei, es sey auch nur aus Unwissenheit, befördern sollte, weil jeder Rechtgläubige, dasjenige so die Kirche verdammt, zu wissen verbunden wäre. 18) Sind die weltliche Obrigkeitspersonen bei Bannstrafe verpflichtet, der Inquisition ihre Gewalt zu leihen. 19) Soll eine obrigkeitliche Person, die wegen Hülfsverweigerung von der Inquisition excommunicirt ist, und dennoch säumt sich lossprechen zu lassen, eben so wie ein Ketzer verdammt werden. 20) Muß ein heimlicher Ketzer, gesetzt auch, daß er seine Irrthümer ohne Proselyten zu machen für sich behielte, dennoch bei der Inquisition angegeben und von ihr verurtheilt werden. 21) Ein zum zweitenmal in Ketzerey Verfallner, wird, ohngeachtet er auch Reue bezeigte, dennoch zum Tode verurtheilt. 22) Ein Ketzer, der einmal seine Irrthümer abgeschworen hat, und dennoch in neue Ketzereien verfällt, soll wie ein zum zweitenmal darinn Verfallner betrachtet werden. 23) Soll ein heimlicher Ketzer, den man bey seinem Leben nicht dafür gehalten, sondern es erst nach seinem Tode erfahren hat, alsdenn doch verurtheilt und im Bildnisse hingerichtet werden. Endlich soll auch noch 24) ein

Be-

Beschuldigter, wenn er bekennt, daß er irgend eine ketzerische Lehre, blos aus Unwissenheit und weil er sie für eine katholische Meinung gehalten angenommen hätte, auf die Tortur geworfen werden, um zu erfahren, ob er wahr geredt habe.

Wenn man nun noch zu diesem allen, das obenbesagte hinzufügt, nämlich: daß die Gegenparten und Angeber Zeugen seyn können; daß man nie ihre Namen entdeckt, damit es desto schwerer wird, ihnen Vorwürfe zu machen; daß man sie fast niemals mit einander konfrontirt; daß man Meineidige und sogar die ehrlosesten Menschen, als Zeugen annimmt; daß Unmündige und Kinder von 14 Jahren, ohne Bewilligung ihrer Vormünder und Vorgesetzten, Zeugen abgeben können: so wird man gestehen müssen, daß das Inquisitions-Tribunal, das schrecklichste und fürchterlichste aller Tribunäle in der Welt sey.

Die Inquisitoren selbst sind überzeugt, daß es sehr schwer sey, durch das bey der Inquisition übliche Verfahren zu verhindern, daß nicht viele Unschuldige mit den Schuldigen zugleich zu Grunde gerichtet würden. Aber weit davon entfernt, daß sie diese Schwierigkeit beunruhigen sollte, ist es vielmehr noch eine ihrer Hauptmaximen, daß es besser sey, hundert unsträfliche Katholiken kämen in ihrem Glauben um, als daß man einen einzigen Ketzer entkommen ließe; denn indem man einen unschuldigen Katholiken tödtete, thäte man nichts weiter, als daß man ihm durch den Tod die Freuden des Paradieses verschafte, anstatt daß man einem Ketzer, wenn man ihn entkommen ließe, nur noch fernerhin Gelegenheit gäbe, eine große Menge Seelen zu verderben.

Es wird sogar diesen ungerechter Weise Unterdrückten nicht einmal erlaubt, über erlittene Ungerechtigkeit zu klagen. Wer es thäte, würde nur ein neues Verbrechen begehen, das um so viel schärfer bestraft werden würde, da die Ehre der Inquisition damit verknüpft wäre, und dieses Tribunal nie zu gestehen gewohnt ist, daß es sich geirrt habe. Sie müssen sich daher

blos

blos an den Trost halten, den ihnen das Direktorium der Inquisition ertheilt; es heißt daselbst: „Daß ja niemand sage, „er wäre ungerechterweise verurtheilt, und sich weder über die „geistlichen Richter, noch über das Urtheil der Kirche beklage; „ist er ja ungerechter Weise verdammt, so laß ihn sich freuen, „daß er für die Gerechtigkeit leidet“. —

Es ist also wohl kein Zweifel, daß ein so strenges Gericht als die Inquisition, das Volk wo sie eingeführt ist, in großen Zwang halten sollte. Mariana meldet, daß im Anfang ihrer Einrichtung, die Spanier selbige, als das schwerste Joch ansahen, weil sie, wegen der überall in Städten, Flekken und Dörfern sich aufhaltenden Spionen, die man Famuli der Inquisition zu nennen pflegt, weder sprechen noch hören dürften. Selbst die Zeit, die alles mildert und die größten Uebel erträglich macht, hat die Völker doch zu diesem erschrecklichen Joche nicht gewöhnen können. Sie beneiden diejenigen die davon befreit sind; und so viel Eindruck auch die Religion gewöhnlich auf ihre Gemüther macht, so ist doch nichts gewisser, als daß sie alles, um sich davon zu befreien, hingeben würden.

Noch ein Umstand ist übrig, der die Inquisition noch schrecklicher macht. Anstatt daß sonst überall die regierenden Herren sowohl, als diejenigen, die durch Geburt, Stand, oder geistliche und weltliche Würden über andre erhaben sind, von den öffentlichen Verfolgungen der Justitz befreit zu seyn pflegen, oder wenigstens doch mit viel Behutsamkeit und Achtung behandelt werden, so giebt sich dieses Tribunal hingegen den Anschein, um sich desto fürchterlicher zu machen, niemanden, wer es auch sey, zu schonen, und die erhabensten Personen eben so wie die gemeinsten aus dem Volke anzutasten.

Es ist bekannt, daß die Inquisition zu Rom oft Kardinäle verurtheilt hat, obgleich man daselbst ihre Würde unverletzlich hält, und behauptet, daß es sogar den Königen nicht erlaubt wäre, diejenigen von ihren Unterthanen, die diesen ho-

hen

hen Posten bekleideten, zum Tode zu verdammen. Als Heinrich III. König von Frankreich auf diese Art gegen den Kardinal von Guise verfuhr, weil er es für zuträglich hielte, ihn des Hochverraths zu beschuldigen; so bediente sich Pabst Sixtus V. dieser Gelegenheit, ihn in den Bann zu thun und abzusetzen. Es ist schon oben gemeldt worden, wie sich dieser Pabst, in Rücksicht auf den Mark Anton de Dominis betrug, obgleich dieser Erzbischof Primas, und zugleich einer der gelehrtesten Männer seiner Zeit war.

Die Arragonische Inquisition war kühn genug, dem Don Karlos, ältesten Sohn des Don Juan II. Königs von Arragonien den Prozeß zu machen, und führte auch in der That ihr Vorhaben aus. Die Kastilische gieng noch weiter, indem sie, dem Gedächtniß Kaiser Karl V. den Prozeß machte, und sein Testament als ketzerisch zum Feuer verdammte; auch zugleich gegen alle die, so das Vertrauen dieses großen Fürsten und seine Freundschaft genoßen hatten, eben so verfuhr. Da diese Geschichte wunderbar genug ist, so wird es vielleicht, dem Leser nicht unangenehm seyn sie hier zu lesen; sie erfolgt also hier in einem Auszuge nach drey guten Geschichtschreibern dem De Thou, Aubigne und le Laboureur: —

Unter allen Gerüchten, die Kaiser Karl V. Absonderung von der Welt überall erregte, war keine befremdender, als das Vorgeben, daß sein genauer und unaufhörlicher Umgang mit den Protestanten in Deutschland, ihm einige Neigung zu ihren Meinungen eingeflößt, und er sich blos in Einsamkeit begeben hätte, um in Freiheit seine übrigen Tage mit Frömmigkeits-Uebungen zuzubringen, die seinem geheimen Hange entsprachen. Man sagte, daß er sich nicht sein übles Verfahren gegen die Fürsten von dieser Parthei, die durch das Glück der Waffen in seine Hände gefallen waren, verzeihen könnte. „Durch ihre Tugend in ihrem Unglükke, in seinem Glükke beschämt, habe sich unvermerkt in seiner Seele eine Art von Achtung gegen ihre Meinungen eingeschlichen. Diese Achtung

wäre

wäre durch die Wahl der Personen sichtbar, denen er seine geistliche Führung anvertraute, als dem Doktor Cacalla seinem Prediger, dem Erzbischof von Toledo, besonders aber dem Konstantin Ponce seinem Beichtvater. Nach seinem Tode aber hatte man sogar erfahren, daß die Wände der Zelle, in welcher er zu St. Just starb, auf allen Seiten mit geschriebenen Sprüchen von seiner eignen Hand angefüllt waren, so die Rechtfertigung und Gnade betrafen, und also ziemlich mit der neuen Lehre übereinstimmten. Aber nichts bestärkte mehr in dieser Meinung, als sein Testament. Man fand darinn weder fromme Vermächtnisse, noch Stiftungen zu Gebeten; und es war überhaupt so sehr verschieden von denen, so eifrige Katholiken sonst zu machen pflegen, daß die Inquisition darüber aufgebracht wurde.

Indessen wagte sie doch nicht vor Ankunft seines Sohnes Philip II. loszubrechen, weil sie noch nicht genug von seiner Denkungsart und von der Art wie er die Sache aufnehmen möchte, unterrichtet war. Kaum aber hatte dieser Prinz seine Ankunft in Spanien, durch Hinrichtung sämmtlicher Anhänger der neuen Lehre ausgezeichnet, so griff die Inquisition, durch sein Beispiel gemuthigt, den Erzbischof von Toledo, Primas von Spanien, den Cacalla, Prediger des verstorbenen Kaisers, und endlich auch den Konstantin Ponce, seinen Beichtvater an. Der König sahe ihre Einziehung ruhig an, und das Volk betrachtete seine Geduld, als ein außerordentliches Merkmal seines Eifers für die Religion. Aber der Ueberrest der Welt erblickte mit Abscheu, den Beichtvater Karl V. in dessen Armen dieser Prinz gestorben war, der schimpflichsten, grausamsten Hinrichtung, und sogar von den Händen des Königs seines Sohnes Preis gegeben. In der That war die Inquisition auch frech genug, diese drey Personen, nachdem sie ihren Proceß untersucht, und sie, als Theilnehmer an dem Kaiserlichen Testament beschuldigen lassen, mit diesem Testament zugleich zum Feuer zu verurtheilen.

Das Aufsehen, so dieses Urtheil in der Welt machte, brachte den König einigermaßen wider zu sich selbst. Er war stets eifersüchtig auf den Ruhm seines Vaters gewesen, und fand daher anfänglich ein Vergnügen daran, da er das Andenken desselben, dieser Beschimpfung ausgesetzt sahe. Da er aber in der Folge die Wichtigkeit dieses kühnen Beginnens genauer überlegte; so verhinderte er die Vollstrekkung des Urtheils, durch die heimlichsten und gelindesten Mittel die er nur wählen konnte, um die Inquisitoren nicht aufzubringen, und der Autorität dieses Tribunals keinen Schaden zuzufügen.

Don Karlos, der einzige Sohn des Königs, besaß nicht so viel Mäßigung; seine Entrüstung über dieß Verfahren, war der Liebe, die er für den Kaiser seinen Großvater trug, und der ausserordentlichen Ehrfurcht, die er für sein Andenken hegte, angemessen. Da er noch zu jung war, um zu begreifen, daß auch die allerunumschränktesten Könige, keine geheiligtere Rechte in den Augen des gemeinen Volks genießen, als die die Religion hat; so hielt er sich laut über die Schwachheit des Königs auf, und sprach nachher öffentlich von dem Unternehmen der Inquisition, mit einer Hitze, die seiner Jugend, seinem großen Herzen, und einer Beleidigung ohne Beispiel entsprach. Er drohte sogar, daß er einst die Inquisition und ihre Mithelfer vertilgen wollte. Diese Hitze kam ihm, wie wir in der Folge sehen werden, theuer zu stehen; nichts als der Tod dieses edelmüthigen Prinzen, konnte die beleidigte Inquisition zufrieden stellen.

Mittlerweile man diesen Zwist beilegte, wurde Cacalla lebendig verbrannt, und mit ihm das Bildniß des Konstantin Ponce, der einige Tage vorher im Gefängnisse gestorben war. Der Erzbischof von Toledo wurde nach Rom berufen, und nur die Macht seiner Freunde, und des Goldes zogen ihn aus diesem Handel. Man sprach nachher nicht mehr von dem Testamente des Kaisers.

Die

Die Aeußerungen des Don Karlos, hatten die Inquisitoren gegen diesen Prinzen äußerst aufgebracht. Da es einer ihrer Grundsätze ist, niemals eine ihnen zugefügte Beleidigung zu verzeihen, so verursachten sie unter dem Volk ein so großes Murren, daß der König sich genöthigt sahe, ihn sowohl als auch den Prinzen Don Juan seinen Bruder, und den Prinzen von Parma, seinen Neffen, auf eine Zeitlang von seinem Hofe zu entfernen.

Die Rachsucht dieses grausamen Tribunals ließ es hiebei noch nicht bewenden. Als einige Jahre nachher der Aufruhr in den Niederlanden losbrach, so machten sie dem Don Karlos ein Verbrechen aus dem Mitleiden, so er gegen die unglücklichen Einwohner dieses Landes bezeigt hatte. Die Religion war gewöhnlicherweise auf ihrer Seite, und kam ihrer Empfindlichkeit zu statten. Man setzte zum voraus, daß da alle diese Völker Ketzer wären, dieser Prinz nicht anders, das Vorhaben ihnen beizustehen, hätte fassen können, ohne sich des nämlichen Verbrechens schuldig zu machen. Sie wußten sich auch am Ende so sehr des Gemüths des Königs zu bemächtigen, daß dieser unnatürliche Vater, ihn zum Tode verurtheilte. Alle Gnade die man ihm widerfahren ließ, bestand darinn, daß man ihm die Wahl seines Todes überlies. Er wählte ein warmes Bad, und verlor in demselben, nachdem man ihm die Adern an den Armen und Beinen geöfnet hatte, unmerklich sein Leben.

Nach so schrecklichen Beispielen wird man wohl nicht erstaunen, daß die Inquisition so furchtbar ist, und daß die mächtigsten Personen, sich eben so sehr, als die geringsten des Volks, vor ihr fürchten. Daher fanden auch die Feinde des berühmten Premierministers, Grafen von Olivarez, die sich zu seinem Untergang verschworen hatten, kein sichereres Mittel um dieses zu bewirken, als ihn bei der Inquisition anzugeben. Weder die Gnade des Königs, noch seine unumschränkte Gewalt, konnten die Inquisition verhindern, sich seiner zu bemächtigen. Ungeachtet er so viele Personen mit Wohlthaten überhäuft hatte, und so sehr auch ihr Glück an das

seinige verknüpft war, so wagte doch keiner sich für ihn zu erklären, oder um Gnade für ihn zu bitten, und dieser große Mann mußte also von aller Welt verlassen, umkommen.

So hart die Inquisition gegen die Menschen verfährt, eben so strenge ist sie in Rücksicht auf die Bücher, die noch einen Hauptgegenstand ihrer Gerichtsbarkeit ausmachen.

Da sich beständig unter den Gerichtsdienern der Inquisition eine Menge müßiger Leute befinden, zu welchen auch noch die Mönche gehören, die ihr äußerst zugethan sind; so kann kaum ein neues Buch erscheinen, ohne daß es sogleich gelesen, und dessen Inhalt untersucht werden sollte; es geschieht aber mit Verurtheilen, die gemeinhin an diesen Oertern, nämlich in Klöstern zu herrschen pflegen. Sobald man nur das geringste wider das Buch einzuwenben hat, wird es bey der Inquisition angegeben. Man untersucht alsdann den Inhalt desselben von neuen, und pflegt es nachher gemeiniglich zu verwerfen. Ueberhaupt denkt man in diesem Lande so zärtlich, in Rücksicht auf die Bücher, daß der geringste Umstand hinreichend ist, sie zu verdammen.

Dieses geschieht auf dreyerley Weise. Manchmal wird ein Buch durchaus und ohne Ausnahme verdammt. Ein andermal wird es nur so lange verworfen, bis es verbessert worden. Endlich wird auch noch manchmal ein Auszug von den verworfenen Stellen gemacht, und genau diejenigen bezeichnet, auf die sich das Urtheil bezieht.

Alle Jahre wird eine Tabelle aller Bücher herausgegeben, die in dem nämlichen Jahre verdammt worden; man findet in derselben immer Bücher, die man auf eine von den obenbeschriebenen Arten gerichtet hat. Diese Tabelle wird hierauf, an allen öffentlichen Plätzen angeschlagen, und von dem Augenblikke an, ist niemanden mehr erlaubt, die in derselben verworfenen Bücher zu besitzen. Wer sie ließt oder bei sich führt, verfällt in die Strafe der Inquisition, und wenn man bei jemand,

nach

nach dem Verbot derselben, einige antrifft, so ist dieß schon hinreichend ihm den schlimmsten Handel zuzuziehen.

Man kann hieraus schon schließen, wie die Verfasser, wenn sie bekannt wären, behandelt werden würden. Auch sorgt man in diesen Ländern sehr, nichts zu schreiben, was die Censur nicht passiren könne. Woferne man aber ja der Schreibsucht nicht widerstehen kann, so ist dieses ein Geheimniß, das man niemand anvertraut. Oft bleibt einem Schriftsteller, der sich zu sehr davon hinreissen lassen, kein ander Mittel zu seiner Sicherheit übrig, als eine freiwillige, lebenslängliche Verbannung aus seinem Vaterlande.

Was den Buchhändler betrifft, der verdächtige Bücher gedruckt, verkauft oder sonst unter die Leute gebracht hat, so würde er sehr zufrieden seyn, wenn er in diesem Falle mit einer großen Geldstrafe, oder mit der Konfiskation der Exemplare davon käme. Aber weit entfernt ihm diese Gnade wiederfahren zu lassen, bemächtigt man sich vielmehr seines ganzen Vermögens, und richtet ihn ohne Barmherzigkeit zu Grunde.

Ueberhaupt denkt man in Rücksicht auf die Bücher bey der Inquisition so zärtlich, daß man sogar die Kirchenväter nicht geschont hat. Man findet in verschiedenen Ausgaben derselben, die das heilige Gericht drukken lassen, ganze Stellen ausgelassen, weil sie entweder Gesinnungen, oder Gebräuche enthielten, die mit der Denkungsart dieses Tribunals nicht übereinstimmen.

Dieses wäre also der Ursprung und die Fortschritte der Inquisition. Im Anfang hatte die Politik wenigstens eben so viel Antheil an ihrer Stiftung, als der Eifer für die Erhaltung der Reinheit in der Religion. Seitdem ist auch die Politik stets ihre Stütze gewesen und hat sie auch nachher, besonders in Spanien und Portugall, bis auf den höchsten Gipfel der unumschränktesten Gewalt erhoben.

Zwar schien es vor einigen Jahren, als ob die glänzende, aber nur zu kurze Staatsverwaltung des Grafen von Aranda, diesem fürchterlichen Tribunale in Spanien den Garaus machen würde; aber dieser große Minister wurde nur zu bald vom Ruder des Staats entfernt, und die Inquisition erhob wieder ihr Haupt von neuen. Alle seine Anhänger wurden mit in seinen Sturz verwikkelt, und unter ihnen auch der berühmte Olavides, der die Sierra Morena bevölkert und urbar gemacht hatte. Dieser Unglückliche ward den 22sten November 1776 des Nachts um 11 Uhr von der Inquisition eingezogen, und mußte zwei volle Jahre in ihren Kerkern zubringen. Endlich erhielt er den 22sten November 1778 sein Urtheil, in welchem er auf 8 Jahre zur Einkerkerung in einem Kloster, und zu einer schweren Pönitenz verurtheilt wurde.

Kein Auto da Fé ist nun in vielen Jahren gehalten worden, wie denn auch überhaupt die Inquisition von ihrer Strenge etwas nachgelassen hat. Wir haben hier größtentheils von Spanien, Portugal und ihren Indischen Besitzungen geredet, weil dieses beständig die Hauptsitze dieses Tribunals gewesen, und noch sind; denn nirgends wurden dessen Grundsätze mit solcher Härte ausgeübt, obgleich Gesetze, Einrichtungen und gerichtliches Verfahren, den ursprünglichen Verordnungen zufolge, überall völlig gleich seyn sollten. In Italien ist dieses Gericht nicht mehr fürchterlich, und ein Galilei würde jetzt unangefochten die Welt mit seinen Entdekkungen bereichern können. Benedikt XIV. machte eine Verordnung, der zufolge jetzt drey Zeugen erfordert werden, ehe jemand in Verhaft genommen werden kann. Ein weises Gesetz, das die heilsamsten Folgen gehabt hat. In Sicilien ist die Inquisition im Anfang dieses Jahres (1782) völlig aufgehoben worden, und bey der großen Reformation, die der Römischkatholischen Kirche bevorsteht, dürfte dieses Tribunal wahrscheinlich nicht vergessen werden.

VI.

Nachrichten von der Nation der Akensas in Nord-Amerika (aus Bossu's Reisen durch Louisiana.)

Die Akensas wohnen längst den Ufern eines Flusses, der ihren Namen führt; er entspringt in Neu-Mexiko und fällt in den Missisipifluß. Diese Amerikaner sind in ihren Sitten und Gebräuchen wenig von den andern Nordamerikanischen Nationen unterschieden; sie sind groß, wohlgemacht, brav, gute Schwimmer, und sehr geschickt zur Jagd und zum Fischfang. Auch sind sie den Franzosen sehr ergeben, welches sie bey verschiedenen Gelegenheiten nachdrücklich gezeigt haben. Ihr Land ist eins der schönsten auf der Welt, der Boden ist so fruchtbar, daß er ohne irgend eine Bearbeitung, europäischen Weitzen, eine Menge eßbarer Erdgewächse, und schöne Früchte hervorbringt, die in Europa unbekannt sind. Man findet daselbst alle Arten von Wildpret im Ueberfluß, wilde Ochsen, wilde Schweine, Rehe, Bären, Tyger, Leoparden, Füchse, wilde Katzen, Kaninchen, Auerhäne, Phasanen, Rebhüner, Turteltauben, Holztauben, Schwäne, Gänse, alle Arten von Enten, Wasserhühner und viele andre in Europa theils bekannte, theils unbekannte Vögel.

Der Krieg ist die angenehmste Beschäftigung der Akensas; sie erklären ihn mit folgenden Ceremonien. In der Hütte des Anführers wird ein großer Schmaus gegeben, wo vorzüglich Hundefleisch gegessen wird; dieses ist die Speise der Krieger, denn sie sagen, ein Thier, das so viel Muth hat, sich in Vertheidigung seines Herrn aufzuopfern, müßte ihnen nothwendig Tapferkeit einflößen. Sie nehmen ihre Hunde mit sich, und brauchen sie in den blutigsten Gefechten. Derjenige, der einen von des Feindes

des Hunden tödtet, erhält deswegen eben so gut als ob er einen Feind erlegt hätte, den Rang eines Kriegers; allein er muß den Skalp des Hundes bringen, das ist, die vom Kopf gezogene Haut, denn ohne dieses Zeichen, würde man es ihm nicht glauben. Diese Hunde, deren sie eine große Menge haben, dienen vorzüglich feindliche Ueberfälle abzuhalten, im Frieden werden sie zur Jagd gebraucht. Nach dem vorerwähnten Fest hält der Oberanführer eine Versammlung der Krieger. Dieses geschieht in der Mitte des Dorfs, in einer zu diesem Zweck erbauten Hütte, die sie die Berathschlagungshütte nennen. Das Oberhaupt und die andern Anführer setzen sich ihrem Rang gemäß auf Matten oder Tygerfelle. Wenn sie alle Platz genommen, tritt der Oberanführer in die Mitte der Versammlung, und hält mit lauter Stimme eine Rede, worinn er der Nation vorstellt, daß es ihnen Schande seyn würde, die Beleidigung die man ihnen angethan, ungerochen zu lassen, und daß, wenn sie dabei ruhig blieben, man sie wie Weiber *) ansehen würde. Dieser Rede wird gewöhnlich von der ganzen Versammlung Beifall zugerufen. Sodann nimmt der Oberanführer einen Bündel Ruthen, und legt ihn in der Mitte nieder; ein jeder, der Lust hat mit in den Krieg zu gehen, nimmt eine von den Ruthen, und auf diese Art ist die Werbung geschehen. Den nächsten Morgen laufen die Weiber im Dorf herum, und schreien: „Ihr Jünglinge und Krieger, die ihr Ruthen bekommen habt, „brecht auf zum Kriege; rächt den Tod eurer Verwandten, „Freunde und Bundsgenossen, und kehrt nicht eher zurück als „bis ihr mit dem Blut unsrer Feinde befleckt, ihre Skalpen **) mit

*) Das Wort Weib, oder altes Weib ist eins der ärgsten Schimpfwörter der Amerikaner, und bedeutet einen Mann ohne Muth.

**) Die Nordamerikaner haben den Gebrauch, allen ihren Feinden, die sie im Gefechte tödten, die Haut vom Wirbel des Kopfs abzuziehn, die sie auf Stangen gesteckt, als Siegesmäler nach Hause bringen. Vermittelst dieser Häute wissen sie genau die Anzahl der Erschlagenen. Wenn die Franzosen die Akensas zum

„mit euch bringt.“ Alsdenn nehmen sie eine Art von Keule, die sie einen Kopfbrecher nennen, und malen mit rother Farbe zwei kreuzweise gelegte Pfeile darauf; dieß ist ihr Kriegs Symbolum; die rothe Farbe bedeutet, daß die Nation Rache verlangt, und nicht eher zufrieden seyn wird, bis sie das Blut ihrer Feinde vergossen hat. Diese Keule wird an der feindlichen Gränze hingelegt.

Ehe sie aufbrechen hält der Oberanführer noch eine Versammlung, auf die ein großes Gastmahl folgt, wozu auch die Bundsgenossen eingeladen werden. Diesen legt man ebenfalls Ruthen vor, um sie zu bewegen, als Hülfsvölker mit zu Felde zu gehen. Nach Endigung des Mahls, falgt der Kriegstanz; denn alle Vorfälle und Handlungen dieses Volks werden durch Tänze bezeichnet; sie haben Gottesdienstliche Tänze, medicinische Tänze, lustige Tänze, Ceremonientänze, Kriegstänze, Friedenstänze, Hochzeitstänze, Begräbnißtänze, Spieltänze, Jagdtänze und Beischlafstänze. Dieser Tanz wird von allen jungen Kriegern getanzt, die sich u diesem Endzweck roth angestrichen haben. Sie stellen darinn auf eine sonderbare Art alle Begebenheiten des Kriegs vor. Z. B. Einer unternimmt seinen Feind zu überfallen, beobachtet alle seine Bewegungen, ersieht seinen Vortheil, stürzt dann mit Wuth über ihn her, erhebt seine Keule und macht ein entsetzliches Geschrei, wie es wirklich im Gefechte geschieht. Sein Kamerad fällt, als ob er vom Blitz gerührt wäre, und bringt seine Muskeln zum schwellen; alsdenn druckt der andre tanzend die Methode aus, den todten Feind zu skalpiren. Das Skalpiren geschieht folgendergestalt. Der Sieger macht mit einem Messer einen Einschnitt in der Stirne seines Feindes und erweitert sodann diesen Schnitt rund herum bis ans Genick. Hierauf nimmt er den Kopf des Gefangenen zwischen seine Knie, setzt seine langen Nägel in

zum Kriege brauchen, so bezahlt die Regierung, für jeden Skalp ihrer Feinde den Werth von dreißig Livres in Waaren.

die gemachte Oefnung, und durch einen starken Stoß mit seinen Knien und das Reißen mit seinen Händen, zieht er auf einmal die Haut mit samt den darauf befindlichen Haaren vom Kopf. Alles dieß geschieht im Tanzen, nach dem Ton einer Trommel, wobei denn auch der Kriegsgesang gesungen wird. Dieser ist in folgenden Ausdrükken abgefaßt: „Ich gehe in den Krieg, den „Tod meiner Brüder zu rächen; ich werde meine Feinde um„bringen, ausrotten, plündern und verbrennen; ich werde „Sklaven wegführen und ihr Fleisch trocknen, ihr Herz fressen „und ihr Blut trinken; ich werde ihre Skalps nach Hause brin„gen und Becher aus ihren Schädeln machen.“ rc.

Sie fangen niemals einen Krieg an, ohne ihren Manitou um Rath zu fragen. Diese ihre Gottheit ist eine Schlange; oft aber werden auch Amphibien und vierfüßige Thiere dazu gebraucht. Diesem Manitou schreiben sie all ihr Glück und Unglück zu. Ist er ihnen nicht geneigt gewesen, so verlassen sie ihn ohne weitere Ceremonien, und nehmen einen andern. Ehe der Chef in den Krieg geht, hält er ein sehr strenges Fasten, während welcher Zeit sein Körper schwarz gemalt ist; sobald es aber vorüber ist, wäscht er sich und malt seinen Körper und Gesicht roth. Er hält eine Rede an seine Krieger in Gegenwart ihrer Gottheit, worauf denn ein jeder sein Geräthe fertig macht. Bisweilen ist der Krieg 200 auch 300 deutsche Meilen von ihrem Lande entfernt. Ihre Bagage besteht in Kriegszeiten aus einer Bärenhaut, die ihnen anstatt eines Bettes dient; einer wilden Ochsenhaut, womit sie sich bedekken; einer Tygerhaut, die ihrem Kalumet oder Tobackspfeife zum Futteral dient; einer Keule, und einer kleinen Hakke, die sie brauchen, sich in den Wäldern Hütten zu machen. Ihr Kriegsgeräthe besteht in einer Muskete, einem Ochsenhorn, worinn das Pulver ist, einem Beutel, worinn sie Kugeln, Flintensteine und eine Schraube haben; nebst einem Bogen und Köcher voll Pfeile, die sie zur Jagd brauchen; dieses haben sie alles am Leibe hängen. Die Feuergewehre brauchen sie niemals gegen Thiere,

wenn

wenn sie auf einem Zug gegen ihre Feinde begriffen sind, aus Furcht durch den Knall entdeckt zu werden. Sie kommen mit einander wegen der Methode überein, ihre Feinde zu überfallen; denn dieses Volk sowohl als andre Nordamerikanische Nationen, setzt seinen größten Ruhm in die Kenntniß dieser Art Krieg zu führen, die mehrentheils sehr nachtheilig für diejenigen ist, die der Gegenstand des Krieges sind.

In Ansehung der Lebensmittel sind sie nicht sehr besorgt: ein jeder hat einen kleinen Beutel Mehl, das von Maiz oder Indischen Korn gemacht und geröstet ist, so wie wir den Kaffe brennen; von diesem wird etwas mit Wasser vermischt und zu Brey gemacht, welches aber nur im Nothfall dient, wenn sie sonst nichts haben. Sie ertragen den Hunger mit der größten Gleichgültigkeit, und nehmen bisweilen in drei auch vier Tagen nicht das geringste zu sich; dennoch setzen sie ihre Reise ununterbrochen fort, und ziehen ihren Gürtel um den Bauch immer fester an, nach dem Maas, daß er leerer wird und abnimmt. Haben sie dem Feind, nach ihrer Art zu reden, einen Hieb angebracht, so machen sich sogleich einige junge Krieger auf den Weg, um diese gute Nachricht nach ihrem Dorfe zu bringen. Ihre Ankunft daselbst, machen sie durch ein gewisses Geschrey kund, das die Anzahl der Gefangenen, der Todten und der Skalps anzeigt, die sie mit sich bringen. Die Weiber gehen ihnen entgegen nnd bewillkommen die Gefangenen mit tüchtigen Prügeln; ihnen gehört das Recht zu bestimmen, welcher von den Gefangenen sterben soll, daher man sie schwarz angemalt und mit gebundenen Händen vor diesen Richterstuhl führt. Diejenigen Weiber, die ihre Männer oder Söhne verloren, haben die Freiheit, sie durch Gefangene zu ersetzen, die in eben die Stellen treten, und deswegen sogleich freigelassen werden.

Diejenigen, die nicht angenommen werden, verbrennt man bei einem langsamen Feuer. Man bindet sie an zwei Pfähle, die mit Holz umgeben sind, um welche sie singend herumtanzen müssen; sodann fällt alles junge Volk über sie her,

um

um sie mit allen ersinnlichen Martern zu quälen. Dieses erdulden die Gefangenen ohne sich zu beklagen, im Gegentheil singen sie, bis sie den Geist aufgegeben. Sie sagen, sie wären wahre Männer, die weder Tod noch Feuer fürchten, sie lachen ihren Peinigern ins Gesicht, und spotten ihrer geringen Martern, mit der Versicherung, daß wenn sie in ihre Hände gefallen wären, es ihnen ganz anders würde ergangen seyn.

Ob sie gleich gegen ihre Feinde grausam sind, so sind sie doch gut gegen ihre Freunde. Was ihre Religion betrifft, so glauben sie an einen großen Geist, den Herrn des Lebens, den sie in ihrer Sprache Koyokopchil nennen; die obenerwähnten Manitous sind eine Art Untergottheiten. Sie beten auch Sonn und Mond an. Wenn es donnert, so glauben sie, der große Geist sey über sie erzürnt. Auch haben sie einen Begriff vom Teufel, den sie einen bösen Geist nennen, und für dem sie sich sehr fürchten.

VII.

Ueber Nutzen oder Schaden der Bibliotheken, aus den hinterlassenen Papieren des berühmten Horaz Walpole.

Die Liebhaber der Litteratur, deren Leidenschaft zu Büchern so groß, als löblich ist, beklagen den Verlust der Alexandrinischen Bibliothek, welche, wie man sagt, aus 700,000 Bänden bestand. Obgleich dieser Verlust unermeßlich war, so haben doch Zeit und Fleiß ihn außerordentlich wieder ersetzt; und sollte ich auch Gefahr laufen, für einen ächten Gothen gehalten zu werden, so will ich doch frei gestehen, daß meiner Meinung nach, die Vernichtung dieser Bibliothek, eher eine Wohlthat

that als ein Unglück für die gelehrte Republik gewesen ist. Was können wir vermuthen, das so viel tausend Bücher enthielten? Waren 700,000 Bände alle lesenswerth? — Wenn sie es waren, wer würde Zeit haben sie zu lesen? — Waren sie es nicht, so könnte man es für ein Glück halten, daß so viel unnütze Werke das ihnen zukommende Schicksal hatten. Es ist zu vermuthen, daß diese Bücher, voll großer Schätze von Philosophie, Astronomie, Geographie, Geschichte, Poesie, Beredsamkeit, Mathematik, u. s. w. waren; daß sie vortreffliche Romane und eine erstaunende Menge Kenntnisse in Betracht der Egyptischen Gottheiten und Hieroglipheu enthielten, die sie zu erklären oder vielmehr zu verwirren dienten. Ich gebe zu, daß in dieser Büchersammlung mehr alte Wissenschaft und Beredsamkeit befindlich war, als wir in unsern Tagen erreicht haben, daß sie mit Autoren von ungeheurer Gelehrsamkeit, oder mit größern Entdekkungen angefüllt war, als wir von unsern andern ehrwürdigen Vorfahren erhalten haben. Allein wünschen wir denn wirklich mehr fabelhafte Geschichte mehr fantastische Philosophie, mehr unvollkommene Astronomie, mehr fehlervolle Geographie, als wir schon unter alten Namen besitzen? — Ich sage dieses nicht um die Alten herabzusetzen; aber da ihre Entdekkungen sehr unvollständig, und ihre Traditionen sehr unrichtig waren, warum wollten wir wünschen sie vermehrt zu sehen? Wenn wir uns vorstellen, daß die Helfte unsrer jetzigen Kenntnisse, aus der Entdekkung der Irrthümer dessen entsprungen sind, was man damals Wissenschaft nannte; so mögen wir uns trösten, daß die Untersuchung der Wahrheit wenigstens eben so leicht ist, ohne so viele falsche Wegweiser, als wenn wir wüßten, wie viel mehr irrige Konjekturen von unsern Vorvätern gemacht worden sind.

Welche ungeheure Menge Büchersammlungen würde diese einzige nicht veranlaßt haben? — Wie viel Uebersetzungen, Kommentarien, Erklärungen, Lesearten, Paraphrasen — ja wieviel Streitschriften würde fast jeder Band dieses unermeßlichen

chen Magazins erzeugt haben! — Aristoteles allein, dessen Werke, oder wenigstens diejenigen, die man für die seinigen hält, — noch glücklicherweise vorhanden sind, war vor zweihundert Jahren in so großem Ruf, daß man nicht weniger denn 12,000 Autores rechnet, die seine Werke kommentirt, und darüber geschrieben haben. Obgleich nun wohl keiner von den alexandrinischen Schriftstellern solche zahlreiche Sekten veranlaßt haben würde; so ist doch kein Zweifel, wenn wir die große Verehrung betrachten, die man für alles hat, was alt heißt, oder nur irgend Gelehrsamkeit genennt wird, daß das Daseyn dieser abgeschiedenen Bibliothek, die Bücher zu einem solchen Grade würde vermehrt haben, daß selbst die unermüdesten Gelehrten, sie mit Schmerz betrachten würden; da wenige von solcher Augenstärke und Leibesbeschaffenheit, oder von so langem Leben gefunden werden, die fähig wären, ihren Forschungsgeist in einem solchen Ozean von Litteratur zu sättigen, der über die schon vorhandene Sündfluth der Wissenschaften hereinbricht.

Es hat in der That Männer gegeben, die solche Riesen im Studiren gewesen sind, daß sie Griechenland, Rom, Arabien und Persien erobert, ja sich sogar die ungesellschaftlichen Kopten unterworfen haben. Einige stehn im Ruf, daß sie 16 bis 18 Stunden des Tages lesen, und ein großer Held in der gelehrten Republik rühmte sich, daß er so sehr alle Kenntnisse erschöpft hätte, daß er nunmehr dahin gebracht wäre, die Geschichte der Straßenräuber zu lesen. Allein leider findet man jetzt wenige von solcher Geisteskraft! — wenige sind dem großen Accursius ähnlich, welcher sich rühmte auf seiner Reise durch Deutschland 700 Fehler im Claudian verbessert zu haben.

Die Wahrheit zu sagen, haben wir nicht allein genug alte Bücher, sondern sind auch nur zu sehr überhäuft mit alten und neuen; ein Umstand, der keines andern Beweises bedarf, als die Betrachtung, wie wenig gelesen wird, und wie unmöglich es ist, alles was schon geschrieben worden, zu lesen. Was das letztere betrifft, so sind neuere Autoren weit eher zu entschuldi-

schuldigen, als neuere Leser. Die Autoren schreiben für die gegenwärtige Stunde, weil sie nicht versichert sind, daß man sie morgen lesen wird. Aber in Ansehung der Leser, die beständig neue Bücher verlangen, bin ich der Meinung, daß alle Bücher, selbst die ältesten, im eigentlichsten Verstande denjenigen neu sind, die sie niemals lesen. Das Volk überhaupt weiß nicht, was für Behältnisse von Kenntnissen und Vergnügen wirklich vorhanden sind; es ist keine Materie, über die man nicht bereits Bücher in Menge hat, um alle müßige Stunden derjenigen Müßiggänger zu beschäftigen, welche täglich etwas neues haben wollen. Vielleicht kann man ohne Uebertreibung sagen, daß es nur die alten Bücher sind, die man alle Tage herausgiebt. Der bloße Katalog der Bodlejanischen Bibliothek macht vier Bände in Folio aus. Der Vatikanische ist noch größer. Die einzige Bangorianische Streitsache, in lauter Broschüren zu ein, zwei oder drei Schilling, kostet über dreißig Pfund. Allein diese Piecen sind wie ich glaube, nebst andern ihres gleichen, schon längst zu ihren Vorvätern den Alexandrinern gegangen. Die Tagebücher des Krieges zwischen der Durchlauchtigen Prinzeßin Canning und der Egyptischen Sultanin Maria Squires machen keine unbeträchtliche Figur in neuen Büchersammlungen, und der wichtige Punkt der Wiederherstellung des Judenthums, hat die Klassen der Geschichte und polemischen Theologie ansehnlich rekrutirt. Ein gewisser Ferri schrieb eilfhundert Predigten über die Epistel an die Hebräer. Andre arbeitsame Autoren sind so verlegen gewesen, neue Subjekte auszufinden, oder wenigstens so entschlossen, neue Bücher zu schreiben, daß sie über die verschiedene Benennungen der Autoren, oder derjenigen, die unter besondern Umständen geschrieben haben, Katalogen verfertigten. Bailet gab nicht allein eine Nachricht von Anti's heraus, das ist von solchen Büchern, die gegen andre geschrieben sind, sondern er unternahm auch ein Werk, worinn er eine Beschreibung derjenigen Bücher gab, die man hatte schreiben wollen. Naude kollektirte eine Liste von Autoren,

die

die ihre Namen verstellt hatten, und eine andre von großen Männern, die wegen der Magie waren angeklagt worden. Decker verfertigte eine Nachricht von anonymen Schriften. Pierius Valerianus gab ein Verzeichniß von unglücklichen Gelehrten, und ein andres von Aerzten, die Poeten gewesen waren; Kortholt, von Bischöfen, die Poeten waren, und Menage, von Geistlichen die erotische Gedichte geschrieben hatten. Ancillon trieb die Seltenheit noch weiter; denn er verfertigte ein Verzeichniß von Gelehrten, die ganz und gar nichts geschrieben hatten. Hottinger, ein andrer gelehrter Gaukler, füllte zwo ganze Seiten blos mit den Namen derjenigen an, die mit ihm in Briefwechsel standen, und vor einigen Jahren fand sich ein französischer Abbé *) der nach einem ganz neuen Plan Autor wurde, denn er schrieb eine Nachricht von denjenigen Autoren, die ihn mit ihren Schriften beschenkt hatten.

Es ist ein Wunder, daß keiner von diesen arbeitsamen Sammlern den Einfall gehabt hat, eine Nachricht von den Büchern zu geben, die längst vernichtet worden sind; obgleich ihre Verfasser eben sowohl als Horaz und Ovid der Welt die Versicherung gegeben, daß ihre Werke unsterblich seyn würden. Indessen ist es nicht nöthig hundert Jahre zurückzugehen, um Beispiele von der erstaunlichen Vermehrung der Autoren aufzusuchen; die Zeitungen, Romane, Lebensbeschreibungen, Gedichte, Magazine und Wörterbücher unsrer eignen Tage sind augenscheinliche Beweise meines Satzes. In der That, wenn die Wuth zu publiziren, in demselben Verhältniß wie jetzt fortdauert, so muß die ganze Welt endlich voller Bücher werden, und es wird eben so nöthig seyn ein Feld Bücher zu verbrennen, als es ist, ein Feld Stoppeln anzustekken. Die Mittel selbst, die man anwendet, den Mißbrauch zu hemmen, vermehren nur denselben; ich meine nämlich, daß alle Wissenschaften so sehr

durch

*) der Abbé de Marottes.

durch Werke überhäuft sind, daß selbst die Verkürzungen nur das Uebel zu vermehren dienen.

Ich stelle mir vor, daß ein Chineser oder Indianer, der einst Europa besuchen sollte, an seine Freunde in dem hyperbolischen Styl des Orients folgendergestallt schreiben würde. „Daß es sehr schwer sey, in diesen Ländern durchzureisen, wegen der Menge wüster Länder, die man Bibliotheken nennt, welche, da sie sehr wenig besucht werden und unangebaut liegen, eine Stokkung von böser und ungesunder Luft verursachen. Daß dem ohngeachtet die Einwohner so weit entfernt wären, dasjenige zu vernichten oder auszurotten, was sie so wenig brauchen und schätzen, daß sie vielmehr diese Wüsten beständig vergrößerten. Daß sogar einige der Eingebornen, die weiter als gewöhnlich in diesen Wildnissen gekommen, nichts lieber thäten, als sich aus einem Theil in den andern zu verpflanzen; und obgleich sie versichert wären, daß ihre eignen Arbeiten den folgenden Tag durch ihre Nachbaren, erstickt werden würden, dennoch in dieser eitlen Beschäftigung fortführen, und sich mit Hofnungen der Unsterblichkeit schmeichelten, weil sie beigetragen hätten, eine Wildniß zu erweitern, die niemand der Mühe werth hielte zu durchdringen. Einige hätten sich zwar bemüht, aus Furcht ihres Weges, in diesem großen Wald der Gelehrsamkeit zu verfehlen, wo sie vorgeben, daß ein jeder Baum, ein Baum der Kenntnisse sey, ihre Landsleute zu bereden, sie alle mit sammt der Wurzel auszurotten und nur ein paar Favoritstämme davon auszunehmen, von welchen man, ihrer Sage nach, alle menschliche Kenntnisse, Künste und Wissenschaften wieder erlangen könnte. Indessen kommen sie nicht überein, welches die Autoren wären, die alle diese Gelehrsamkeit in sich enthielten. Die eine Parthei gebe vor, es sey ihr Alkoran; die andre meine einen alten Poeten Namens Homer. Die erstern schienen ihre Religion mit einer dichterischen Einbildungskraft zu studieren, und die letztern wären so willig für ihre Meinung zu fechten, als ob es ein religiöser Enthusiasmus wäre."

Aber um nicht zu lange in der eingebildeten Rolle eines künftigen Satyrikus zu sprechen, will ich zu meinem ersten Satz zurückkommen. Nämlich: daß wir schon Bücher genug haben, wenn die Welt nur zu lesen geneigt wäre; und daß beides, sowohl der Schmerz für alte untergegangene Autoren, von denen wir nichts wissen, als auch die Begierde nach neuen Büchern, um die wir uns nicht bekümmern, ob sie gut oder schlecht sind, deutliche Beweise eines falschen und fehlervollen Geschmacks sind. Die ehemaligen Klagelieder waren der Pedanterie des vorigen Zeitalters angemessen, da man von einem Gelehrten nur reines klassisches Latein verlangte, die Materie worüber er schrieb, mochte auch noch so geringfügig oder lächerlich seyn. Scaliger und Cardan, zwey große Potentaten im Reiche der Gelehrsamkeit, hatten einen tiefsinnigen Streit, ob nämlich Papageyen heßliche Thiere wären oder nicht, beide schimpften einander auf die niederträchtigste Weise; Waffen, die unter den Litteratoren damaliger Zeit sehr im Gebrauch waren. Ich würde nicht fertig werden, wenn ich eine Nachricht von allen nichtswürdigen und schimpflichen Kriegen geben wollte, die damals die ernsthaftesten Professoren der mehresten Universitäten und Schulen von Siena bis Leiden mit einander führten. Die Neigung der Neuern zu Büchern, besonders zu neuen Büchern, erinnert mich an gewisse Landedelleute, Nachbaren des berühmten Balsac; sie besuchten ihn, und nach allerhand Gesprächen, versicherten sie, daß er sich unmöglich die große Ehrfurcht vorstellen könnte, die sie für ihn, und Messieurs ses livres (seine Herren Bücher) hätten.

VIII.

VIII.

Auszug eines Briefes aus London vom 25sten May 1782.

Von dem grosien Siege der Engländer in Amerika, werden sie bey Empfang dieses wohl schon gehört haben. Hier ist die Freude über allen Ausdruck. Besonders ist mir ein Umstand auffallend gewesen, der diesen Insulanern eigenthümlich ist, und ihren großen Patriotismus zeigt. Einer wünscht dem andern zu diesem Siege Glück, wenn gleich keiner von beiden die geringsten Vortheile dabei hat; es müßte denn der allgemeine Vortheil seyn, den aber auch jeder Fremder, der in diesem Staate lebt, mit den Engländern theilt, daß nämlich, dergleichen glückliche Vorfälle den Frieden beschleunigen können. Der Ruhm ihres Vaterlandes, von dem jedes Individuum als Mensch, ein gleichwichtiges Mitglied ist, (ein Grundsatz, der hier in Gerichtshöfen und im Parlament beständig angeführt wird) liegt ihnen so sehr am Herzen, daß ich den Tag nach der Ankunft dieser frohen Neuigkeit, Leute gesehen habe, die sonst ihrem Karakter nach äußerst ernsthaft waren, allein bey dieser Gelegenheit mit einer Freude einander Glück wünschten, als ob jeder von ihnen das große Loos in der Lotterie gewonnen hätte. Dieses erstreckt sich durch alle Stände bis zum höchsten. Der König empfängt diese Glückwünsche von allen Seiten, ja selbst von den entferntesten Provinzen. Er erwiedert diese Höflichkeit mit ähnlichen Komplimenten. Rodney wünscht den Lords der Admiralität Glück, diese bleiben ihm nichts schuldig, u. s. w. Dieß scheint mir ein Karakterzug der Engländer zu seyn. Ein Fremder, wenn er gleich mit allem Patriotismus seines Vaterlandes bewafnet hieher kommt, ist gezwungen zu gestehen, daß in keinem Lande der Welt solche Belohnungen statt finden. Rodney vor vier Jahren ein dürftiger Gefangener, nunmehr

S 2 einer

einer der reichsten Männer des Königreichs. Sein Lob auf allen Zungen. Er wird Pair des Reichs werden. Die Stadt London wird ihm das Bürgerrecht in einer goldenen Kapsel geben. Viele andre Städte werden ein gleiches thun. Man spricht bereits davon, ihm hier eine Statue zu errichten; wenigstens hat er nach seinem Tode gewiß ein öffentliches Denkmal zu erwarten. Was kann ein Sterblicher mehr wünschen oder erhalten? —

Vom neuen Ministerio könnte sich England in dieser Zeit der Noth Rettung, ja politische Wunder versprechen, wenn nicht unglücklicherweise, wie insgemein der Fall ist, Gut und Uebel unzertrennlich wäre. Niemals hat England ein Ministerium gehabt, wie das jetzige. Die Mitglieder gehören durchgehends unter die besten Köpfe der Nation. Die mehresten sind schon als geschickte Staatsmänner, und alle, als theils gute, theils große Redner bekannt. Die Nation hat das größte Vertrauen auf sie, und verschiedene davon verdienen es, weil sie bei großen Fähigkeiten, eine außerordentliche Uneigennützigkeit und ächten Patriotismus besitzen. Allein es ist fast unmöglich, daß sechszehn Personen, die alle große Talente haben, und von einander in ihren Departements ganz unabhängig sind, lange einig bleiben sollten. Da das Kabinet allein Ordre ertheilt, so will jeder daselbst herrschen. Dieses verursacht Faktionen. Der Staatssekretair Fox ist das Haupt von einer derselben. Von seinem unnachgiebigen und herrschsüchtigen Karakter, wovon er seit so vielen Jahren im Parlament Proben gegeben, läßt sich nicht Einigkeit erwarten. Die ihn genau kennen, versichern, daß er sich des großen Chatams Ministerialbetragen zum Muster genommen habe. So lange dieser unsterbliche Mann am Ruder saß, hörte man im königlichen Kabinet nur eine Stimme, und diese war die seinige. Man folgte blindlings seinen Entwürfen, und niemals war das englische Parlament und Volk so einig als unter seiner glorreichen Administration. Bey allen außerordentlichen Fähigkeiten aber,

aher, die Fox unleugbar besitzt, ist er kein Chatam. Ueberdem hat er Männer neben sich im geheimen Rath, die ihm an Staatsklugheit nichts nachgeben. Man muß also den Erfolg erwarten. Wenigstens sind sie darinn einig, daß man mit dem größten Nachdruck gegen die Bourbonschen Höfe agiren müsse.

Herr Colmann, Direktor des Sommertheaters in Hey-Market, einer der besten lebenden dramatischen Dichter, hat den Einfall gehabt, burleske Parodien in England einzuführen. Diese Gattung von Possenspielen ist bisher noch ausserhalb Frankreich nirgends nachgeahmt worden, so groß auch die Sucht ist, alles was aus diesem Lande kommt nachzuäffen. Ja selbst in Berlin, das doch unter allen Städten in Europa, Paris am meisten nachzuahmen sucht, hat man vor einigen Jahren das Gesuch zu einem solchen Etablissement abgewiesen. Um desto mehr ist es zu bewundern, daß Colmann die ernsthafte englische Nation mit solchen Farcen heimsuchen will. Dieser Mann aber hat die Manier, alles was Französisch ist, auf Englischen Boden zu propfen. Er hat viele Französische Lust- und Trauerspiele anglisirt; die mehresten verstümmelt. Dieses ist besonders der Eugenie des Beaumarchais wiederfahren, die hier den Titel führt: The school for rakes. Auch Voltairs Schottländerin, oder wie es hier heißt: The englisch merchant, ist durch die Anglisirung ganz unkenntlich geworden; die geringe Verbesserung in Ansehung des Lokalen, hält gewiß nicht für die Mißgestalt schadlos. Genug Colmann glaubte seine Nation erst sondiren zu müßen. — Sie werden vielleicht wissen, daß der berühmte Vestris im vorigen Jahre hier war, und mit seinem Ballet Medea und Jason erstaunenden Beifall erhielt. Die erste Vorstellung brachte ihm nicht weniger als 3000 Pfund Sterling ein. Dieses Ballet, hat Colmann durch ein burleskes Ballet, das eben denselben Titel führt äußerst lächerlich gemacht. Das Ding hat sehr gefallen, weil es den Reiz der Neuheit hat, sonst dürften öftere

Wiederholungen davon wohl nicht nach dem Geschmack des hiesigen Publikums seyn. Indessen ist doch dieser Dichter dadurch so aufgemuntert worden, daß, wie man sagt, er schon an der Fortsetzung seines Plans arbeitet. Wir werden also wahrscheinlich bald wahre Parodien à la françoise sehen, und vielleicht werden auch nachher Shakespears Meisterstükke ein ähnliches Loos haben. Da die Franzosen ihre angebeteten Dichter, ja ihren Racine selbst nicht verschonen, und so gerne über ihn lachen, als in seinen Tragödien weinen, so glauben Colmann und Konsorten vielleicht befugt zu seyn, die englischen Dichter eben so zu behandeln. —

Der Doktor Graham aus Edenburg beschäftigt noch immer die Neugierigen, die nicht hinter den Vorhang gesehen haben. Wenn gleich sein Apparatus, wie man sagt, 16000 Pfund gekostet hat, so hat er doch der Berechnung seiner Freunde zufolge, für sein himmlisches Bette allein, mehr als diese Summe eingenommen. Es ist selten eine Nacht unbesetzt, obgleich der Preis 50 Pfund ist. Der Einfall ist äußerst original und ganz ohne Beispiel. Ein Mann, der von seinem Vermögen in seinem Vaterlande in Ueberfluß leben könnte, verläßt es und wagt alles das Seinige, um in einem andern Lande den Charlatan zu spielen. Seine Hoffnung war indessen auf Kenntniß der Menschen gebaut, und der Erfolg hat bewiesen, daß er sich nicht betrogen hat. Er hat zuviel Verstand, um ein Enthusiast seiner geheimen Wissenschaft zu seyn; es bleibt daher nichts übrig, als ihn in die Klasse kluger Betrüger zu setzen. Sein Haus nennt er, den Tempel der Gesundheit, wo er als Oberpriester dieser Gottheit, das Nützliche mit dem Angenehmen und die Pracht mit der Arzneykunst verbunden hat. Ich bin in diesem Tempel gewesen und muß gestehen, daß mir die Ausdrükke fehlen, ihn zu beschreiben. Die äußerste Pracht allenthalben; künstlich gemachte elektrische Feuer, die bogenartigen Schimmer verbreiten, und Stralen von sich werfen; transparente Gläser von allen Farben, mit kluger Wahl und vielen Geschmack angebracht; kostbare Vasen mit den vortreff-

lich-

lichsten Wohlgerüchen angefüllt, die eine Art von schmachtender Begierde erwekken. Alles dieses ist hinreissend und spannt die Vorstellung von denjenigen Dingen, die im Heiligthum des Tempels zu sehen sind, aufs höchste, da Pracht, Kunst und Erfindung schon in dem Vorhofe desselben erschöpft zu seyn scheinen.

Dieser Aeskulap giebt für den Preis einer Guinee, gedruckte Lebensregeln, vermittelst welcher er vorgiebt, der Unfruchtbarkeit des einen, und dem Unvermögen des andern Geschlechts abzuhelfen. Nach einer sehr umständlichen Anzeige der nöthigen Vorbereitungen, die erfordert werden um mit gutem Erfolg an dem Vermehrungswerke zu arbeiten, worunter er die Reinlichkeit auch als ein sehr wirksames Mittel anpreist, empfiehlt er sehr die Moderation bey den Opfern, die man dem Hymen darbringt. Er verlangt, man soll zeitig zu Bette gehn und frühe aufstehn, die Fenster des Schlafzimmers nicht mit Laden verwahren, damit das Licht, besonders aber das Mondlicht hereindringen könne. Er gesteht, daß er keine Ursache dieses Vorzugs anzugeben wisse. „Aber, sagt er, es giebt „so viele Dinge, die da sind, was sie sind, ohne daß wir das „geringste davon begreifen können; daher kann man von „mir keine besondre Erklärungen über alles dasjenige verlangen, was ich zum Grunde legen werde“ — Er räth „den Ehemännern und Weibern sich mit singen zu unterhalten: denn dadurch werden die Seelen eines glücklichen Paars „weich gemacht und mit Liebe und Harmonie erfüllt, ihre Körper und Seelen begegnen sich, mischen sich, überlassen sich „dem Eifer einer himmlischen Entzükkung und fliegen gleichsam „nach Elysium. Diese glückliche Wesen glauben sodann nicht „mehr Einwohner dieser Unterwelt zu seyn. — In diesem Ton „fährt er fort, bis er zu seiner Hauptbatterie kommt: „Wenn „man meinen Vorschriften auf das genaueste nachgekommen, „und um sich zu stärken, den göttlichen Balsam eingenommen „hat, den ich zubereite, und für das Wohl der Menschheit, nur „für eine Guinee die Bouteille verkaufe, wenn, sage ich, ohngeachtet aller dieser Mittel, man nicht seinen Zweck erreicht,

„so bleibt mir noch ein außerordentliches Mittel übrig, dessen „Erfolg aber unfehlbar ist. Dieses ist ein wunderbares und „himmlisches Bette, das ich Magnetico-Electric nenne; „es ist das erste und einzige, das in der ganzen Welt existirt, „oder jemals vorhanden gewesen ist. Es steht im zweiten Stock, „in einem großen und prächtigen Zimmer, rechter Hand mei„nes Orchesters, im Vordertheil meiner reizenden Einsiedeley. „In einem benachbarten Kabinet ist ein Cylinder, durch wel„chen die Ausflüsse des himmlischen und alles lebenden Feuers, „in das Schlafzimmer geleitet, so wie auch die Vapeurs stärken„der Medikamente und orientalisches Rauchwerk durch gläserne „Röhren dahin geführt werden ꝛc. Das himmlische Bette „selbst ruhet auf sechs maßiven und transparenten Säulen; die „Betttücher von Purpur und himmelblauen Atlas, sind über „Matrazen, mit Arabischen und andern morgenländischen Es„senzen parfumirt, gebreitet, und zwar im Geschmack des Per„sischen Hofes, wie es in dem Zimmer der Favorit-Sultanin, „im Serail des Großherrn befindlich ist. Dieses Bette ist das „Resultat eines unermüdeten Fleißes und der hartnäckigsten Ar„beit; ohne die Kosten zu rechnen die unermeßlich sind. Ue„brigens unterlasse ich keine Behutsamkeit, die die Delikatesse „sowohl als der Wohlstand nur immer verlangen können; denn „weder ich noch meine Leute haben nöthig zu wissen, wer die „Personen sind, die in diesem Zimmer ruhen, das ich das „Sanctum Sanctorum nenne. Man zeigt niemals das „himmlische Bett denjenigen, die durch Neugierde gelockt, „den Rest meines Apparatus zu sehen kommen. Diese Behut„samkeit ist nicht weniger weise als delikat; denn wer könnte „dem Vergnügen, ja der Entzückung Widerstand thun, die die„ser bezaubernde Ort erregt, der neue Ideen von Verfeinerung „einflößt, wodurch die Wollust und der vervielfältigte Genuß „aufs höchste gebracht werden, wovon die Folge ist, daß unsre „Tage verkürzt und die Triebfedern des Körpers und der Seele „geschwächt werden. Diejenigen, die in diesen wonnereichen „Ort dringen wollen, werden ersucht, mich davon schriftlich zu

„benach-

„benachrichtigen, und ihre gewählte Nacht zu bestimmen, hie-
„bei wird eine Banknote von 50 Pfund Sterling gelegt, für
„welche sie ein Einlasbillet empfangen werden." —

In einer Note, die zum Supplement der Beschreibung des himlischen Bettes dient, fügt der Doktor hinzu: „Nichts „ist erstaunungswürdiger als die göttliche Energie des himmli-„schen und elektrischen Feuers, womit dieses Bett angefüllt ist, „sowohl als mit einer Mischung magnetischer Ausflüsse, die sehr „wirksam sind, den Nerven alle ihre nöthige Kraft zu geben. „Zu diesem allen kommen noch die melodischen Töne der Harmo-„nika, der Celestine, sanfter Flöten, angenehmer Stimmen „und einer großen Orgel. Die Macht und Eigenschaft dieses „zusammengesetzten Ganzen, kann nicht fehlen, bey Philoso-„phen und Aerzten Verwunderung und Vergnügen zu erregen. „Man hat niemals auf ein ähnliches Mittel gedacht, um die „Unfruchtbarkeit der Weiber zu heben, sie zu Müttern zu ma-„chen, und dem bejahrten Manne seine ursprüngliche Kraft „wiederzugeben." —

Man würde den Engländern Unrecht thun, wenn man glaubte, daß die Hoffnung der wunderbaren Wirkung, sie so häufig zu diesem himmlischen Bette führte. Fast jedermann sieht diese glänzende Farce für das an, was sie wirklich ist. Genug, Herr Graham, und reiche, nach Wollust jagende Engländer befinden sich wohl dabei. Wie viele giebt es deren nicht, die hundert und mehr Guineen, an einem Abend in einer Taverne oder Bagnio verschwenden; ja in den großen Subscriptions-Spielhäusern tausende verspielen? Warum sollte nicht ein solcher, der nun einmal sein Geld los seyn will, funfzig Pfund anwenden, um sich ein Vergnügen zu verschaffen, wobey alle seine Sinnen berauscht werden, und er eine nie empfundene sinnliche Wollust genießt? — Junge Leute, die mit Geld reichlich versehen, aus der Provinz kommen, um sich eine kurze Zeit in London zu vergnügen, Offiziers von der Marine und Kaper, die große Summen für Priesen bekommen

haben, und solche schlechterdings in wenig Tagen anbringen wollen, da sie der Dienst und die Hoffnung neuer Beute wieder auf die See treibt; Leute, die mit Reichthümern beladen aus Ostindien kommen; unterhaltene Maitressen der Großen, die Lust haben, diese neue Art von Wollust zu versuchen, und ihren Liebhabern deshalb anliegen, die sich um so viel eher dazu bequemen, da hiebei das äußerste Inkognito beobachtet werden kann. Dieses sind die Hauptkunden unsers Doktors, ohne die Menge andrer Verschwender zu rechnen. Denn Verschwendung und Pracht steigen hier täglich in demselben Maaße, als die Handlung abnimmt. Ich glaube, wenn Graham zwey solche Betten hätte, so würden sie doch nicht überflüßig seyn. Dieser Mann scheint das menschliche Herz sowohl, als diese sonderbare Stadt genau gekannt zu haben. Seine Unternehmung konnte nicht wohl fehlen. Ich behaupte, daß London, in Betracht der sinnlichen Vergnügungen, Paris, nicht das geringste nachgiebt, wo nicht gar übertrifft. —

Litteratur und Völkerkunde.

IV.
Oktober 1782.

I.

Ueber die Verehrung des heiligen Feuers und die Vestalen; eine historische Abhandlung.

Die Verehrung des Feuers ist der älteste Gottesdienst, den die Profan-Skribenten erwehnen. Er hatte seinen Ursprung in Chaldäa, und war daselbst lange vor Abrahams Zeiten eingeführt. Der wohlthätige Einflus der Sonne, der in diesen warmen Weltgegenden sich vorzüglich äußerte, feuerte die Bewohner derselben an, ihre Dankbarkeit durch göttliche Verehrung dieses Lichtkörpers zu zeigen, den sie für eine Gottheit hielten; eine Meinung, die bey vielen Völkern aller Welttheile, und zu allen Zeiten geherrscht hat. Die Chaldäer erwählten daher das Feuer zum Sinnbilde dieser wohlthätigen Gottheit, weil es von allen sinnlichen Gegenständen der Sonne am ähnlichsten war, und so entstand ein Gottesdienst, der troß allen Revolutionen, die in einem so ungeheuren Zeitraum den Erdboden umgestaltet, sich bis jezt erhalten hat. Man unterhielt dieses Feuer mit großer Sorgfalt, und betrachtete es mit Ehrfurcht. Wenn es zufälligerweise verlöschte, und die Flamme, die die Einbildungskraft erhitzte, nicht mehr vorhanden war, so schien es, als ob die Gottheit von den Sterblichen gewichen wäre; man eilte es wieder anzuzünden, und verdoppelte die Sorgfalt. Nach und nach entstand die Idee, es ewig zu unterhalten, und auf diese Art ward es durch Verjährung heilig.

Die Verehrung dieses Elements breitete sich über die aufgeklärtesten Nationen der alten Welt aus. Die Perser, Egypter, Griechen und Römer hatten ihr heiliges Feuer. Man sah es für ein Sinnbild des Lebens an; daher wurden ausgelöschte Fackeln auf die Gräber gesteckt, den Neuvermählten hingegen gab man brennende in Händen. Diese wurden auch von den Dichtern, Malern und Bildhauern den Göttern Amor und Hymen zugegeben; daher die Fabel, daß Prometheus das Feuer vom Himmel raubte, um den Menschen zu beleben. Varro nennt es die Seele der Natur; und Plutarch sagt: Das Feuer ist das glänzendste Bild des unsterblichen Wesens, dessen Hand die Welt ordnet und erhält. Es ist die Urquelle des Ganzen und die Seele der Welt.

Die Oerter, wo das heilige Feuer unterhalten ward, hatten den Namen Pyreen. Zoroaster führte sie ein. Dieses waren keine Tempel, sondern mit Mauern umgebene einfache Plätze ohne Dach. Man sahe nicht die geringste Pracht daselbst, ja nicht einmal die geringsten Zierrathen; in der Mitte war blos ein Altar, worauf die heilige Feuerpfanne stand. Das erste Pyreum lies Zoroaster in Xis, einer medischen Stadt errichten. Das Gerücht war, daß das Feuer hier vom Himmel gefallen wäre. Die Magier unterhielten es heimlich mit brennbaren Materien, und machten dem Volk glauben, daß es sich selbst ohne alle Beyhülfe erhielte. Man kann nicht gewiß behaupten, ob die heutigen Feuerverehrer, die unter dem Namen der Parsen oder Guebern in Indien bekannt sind, noch solche Feuerplätze haben; denn die Verfolgungen, die sie von den Muhamedanern ausgestanden, und die Unterdrückung, unter der sie noch seufzen, machen sie in Ansehung ihres Gottesdienstes äusserst behutsam. Der berühmte Hyde hat über die Religion dieses Volks, die eifrigsten Untersuchungen angestellt. Er fand ihre Lehrsätze unverändert, und vollkommen so, wie sie uns die Alten beschrieben haben.

Der

Der Zeitpunkt, da dieser Gottesdienst in Persien, oder im Lande Elam eingeführt wurde, ist nicht genau zu bestimmen. Die Persischen Geschichtschreiber versichern, daß es unter Keyomaras ihrem ersten Könige geschehen sey. Dieser Keyomaras, scheint vielen Geschichtsforschern derselbige zu seyn, der unter dem Namen Dejoces bekannt ist. Diese Meinung mag indessen wahr oder falsch seyn, so ist es doch gewiß, daß der Feuerdienst von sehr hohem Alterthume ist. Verschiedene Schriftsteller halten Abraham für den Wiederhersteller dieser Religion. Die Perser schreiben ihm gar die Stiftung derselben zu, so wie auch die Sabäer ihn zum Urheber ihres Gottesdienstes machen. Sie geben vor, daß sie von ihm ihre heiligen Bücher haben. Die Parsen glauben, daß er in der Stadt Balch gewohnt habe. Es kann seyn, daß einige ihrer Lehrsätze mit den Glaubenslehren dieses Patriarchen Aehnlichkeit hatten, allein es ist nicht gewiß, daß er in ihrem Lande gewesen ist. Sein Ruf ist vielleicht daselbst ausgebreitet worden, daher hat man ihm die Stiftung dieser gottesdienstlichen Gebräuche zugeschrieben, um sie desto ehrwürdiger zu machen.

Bevor die Magier sich nach dem Pireo begaben, reinigten sie sich sorgfältig, legten nachher weiße Kleider an, bedeckten sich den Kopf mit einer spitzigen Mütze, und banden ein Tuch vor ihren Mund, damit ihr Athem das heilige Feuer nicht verunreinigen mögte. Sie nahten sich dem Altare mit Ehrfurcht, lasen verschiedene Gebete, und am Ende der Ceremonie legten sie einen Zweig von einem heiligen Baume in die Feuerpfanne. Sobald der Gottesdienst geendigt war, erinnerte der Mage die Versammlung, daß es nicht die gegenwärtige Flamme sey, der man die göttliche Ehrfurcht bewiese, sondern dem unsichtbaren Wesen, dem sie allein gebührte; ein jeder entfernte sich sodann stillschweigens, ohne Lerm und Unordnung. Bey den Opfern nahm man sich sehr in acht, daß nichts als die dazu bestimmten Dinge von der heiligen Flamme verzehrt wurde. Der König und die vornehmsten Satra-

pen verschaften das Nöthige zur Unterhaltung desselben. An gewissen Tagen legten sie selbst kostbare Spezereyen und wohlriechende Oele ins heilige Feuer.

Die alten Perser sowohl als die jetzigen Parsen feyerten sechs Feste im Jahr, zum Andenken der sechs Jahreszeiten, welche ihrer Meinung nach Gott zur Erschaffung der Welt anwandte. Am Ende eines jeden Festes folgte ein fünftägiges Fasten, weil, wie sie vorgaben, Gott nach jeder Jahreszeit fünf Tage geruht hätte. Im siebenden Jahre wurden die Kinder von den Magiern in der Religion unterrichtet. Waren sie hinreichend belehrt, so wurden sie mit gewissen geheimen Ceremonien zum erstenmal zum heiligen Feuer geführt. Bey dieser Einweihung gaben ihnen die Magier Wasser zu trinken, und ein Lorbeerblat zu kauen.

Die Meinung der Perser in Ansehung eines zukünftigen Lebens und der göttlichen Güte ist sehr merkwürdig. Wenn man dem Tode nahe war, ward ein Mage gerufen, der sich dem Sterbenden näherte, und mit leiser Stimme folgendes Gebet that: „Ewiges und allmächtiges Wesen! Schöpfer und Erhalter der Welt! du hast uns befohlen dich nicht zu beleidigen, und dieser Mensch hat dich beleidigt. Du hast gewolt, daß er gut seyn sollte, und er hat Böses gethan. Du hast gewollt, daß er dich mit demjenigen Dienst ehren sollte, der dir zukommt, und er hat diesen Dienst verabsäumet. O Gott! dessen Gnade so groß als die Macht ist, verzeihe ihm seine Beleidigungen, seine Fehler, seine Nachläßigkeiten, und würdige ihn in deinen Schoos aufzunehmen."

Dieses war der Gottesdienst der alten Perser, so wie ihn Zoroaster eingerichtet hatte. Von diesem berühmten Mann, den die Perser Zerdust nennen, ist noch ein Buch vorhanden, worin er sich nicht Stifter, sondern blos Wiederhersteller dieser Religion nennt. Dieses in vieler Absicht so merkwürdige Buch, ist mit alt-persischen Karakteren geschrieben,

ben, und führt den Namen Zenda Vesta, welches Feueranzünder bedeutet. Es ist voll der erhabensten Gedanken und der weisesten Vorschriften. Es lehrt die Einheit eines durch sich selbst bestehenden Wesens, Urheber des Lichts, der Dunkelheit und der ganzen Natur, bewunderungswürdig in allen seinen Werken, so groß in der Schöpfung des kleinsten Wurms, als im Weltbau. Der Mensch soll dieses Wesen von ganzem Herzen anbeten, und ohne ein Bild davon zu machen, seine Blikke bis zum glänzendsten aller bekannten Geschöpfe erheben, und da das Sinnbild der Gottheit suchen, wo sie den lichtesten Eindruck ihrer Größe gemacht hat. Ihre Gunstbezeugungen können nur durch Mäßigkeit, Gerechtigkeit, Wohlthun und Frömmigkeit erlangt werden.

Er kleidete oft seine Lehrsätze nach Gewohnheit der Morgenländer in Gleichnisse. Die für die Menschen so tröstende Lehre, daß es niemals zu spät sey, böse Handlungen zu bereuen, und Gnade zu erlangen, schärfte er auf folgende Weise ein: „Es befindet sich im unterirrdischen Gehenna ein Mensch, der darin mit seinem ganzen Körper stekt, blos sein rechter Fuß ist draussen. Da er lebte, war er König, niemals aber bediente er sich seiner Macht gutes zu thun; er war blos beschäftigt, seinen Vergnügungen und Wollüsten nachzuhängen, und regierte seine Völker mit einem eisernen Zepter. Eines Tages, da er auf der Jagd war, sahe er ein Schaf, das mit einem Fuß in ein Gesträuch verwickelt, nicht loskommen konnte; der Hunger quälte es, allein es konnte nicht das nahe beystehende Kraut erreichen. Er ward zum erstenmal von Mitleiden gerührt, stieg vom Pferde und machte es los. Zur Belohnung für diese That ist sein Fuß nicht in Gehenna. O ihr Menschen! setzt Zerdust hinzu, bemühet euch so viel gutes zu thun, als euch nur möglich ist. Das Auge des ewigen Wesens ist auf euch gerichtet; es sieht alles, und nichts bleibt unvergolten.“ —

Wenn man diese Lehrsätze betrachtet, so sieht man, wie wenig der Urheber derselben, den Namen eines Betrügers verdiene, den ihm die Intoleranz so oft beygelegt hat. Die Morgenländer erzählen von ihm unzählige Handlungen, wovon aber keine einen Ehrgeitzigen bezeichnet; denn dieses müßte er seyn, wenn er ein Betrüger gewesen wäre. Er lebte in der größten Enthaltsamkeit, kleidete sich schlecht, und flohe die große Welt. Er erschien selten am Hofe des Königs, und wenn er dahin gerufen wurde, schmeichelte er ihm niemals. Die Magier unterstützten ihn, sie kannten seine Tugend, und ehrten sie; sonst würden sie sich nicht den Gesetzen unterworfen haben, die ihnen Zerdust auflegte.

Die Hierarchie der Magier hatte drey Grade. Der erste bestand aus gemeinen Priestern, die den Aufsehern, die den zwoten Grad ausmachten, unterworfen waren, die hingegen wieder von dem Ober-Magen, der das Haupt der Religion war, abhiengen. Unter den Vorschriften, die ihnen Zerdust gegeben hat, waren folgende: Sie sollten nichts verlangen, das einem andern gehörte. Dasjenige beneiden, was man nicht hat, heißt mit der Ordnung, die die Vorsehung festgesetzt hat, mißvergnügt seyn. Als Diener eines Gottes der Wahrheit, sollten sie niemals den Mund zum lügen öfnen. Kein Mage sollte sich um weltliche Dinge bekümmern, sich mit dem Nothwendigen begnügen, und den Ueberfluß meiden. Das Studiren des Gesetzes war ihm vorzüglich auferlegt, damit er andre zu unterrichten im Stande wäre. Die Reinigkeit war ihm anbefohlen. Die Vergebung aller Beleidigungen war eine seiner vornehmsten Pflichten, da der Gott, dessen Diener er wäre, obgleich täglich beleidigt, dennoch unaufhörlich die Menschen mit Wohlthaten überhäufe. Selbst der Ober-Mage war diesen Vorschriften unterworfen.

Zoroaster starb in Balch. Argjaspes König von Touran, Nachbar und Feind der Perser, wie auch eifriger Verfolger der Anhänger des Zerdust, eroberte diese Stadt, zertrüm-

zertrümmerte ihre Altäre, und ließ mit dem Blute der Magier das heilige Feuer auslöschen. Man sagt, daß selbst Zoroaster bey diesem Blutbade sein Leben verlor.

Die Egypter hatten auch ihr heiliges Feuer, und nach dem Diodor gaben sie vor, daß der ursprüngliche Gebrauch desselben bey ihnen entstanden, und sich hernach weiter in der Welt verbreitet habe. Plutarch spricht von einer Lampe, die Tag und Nacht im Tempel des Jupiter Ammon brannte. Man glaubte, daß der Gott selbst sie unterhielte. Das Geheimnis, womit die Priester das Oel erneuerten, diente diese Meinung zu bestärken. Silius versichert, daß ausser der Lampe noch eine Feuerpfanne auf dem Altar stand. Man hat wenig Nachricht von diesem Theil des Egyptischen Gottesdienstes. Die meisten Schriftsteller, die von der Religion dieses Volks gehandelt, haben sich blos über den groben Theil ihres Aberglaubens ausgebreitet. Man könnte daraus schliessen, daß die Verehrung des Feuers daselbst nicht allgemein, sondern nur der erleuchteten Klasse des Volks eigen gewesen wäre.

Unter den Festen, die mit dem größten Pomp gefeyert wurden, war eins, wo das Feuer den größten Antheil hatte. Dieses war das Minerven-Fest, deren vornehmster Tempel in Sais war. Man wählte die Nacht zu dieser Feyerlichkeit. Alle Häuser waren mit einer ungeheuren Anzahl Lampen behangen, die durch ihren blendenden Schein, die Nacht zum Tage machten. Dieses geschah nicht allein zu Sais, sondern ganz Egypten wurde auf diese Art erleuchtet.

Da die Babylonier mit den Assyrern und Medern in ihren Kriegen und Eroberungen so vieles gemein hatten, so kann man glauben, daß bey diesen letztern auch der Feuerdienst im Gebrauch gewesen, und aus Chaldäa dahin gekommen sey. Plutarch sagt ausdrücklich, daß die Meder dem Feuer große Ehre erwiesen.

Man findet auch Spuren dieses Gebrauchs bey den Phönizien. Bey dem berühmten Tempel der Syrischen Göttin, war ein See, worin man heilige Fische aufbehielt. Dieser See war nach Angabe der Priester zweyhundert Faden tief. In der Mitte erhob sich ein steinerner Altar, der auf dem Wasser zu schwimmen schien, weil man dessen Grundlage nicht gewahr wurde. Auf diesem Altar brannte beständig ein Feuer, worin man unaufhörlich Rauchwerk warf, und es nie ausgehen lies. Die Andächtigen schwommen täglich zu diesem Altar, um daselbst zu beten und Opfer darzubringen.

Auch die Juden hatten ihre heilige Feuer. Im alten Testament wird das Feuer der Israeliten immer als ein Gegenstand des Schreckens und der Ehrfurcht vorgestellt. Gott erscheint auf dem Berge Sinai unter Donner und Blitz. Er droht mit verzehrenden Flammen; er verlangt, daß ein beständiges Feuer im Heiligthum des Tempels brennen soll, befiehlt dem Hohenpriester, es Morgens und Abends mit Holz zu unterhalten; und endlich zündet es Gott selbst an, da Aaron als Hoherpriester zum erstenmal opfern wollte. Das Feuer verzehrte das Brandopfer. Seit dieser Zeit wurde das Feuer im Tempel für sehr nothwendig gehalten, und die Juden wandten sich dahin, wenn sie beteten.

Die Indier unterhielten ein heiliges Feuer seit undenklichen Zeiten. Auch die Brachmannen gaben vor; daß es vom Himmel gekommen sey. Die mehresten Nordischen Völker verehrten dieses Element, so wie auch die Peruaner, Mexikaner, und viele wilde Nationen aller Welttheile.

Die Griechen dehnten den Gebrauch des heiligen Feuers ausserordentlich aus; man glaubt insgemein, daß er von den Persern zu ihnen kam. Der Handel und die Kriege, die sie mit diesem Volke hatten, scheinen diese Meinung zu bestärken, allein diese Ceremonien waren bey ihnen lange vorher eingeführt, ehe sie diese Asiaten kannten; es ist daher wahrschein-

scheinlicher, daß sie dieselben aus Egypten erhielten, das sie mit so viel andern Dingen bereicherte. Vielleicht brachte Kekrops diesen Gebrauch nach Griechenland, da er aus Egypten verbannt, in Attika ein Königreich stiftete. Orpheus, Dedalus und Melampus reisten in diesem Lande, dessen Kultur damals zu einer ausserordentlichen Höhe gestiegen war, und kamen mit Kenntnissen beladen, in ihr wildes Vaterland zurück. Ein fernerer Beweis vom Egyptischen Ursprung dieses Feuerdienstes ist, daß als die Griechen die Perser nach den Schlachten bey Marathon und Salamin vertrieben hatten, das Orakel von Delphos befahl, alle heilige Feuer auszulöschen, da die Annährung der Barbaren sie beflekt hätte, und neues Feuer von dem Altar des Apollo zu holen.

Es waren wenig Tempel ohne ein heiliges Feuer. Ausser dem vorerwähnten des Apollo zu Delphos, hatte derselbe Gott auch dergleichen bey den Platäern und Cyreniern. Nach dem Pausanias hatte die Stadt Mantinea ein heiliges Feuer in dem Tempel der Ceres und der Proserpina. In Sicilien war eins in dem Tempel Vulkans. Die Kapadozier hatten Pyreen wie die Perser. Die Könige von Sparta ahmten diesen asiatischen Monarchen nach, und liessen ein heiliges Feuer vor sich hertragen, wenn sie sich zu ihren Kriegsheeren begaben. Sie hatten nicht allein solche Feuer in ihren Tempeln, sondern auch viele Privatpersonen hatten deren in ihren Häusern, wobey die Göttin Vesta, die bey den Griechen Estia hieß, angebetet wurde. Es brannte daselbst beständig eine Lampe, man opferte, und betete da.

Die Athenienser unterhielten das Feuer dieser Göttin im Pritaneo, die andern Städte folgten ihnen nach, und endlich gab man den Namen Prytaneum allen Oertern, wo das Feuer der Vesta brannte. Anfangs machte man kein Bild von dieser Göttin, nachher aber malten sie die Griechen unter der Figur der Erde. Ihre Statue war im Prytaneo

zu Athen. Pausanias bemerkt, daß die Gesetze Solons daselbst bey den Bildsäulen des Friedens und der Vesta aufbehalten wurden. Das Feuer brannte nicht allein in Lampen, sondern auch in heiligen Feuerpfannen, die auf Altären standen. Diese Altäre waren unverletzliche Zufluchtsörter für Unglückliche. Man sah oft Verbrecher, die von den Richtern zur Folter verdammt waren, sich auf den Altar der Vesta retten, woselbst sie sich setzten, und von da um Verschonung von Martern flehten. Ueber gewisse Verbrechen ward allemal im Pritaneo geurtheilt. Vitruvius sagt: daß diese Altäre niedrig waren, damit man gleich auf dieser geheiligten Stelle seinen Platz nehmen könnte. Indessen war dieses nicht der Vesta allein eigen; die mehresten andern Götter, als Jupiter, Apollo, Minerva u. s. w. genossen ein gleiches Recht; die Strafbaren flohen zu ihren Altären, und von diesem Augenblick waren sie für alle Gewalt sicher.

Die Griechen gaben der Vesta vor den andern Gottheiten den Vorzug. Bey der Erneuerung einer jeden Olympiade machte man mit ihren Opfern den Anfang. Pausanias sagt: daß man erst der Vesta, und hernach dem Jupiter, und dem Merkur opferte.

Diese Göttin wurde lange Zeit in der Sonne angebetet; unter diesem Bilde und einem immerwährenden Feuer beteten sie die Skythen an, und nannten sie nach dem Herodot, Tabiti. Auch die Peruaner hatten ihr heiliges Feuer, und beteten die Sonne an, von der ihrer Meynung nach, ihre Inkas in gerader Linie abstammten. Von allen vorerwähnten Völkern hegten sie die größte Ehrfucht für dieses Gestirn; sie glaubten, daß ihnen ihr Land von der Sonne angewiesen sey, und daß ihre Gesetze, Künste, kurz alles von ihr unmittelbar herkomme, daher auch die Verehrung derselben ohne Gränzen war.

Nirgends war indessen der Dienst der Göttin Vesta so berühmt und majestätisch als in Rom. Die Römer setzten sie

sie unter die Zahl der Götter, die durch den Aeneas nach Italien gebracht worden waren. Da aber die Trojaner den Feuerdienst gar nicht kannten, so ist es wahrscheinlich, daß er entweder durch die Griechen, oder durch die Celten nach Rom kam, denn die Gottheiten der letztern, worunter auch die Elemente waren, wurden anfänglich daselbst verehret, bis sie endlich den griechischen Göttern Platz machen mußten. Die Lateiner sagen, daß Aeneas den Dienst der Vesta anfangs in Lavinium festgesetzt hatte, daß er aber nachher durch seinen Sohn Askanius nach Alba gebracht, und von da endlich nach Rom gekommen wäre. Man ist über den Urheber dieser letzten Wanderung nicht einig. Plutarch giebt den Romulus als den Stifter der Vestalen an; Dionysius von Halikarnassus bemerkt blos, daß er Feuer in verschiedenen Quartieren der Stadt anordnete; die mehresten aber schrieben dem Numa die Ehre der Stiftung zu, der, wie bekannt, überhaupt der Religion ihre Form gab, und ihre Ceremonien bestimmte. Im zweyten Jahr seiner Regierung bauete er zwischen dem Kapitol und dem Palatinischen Berg, der Göttin Vesta einen Tempel, der aus dem öffentlichen Schatz unterhalten wurde. Dieses Gebäude war der Armuth des Staats angemessen, und blos mit Stroh gedeckt.

Da Rom mächtig wurde, gab man der Beschützerin des Reichs eine bessere Wohnung. Ihr Tempel wurde mit vieler Pracht neu erbaut, nur behielt man seine erste Form bey. Diese war rund, und zwar nach dem Ovid, aus der Ursache, weil Vesta die Erde ist, und diese, die Figur einer Kugel hat. Es scheint, daß ihre Statue, die dem Plinius zufolge, sitzend vorgestellt war, nicht öffentlich ausgesetzet, sondern im Innern des Tempels mit dem Palladio aufbehalten wurde. Es waren noch daselbst andre Götterbilder, die unter den Namen der heiligen Sachen bekannt waren, man weiß aber nicht, worin sie bestanden. Einige sind der Meinung, daß es die Bildsäulen des Apollo und Neptuns, oder des Kastor und Pollux waren. Plutarch behauptet, es wären zwey Tonnen, die

eine leer und offen, die andre gefüllt und verschlossen. Plinius sagt, daß es die Götter wären, die die Vestalen insgeheim anbeten, die Schutzgötter der Feldherren und der Kinder. Diejenigen irren, die da vorgeben, daß der Eingang im Innern des Tempels offen gewesen; in diesem Fall hätte unter den Schriftstellern über diese Materie mehr Einigkeit geherrscht, allein die Wahrheit ist, daß die geheimen Oerter, außer den Vestalen, jedermann versagt waren. Die Männer konnten nur in einen gewissen Theil des Tempels kommen, wo sie den Opfern beywohnten; auch hatten sie diese Freyheit blos bey Tage, denn wer sich des Nachts dahin begab, wurde strenge bestraft. Dieses Verbot blieb lange Zeit nur dem Vestatempel eigen, nachher erstreckte es sich auch auf den Dianentempel in der Straße der Patrizier, obgleich die Männer in alle andere Tempel dieser Göttin frey gehen konnten.

Der Dienst der Vesta in Rom geschahe durch Jungfern, die die Keuschheit angeloben mußten. Der hohe Begrif von Tugend, den die Völker der alten Welt mit der Enthaltsamkeit verbanden, und der auch vielen neuern Völkern eigen ist, breitete den Jungferndienst außerordentlich aus. In Achaja waren die priesterlichen Jungfrauen nicht der Vesta allein eigen, sondern die Juno, Diana und Minerva hatten auch die ihrigen. Die Pythia, die die Orakelsprüche des Apollo verkündigte, mußte auch eine Jungfrau seyn. Die Griechen nahmen aber aus kluger Vorsicht blos funfzigjährige Mädchen zu diesem heiligen Posten. Bey den Persern waren auch Jungfrauen dem Dienst der Mithra gewidmet. Die Peruaner hatten unter der Regierung der Inkas ebenfalls der Sonne geheiligte Jungfrauen. Sie waren alle aus königlichem Blute, die strengste Keuschheit war ihnen auferlegt, und die davon abwich, wurde so wie in Rom, lebendig begraben. Der Liebhaber und dessen ganze Familie wurden ausgerottet. Indessen war doch ein Ausweg übrig geblieben, der Strenge dieses Gesetzes zu entgehen, wenn die Priesterin schwur, daß die Sonne der Thäter gewesen sey.

Die

Die alten Gallier theilten ihre Priesterinnen in drey Klassen. Die zur ersten Klasse gehörten, waren einer ewigen Jungferschaft unterworfen. Die von der zweyten waren verheurathet, allein zur Enthaltsamkeit gezwungen; der Tempel war ihre gewöhnliche Wohnung, die sie nur einmal des Jahrs verließen, um ihre Männer zu besuchen, und ihnen Erben zu geben. Die übrigen waren eine niedre Klasse und zum Dienst der beiden andern bestimmt. Man könnte noch mehr Beyspiele anführen, um zu beweisen, wie nöthig die Keuschheit den Priesterinnen gewesen sey, ob man gleich an einigen Orten nicht so sehr auf den jungfräulichen Stand sah. Das heilige Feuer zu Athen und Delphos, sollte zwar blos von Jungfrauen unterhalten werden, wenn man aber zu diesem Amte nicht die gehörige Zahl fand, bediente man sich der Wittwen.

Die Römer erhielten, wie schon oben erwähnt, den Vestadienst von Alba. Die Geschichte oder Fabel der Rhea Silvia, Mutter des Romulus und Remus, ist jedermann bekannt. Da sie als eine Vestale ihr Gelübde brach, wurde die vom Gesetz bestimmte Todesstrafe in ein ewiges Gefängniß verwandelt, und ihre Kinder auf der Tiber ausgesetzt. Das Andenken des Stifters von Rom, der sein Leben dem Gott Mars und einer Vestale zu danken hatte, mußte den Dienst der Vesta den Römern außerordentlich ehrwürdig machen; daher war er auch nirgends so glänzend als hier; er macht einen sehr interessanten Theil der sittlichen Geschichte der Römer aus, und ist in vielem Betracht äußerst merkwürdig.

Der Dienst der Vestalen in Rom war nicht auf Lebenslang, sondern nur auf dreyßig Jahr eingeschränkt. Die Anzahl dieser Priesterinnen war sehr gering. Man war in der neuerbauten Stadt zu sehr Menschen benöthigt, um viele vom weiblichen Geschlecht zu einer so langen Keuschheit zu verdammen. Numa verordnete deren nur viere; Servius Tullius fügte noch zwey hinzu. Bey dieser so geringen Zahl blieb es, selbst da Rom die Hauptstadt der Welt wurde. Noch un-

ter der Regierung Trajans waren nicht mehr als sechse, wie uns Plutarch berichtet, der damals lebte.

Das Recht, die Vestalen zu wählen, besaßen anfangs die Könige, nach deren Vertreibung fiel es den hohen Priestern zu. Das zur Wahl erforderliche Alter war von sechs zu zehen Jahren. Es war verboten, weder drüber noch drunter anzunehmen. Wenn eine Stelle unter den Vestalen erledigt war, so suchte der hohe Priester (Pontifex Maximus) in den römischen Familien zwanzig Jungfrauen von dem bestimmten Alter aus. Sie mußten noch ihren Vater und Mutter am Leben, und keinen Fehler, noch irgend einen Flekken auf ihrem Körper haben; im Gegentheil wählte man sie so schön, als man sie nur finden konnte. Sie wurden daher auf das genaueste untersucht. Wenn die Zahl gefunden war, mußten sie loosen. Diejenige die das Loos traf, ward sogleich von den Eltern dem hohen Priester übergeben; von diesem Augenblick an, hörte ihr Ansehen über ihr Kind auf. Die mehresten sahen es ungerne, daß ihre Töchter ihnen auf diese Art entrissen wurden. Der Gedanke einer dreißigjährigen Jungferschaft, erschreckte zärtliche Mütter, die die natürlichen Bedürfnisse und die Gebrechlichkeit ihres Geschlechts kannten. Es würde oft an Vestalen gemangelt haben, wenn die Gesetze nicht dafür gesorgt hätten. August sagte bey einer Gelegenheit, wo sich alle Häupter der Familien bemühten, dieses Unglück von ihren Kindern abzuwenden: daß er selbst seine Nichten, wenn sie das vorgeschriebene Alter hätten, dargebracht haben würde.

Die Eltern hatten die Freyheit, ihre Kinder anzubieten, allein sie bedienten sich derselben höchst selten. Fontejus-Agrippa und Domitius Pollio, schlugen dem Tiber jeder seine Tochter vor, um die Stelle der verstorbenen Occia zu besetzen. Der Kaiser dankte ihnen für ihren Eifer für die Republik, und erwählte Pollio's Tochter, deren Mutter wegen ihrer Klugheit bekannt war, und mit ihrem Mann in großer Eintracht lebte, anstatt daß Agrippa seine Frau verstoßen hatte.

Indessen erhielt letzterer, um ihn wegen der Hindansetzung zu trösten, 1000 große Sesterzien zur Aussteuer für seine Tochter. In einem solchen Fall ward kein Loos geworfen. Der Hohepriester nahm das angebotene Kind an, wenn er nach geschehener Untersuchung fand, daß es die gehörigen Eigenschaften hatte. Er hatte die Freyheit unter allen Familien, sowohl der Patrizier als der Plebejer zu wählen. August dehnte dies Gesetz bis auf die Kinder der Freygelassenen aus. Allein jede Fremde war ausgeschlossen, es mußte schlechterdings eine Römerin seyn.

Wenn die neuerwählte Vestale im Tempel angekommen war, schnitt man ihr die Haare ab, und hieng solche an einen heiligen Baum. Dieses war ein Zeichen der Befreyung, und von nun an war sie blos mit Erlernung ihrer Pflichten beschäftigt. Sich zu unterrichten, der Göttin zu dienen, und neue Priesterinnen zu unterweisen, damit brachten die Vestalen ihr Leben zu. Nach einigen Autoren, wurden diese Beschäftigungen in drey Klassen getheilt, in deren jede sie zehen Jahre zubrachten. Allein ihre kleine Anzahl erlaubte wohl schwerlich diese Abtheilung, denn wenn die Lernenden und Lehrenden vom Dienste frey waren, so blieben für denselben, der doch der Hauptzweck war, nur zwey oder im Fall einer Krankheit nur eine übrig. Der Tempel war ihre Wohnung; sie mußten ihn bewohnen, waren sie aber sehr krank, und eine Veränderung der Luft nothwendig, so übergab sie der Hohepriester an römische Damen von anerkannter Tugend, die sich um diese Aufsicht als um eine große Ehre bewarben. Plinius berichtet, daß Fannia, die zweymal ihrem Gemahl Helvidius im Exil gefolgt war, von der Beschwerlichkeit, die sie bey der Krankheit der ihr anvertrauten Vestale Junia gehabt hätte, selbst krank geworden wäre.

Wenn sie dreyßig Jahr das Priesteramt verwaltet hatten, konnten sie es niederlegen und heurathen. Einige bedienten sich dieser Freyheit und nahmen Männer, sie wurden aber so sehr verach-

verachtet, als sie vorher geehrt worden waren. Die mehresten blieben daher unverheurathet. Andre brachten ihr übriges Leben im Tempel zu. Tacitus sagt, daß Occia sieben und funfzig Jahre die Vestalen regiert hätte, und den Ceremonien der Göttin mit vieler Würde vorgestanden wäre. Die älteste hatte allemal den Vorsitz, und führte den Titel, Obervestale. Tacitus nennt so die Vibidia, und bemerkt, daß sie die älteste war. Der Dienst der Vestalen war, das heilige Feuer zu bewahren, häufig zu opfern, und die Heiligthümer Roms aufzubewahren. Alle Tage wurden der Vesta Opfer gebracht. Unzählige Ceremonien wurden beobachtet, so daß wenige Augenblikke ohnbesetzt blieben, ja selbst die Nächte waren nicht frey davon. Seneka beklagt sie, daß sie gezwungen wären, so oft ihren Schlaf zu unterbrechen.

Das heilige Feuer brannte Tag und Nacht, und die Verlöschung desselben wurde für ein großes Unglück gehalten. Diese Meynung war indessen nicht den Römern allein eigen. Es ist bereits oben angeführt, daß die ersten Feuerverehrer bey der Auslöschung der Flamme sich einbildeten, daß die Gottheit von ihnen gewichen wäre. Die Perser hatten zwar diese Meynung nicht, weil die Menge ihrer Pyreen ihnen die Wiederanzündung leicht machte, allein sie sahen es doch wie ein Trauerzeichen an, weil sie bey dem Tode ihrer Könige, alle ihre heilige Feuer auslöschten, und sie nicht eher als nach der Thronbesteigung seines Nachfolgers wieder anzündeten. Es ist merkwürdig hier anzuführen, daß die Natches, eine wilde Nation in Louisiana, eben denselben Gebrauch haben. Wenn ihr Anführer stirbt, so werden alle ihre Feuer ausgelöscht. Sie haben auch ihr heiliges Feuer, das in einem kleinen runden Tempel aufbewahrt wird, und zwar eben so wie bey den Römern gegen die Morgenseite zugekehrt. Die Sorge, es zu unterhalten, ist Männern aufgetragen, die, wenn sie es verlöschen lassen, mit dem Tode gestraft werden.

Es war ausdrücklich den Juden empfohlen, das heilige Feuer zu unterhalten. Maimonides versichert, daß man den Leviten strafte, der es ausgehen ließ, obgleich man nicht so strenge gegen denjenigen war, der die Lampe des goldenen Leuchters vernachläßigte. Da im Gesetz keine Strafe vorgeschrieben war, so war es wahrscheinlich nur ein Gebrauch, den er wahrgenommen; allein in diesem Fall widerspricht er förmlich den Rabbinen, die vorgeben, daß dieses Feuer nicht eher, als bis zur Zeit der babylonischen Gefangenschaft verlöschte. Wenn die Flamme bleich war, so hielten es die Israeliten für ein böses Zeichen, hingegen ein heller Schein versprach öffentliche Glückseligkeit. Diese Begriffe waren auch den Persern gemein.

Die Römer übertrafen alle Nationen in ihren ausschweifenden Ideen, die sie von diesem Feuer hatten. Sie stellten sich vor, daß das Wohl ihres Reichs davon abhienge. Die außerordentlichsten Vorfälle machten nicht halb den Eindruck auf sie, als der Zufall, wenn es verlöschte. Da sich dieses bisweilen in kritischen Zeitumständen ereignete, so diente es den Schrekken noch zu vermehren. Dieses geschah in Rom, im zweyten punischen Kriege, wie auch während dem großen Kriege gegen den Mithridat; zur Zeit der bürgerlichen Kriege wurde selbst der Altar der Vesta vom Feuer verzehrt. In Athen verlöschte die heilige Lampe der Minerva unter der Tiranney des Aristion; imgleichen hörte das heilige Feuer in Delphos auf zu brennen, nachdem der Tempel des Apollo durch die Meder eingeäschert worden war.

Geschah dieses Unglück in Rom durch die Nachläßigkeit einer Vestale, so wurde sie mit Ruthen gepeitscht, eine Strafe, die nur für Sklaven und für die größten Missethäter vor ihrer Hinrichtung bestimmt war. Der Hohepriester vollzog dieses Urtheil eigenhändig. Die Vestalen waren ihm allein unterworfen, und kannten keinen andern Richter. Die Geschichte hat uns verschiedene Beyspiele von diesen Bestrafungen aufbehalten.

halten. Da das heilige Feuer im zweyten punischen Kriege, dem gefährlichsten Zeitpunkt für Rom verlosch, so war die Bestürzung der Römer unaussprechlich. Alle Geschäfte hörten auf. Der Senat versammelte sich sogleich. Die wichtigsten Berathschlagungen wurden unterbrochen, die nöthigsten Staatsangelegenheiten aufgeschoben, bis das Verbrechen bestraft, die Göttin versöhnt, und das Feuer wieder angezündet war. Der Hohepriester Publius Licinius vollzog daher ohne Verzug die verordnete Strafe an derjenigen Vestale, die bey dem Feuer die Wache gehabt hatte. Titus Livius beschreibt diesen Vorfall mit sehr lebhaften Farben.

Diese Bestrafung geschah nach dem Festus in einem dunklen Ort, um die Schamhaftigkeit der Vestale zu schonen, die auch überdem in einen großen Schleyer gehüllt war. Bisweilen hielten zwey Vestalen beym Feuer Wache. Ihre geringe Anzahl läßt vermuthen, daß dieses selten geschah, wahrscheinlich nur wenn neue Priesterinnen zu unterrichten waren. Diese Neulinge durften nichts verantworten, und im Fall die heilige Flamme ausgieng, hielt man sich an derjenigen, die den Unterricht gab. Vielleicht wachten sie wechselweise, und lösten sich einander ab.

Die Art, das Feuer wieder anzuzünden war sonderbar. Festus sagt, daß man mit einem besondern Instrument einen Tisch durchbohrte, der von einem sehr brennbaren Holz gemacht war; das Feuer, das durch dieses starke Reiben entstand, fingen die Vestalen in einem Gefäß auf, und brachten es sodann aufs Altar. Dieser Gebrauch herrschte gleichfalls bey den Indiern und Griechen. Die Peruaner hatten eine ähnliche Methode, wenn am ersten Tage des Jahrs ihre Inkas das heilige Feuer der Sonne erneuerten. Auch die Mexikaner bedienten sich dieses Mittels, ihre Feuer bey jedem neuen Cyklus wieder anzuzünden, die sie am Ende des vorigen ausgelöscht hatten. Ein solcher Cyklus war 52 Jahre, mit dessen Ablauf sie immer glaubten, daß die Welt untergehen würde, daher sie denn alle ihre Feuer auslöschten.

Plutarch

Plutarch widerspricht hierinnen dem Festus, und behauptet, daß das Feuer der Vesta nur durch die Sonne wieder angezündet werden könnte; daß man sich zu diesem Endzwekke eines metallenen Gefäßes bediente, dessen Oefnung weit, und der Boden schmal wäre, worauf sich die Sonnenstralen vereinigten, und auf diese Weise brennbare Materien entzündeten. Dieses wäre eine Art von Brennspiegel gewesen. Da dieser aber erst vom Archimedes mehr als 500 Jahr nach der Stiftung des Vestalischen Ordens in Rom erfunden wurde, so verdient in diesem Fall Festus eher, als Plutarch gefolgt zu werden. Man kann indessen beyde Schriftsteller vereinigen, wenn man annimmt, daß die Methode, wovon der erste spricht, bis zu Archimedes Zeiten im Gebrauch war, wo denn dessen erfundener Brennspiegel die alte Gewohnheit bey den Römern veränderte.

Da die Erhaltung der Keuschheit der Vestalischen Priesterinnen, ein so wichtiges Attribut ihres Standes war, so wurden auch die schrecklichsten Strafen für die unkeuschen Verbrecherinnen bestimmt. Nichts konnte sie vom Tode befreyen; die Albaner hatten den Römern das Beyspiel dieser Strenge gegeben. Nach dem Dionysius von Halikarnassus wurden sie mit Ruthen zu Tode gepeitscht. Numa, da er den Dienst der Vesta in Rom einführte, verordnete, daß die Strafbaren gesteinigt werden sollten. Dieses Gesetz ward in der Folge verändert. Festus erwähnt eines, das sie verdammte, den Kopf zu verlieren. Es war, sagt er, sehr alt, und wurde im Tempel der Freyheit aufbewahret, wo es mit verschiedenen andern, die man da aufbehalten hatte, im Rauch aufgieng. Tarquinius der ältere war es, der die Strafe, sie lebendig zu begraben, festsetzte; wenigstens sahe man unter seiner Regierung, die erste Hinrichtung von dieser Art. Es war die Vestale Pinaria; der Oberpriester sprach das Urtheil, und seitdem wurden alle dergleichen Fälle vor seinen Richterstuhl gebracht.

Diese schreckliche Gewohnheit ward unverändert beybehalten, so lange der Vestalische Orden dauerte. Dionysius von Halikarnas erzählt, daß ehe diese Strafe durch das Gesetz Porcia verändert wurde, die Römer die strafbaren Vestalen erstlich peitschten, und hernach lebendig begruben. Er führt das Beyspiel der Urbinia an, die beyde Martern dulden mußte. Unter den Kaisern, ward diese grausame Todesstrafe nicht immer genau befolgt. Domitianus gab zween Schwestern, von der Familie der Occellaten, deren Verbrechen hinlängsich erwiesen war, die Freyheit, selbst ihre Todesart zu wählen. Seneka spricht von einer Vestale, die verdammt war, von der Höhe eines Felsens gestürzt zu werden; sie bestand auf ihre Unschuld, allein man glaubte ihr nicht, und das Urtheil ward vollzogen. Sie rief die Göttin an, uud fiel ohne sich Schaden zu thun. Man sah ihr Gebet als ein neues Verbrechen an, der Versuch wurde erneuert, und das Wunder — blieb aus.

Diese in Rom so gefürchtete Vergehungen wurden mit der größten Sorgfalt untersucht. Die Oberpriester formirten ein Tribunal, wobey der Hohepriester (Pontifex Maximus) den Vorsitz hatte. Sobald die Anklage geschehen war, durfte die Beklagte sich nicht mehr den Opfern nähern, auch ihren Sklaven weder die Freyheit geben, noch entfernen, damit man sie foltern konnte; denn ob es gleich nach den römischen Gesezzen nicht erlaubt war, einen Sklaven wegen seines Herrn, oder einen Freygelassenen wegen seines Patrons Vergehungen auf die Folter zu legen, so war doch durch ein besonderes Gesetz, diese Strenge in einem so außerordentlichen Fall erlaubt. Die verletzte Keuschheit einer Vestale war ein Verbrechen, das die strengste Maasregeln rechtfertigte. Bisweilen wurden sie selbst gefoltert; denn Dionysius von Halikarnas sagt bey Gelegenheit der Opinia, daß diese Vestale der verbotenen Lust angeklagt und überwiesen wurde, nachdem die gewöhnlichen Martern, um die Wahrheit zu entdekken, bey ihr waren angebracht worden.

Die

Die Angeklagte konnte sich vertheidigen, entweder selbst, oder durch einen andern; man konfrontirte sie mit ihren Anklägern, und verhörte sie oft. War alles gehörig untersucht, so sammelte man die Stimmen auf folgende Weise: Jeder Priester hatte ein Täfelchen, worauf er die Buchstaben A. (absolvetur) oder C. (condemnetur) schrieb; diese wurden in ein Körbchen geworfen, der Hohepriester nahm sie sodann heraus, zählte sie, und sprach das Urtheil.

Am Tage der Hinrichtung begab sich der Hohepriester von allen Oberpriestern begleitet, nach dem Tempel der Vesta; er entkleidete selbst die Unglückliche, nahm ihr den priesterlichen Schmuck und die Stirnbinde ab, worauf man ihr ihren Schleyer zu küssen darreichte. Man legte ihr sodann Trauerkleider an, band sie mit Strikken, und setzte sie in eine Sänfte, die von allen Seiten fest verschlossen war, damit man ihr Geschrey nicht hören mögte. Auf diese Art wurde sie zum Richtplatze geführt; der Weg war sehr lang, und gieng durch viele Straßen. Jedermann, der den Zug von weiten gewahr wurde, entfernete sich vom Wege; bloß die Freunde der Priesterin folgten weinend nach. Ganz Rom war in der größten Traurigkeit versenkt, und dieser Tag wurde unter die unglücklichen gezählet.

Der Zug gieng auf diese Weise langsam und in großer Stille, bis zum Todesplatze außer der Stadt, den man wegen dieser Ceremonien hernach Campus sceleratus nannte. Die Sänfte hielt sodann still; der Hohepriester öfnete sie mit einem kurzen und leisen Gebete, band die Vestale los, reichte ihr die Hand um ihr herauszuhelfen, und führte sie zum Grabe, wo sie die Henker in Empfang nahmen. Dieses Grab war eine kleine Zelle, in einer gewissen Tiefe ausgehölt, in Gestalt eines länglichen Vierecks. Es war darinnen ein kleines Bett, ein Tisch, worauf eine Lampe brannte, ingleichen ein kleiner Vorrath von Oel, Milch, Brod und Wasser. In diese unterirrdische Wohnung stieg die Unglückliche vermittelst einer Leiter herunter, worauf denn sogleich die Oefnung mit

Erde verscharrt wurde, und zwar so, daß das Erdreich durchaus gleichförmig schien.

Plutarch giebt zum Bewegungsgrunde dieser Todesstrafe an, daß, da die Römer ihre Todten verbrannten, so glaubten sie, daß ein Mädchen, die durch ihre Ausschweifungen das Feuer entehrt hatte, dieses Element durch ihr Leichenbegängnis verunreinigen würde. Vielleicht glaubten sie auch eine Gottlosigkeit zu begehen, wenn sie ihre Hände an einen heiligen Leib legten, der der Göttin Vesta mit so großen Ceremonien geheiligt war.

Die Hohenpriester beobachteten nicht allemal diese Strenge bey ihren Urtheilen. Die Tribunen hatten das Recht Vorstellungen zu thun, und das Volk vernichtete bisweilen diese Urtheile. Dieses geschah, da die Vestalen, Emilia, Licinia und Marcia des Beyschlafs angeklagt waren. Der Priesterrath begnügte sich blos die erste zu bestrafen. Das Volk verlangte eine neue Untersuchung, und trug sie dem Lucius Cassius Longinus auf. Der berühmte C. Crassus, der damals sieben und zwanzig Jahr alt war, vertheidigte Licinia, seine Verwandtin; allein vergebens. Die Priester waren aufgebracht, und diese beyden Vestalen mußten auch sterben. Es ist indessen gewiß, daß sie schuldig waren. Licinia hatte eine Menge Liebhaber, und überlies sich den größten Ausschweifungen. Die Hinrichtung ihrer Freundin Emilia machte sie nicht behutsamer. Da sie einmal ungestraft davon gekommen war, schien es, als ob sie durch ihre Aufführung, den Göttern und den Gesetzen trotzen wollte. Marcia war vorsichtiger gewesen, und hatte nur einen Liebhaber, allein dennoch entgieng sie der grausamen Strafe nicht. In dieser Zeit war das zügellose Leben in Rom außerordentlich. Daher errichtete man der Venus Verti-Cordia einen Tempel, damit sie die Herzen der römischen Damen ändern mögte. Auf diese Art also, ward die Venus zur Göttin der Keuschheit gemacht.

Dieses Beyspiel beweist, daß die Priester bisweilen zur Nachsicht geneigt waren, so strenge sie sich auch oft zeigten. Posthumia hatte, durch ihren großen Aufwand und freyes Betragen, starken Verdacht wider sich erregt, und ward deshalb vor das Priestergericht gefordert. Nach einer genauen Untersuchung fand man sie unschuldig, weswegen sie denn durch einen Urtheilsspruch gerechtfertigt wurde; demohngeachtet aber verbot ihr doch der Hohepriester die Schauspiele und öffentliche Gesellschaften.

Domitian, der den Schwestern der Occellaten ihre Todesstrafe zu wählen erlaubt hatte, bekam die grausame Laune, eine Vestale lebendig begraben zu lassen. Seine Wahl fiel auf die unglückliche Cornelia, die älteste der Vestalen, und daher mit dem Titel maxima beehrt. Der Kaiser versammlete die Oberpriester, ganz dem Gebrauche zuwider, in einem seiner Landhäuser, und warf sich selbst zum Ankläger der Vestale auf, die denn, obgleich abwesend und ungehört, dennoch verdammt wurde. Vergebens rief sie die Göttin zum Zeugen ihrer Unschuld; man hörte so wenig auf ihre Schwüre, als auf ihre Klagen, und schlepte sie zum Richtplatz. Sie nahm allda alle Standhaftigkeit zusammen, die nur die Tugend in solchen kritischen Augenblikken einflößen konnte; sie beschwor den Hohenpriester, ihr Andenken zu retten, und stieß den Henker zurück, der ihr beym Heruntersteigen Hülfe leisten wollte, worauf sie sich sodann in ihr Grab verfügte. Man hatte einen römischen Ritter, Namens Celer, als ihren Liebhaber angegeben, der aber unter den heftigsten Martern, bis zum letzten Seufzer, die Unschuld der Cornelia betheuerte.

Das Volk murrte außerordentlich über diese Hinrichtung. Bis dahin war das Verbrechen allemal bewiesen worden; allein bey diesem Vorfall war das unregelmäßige und barbarische Betragen auffallend. Domitian ward beunruhigt, und ließ die Nachforschungen fortsetzen. Der Senator Valerius Licinianus hörte mit Erstaunen, daß er auch als ein Liebhaber der

Cornelia angegeben worden war; man gab ihm zu verstehen, daß für ihn kein ander Rettungsmittel wäre, als die Vestale schuldig zu erklären. Die unglückliche Cornelia war nicht mehr, und der Senator sagte daher alles, was man haben wollte.

Diese grausamen Hinrichtungen waren indessen nicht häufig. Der vestalische Orden dauerte 1100 Jahr; in diesem ganzen Zeitraum wurden nicht mehr als zwanzig der verletzten Keuschheit überwiesen, und unter diesen waren nur dreyzehn, die lebendig begraben wurden. Nämlich Pinaria, Oppia, Urbinia, Minucia, Sextia, Opimia, Licinia, Marcia, Emilia, Cornelia, Claudia-Läta, Aurelia-Severa und Pomponia-Rufina. Die beyden Occellaten, wie oben gesagt, erwählten sich ihre Todesart; dieselbige Gnade widerfuhr auch der Veronilla. Capronia, Tutia, Floronia und Lanutia-Crescentina brachten sich selbst um. Diesen letztern Entschluß ergriffen auch die mehresten Liebhaber; die es nicht thaten, wurden mit Ruthen zu Tode gepeitscht; verschiedene aber kamen blos mit der Verbannung davon. Es ist wahrscheinlich, daß eine größere Anzahl Vestalen das Keuschheitsgesetze verletzten, allein sie verstanden die Kunst, ihre Vergehungen zu verbergen, und nach dem Ausdruck des Minucius Felix, wurden ihre Ausschweifungen so geheim gehalten, daß selbst Vesta sie nicht gewahr wurde.

Wenn die Lebensart der Vestalen unbequem, ihre Pflichten beschwerlich waren, und die Verletzung derselben so strenge gestraft wurde, so hatten die Römer hingegen mit diesem Stande auch große Ehre und Vortheile verbunden. Von dem Augenblikk an, da das Loos auf sie gefallen war, waren sie frey und unabhängig. Sie konnten bey Lebzeiten ihrer Eltern ihr Testament machen. Ein Vorrecht, das ihnen ganz allein eigen, und vom Numa gegeben worden war; sie genossen es also schon im sechsten Jahr ihres Alters. Der Brautschatz, den sie mit in den Tempel brachten, blieb daselbst, wenn sie ohne Testament starben. August bewilligte ihnen

alle

alle Rechte, die eine Mutter von drey Kindern hatte. Sie konnten erben, und ihr Vermögen gehörte ihnen eigenthümlich; sie konnten damit nach Belieben schalten, es verschenken, und veräußern, ohne einen Kurator zu brauchen. Sie hatten das große Vorrecht, wenn sie einem Verbrecher auf ihrem Wege begegneten, der zum Richtplatz geführt wurde, ihn vom Tode zu retten, sie mußten aber versichern, daß es zufälligerweise geschehen sey. Wenn sie vor Gericht Zeugniß ablegten, so begnügte man sich mit ihrer bloßen Erklärung; sie hatten die Freyheit zu schwören, oder es zu unterlassen. Im ersten Fall entfernten sich gewöhnlich alle andre Zeugen aus Ehrfurcht, und niemand trat ferner gegen sie auf. Wenn sie ausgiengen, hatten sie einen Liktor bey sich, sowohl zu ihrer Ehre, als Sicherheit. Dies war ein so außerordentliches Vorrecht, daß der Senat nach Augusts Tode, seiner Wittwe nicht stärker zu schmeicheln glaubte als durch die Bewilligung eines solchen Begleiters, den aber der eifersüchtige Tiber im Namen der Livia verbat.

Alle diese Vorzüge, die sie so sehr vor andern römischen Bürgern auszeichneten, flößten dem Volk Ehrfurcht für sie ein. Die Prätoren sowohl als selbst die Konsuln machten Platz, wenn sie einer Vestale begegneten, und ihre Liktoren mußten ihre Beile und Ruthenbündel neigen. Diese große Achtung verschafte ihnen wesentliche Vortheile in demjenigen unglücklichen Zeitpunkt, da Brennus mit seinen Galliern vor den Thoren Roms war. Alles war in der äußersten Bestürzung, die mehresten Bürger entflohen, ein kleiner Theil rettete sich ins Kapitol; nur die Alten blieben in der Stadt zurück, und bereiteten sich zum Tode. In dieser Verlegenheit beschlossen die Vestalen nicht die Einnahme der Stadt zu erwarten, und verbunden sich eidlich, wo sie auch hinfliehen würden, den Dienst der Vesta nicht zu verlassen, so lange noch eine von ihnen den Untergang Roms überleben sollte. Sie vergruben sodann einen Theil der heiligen Geräthe, nahmen das übrige auf ihre Schultern, und begaben sich auf den Weg. Albinus, ein römischer

Bürger, der mit seiner Familie ebenfals floh, begegnete ihnen. Der Anblick der mit ihren Göttern beladenen Vestalen rührte ihn so sehr, daß er sogleich vom Wagen sprang, seine Familie ein gleiches thun lies, und die vorhabende Flucht aufgab, indem er ihnen seinen Wagen anbot. Die Priesterinnen nahmen dieses Anerbieten an, und begaben sich nach Cere, von welcher Stadt ihre gottesdienstlichen Gebräuche Ceremonien genennt wurden.

Dieses große Ansehen der Vestalen wurde oft gebraucht, die Ruhe in den Familien wiederherzustellen, Feinde zu versöhnen, und die Schwachen gegen mächtige Unterdrücker zu beschützen. Suetonius sagt, daß sie sich mit Marcus-Emilius und Aurelius-Cotta vereinigten, um vom Sylla Gnade für Cesarn zu erlangen, und daß ihre Bitte erhört wurde. Dieser Tyran ehrte sie mitten unter seinen grausamen Proskriptionen; daher waren auch die Vestalen bey seinem Leichenbegängnisse gegenwärtig, und sangen Lieder zu seinem Lobe. Da Cicero den Fontejus vertheidigte, vergaß er nicht die Ritter zu erinnern, daß sein Klient eine Schwester im vestalischen Orden hätte. Die Vestale Vibidia drang sich bis zum Kayser Claudius, ohngeachtet aller Bemühungen des Narcissus es zu verhindern, vertheidigte die Kayserin Messalina, und errang das Versprechen, daß sie nicht ungehört verdammt werden sollte.

Der Consul Appius-Claudius-Pulcher, dem der Senat den Triumph verweigert hatte, beschloß wider dessen Willen zu triumphiren. Die Tribunen wollten mit Gewalt den Zug aufhalten, und den Consul in Verhaft nehmen lassen, als seine Tochter Claudia, die eine Vestale war, sich zu ihm in den Wagen setzte, und ihren Vater selbst ins Kapitol führte.

Die geheimsten und wichtigsten Akten waren ihrer Verwahrung anvertraut. Die vornehmsten Römer legten oft bey ihnen ihre Testamente nieder. Unter diesen war auch das

Testa-

Testament des Antonius; Octavius verlangte es zu sehen, allein es ward ihm abgeschlagen; da er aber die Macht in Händen hatte, nahm er es mit Gewalt. Sein Endzweck war den Anton verhaßt zu machen, wenn er dem Volk zeigte, wie sehr die zum Vortheil der Cleopatra gemachte Verfügungen dem römischen Reich nachtheilig wären. In der Folge bereuete August die Gewaltthätigkeit des Octavs, und da er selbst erfahren hatte, mit welcher Treue diese Priesterinnen das ihnen anvertraute verwahrten, so vertraute er ihnen auch sein Testament, welches die Vestalen nach seinem Tode dem Senat übergaben.

Die Kleidung dieses Ordens war von der gewöhnlichen weiblichen Kleidung sehr verschieden; allein sie hatte kein finstres Ansehen. Ihr Kopfputz, so wie man ihn noch auf römischen Denkmünzen sieht, bestand aus Binden, die um den Kopf, bis an die Ohren, gewickelt waren, das Gesicht aber ganz frey liessen. Sie trugen weiße Kleider, und einen purpurnen Mantel. Sie waren nicht mit Zierrathen überladen, demohngeachtet aber war in ihrer Kleidung viel Würde.

Im Anfang der Stiftung, waren die Einkünfte der Vestalen sehr gering, und selbst zu der Zeit, da Rom reich und mächtig war, würden ihnen die nöthigen Bedürfnisse gemangelt haben, wenn nicht der Eifer der Privatpersonen sie bisweilen unterstützt hätte. Endlich fanden sie am August einen großen Wohlthäter, dem auch viele andre nachfolgten. Dieses veränderte auf einmal die Scene. Der Tempel ward prächtiger, das irdene Gefäß, worin bisher das heilige Feuer aufbehalten wurde, ward abgeschaft, die Kleider der Vestalen nahmen eine andre Form an, und das feinste Zeug ward dazu angewandt; die Haare, die vorher immer abgeschnitten wurden, ließen sie wachsen, und schmükten sich mit aller Kunst. Ihre Sänften wurden äusserst prächtig gemacht, und wenn sie sich nach dem Kapitol begaben, fuhren sie auf einen kostbaren Wagen, von einer Menge Weiber und Sklaven umgeben.

Agrip-

image
not
available

de. Ausserdem hatte dieser jungfräuliche Orden etwas verehrungswürdiges, und das Vorurtheil für ihn war nicht ganz unvernünftig. Es währte daher lange, ehe man ihre Vorrechte und Freyheiten antastete. Konstanz hatte sich schon unterstanden, bey seiner Reise nach Rom im Jahr 357 den Siegsaltar niederreissen zu laßen, den Julian einige Jahre nachher wiederherstellte. Valentinian, der weniger Eifer als seine Vorgänger für die christliche Religion hegte, hatte seinen Unterthanen Gewissensfreyheit bewilligt, und der Altar war stehen geblieben. Gratian lies ihn abermals zerstören, und zog die Einkünfte ein, die mit demselben verbunden waren. Er nahm den Oberpriestern alle Vorrechte, die sie so lange genossen, und die ihnen so oft waren bestätigt worden. In diesem Edickt waren auch die Vestalen inbegriffen, er befahl, daß alle Vermächtnisse, die man ihnen inskünftige machen würde, dem Fisko anheim fallen sollten, wobey jedoch liegende Gründe ausgenommen waren, die er ihnen zulies.

Der Senat, durch diese Verordnung beunruhigt, schikte eine Deputation an den Kayser, die aber nicht vorgelassen wurde; sie nahmen daher ihre Zuflucht zu einer Bittschrift, aber auch diese war durch die Bemühungen des heiligen Ambrosius ohne Erfolg. Im folgenden Jahre entstand eine schrekliche Hungersnoth in Rom, die das Volk, der Rache der erzürnten Götter, wegen der verletzten Priesterrechte zuschrieb. Theodosius und Honorius eigneten sich endlich alle Güter zu, die zur Unterhaltung der Tempel und Opfer bestimmt waren. Dieses Schicksal betraf auch die Vestalen. Die Geschichtschreiber sagen nicht genau, wann der Orden aufhörte. Es ist wahrscheinlich, daß es im Jahr 389 geschah, da Theodosius alle Tempel schliessen ließ. In diesem Fall also, da die Stiftung der Vestalen in Rom im Jahr 40 nach Erbauung der Stadt geschah, bis zum Jahr 389 unserer Zeitrechnung, wäre die Dauer des Vestalischen Ordens in Rom 1101 Jahr gewesen. Da also der Tempel der Vesta geschlossen,

sen, ihre Priesterinnen verjagt, und ihr Orden abgeschaft war, so schmachteten die Vestalen in der Dürftigkeit, und verlebten ihre übrigen Tage in der Dunkelheit. Sie entstanden mit dem Römischen Reich, und endigten sich auch mit demselben, denn sein Fall folgte bald dem ihrigen nach.

T.

II.

Ueber Deklamation; ein Fragment.

Im vorigem Jahre rückte ich in meinen kritischen Bemerkungen über das Theater, dieses Fragment ein, das vom Publikum mit Beifall aufgenommen wurde. Verschiedene Freunde riethen mir diese Materie, wegen ihren Einfluß auf die Bühne etwas mehr zu bearbeiten, und sie allgemeiner bekannt zu machen. Dieser Rath enthält zu viel Schmeichelhaftes für mich, daß ich nicht die Bemühung übernehmen sollte, dieses Süjet weitläuftiger zu behandeln. Ich habe nunmehr einige Gedanken mehr auseinandergesetzt, manche Stellen umgearbeitet, mit einigen vermehrt; mithin erscheint dieser Entwurf zwar vollständiger, aber immer noch als Fragment. — Der Gegenstand ist zu reichhaltig, um mehr als eine Rapsodie liefern zu können.

Es kömmt bey der Deklamation so viel in Anschlag, daß es fast unmöglich scheint, über alles Licht zu verbreiten; und ich sage mit Quintilian: Hæc quam brevissime potui, non ut omnia dicerem sectatus, quod infinitum erat; sed ut maxime necessaria. Urtheile, die der intellectuelle Geschmack fällt, und die größtentheils bey jedem etwas Verschiedenheit haben, lassen sich schwerlich auf Grundsätze zurück führen. Wenigstens lassen sich die Urgründe der Urtheile nicht so genau angeben, um ein vollständiges System

daraus

daraus errichten zu können. Allein die Hofnung, daß dieser Entwurf irgend einen zur reifern Behandlung verleiten möchte, und die Meynung, daß einige Schauspieler dadurch zum Nachdenken geführt werden könnten, rechtfertigen mein Unternehmen. In dieser Rücksicht schmeichle ich mir auch wegen der Unvollkommenheit entschuldigt zu werden.

Der Vorwurf der Kunst ist immer die Natur; dieser in ihrer ganzen Mannigfaltigkeit nachzuahmen, erfordert unendliche Mittel. Jeder Künstler ergreift die Mittel, die dem Grad seiner individuellen Empfindung angemessen sind. Das Selbstständige eines jeden Menschen Gefühls, bringt das Originelle in der Aeusserungsart hervor. Daher entstehen natürlicherweise die zahllosen Verschiedenheiten in der Bearbeitung ein und desselben Objekts. Wie sollte es also bey der großen Verschiedenheit der Gefühlsäusserungen möglich seyn, eine Allgemeinheit im Geschmack eines Kunstwerkes zu bestimmen? — Wenn die Gegenstände einen jeden auf eine intellectuelle, und ihm allein eigne Art rühren, wo ist denn der Gesichtspunkt aufzufinden, wo alles übereinkommen soll? — Nur aus der immergleichen Wirkung eines Objekts auf verschiedene Menschen, läßt sich das Resultat vom Gefallen ziehen; und auf die Mehrheit der Stimmen des Beifalls oder des Tadels, das einem Dinge zufließt, beruhen die ästhätischen Regeln, und die aus dieser Quelle geschöpften Regeln gelten jeder Kunst, mithin auch dem gegenwärtigen Vorwurfe. —

Was in der Deklamation von jeher bey allen Völkern gefiel, kann sich wohl auf keine Lokal, und auf keine National-Meinung einschränken. Ich will daher bis zu den Römern und Griechen zurück gehen, um einigermaßen zu untersuchen, was die Deklamation bey diesen ersten Erfindern des Schauspiels war, und dann sehen, in wie weit wir mit ihnen übereinstimmen.

Die Griechen und Römer rechneten die Geberdensprache mit zur Deklamation; bey ihnen war sie: Die

Wissen-

Wissenschaft vom Gebrauch der Stimme und der Bewegungen, ars decoris in vocibus & motibus. Auch jetzt hält man die Gesticulation für einen Theil des Vortrags; und das mit gutem Grunde, weil körperliche Bewegung der Rede Nachdruck giebt. Die Erfahrung lehrt hinlänglich, daß die Geberden die Worte, auch die Worte die Geberden begleiten; so sagt Quintilian: cum ipsis vocibus naturaliter exeunt gestus — ipsa se cum gestu naturaliter fundit oratio. — Doch um die Regeln der eigentlichen Deklamation etwas deutlicher zu zergliedern, so will ich für jetzt die Geberdensprache absondern, und erwegen, was nur vom Gebrauch der Stimme abhängt.

1.

Das natürliche Talent eines Redners besteht unstreitig in einer hellen, vollen und angenehmen Stimme, von der sich wohl keine deutliche Beschreibung machen läßt, die aber das Gehör zu entscheiden weis. Milton versuchte die Anmuth der Stimme, und das Schöne in den Tönen auf folgende Weise zu beschreiben: „Hülle mich gegen nagende Sorgen in weiche Lydische Gesänge; in Töne die in vielen sich weidenden Gängen von aneinanderhängender, lang aushaltender Süßigkeit, mit bescheidener Kühnheit, im Taumel und doch mit Kunst die schmelzende Stimme durch Labyrinthe führen, und alle Ketten auflösen, die die verborgene Seele der Harmonie binden. *)

Die

*) And ever againſt eating cares
Lap me in ſoft Lydian airs;
In notes with many a winding bout
Of linked Sweetneſs long drawn out;
With wanton heed, & giddy cunning
The melting voice through mazes running
Untwiſting all the chains that tie
The hidden Soul of harmony.

Die Griechen verstanden unter dem Worte: Melos, diese Annehmlichkeit der Stimme, die nach Plato's Urtheil, die erste und nothwendigste Eigenschaft des Redners ist. Es war gebräuchlich, daß die Redner zu allen Ausdrücken die passenden und erforderlichen Töne erstimmten; hierzu bedienten sie sich einer Flöte, welche Cicero Tonorium nennt. Wie bekannt, pflegte Gracchus bey seinen öffentlichen Reden einen solchen Flötenblaser zur Seite zu haben; und gewiß nicht in der Absicht, um sich wie bey einem Singstück accompagniren zu lassen; denn nichts wäre lächerlicher gewesen, als Gesang und Instrumentalbegleitung bei einer Anrede an das Volk. Aber sicherlich hatte dieser Flötenblaser kein anders Geschäfte, als zuweilen die Töne anzugeben, in welche der Redner steigen, oder fallen müßte! —

Wie Cicero uns berichtet, nahmen zu seiner Zeit die Schauspieler, bevor sie die Bühne betraten, von Phonascus Unterricht, um ihre Stimme zu formiren. Zuweilen deklamirten sie einige Jahre lang in ihren eignen Wohnungen; gewöhnten sich an das Steigen und Fallen der Stimme, und suchten eine Fertigkeit zu erlangen, die hohen, scharfen Töne, mit den tiefen und sanften abzuwechseln. Diese Nachricht ist zu auffallend, um nicht seine eigne Worte anzuführen. *)

Könnten die Schauspieler nicht noch jezt diesem Beispiel nachahmen? Könnten sie nicht bei manchen Ausdrükken der Leidenschaften etwa die Flöte zur Hülfe nehmen, um sich die hohen, scharfen Töne u. d. gl. angeben zu lassen, um den rechten Grad des Ausdrucks zu erlangen? Es käme auf Versuche an, um zu erfahren, in wie weit sich dieser Gedanke realisiren laße.

Aus

*) Annos complures sedentes declamitant, & quotidie antequam pronuntiant, vocem cubantes sensim excitant, eandemque cum egerunt, sedentes ab acutissimo sono, usque ad gravissimum sonum recipiunt, & quasi quodammodo colligunt.

Aus dieser Anzeige des Cicero erhellt, wie sehr die Alten auf die Ausbildung der Stimme bedacht waren. Wenn der Redner gut seyn soll, so muß es ihm also an dieser ersten Eigenschaft nicht fehlen. Er muß also, unverlezte Sprachorganen, Biegsamkeit in der Stimme, und fließende Svade haben. Wenn jemand auch die vortreflichsten Sachen mit unangenehmer Stimme hersagt, so haben sie keine Wirkung auf den Zuhörer; denn man wird nicht gereizt, sie anzuhören. On ne peut peindre le sentiment, ni toucher le coeur, si l'on ne plait à l'oreille, sagt Rousseau.

Lord Chesterfield, von der Wichtigkeit eines annehmlichen Vortrags überzeigt, empfahl unabläßig seinem Sohne, die äusserste Sorgfalt darauf zu verwenden. Er schlug ihm das Mittel vor: öfters Stellen aus Dichtern in Gegenwart einiger Freunde laut vor zu lesen, und die Deklamation auf verschiedene Weise abzuwechseln; das Urtheil der Anwesenden darüber zu vernehmen, und sich nach ihrem Ausspruch zu bilden. Dem öffentlichen Redner ist der angenehme Vortrag nothwendig, denn die Rauigkeit der Stimme ekelt, und verscheucht die Lust des Anhörens, wenigstens entfernt sie des Zuhörers Aufmerksamkeit.

Fehlt es dem Redner an Annehmlichkeit der Stimme, so sollte er, wie Demosthenes, mit Kieselsteinen im Munde reden; am Ufer des Meeres beim Geräusche der Wellen, seine Stimme erheben, und so wie jener alle Mittel anwenden, sie zu verbessern. Gelingt es ihm nach diesen Bemühungen nicht, diese Annehmlichkeit zu erlangen, so ist es ungestümme Beharrlichkeit auf dem Gewerbe eines öffentlichen Redners zu bestehen.

Beiläufig muß ich noch diese Betrachtung hinzufügen. Man weis aus Erfahrung, daß eine gesittete Bühne die Empfindung der Menschen schärft, die Sitten verfeinert, Redlichkeit, Heldenmuth, Patriotismus, Neigung zu allen Tugenden einflößt, und unvermerkt, von Seiten des innern Gefühls

fühls, jene Glückseligkeit verbreitet, die das Wesen der menschlichen Erhabenheit ausmacht. Woher kommt es wol, daß die Bühne solche thätige Wirkung auf unsre Herzen hat? Wahrscheinlich liegt die Hauptursache dieses Eindrucks in der angenehmen Art des Vortrags. Würden die moralischen Lehren, mit strengen stoischen Grundsätzen oder auf abstrackte Art vorgetragen werden, so möchten sie nichts Anzügliches für uns haben, und wir würden sie, wegen der Strenge für unanwendbar halten. Allein wenn eine gute Handlung durch verschiedene Umstände, als wirklich ausgeübt, dargestellt wird, so hält sich jeder Zuschauer in diesem Augenblick fähig, sie auch auszuüben. Die Eigenliebe, die sich bey jedem Vorfalle sympathetisch mit ins Spiel mischt, spannt unsre Einbildung, und beredet uns, daß auch wir solche erhabene Gesinnungen haben, und wir glauben ganz sicher, einen gleichen Grad von Tugend erlangen zu können. Wenn Brutus seinen Sohn zum Tode verurtheilt, so glauben wir bey dem täuschenden Anblick, daß wir in ähnlicher Lage dasselbe thun würden. Je natürlicher die Handlung dargestellt wird, desto größer ist die Täuschung; um so größer die anscheinende Wahrheit, die ästhätische Gewisheit, und die innre Ueberredung unsrer eignen Tugend.

Um den Zuschauer in die Lage zu versetzen, daß seine ganze Aufmerksamkeit auf die Vorstellung gezogen werde, daß er statt Spiel, Wahrheit vor sich sehe; so muß der Schauspieler auch so verfahren, daß er den Zuschauer für sich einnimmt, und sein Gefühl erweckt. Wodurch kann er wohl mehr das Interesse gewinnen, und des Zuschauers Einbildung fortreißen, als durch den angenehmen Vortrag? — Was erwirbt sich unsre Neigung wohl mehr als ein sanftes, edles Betragen? Was reizt unsre Aufmerksamkeit mehr, als jene Grazie im Vortrage, die einen Heraklit zur Freundlichkeit, und einen Diogenes zur Geselligkeit zu bringen vermag? — Was das Ohr angenehm rührt, sagt Lukrez, und mit dem Reize des Wohlklanges geschmückt ist, wird uns zur Wahrheit. *) Die selt-

*) Veraque constituunt quae belle tangere possunt aureis, et lepido quae sunt fucata sonore.

seltsamsten Vorfälle werden uns oft wahrscheinlich, so bald der Redner sie mit Nachdruck und Anmuth erzehlt. Mit gutem Grunde sagt Marmontel: L'esprit est bien indulgent quand l'oreille est une fois gagnée. Sicherlich, so wie keine Verbindung der Töne, die dem Ohr unangenehm sind, den Namen Musik verdient: eben so wenig verdient eine Reihe von Wörter, die auf unangenehme Weise vorgetragen wird, den Namen einer Rede. —

Stolz könnte der Schauspieler seyn, wenn er den ganzen Einfluß der Bühne auf die Geselligkeit erwegt. Er findet, daß, den moralischen Zweck ungerechnet, die Bühne vieles zum äusserlichen der Sittlichkeit beiträgt. Man ahmt im gemeinen Leben dem Schauspieler unmerklich nach; man gewöhnt sich an das Deklamiren, und sucht die Redensart und den Vortrag zu verfeinern. Selbst bey den Alten pflegte man den Jünglingen zu empfehlen, daß sie von den Schauspielern die Art sich gut auszudrücken erlernen sollten. Quintilian erzehlt, daß Demosthenes dem Schauspieler Andronicus vieles zu verdanken hatte. Auch sein Zögling sollte vieles, und besonders gut zu reden von den Schauspielern lernen; debet etiam docere comoedus quomodo narrandum &c. — — Schauspieler als Muster von guten Rednern, müßten sich's also zur Pflicht machen, sich auf die vollkommenste Wohlredenheit zu befleißigen; Hierzu ist der annehmliche Vortrag nothwendig, und dieser besteht natürlich vor allen andern Eigenschaften in einer guten Stimme, und in der Anmuth der abwechselnden Tönen. Hiernächst gehört:

2.

Die richtige Aussprache der Wörter, um nicht nachläßiger Weise, wie es zuweilen im gesellschaftlichen Umgange geschieht, unachtsam auf die genaue Richtigkeit der Aussprache zu seyn. So bedient man sich oft das e statt ö, u statt ü; verwechselt ei mit eü und spricht; meglich, Gefihl, Reie, für möglich, Gefühl, Reue, u. d. gl.

Nicht

Nicht weniger aufmerksam sollte der Schauspieler auf die grammatische Richtigkeit seyn. Auf unsren Bühnen hört man öfters den Dativ mit dem Akkusativ verwechseln; und noch andre Fehler wider die Syntax machen. Man sollte dieses wohl nicht vermuthen, weil der Dichter doch gemeinhin richtige Sprache vorschreibt; aber der Schauspieler von übler Gewohnheit hingerissen, ist oft beim Einstudiren unachtsam darauf. Die Bühne als eine Schule der Beredsamkeit betrachtet, sollte doch solche auffallende Fehler vermeiden. Hierzu rechne ich noch:

3.

Die Kenntniß der Prosodie, um den grammatikalischen Akzent nicht zu verfehlen. Neulich hörte ich noch von einer Schauspielerin Monument statt Monument, Anakreon statt Anakreon aussprechen; und solche Unrichtigkeiten hört man öfters. Zur Prosodie im genauesten Verstande, gehört noch die Beobachtung der Zeitlänge im Ausdruck, damit eine jede Sylbe nicht allein ihre gehörige Dehnung, sondern auch ein bestimmtes Zeitmaas erhalte. So faßt ein Wort, das einen Spondeus *) ausmacht z. B. Wahrheit, ein längeres Zeitmaas in sich, als ein Jambus **) wie gewiß, oder ein Trocheus ***) als wahrlich. u. d. gl.

Das unzeitige Dehnen, und das Schleppende im Ausdruck ist so unrichtig und unangenehm; als die unrecht angebrachte geschwinde, und übereilte Aussprache. Aus dem letztern Fehler entsteht zuweilen das Stottern. Routine und Gewohnheit lehren uns schon hinlänglich, auf welche Sylbe der Akzent und Nachdruck gelegt wird, allein das richtige Zeitmaas der Sylben und Wörter zu beobachten, erfordert schon ein geübteres Ohr.

*) Zwey lange Sylben.
**) Eine kurze und eine lange Sylbe.
***) Eine lange und eine kurze Sylbe.

Unter dem gewöhnlichen Akzent versteht man: die Eigenschaft einer jeden Sylbe, die gehörige Zeitlänge, Dehnung und Tonhöhe zu geben; und die Sylben höher oder niedriger, leiser oder lauter auszusprechen; und so erklärte auch schon Priscianus den Akzent. *) Aus dem Zusammenhang der einzelnen Akzente entsteht

4.

Der oratorische Akzent. Dieser ist von größrem Umfange, und mit mehr Schwierigkeiten verknüpft. Er bezeichnet den eigentlichen Sinn des Perioden durch den besondern Nachdruck, der auf das Wort gelegt wird, das eigentlich den Gedanken veranlaßt. Diesen Nachdruck bekommt der Period durch die verschiedenen Stimmbeugungen, und durch die Abändrungen der Töne. Wezel erklärt in seiner vortreflichen Schrift **) den Akzent sehr deutlich: „Er entsteht, sagt der „Verfasser, durch eine Hebung, Senkung oder Beugung, „Verstärkung, oder Schwächung der Stimme, und auch durch die „Verändrung des Zeitmaaßes im Sprechen, um die Empfindung oder die Absicht des Satzes zu bestimmen. Bey einer „Frage erheben wir den Ton gegen das Ende der Rede; bey „einer Ausrufung erheben wir ihn im Anfange, und senken „ihn am Ende; bey sanften Empfindungen sprechen wir mit „gedämpfter, bey starken mit angestrengter Stimme; bey stillen Leidenschaften langsam, bey boshaftigen schnell. Sulzer ***) giebt ebenfalls von diesem Akzent eine deutliche Erörterung. „Einsylbige Wörter, sagt er, haben nur grammatischen Akzent; sie bekommen den oratorischen, sobald sie Begriffe bezeichnen, auf welche die Aufmerksamkeit besonders muß „geführt werden. In vielsylbigen Wörtern wird der grammatische „Akzent durch den oratorischen verstärkt, oder geschwächt."

Die-

*) Accentus namque est certa lex et regula ad elevandam et deprimendam syllabam uniuscujusque partis orationis.

**) Ueber Sprache, Wissenschaft und Geschmack der Deutschen.

***) Theorie der schönen Künste.

Dieses erklärt der Verfasser durch Beispiele, welche hinlängliche Anleitung geben, was den oratorischen Akzent bestimmt. In diesem Punkt fehlen die Schauspieler sehr oft. Zuweilen ist auch Undeutlichkeit des Dichters Ursache, daß der Sinn misdeutet, und der Akzent verfehlt wird. Bey Gelegenheit einer Vorstellung des Hamlets, entstand unter zween Schauspielern die Frage: auf welchem Wort in der Rede des Hamlets: „das „war aus lauter Häuslichkeit, mein lieber Gustav, um „die Braten, die vom Leichenmale übrig geblieben, bey „der Hochzeit kalt auftragen zu können,“ der oratorische Akzent gelegt werden sollte, ob der Nachdruck auf das Wort kalt, oder auf Braten käme? — Freilich müßte ein besondrer Akzent auf beide Worte; doch wohl mehr auf kalt, als auf Braten gelegt werden. Indessen sieht man, daß der unbestimmte Ausdruck eines Schriftstellers oft die Ursache sey, daß der oratorische Akzent verfehlt wird. Gemeinhin liegt es aber mehr an der Einsicht des Schauspielers.

Ein deutliches Beispiel vom oratorischen Akzent kann der Ausdruck der Ariadne: *) kann Theseus mich verlassen, geben. Der Akzent kann hier verschiedentlich gelegt werden, und der Gedanke bekommt immer einen ganz andern Sinn. Kömmt der Akzent auf Theseus, so äußert Ariadne ihre Verwundrung über Theseus, daß er, von dem sie geliebt wird, sie verlassen könnte. Der Nachdruck auf mich verändert den Sinn gänzlich. Man hört alsdenn, daß Ariadne einen Werth auf sich selbst setzt, und sie erstaunt, daß man sie, sie die Ariadne, die alles aufgeopfert hat, verlassen könnte! Wird der Akzent auf verlassen gelegt, so ist nur eine geringe Beziehung auf Theseus, und Ariadne denkt auch nicht an das, was sie für Theseus gethan hat, und beklagt sich nur, daß sie verlassen wird. —

Oft muß auf einem einzelnen Worte ein ganz besondrer Nachdruck gelegt werden. Einen Beweis davon giebt die 4te

*) Im bekannten Monodrama dieses Namens.

Scene im 5ten Aufzuge in Voltärs Oedip. Dieser unglückliche König dringt mit aller Heftigkeit in den Oberpriester, um das fürchterliche Geheimniß zu erfahren, wer der Mörder des Lajus sey, über den die Götter erzürnt sind? und der Oberpriester antwortet nach einer Pause das einsylbige, schreckliche: Vous! — Man urtheile, welchen Effekt dieses Wort auf den Zuschauer machen muß, wenn es mit Bitterkeit und der gehörigen Würde ausgesprochen wird.

Wenn die Vertraute der Medea diese Prinzessin von ihrem verzweiflungsvollen Vorsatze abwenden will, so stellt sie ihr vor, daß Freunde und Verwandte sie verlassen, und endigt mit den Worten: qui est-ce, qui vous reste? Medea antwortet mit Erhabenheit: Moi! — —

Schon aus diesen beiden Beispielen läßt sich die Wichtigkeit des erforderlichen Akzents beurtheilen. Von der Empfindung und Einsicht des Schauspielers hängt es ab, einem Gedanken Nachdruck, Kraft, und Ueberzeugung zu geben, um Eindruck auf unsre Seele zu machen. Rousseau sagt **) vom oratorischen Akzent: Rien ne peut donc suppleer dans la recherche de l'accent pathétique à ce genie, qui reveille à volonté tous les sentimens, et il n'y a d'autre art en cette partie, que d'allumer en son propre coeur le feu, qu'on veut porter dans celui des autres. Ein wichtiger Theil der Deklamation ist gewiß:

5.

Der Rhythmus, den die Römer numerum oratorium nannten. In Beziehung auf Deklamation, ist er wohl nicht anders zu erklären, als: die genaue Beobachtung des Zeitmaaßes im Ausdrukke. Was in der Musik der Takt ist, könnte man als einen einfachen Theil des Rhythmus betrachten. Die Rede ist aber darin von der Musik unterschieden, weil jeder Period für sich selbst ein Ganzes ausmacht, und eines jeden Perioden Inhalt erfordert eine Abändrung des Rhyth-

**) Dictionnaire de Musique.

Rhythmus; hingegen verlangt die Musik den ganzen Satz durch mehr Gleichförmigkeit und Harmonie.

Eine Rede, die nicht den gehörigen Rhythmus hat, kann nie angenehm seyn, wird nie den absichtlichen Eindruck machen, und nie ihren Endzweck erreichen. Rousseau sagt: Une langue, qui n'a que des articulations et des voix, n'a que la moitié de sa richesse; elle rend des idées, il est vrai, mais pour rendre des sentimens, des images, il lui faut encore un *rhythme* et des sons, c'est à dire, une melodie etc.

Aus den mannichfaltigen Verschiedenheiten des Rhythmus in den Perioden entsteht:

6.

Das Mouvement, der rasche, oder langsame Gang einer Rede. In der Musik wird der Vortrag eines Satzes durch die angenommene Kunstwörter: Adagio, Andante, Largo, Grazioso, u. d. gl. vorgeschrieben. Bey der Deklamation einer Rede findet jedes Tempo statt. Der Abstand vom oratorischen Vortrage mit dem musikalischen besteht, daß jeder Period ein anderes Tempo, oder ein verändertes Mouvement erfordert; die Musik behält aber gemeinhin ein einziges Mouvement den ganzen Satz hindurch. Um dieses Mouvement in der Deklamation richtig zu bestimmen, so müßte man wohl Noten unter jedem Worte setzen. Da dieses aber nicht Gebrauch ist, und alles des Schauspielers Einsicht überlassen ist, so sollte dieser auch alle Sorgfalt haben, die Abändrungen des Mouvements zu beobachten.

Die Alten hatten bey ihren Schauspielen vorgeschriebene Noten, welche wahrscheinlich nur dieses Mouvement, und das Zeitmaas eines Perioden bestimmten. Man hat geglaubt, daß die vorgeschriebene Deklamation bey den Römern, einen melodischen Gesang enthielte; dies ist aber nicht zu vermuthen, denn auch sie verlangten in ihren Schauspielen den gesellschaftlichen Ton. Cicero sagt, daß in den dramatischen Gedichten

image
not
available

der Schönheit, zu schöpfen wußte. Er war es, der in Frankreich, die steife, taktmäßige Deklamation abschafte, und den Gesellschaftston einführte. Vermöge seiner vortreflichen Deklamation hob er manches mittelmäßige Stück empor. Er erzählte selbst, daß er einst bey einer komischen Stelle: cependant, cependant, Seigneur, mon fils est mort, mit muthwilligem Vorsatze, den Zuschauern Thränen entlockte! —

Eben so groß in dieser Kunst war Mademoiselle le Couvreur. Sie gefiel besonders wegen des Natürlichen, und vorzüglich Angenehmen in ihrem Vortrage. Von ihr sagt Voltaire *)

Le Couvreur, plus loin recitoit
Avec cette grace divine
Dont autrefois elle ajoutoit
De nouveaux charmes à Racine.

Den Versen eines Racine neuen Reiz zu geben, ist gewiß alles, was man nur zu ihrem Ruhme sagen darf.

Nichts kann den Schauspieler mehr auf richtige, und gute Deklamation bringen, als:

7.

Die Kenntniß der Natur, und des menschlichen Herzens. Er muß daher jede Aeußerung der Leidenschaften im gemeinen Leben bemerken, um sie in der Nachahmung mit eben der Wahrheit vortragen zu können.

Jede Empfindung, jede Leidenschaft hat ihre eigne Bewegung, und auch ihren besondern Ausdruck. Traurigkeit, Zorn, Lustigkeit, Freude und Entzükken, haben ihre Grade der Verschiedenheit;

Tristia moestum
Vultum verba decent, iratum plena minarum
Ludentem lasciva, severum seria dicta.

Die Sprache des Zorns ist weit heftiger und schneller, als beim bloßen Unwillen; und um wie viel langsamer, und gelinder ist nicht

*) Im Temple du gout.

nicht die Sprache der Sanftmuth? — Das zudringliche Bitten, die eifrige Besorgsamkeit, die Munterkeit, und überhaupt alle innere Bewegungen, die heftig sind, erfordern einen schnellen Gang der Rede. Die höheren, boshaften Leidenschaften, Unwille, Zorn, Rachsucht u. d. gl. verlangen noch mehr Geschwindigkeit im Vortrage. Diese Grade der Geschwindigkeit gränzen an die äußerste Wuth, denn diese, wenn sie den heftigsten Grad erreicht, erstickt die Worte, und hemmt jeden Ausdruck! — Beim heftigen Schmerz, oder wann bewegliche Vorfälle das Herz beklemmen, ist die Sprache stokkend und ungleich.

Wenn Schauspieler Rollen machen, die Würde und Ansehen erfordern, so habe ich oft bemerkt, daß sie ihre Stimme sehr heben, und die etwannige Befehle, die sie ertheilen, im lauten pathetischen Ton deklamiren, welches meines Erachtens der Natur der Würde, und der Größe grade zuwider ist. Ein Mann von Stande, der seine Größe fühlt, weis, daß seine Befehle auf den Wink befolgt werden müssen. Er giebt gleichsam nur einen Laut, und es wird ihm Gehorsam geleistet. Er befiehlt mit leisem Tone, und ist versichert, daß der Auftrag ausgerichtet wird. Der Schauspieler, der den Mann von Stande darstellt, sollte seinen Rang fühlen, und dem Beispiele des gesellschaftlichen Betragens nachahmen.

Beym Vortrag der Erzählung, hat der Redner die Wichtigkeit der Vorfälle in der Begebenheit zu unterscheiden. Die Hauptumstände verlangen eigentlich den Nachdruk, und natürlicherweise mehr Langsamkeit und mehr Höhe der Töne, als die Nebenumstände; diese dürfen nur leicht berührt werden. Durch diese abwechselnde Geschwindigkeit, und die genaue Beobachtung des Zeitmaaßes, bekommt die Erzählung Natur und Leben. Man weis aus Erfahrung, daß Erzählungen und Tiraden auf der Bühne dem Zuschauer Langeweile verursachen; dieses entsteht blos aus der Einförmigkeit des Mouvements, und aus dem Mangel der Abwechslung in den Tönen. Es kommt hierbey,

hierbey, wie bey jedem andern Ausdruck einer Empfindung, immer auf die kluge Beurtheilung des Schauspielers an, um die Erheblichkeit des einen Umstandes zu schätzen, und die Unbeträchtlichkeit des andern einzusehen. Es wäre Geringschätzung der Talente des Künstlers, wenn man über diesen Punkt noch weitläuftiger seyn wollte. Der Mann von Talenten, ohne die man sich wohl keinen Künstler denken kann, wird sich selbst, bey jeder Gelegenheit die Regeln zum guten Vortrage vorschreiben, sobald er Rücksicht auf die Natur des Gegenstandes nimmt.

Um einer Rede Nachdruck und Annehmlichkeit zu geben, ist

8.

Die Modulation der Stimme nothwendig. Wenn der Redner in einem gleichen Tone fortspricht, so läßt sich bey ihm, mit gutem Grunde, eine richtige Gemüthsfassung vermuthen; und dieser Kaltsinn verursacht dem Zuhörer schlechterdings Langeweile. Wie soll der Zuschauer bewegt werden, wenn es der nicht ist, der uns bewegen will? Horaz sagt: wenn du uns bis zu Thränen bewegen willst, so mußt du zuvor selbst weinen. *) Nur beym Anblik des Leidens, oder der Freude des Schauspielers wird unser Gefühl sympathetisch berührt. Und woraus sonst läßt sich von seinen Empfindungen urtheilen, als aus seinen abwechselnden Bewegungen und Ausdrükken. Diese Abänderungen wechseln zuweilen in einigen Augenblikken. Eine jede Rede hat Verschiedenheit in ihren Abtheilungen. Diese Verschiedenheiten müssen auch verschiedene Ausdrucksarten haben; und diese Abwechslung erfordert eine beständige Gradation der Töne. Man verlangt keinesweges von einem Redner, daß er die ganze Tonleiter durchsteigen, und alle Intervallen der Töne harmonisch durchgehen soll; sondern daß er vom Haupttone zu mittlern Tönen herabfalle, und umgekehrt von diesen zu jenem aufsteige. Wenigstens hat es mit der Rede in diesem Falle ein ähnliches Bewandniß wie mit der Musik, daß

*) Si vis me flere, dolendum est primum ipsi tibi.

daß die zärtlichen Empfindungen Molltöne, und hingegen die heftigen Gemüthsbewegungen Durtöne erfordern. Beyläufig muß ich noch anmerken, daß man in Durtönen, weil sie an sich selbst etwas Rauhes und Unangenehmes haben, nicht lange verweilen, und sobald es möglich ist, mit Molltönen abwechseln müsse, um das Angenehme im Vortrage besser zu bewirken.

Angehende Schauspieler, die sich der ächten Deklamation befleißigen wollen, können sich die Schwierigkeiten bald erleichtern, wenn sie beym Einstudiren ihrer Rollen, die Aufmerksamkeit haben, jeden Perioden aus einem andern Tone anzufangen, den einen mit gemäßigtem, den andern mit höherem oder niedrigem Tone, nach Beschaffenheit des Vorwurfs. Diese Abwechslung im Steigen und Fallen der Töne, wenn sie auch im Anfange nicht ganz richtig modulirt wird, giebt ihnen wenigstens Geläufigkeit, die sie bey fortgesetzter Uebung mit Einsicht anwenden lernen. Es wird ihnen durch diese geübte Inflexion leicht werden, den Ton des Pathetischen zu erheben, und die zärtliche Empfindung in sanften Molltönen auszudrükken; mithin den Vortheil haben, die einförmige Monotonie zu vermeiden.

Sulzer giebt ebenfalls zur Uebung in der Modulation und im Vortrage eine sehr gute Anleitung. „Der Redner, „sagt er, nehme zu solchen Uebungen, einige von guten Red„nern geschriebene, wohlklingende Perioden vor sich, versuche „jede davon auf mehr als eine Art herzusagen, und bemerke „bey jeder Verändrung, die Verschiedenheit der Wirkung auf „den Wohlklang. Noch besser wäre es; wenn er diese verschie„dentlich abgeänderte Deklamation einer Periode durch andre „vornehmen ließe, und durch aufmerksames Zuhören den Grad „des Wohlklangs bey jeder Wiederholung zu empfinden suchte."

Keine geringere Aufmerksamkeit verdienen

9.

die Pausen, und das Einhalten in der Rede. Zuweilen ist das Stillschweigen beredter, als die Rede selbst. So ist man

z. B. bey heftigen Leidenschaften, bey einer übermäßigen Betrübniß gemeinhin sprachlos. Es ist ein Labsal für Elende, sagt Shakesspear, wenn sie noch einen kleinen heimlichen Vorrath von innerlichen Schmerz haben; einen Schatz innern Kummers, über den sie in der Stille klagen, weinen und trauren, den sie wie Heißhungrige allein zu verzehren wünschen. *)

Eine Pause hat oft mannichfaltigen Effekt. Oesters erweckt sie Aufmerksamkeit, wenn der Zuhörer etwa durch eine lang anhaltende Rede zerstreut ist, so reißt ihn das unerwartete Stillschweigen aus seiner Zerstreuung, und macht ihn auf den Vorfall aufmerksam; die Empfindung wird aufs neue erregt, und so interessirt sich auch der Zuschauer mit neuer Wärme für die handelnde Person.

Der innre Kampf, der heftige Schmerz, die Wehmuth, und alle hinreissende Leidenschaften erstikken die Sprache; und in solchen Fällen giebt die Pause anschauliche Deutlichkeit der dargestellten Empfindung. Die Heftigkeit der Leidenschaft ist die Richtschnur, und bestimmt die Dauer der Pause. Je größer eine schmerzhafte Empfindung ist, desto mehr beschäftigt sie den Geist des Leidenden; der Kummer fesselt die Seele, und heftet sie mit Gewalt auf die Ursache, und auf den Urheber des Schmerzens, und macht sie für alles andre, was vorgeht fühllos. Der Anblick eines in Traurigkeit versenkten Menschen bewegt den Zuschauer viel eher zum Mitleiden, als die lautesten heftigsten Ausbrüche der Empfindung. In solchen Fällen machen lange Pausen starken Eindruck auf den Zuschauer.

Innre Bewegungen, die weniger schmerzhaft sind, ertragen natürlicherweise keine solche lange Pausen; denn sobald die Betrüb-

*) It is the wretch's confort still to have
Some small reserve of near and inward woe
Some unsuspected hoard of inward grief,
Which they unseen may wail, and weep and mourn,
And glouton like alone devour.

Betrübniß bey einem Menschen abnimmt, bestrebt sich die Seele zu klagen, um sich von ihrem Leiden zu befreyen.

Die Unruh, die Sehnsucht, das Hoffen, und alle Bestrebensempfindungen ertragen ebenfalls kein langes Stillschweigen. Wer z. B. die Ankunft eines Freundes erwartet, sehnt sich beständig nach ihm; er sieht alle Augenblick nach ihm und weder Sprache noch Bewegungen können in diesen Augenblikken ruhig oder unthätig seyn.

Noch viel weniger kann jemand bey angenehmen und freudigen Empfindungen, in Ruhe, Gelassenheit, oder langem Stillschweigen beharren.

Es kommt hiebey wieder auf die Einsicht des Schauspielers an, seinen Zustand, und den Grad der Empfindung zu beurtheilen, um genau zu erwegen, wie lange er im Stillschweigen beharren kann, um die Dauer der Pause zu bestimmen.

Ueberhaupt muß der Schauspieler, wenn er sich in einen Karakter versetzt, Rücksicht nehmen, was einem solchen Individuum eigentlich zukommt; welche besondre Prädikate diesem Subjekt eigen sind, und was dieses selbstständige Original vor andern auszeichnet. Wer seine besondre Art zu denken hat, der muß nothwendig in allen seinen Handlungen, seine originelle, ihm allein eigene Manieren haben, die sich natürlicherweise in Stellungen, Bewegungen, und in der Art des Vortrages äußern. So lange der Schauspieler, im angenommenen Karakter bleibt, so muß er unter allen Vorfällen, die ihm zustoßen, ein gleichförmiges, homogenes, ihm allein entsprechendes Betragen beybehalten. Ereignen sich nun Zufälle, die ihn aufbringen, oder ihn aus seiner gewöhnlichen Gemüthsfassung bringen, so muß sich jedoch die Empfindung immer auf die ihm allein angemessene Art äußern. Im Ganzen aber muß er dem Karakter, und der Originalität seiner Person treu bleiben. Rousseau sagt: „quand on est fortement affecté, tous les discours, que l'on tient, prennent pour ainsi dire la teinte du sentiment général qui domine en nous,

et l'on ne querelle point ce qu'on aime, du ton, dont on querelle un indifferent."

Diese kurze Betrachtungen zeigen die Schwierigkeiten, die der Schauspieler zu übersteigen hat, wenn er in seiner Kunst, auch nur von Seiten der Deklamation eine Vollkommenheit erreichen will. Jedoch dürfen diese Schwierigkeiten den Anfänger nicht abschrekken. Natürliche Talente können durch Fleiß und Studium in kurzer Zeit sehr verfeinert werden, daß er sich bald den Namen Künstler erwerben kann. Die Natur muß immer seine Lehrerin seyn. Die Natur arbeitet immer auf Vollkommenheit; und die Kunst giebt ihr die Annehmlichkeit zur Gefährtin! —

Gomperz.

III.

Auszug aus dem Tagebuch der holländischen Gesandschaft an den König von Bali, im Jahr 1633.

Dieser Auszug einer wenig bekannten Reisebeschreibung, deren Original sich im Archiv der Ostindischen Kompagnie befindet, ist um so viel merkwürdiger, da hier von einer in Europa ziemlich unbekannten Insel Nachricht gegeben, und die sonderbaren Sitten und Gebräuche ihrer Einwohner beschrieben werden. Die Insel Bali liegt der östlichen Seite der Insel Java gegenüber, von welcher sie durch die Meerenge von Balamboangh abgesondert ist. Sie hat in ihrer größten Länge vierzig, und in ihrer größten Breite drey und dreißig deutsche Meilen, und wird stark von den Schiffen der Molukkischen Inseln besucht. Die Gesandschaft bestand aus zwey Deputirten, wovon einer der Verfasser dieses Tagebuchs war.

„Nachdem wir den 25sten Februar über die Meerenge „von Balamboangh, wo der Strom sehr reissend ist, ge„gangen waren, näherten wir uns der Küste von Bali und „der Stadt Pangeroukan. Der Sabandar oder der Be„fehlshaber des Orts kam zu uns am Bord, und versprach so„gleich einen Boten nach Gilgil der königlichen Residenz zu „schikken, und den König in unsern Namen um eine Audienz „zu bitten, da es keinem Fremden erlaubt ist, ohne Bewilli„gung des Fürsten, sich dem Hofe zu nähern. Diesem Ver„sprechen kam er den folgenden Tag als den 26sten Februar nach, „und zwey von unsern Balischen Sklaven begleiteten den Bo„ten nach Gilgil. Wir gaben ihnen einen Brief an den „Herrn Johann Courten unsern Agenten, worin wir ihm „anlagen, sein möglichstes zu thun, damit wir nicht lange auf„gehalten würden. Allein der Sabandar gab uns wenig „Hofnung, weil der König in großer Betrübniß über den Tod „seiner beyden ältesten Söhne wäre, von welchen der Körper „des Letztverstorbenen, dem Landesgebrauch zufolge in einigen „Tagen, nebst zwey und vierzig von seinen ehemali„gen Weibern und Beischläferinnen, verbrannt werden sollte. „Dieser Offizier machte uns ein Geschenk mit einer Kuh und „verschiedenen Erfrischungen. Eine Höflichkeit, die wir durch „andre Geschenke erwiederten. Mitlerweile ging ich ans Land, „um Pangeroukan und Bouleling zu besehn, welcher leзte „Ort eine halbe deutsche Meile weiter nach Westen lag; nach„her ging ich nach Sansit, ohne aber das geringste merkwür„dige daselbst zu sehn. Das Land bey diesen dreyen Oertern „ist flach, und mit schönen Flüssen versehn.

„Den 6ten März des Abends kam Courten von Gilgil „zu uns an Bord. Ihm folgten den nächsten Tag zwey De„putirte des großen Königs, zwey von Gusty Ponida, und „vier von Juro Mandewan seinen beyden vornehmsten Mi„nistern, die uns berichteten, daß der letztverstorbene Sohn „des Königs den 28sten des vorigen Monats verbrannt worden

„sey,

„sey, und daß Se. Majestät, aus Zuneigung gegen den Herrn „Generalstatthalter *) geeilt hätte sie zu uns zu schikken, um „eine Abschrift seines Briefes an den König zu nehmen, der sie „vor der Audienz haben müßte, um zu sehn, ob die Titel Sr. „Majestät auch gehörig beobachtet, und der Inhalt ihm ange„nehm wäre; in diesem Fall würden wir ohne Verzug Audienz „erhalten, wo nicht, müßte man abwarten, was gesche„hen würde.

„Diesem Ansuchen zufolge gaben wir die verlangte Ab„schrift, mit welcher die Deputirten den 8ten nach Gilgil zu„rückreiseten. Der Unterkaufmann Karl Quina begleitete sie „mit einem persianischen Pferde, das einen Theil der Geschenke „ausmachte. Da die Wege sehr schlecht und gebirgig waren, „wodurch der Transport zu Lande der übrigen Geschenke, un„gemein erschwert wurde, so hatte der König einem Javanischen „Lootsen befohlen, unser Schif nach Padang oder Coutera„was, auf eine gute Rhede zu führen, von da man leicht nach „der Residenz kommen konnte. Wir gingen daher noch die„selbe Nacht unter Seegel, nachdem wir im Namen des Pan„nakkan T'jous, Bruder des Königs, ein Geschenk von zwey „Kühen, zwey Schweinen, zwey Ziegen und einigen Säkken „Reis erhalten hatten. Wir segelten mit gutem Winde den „9ten bey einer großen Anzahl Dörfer vorbey, denn diese Insel „ist außerordentlich bevölkert. Den 10ten kamen wir in die „Meerenge von Lomboc, wo wir Pulo Roussa und Quyba, „zwey andere Inseln erblickten. Wir richteten unsern Lauf „zwischen der ersten und der Küste von Bali, um die Bay „von Couterawas zu erreichen. Wir gingen sie den 11ten „vorbey, ohne es zu wissen; endlich kamen wir den 12ten wieder „dahin, und zwar durch Hülfe von zwanzig großen Piroguen, „die der König uns entgegen geschickt hatte.

„Den 13ten langte Courten wieder aus Gilgil an, um „uns zu melden, daß die Geschenke den folgenden Tag nach

 „Hofe

*) Damals bekleidete Heinrich Brouwer diesen hohen Posten.

image
not
available

„vielen Komplimenten, die unsre Geschäfte eben nicht vorwärts „brachten, gingen wir nach unsrer Wohnung zurück, und leg„ten gegen Abend bey dem Gusty Ponida einen Besuch ab, „um ihm unsre Geschenke zu überreichen, und ihn zu bitten, „unsre Sache aufs schleunigste zu befördern, da sie keinen Ver„zug litte, im Fall Se. Majestät die Vorschläge des Herrn Gene„ralstatthalters genehmigten. Er versprach uns dieses aufs feyer„lichste, beklagte aber dabey, daß die Krankheit der Königin „Mutter unsre Abfertigung verhindre.

„Diese Prinzessin starb den folgenden Tag, da denn „Gusty Ponida, als wir wieder zu ihm kamen, unser Ge„such zu erneuern, uns geradezu sagte, daß itzt für uns nichts „zu thun sey, und daß wir keine Audienz als nach dem Leichen„begängniß zu erwarten hätten. Er fügte aber hinzu, daß der „König blos aus Achtung für uns diese Ceremonie schon in acht „Tagen angesetzt hätte, und zwar ganz wider ihren alten Lan„desgebrauch, der ihre Todten eher nicht als nach einem Mo„nat und sieben Tagen zu verbrennen erlaubte; daß alle Große „über diese Gefälligkeit erstaunt wären, und daß gleich nach „Beendigung dieses traurigen Geschäftes, der König den An„trag des Herrn Generals (den er eine Bittschrift nannte) „überlegen, und auf eine solche Art beantworten würde, wie es „der zwischen beyden Nationen herrschenden Freundschaft gemäs „wäre. Nachmittag überreichten wir unsre Geschenke dem „Pannakkan T'jous, Bruder des Königs, der uns sehr gnä„dig empfing. Die folgenden Tage übergaben wir den an„dern Großen die für sie bestimmten Geschenke, womit alle sehr „wohl zufrieden waren, und uns ihrer Gunst versicherten. Sie „sagten, es wäre kein Zweifel, daß wir unsern Zweck beym „Könige erreichen würden, der Leute gnug hätte, und dem es „blos an Transportschiffen fehle; daß Madura, Sourabaya, „Grassic und Joarstan nicht die Mühe der Eroberung lohn„ten, und daß er sich davon Meister machen könnte, wenn „er wollte; daß der König etwas größeres gegen den

„würde, und daß zwey oder drey Tage hernach wir gewiß Ant„wort erhalten sollten.

„Den 21sten bey Tagesanbruch schickten wir den Unter„kaufmann Karl Quina, mit vier Pferden nach Coutera„was, den Pastor Hornius abzuholen, der auch glücklich den „Abend in unsre Wohnung eintraf, und uns seine Depeschen „überlieferte. Denselben Tag gegen Mittag wurde der Kör„per der Königin Mutter mit zwey und zwanzig Sklavinnen „außerhalb der Stadt verbrannt. Wir fügen hier eine ge„naue Beschreibung der barbarischen Ceremonien bey, die hier bey „solchen Gelegenheiten gebräuchlich sind, da wir hievon Augen„zeugen waren.

„Der Körper wird nicht durch die Thür des Hauses, son„dern durch ein großes Loch, das man rechter Hand desselben, „blos zu diesem Endzweck in die Mauer macht, herausgeholt, „in der lächerlichen Meinung, den Teufel zu betrügen, der, wie „diese Insulaner glauben, blos an der Thür aufpaßt. Die „Sklavinnen, die bestimmt waren der Todten Gesellschaft zu „leisten, gingen voran ihrem Rang gemäß, die geringsten „zuerst. Jedwede hatte ihr Badi *) worin sie getragen wurde, „das von Bambus-Röhren sehr künstlich gearbeitet, und von „allen Seiten mit Blumen geziert war. Vor ihr hatte man „ein gebratenes Spanferkel, Reiß, Betel und andere Früchte, „als ein Opfer für ihre Gottheiten hingelegt, und einer jeden „war eine alte Frau zu ihrer Begleitung gegeben. Auf diese „Art wurden beym Klang vieler Instrumente diese unglücklichen „Schlachtopfer des abscheulichen Aberglaubens, im großen „Triumph nach dem Ort hingeführt, wo sie erst erstochen, und „alsdenn verbrannt werden sollten.

„Eine jede fand daselbst ihr eigenes Schaffot auf vier „kurzen Pfählen errichtet, und von beyden Seiten mit Bret„tern umgeben. Man führte sie dreymal um diese Maschinen

*) Eine Art großer Sänften.

„herum, alsdann mußten sie ihre Badis verlassen, und ihr „Schaffot besteigen. Sobald dieses geschehen war, näherten „sich fünf Männer und zwey Weiber, die ihnen alle Blumen „abnahmen, mit denen sie geziert waren, mitlerweile diese „Unglücklichen die Opfer mit zusammengefügten Händen über „ihren Kopf hielten, deren sich die hinter ihnen stehende Wei- „ber bemächtigten, und nebst den Blumen auf die Erde warfen. „Einige ließen sodann eine Taube oder ein Huhn fliegen, zum „Zeichen, daß ihre Seele auf dem Punkt wäre, nach dem Auf- „enthalt der Glücklichen zu fliegen.

„Nach diesem letzten Signal zog man ihnen die Kleider „bis zum Gürtel ab; vier Männer bemächtigten sich des „Schlachtopfers, zwey hielten sie bey den ausgestreckten Armen, „und zwey bey den Füßen, wobey sie stehen bleiben mußte; „der fünfte war bestimmt den Streich zu vollführen. Alles „dieses geschah, ohne daß man ihnen die Augen verband. Die „beherztesten verlangten selbst den Dolch, welchen sie mit der „rechten Hand ergriffen, ihn in die linke legten, und nachdem sie „ihn geküßt hatten, stachen sie sich in den rechten Arm, sogen „das Blut aus, das aus der Wunde lief, färbten sich damit die „Lippen, und bezeichneten auch die Stirn mit einem Tropfen. „Nach dieser Ceremonie gaben sie den Dolch ihrem Mörder zu- „rück, und empfingen den Todesstreich, der aufs Herz gerich- „tet war, wobey der Dolch bis ans Heft hineingestoßen wurde. „Man hörte weder Geschrey noch Klagen. Sobald sich der Tod „auf ihrem Gesichte zeigte, legte man sie sanft auf den Bauch „nieder, und zog die Füße grade, worauf man denn auch die „letzte Kleidung wegnahm, so daß die Körper ganz nak- „kend blieben.

„Die Besoldung derer, die diese Weiber erstechen, ist „zweyhundert und funfzig kleine Kupferstükke, deren Werth „fünf Stüber ist. Die nächsten Verwandten, wenn sie gegen- „wärtig sind, oder andere zu diesem Zweck gemiethete Personen „waschen nachher diesen blutigen Körper, und bedekken ihn mit

„Holz,

„Holz, so daß man nichts als den Kopf sieht, alsdann wird „das Feuer angezündet, und alles in Asche verwandelt.

„Alle diese Weiber waren bereits erstochen, und einige „schon den Flammen übergeben, bevor man mit dem Körper „der Königin anlangte. Dieser wurde in einem sehr prächti„gen, pyramidenförmigen Badi getragen; er hatte eilf Stu„fen, und war an den vier Ekken mit Strikken gebunden. Die „Anzahl der Träger ist allemal dem Stande des Todten gemäß, „hier waren deren einige hundert. Auf jeder Seite des Körpers „saßen zwey Weiber, die eine hatte einen Sonnenschirm, und „die andere einen Fliegenquast von Pferdehaaren, diese Insekten „zu vertreiben. Zwey von ihren Priestern fuhren in einem be„sondern Wagen voran in einer ziemlichen Entfernung; ein „jeder hatte einen langen Strick in der einen Hand, der an dem „Badi fest gemacht war, um gleichsam anzuzeigen, daß sie den „Todten zum Himmel führten, und mit der andern Hand läu„teten sie ein Glöckchen. Dieses wurde von vielen Tambour„innen, Flöten und andern Instrumenten, die ein so großes „Lärm machten, daß diese Ceremonie eher einem Freudenfest, „als einem Leichenbegängnis ähnlich sahe.

„Da der Todte alle Scheiterhaufen vorbeypassirt war, „die auf dem Wege in einer Linie errichtet waren, so setzte „man ihn auf den seinigen, der denn sogleich angezündet, und „mit dem Stuhl, Bank und andern Dingen, die die Verstor„bene in ihrem Leben gebraucht hatte, verbrannt wurde. Alle „Leichenbegleiter fingen sodann an, zu essen und zu trinken, „indeß die Musikanten ihr entsetzliches Getöse ohne Aufhören „fortsetzten. Dieses dauerte bis in die Nacht. Da nun die „Körper vom Feuer verzehrt waren, ging jedermann nach „Hause, nur wurde bey den königlichen Knochen eine starke Wache „gelassen. Den folgenden Tag wurden diese mit großem Pomp „in die alte Wohnung zurückgebracht. Alle Tage wurden, un„ter Begleitung von Musikanten und Soldaten, silberne, „kupferne und irdene Gefäße mit Wasser gefüllt, herumgetra-

„gen. Vor den Trägern gingen zwey Knaben mit grünen „Zweigen, denen andere folgten, die den Spiegel, die Klei„dung, die Betelbüchse und die andern Geräthe der Verstorbe„nen trugen. Die Knochen wurden einen Monat und sieben „Tage mit vieler Ehrfurcht gewaschen, und hernach in einen „kleinen sehr zierlichen Badi gelegt, und unter derselben Be„gleitung wie der Körper nach einem Ort hingebracht, den sie „Labee nennen, wo sie gänzlich verbrannt, die Asche in eine „Urne gethan, und in einer gewissen Entfernung vom Ufer, „ins Meer geworfen wurde, wodurch denn die Ceremonien ihr „Ende erreichten.

„Sobald ein Prinz oder eine Prinzessin vom königlichen „Geblüt den Geist aufgegeben hat, laufen die Weiber und „Sklavinnen um den Körper herum mit entsetzlichem Heulen „und Wehklagen. Sie bitten alle flehentlich, für ihren Herrn „oder Gebieterin zu sterben, allein die Wahl beruht auf dem „König, die er den folgenden Tag namentlich festsetzt. Von „diesem Augenblick an bis zum letzten ihres Lebens, werden sie „alle Tage früh Morgens unterm Klang von Instrumenten „außerhalb der Stadt geführt, ihre Andacht zu halten. Jede „hat ihren eigenen Wagen. Die Füße sind in weisser Lein„wand gewikkelt, weil es ihnen nicht mehr erlaubt ist mit „bloßen Füßen die Erde zu berühren, da man sie als geweihte „Personen betrachtet. Die jungen Mädchen, die von diesen „Andachtsübungen keine Begriffe haben, werden darin von alten „Frauen unterrichtet, die sie zu gleicher Zeit in ihrer Entschlies„sung bestärken.

„Eine Frau, deren Mann stirbt, unterläßt dennoch „nicht, ihm alle Tage neue Gerichte vorzusetzen; da sie nun „nicht berührt werden, erneuert sie jedesmal ihr Geheul, küßt „seine Schamtheile, und benetzt sie mit Thränen.

„Die Trauer derjenigen, die dem Tode gewidmet sind, „dauert nur bis an den Tag vor dem Leichenbegängniß, denn „diesen

„diesen ganzen Tag und die folgende Nacht läßt man sie kein „Auge schliessen, sondern erhält sie im beständigen Tanzen und „Ergötzungen. Man beeifert sich ihnen alles anzubieten, was „ihren Geschmack vergnügen kann. Die Menge starker Ge„tränke, die sie zu sich nehmen, beraubt ihnen die Besonnen„heit, und verhindert, ihre Einbildungskraft mit Schreckbil„dern zu füllen, die außerdem sowohl durch die Versprechungen „ihrer Priester erhitzt, als auch durch die Verblendung gereizt „ist, worin die Heiden in Ansehung der Freuden des künfti„gen Lebens sind.

„Keine Frau oder Sklavin ist zu diesem barbarischen Ge„brauch gezwungen, aber diejenigen die sich ihm entziehen „sowohl, als diejenigen, die man ausschließt (obgleich sie sich ge„wöhnlich alle mit Freuden anerbieten) werden lebenslang in „ein Kloster gesperrt, ohne daß man ihnen jemals erlaubt, einen „Menschen zu sehen. Im Fall eine Mittel findet aus ihrem „Kerker zu entfliehn, und man sie wiederbekömmt, so ist ihr „Prozeß schon gemacht; sie wird erstochen, durch die Straßen „geschleppt, und den Hunden zur Nahrung vorgeworfen, wel„ches für die ehrloseste Strafe in dieser Insel gehalten wird.

„Bey den Leichenbegängnissen der beyden kurz vorher ver„storbenen Söhnen des Königs, wurden bey dem einen zwey „und vierzig, und bey dem andern vier und dreißig Weiber auf „oben beschriebene Art erstochen und verbrannt. Die Prinzes„sinnen aus königlichem Blute aber springen selbst ins Feuer, „so wie es auch die beyden Weiber der vorbesagten Prinzen tha„ten, denn sie glauben sich wirklich entehrt, wenn jemand Hand „an sie legte. Zu dem Endzweck wird über dem Scheiterhau„fen, der einen viereckigten Bezirk hat, und mit Pallisaden „von Kokusbäumen eingeschlassen ist, eine Art von Brükke er„richtet, diese besteigen sie mit einem vor der Stirne geklebten „Papier und aufgehobnem Rokke. Sobald sie die Hitze der „Flammen fühlen, stürzen sie sich hinein. Im Fall sie „bey diesem schrecklichen Anblick die Standhaftigkeit verlassen

„sollte,

„sollte, so ist allemal ein Bruder oder anderer naher Verwand„ter gegenwärtig, der aus Zuneigung ihnen diesen grausamen „Dienst leistet, und sie hineinstößt.

„Man erzählte uns, daß die vornehmste Frau des jüng„sten dieser beyden Prinzen, Tochter der Schwester des Königs, „ihren Vater, dem König von Couka, um Rath gefragt „hätte, ob sie sich verbrennen sollte oder nicht; da sie mit ihrem „Manne nur drey Monate gelebt hätte, so glaubte sie, daß „diese Ursache und ihre große Tugend sie rechtfertigen würden, „das Leben dem Tode vorzuziehn. Dieser Vater aber, der „auf die Stimme des Bluts in einem geliebten Kinde weniger „als auf die Vorurtheile des Landes achtete, stellte ihr mit so „vielem Nachdruck die Folgen der Schande vor, die dadurch „auf sie und ihre ganze Familie fallen würde, daß diese junge „Unglückliche sich mit Muth wafnete, und freudig ins Feuer „sprang, das den Körper ihres Gemahls verzehrte.

„Bey dem Leichenbegängnisse der regierenden Könige, „weihen sich alle ihre Weiber und Beischläferinnen, deren An„zahl oft hundert, auch hundert und funfzig ist, den Flammen; „dieses Vorrecht ist ihnen allein bewilligt, denn die andern müs„sen vorher erstochen werden. Da sie ohne allen Zwang zum „Tode gehn, so hatte es sich bey dem Leichenbegängnis des vo„rigen Königs von Bali ereignet, daß eine seiner Weiber, die „bereit war dem Beispiel der andern zu folgen, bey dem An„blick der erschrecklichen Zurüstung auf einmal allen Muth ver„lor, sie hatte indessen so viel Gegenwart des Geistes, da sie „sich der Brükke näherte, um Erlaubnis zu bitten, sich einen „Augenblick entfernen zu dürfen, unter dem Vorwand ihre „Nothdurft zu verrichten. Da man kein Mistrauen hatte, „wurde ihr dieses leicht bewilligt, worauf sie denn aus allen „Kräften davon lief. Das Sonderbare des Vorfalls mehr, „als irgend ein Bewegungsgrund des Mitleidens, verschafte „ihr hernach ihre Freyheit, und man versicherte uns, daß sie „noch täglich auf den Markt käme, Lebensmittel zu verkaufen,

„daß

„daß ihr zwar von allen Großen mit der grösten Verachtung be„gegnet würde, allein eine lange Gewohnheit hätte sie abge„härtet, die beissendsten Spottreden mit Geduld zu ertragen.

„Ein anderer Gegenstand des Abscheus unter diesem „Volke, und auch aus einer sonderbaren Ursache, ist die Skla„vin, die zu der niedrigen Arbeit bestimmt ist, den Körper ih„rer verstorbenen Frau einen Monath und sieben Tage lang zu „reinigen. Man würde sie zu sehr geehrt halten, wenn man „ihr gleich den andern erlaubte, eine Reise in die andre Welt „zu thun, darum läßt man ihr das Leben und die Freyheit sich „aufs Land zu begeben, wo sie für ihren Unterhalt sorgen muß.

„Um der Fäulnis der Leichname vorzubeugen, die man „so lange in einem Lande aufbewahrt, wo die Hitze so ausneh„mend stark ist, reibt man sie täglich mit Salz, Pfeffer und „Spezereien, bis endlich die Körper, ganz bis auf die Haut „und Knochen eingeschmolzen seyn; nachher werden sie von „diesen Schmierereyen, die eine drey bis vier Finger dicke Rinde „ausmachen, sorgfältig gereinigt, und endlich in Asche ver„wandelt. Der Sarg, worin der Todte liegt, ist im Boden „durchlöchert, um die Feuchtigkeiten abzuleiten, die man in „ein Gefäß auffängt, das täglich mit großen Ceremonien ge„leert wird."

Die Erzählung dieser sonderbaren Gebräuche ist hier getreu übersetzt, weil man sie nirgends mit solcher Genauigkeit beschrieben findet. Es wäre zu wünschen, daß wir mehrere Nachricht von dem Innern dieser Insel, und den Sitten ihrer Einwohner hätten, allein da die Holländer zu sehr mit ihrem Handel beschäftigt sind, so vernachläßigen sie alles, was nicht mit demselben in Verwandschaft stehet.

Diejenigen, die die Reise zu Lande von Pangeroukan oder vom nördlichen Theil der Insel nach Gilgil thaten, bemerkten auf diesem Wege zwey große Seen mit süßem Wasser.

Der

Der gröste davon war grundlos, und erstreckte sich weit in die Gebürge. Er hatte Ebbe und Fluth, wie das Meer, und an dem einen Ufer einen Volcan, der beständig rauchte. Das Wasser aus diesen Seen dient das Land zu bewässern, welches vermittelst hohler Bambusröhren geschieht, wodurch es in die Reisfelder, und selbst in die Wohnungen geleitet wird. Der Berg Gilgil, der höchste in der Insel, bringt auf der einen Seite eine große Menge Sandelholz hervor; allein von einer weit schlechtern Gattung, als dasjenige, welches in Solor und Timor wächst. Es ist mehr den Würmern unterworfen, und verliert den Geruch in kurzer Zeit. Die andre Seite des Berges hat viel Schwefel, allein die Einwohner verstehen die Kunst nicht Salpeter zu machen.

Die Insulaner bedienen sich sehr hochtrabender Titel. Das Wort Gusty, das oben oft vorkömmt, ist so viel als Rath; aber der König, seine Brüder, Schwestern und Söhne, führen den Titel Dewa oder Gott; ihren Götzen nennen sie Dewa Ratus, oder den großen Gott. In denen von der königlichen Familie entfernten Graden gebraucht man den Titel Sand Jang, der so viel als Engel bedeutet. Diese Benennungen sind die nämlichen für beide Geschlechter: der Unterschied besteht blos in den beygefügten Hauptnamen.

„Den 23sten des Morgens kam eine Frau zu uns, die „den Namen Jure Lantingh führt, und deren Amt es ist, „königliche Botschaften auszurichten. Wir hatten uns an sie „gewandt, um eine Audienz zu erhalten, die sie uns für den fol„genden Tag ankündigte. Wir unterließen nicht uns den „24sten mit Gusty Ponida einzustellen, um dieses Versprechen „erfüllt zu sehen, allein dieselbe Frau, nachdem sie des Königs „Befehl eingeholt hatte, bat uns in seinem Namen, den Nachmit„tag wieder zu kommen, weil Se. Majestät gegenwärtig be„schäftigt wären. Da wir uns zu bestimmter Zeit einstelten, „trafen wir eine alte Frau, die von Gusty Ponida abgeschickt war,

„war, uns zu sagen; daß heute noch nichts geschehen könnte, „worauf die Herren Courten und Quina sich zu diesem Mi„nister verfügten, und ihre Bitten erneuerten; sie stellten ihm „vor, daß wenn der König geneigt wäre das Anerbieten des „Herrn Generalstatthalters anzunehmen, und durch seinen „Beystand etwas gegen den Mataram von Java ihren ge„meinschaftlichen Feind zur See vorzunehmen, so wäre es „itzt die höchste Zeit einen Entschluß zu fassen, weil die Jacht „Zouburch, die nur auf diese Antwort wartete, um nach „Amboina zu seegeln, und von da die nöthigen Schiffe und „Schaluppen herzuführen, den Passatwind nützen müste, der „nun bald aufhören würde, und daher die Reise nicht länger „verschieben könnte.

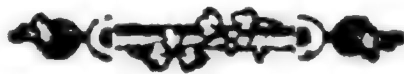
„Den folgenden Tag giengen wir wieder nach dem Pal„last, wo wir die königliche Antwort bis Mittag erwarteten; „endlich meldete man uns, daß Se. Majestät Arzney genom„men hätten, und uns nicht vorkommen lassen könnte. Wir „waren also wieder genöthigt uns unverrichteter Sache zurück „zu begeben. Indessen wurden wir gegen Abend zum Gusty „Ponida eingeladen, wo wir den Gusty Bonoga und die „Jure Lantingh antrafen, die die Befehle des Königs ge„bracht hatten, in deren Gegenwart uns Gusty Ponida ohne „Umstände erklärte, daß da Se. Majestät der König von Bali „mit dem Mataram von Java in Freundschaft lebten, und „keine Ursache hätten ihn zu bekriegen, so könnte unsre Bitte „nicht statt finden; wenn wir aber als Freunde in seinen Staa„ten Handlung treiben wollten, so würden wir willkommen „seyn. Unsre Antwort war, daß der Herr Generalstatthalter „nicht den Beystand Sr. Majestät, aus Furcht für dem Ma„taram verlangte, sondern daß, da er gehöret hätte, wie der „König beständig Krieg mit diesem Fürsten führe, und ihm „nichts als Schiffe fehlten, seine Truppen und Lebensmittel zu „transportiren, so hätte der Herr General aus aufrichtiger Nei„gung gegen Se. Majestät dessen Absichten befördern, und

ihm

„ihm großmüthiger Weise Hülfe anbieten lassen, besonders da „das enge Bündniß, welches der Mataram mit den Portugiesen geschlossen hätte, ihm eine Unternehmung auf des Königs Staaten fürchten lies, und der Herr General geglaubt „hätte, daß es besser wäre ihnen zuvor zu kommen, als sich „überraschen zu lassen, u. s. w."

Die Holländer hielten sich hier noch über vierzehn Tage auf, ohne eine andere Antwort, ja nicht einmal Audienz beim Könige zu erhalten, ob sie gleich verschiedenemal in dieser Hofnung nach Hofe gerufen wurden. Man schickte sie immer zurück unter allerley Vorwand. Sie erfuhren bald die Ursache dieser sonderbaren Begegnung. Singe Scharry unrechtmäßiger König von Balamboangh in der Insel Java, der seinen rechtmäßigen Herrn verjagt, und sich der Krone bemächtigt hatte, war angekommen, und suchte durch den Schutz des Mataram und des Königs von Bali sich in seiner neuen Würde zu behaupten. Zu diesem Endzweck hatte er viele Grossen des Hofes auf seine Seite gebracht, und mit ausserordentlichen Geschenken überhäuft. Sein Interesse erforderte, daß der Entwurf der Holländer vereitelt wurde. Die Geduld der Abgeordneten wurde auch endlich ermüdet; sie reiseten daher ab, und musten sich blos mit einem Brief des Königs, und einigen Geschenken an den Herrn Generalstatthalter begnügen, ohne von ihrer Gesandschaft einen andern Nutzen zu ziehn, als die Erlaubnis ihre Kaufmannsgüter gegen Reis zu vertauschen, den sie eben auch nicht im Ueberflus antrafen.

T.



IV.

IV.

Ueber Linguets Karakter und Schriften.

Dieser sonderbare Mann, der nun willens ist Deutschland und Italien zu bereisen, ist dem größten Theil Deutschlands blos dem Namen nach, und durch seine Schicksale bekannt. So begierig man auch ist, die Werke der Ausländer, wenn sie nur das mittelmäßige erreichen, zu verdeutschen, so hat doch keine einzige von den Schriften dieses außerordentlichen Schriftstellers diese Ehre gehabt. Ja selbst seine Annalen, die in Frankreich, der Schweiz, Holland, am Rhein und in Italien nicht gelesen, sondern verschlungen werden, haben sich in Deutschland wenig verbreitet, daher sind sie in einigen deutschen periodischen Schriften mit sehr gutem Erfolg benutzet worden. Die Herausgeber, die nicht rathsam fanden, den Verfasser zu nennen, erwarben sich dadurch Ruhm. Man hielt diese mit Beredsamkeit und kühnen Metaphern angefüllten Arbeiten für deutsche Nationalprodukte. Ein Umstand, der desto unbegreiflicher scheint, zumalen da in unsern kunstrichterlichen Zeiten, alles aufmerksam ist, Anekdoten zu erfahren, und den schriftstellerischen Ruhm andrer zu vernichten. Ein Plagiat also von Aufsätzen, die viele Bogen enthalten, worin nicht das geringste zugesetzt, sondern alles wörtlich abgedruckt worden war, blieb also ungerügt, und dieses von einem Werke, das außer einer starken Originalauflage siebenzehn Nachdrükke zu gleicher Zeit gehabt hat, und wovon in der italiänischen Uebersetzung bereits vier Editionen erschienen sind.

Linguet besitzt ungemein viel Verstand, eine hinreissende Beredsamkeit, und ist ein Muster in der eleganten Schreibart, darin keiner aller jetztlebenden Franzosen ihm gleichkömmt. Bei allen diesen großen Talenten aber hat er seichte Kenntnisse; ja oft verräth er auffallende Unwissenheit, die dem größten Theil

der Leser unbemerkt bleibt, da er sie unter einem glänzenden Vortrage verbirgt, und alles mit dem entscheidendsten Ton vorträgt. Er will ein Polyhistor der ersten Größe seyn, der alles in dem gränzenlosen Reiche der Wissenschaften und Künste durchschaut hat, daher seine dreisten Urtheile über alles, was ihm vorkömmt. In neuern Zeiten hat kein Schriftsteller die Unbescheidenheit so weit getrieben, wie dieser Mann. Könige, Philosophen, Dichter u. s. w. über deren Werth die Welt längst entschieden hat, behandelt er auf die verächtlichste Weise, ja alle Nationen werden durch seine muthwillige Feder gemishandelt. Keine einzige wird geschont, als die seinige. Dieses versteht sich von der Nation überhaupt, denn alle Parlementer, Tribunäle, Akademien, Fakultäten, kurz alles, was ein Korps formirt, ist hievon ausgenommen.

Bis den 3ten September 1780, wo er in die Bastille gesetzt wurde, waren seine Schriften voller Schmähungen gegen alle diese Gesellschaften. Die Hauptursache war diese: die Akademien hatten ihn nirgends wegen seines unruhigen und zänkischen Geistes aufnehmen wollen, und das Korps der Advokaten hatte ihn wegen eben dieser unbändigen Gemüthsart aus ihrer Liste ausgestrichen. Dieser letzte Vorfall machte Linguet wüthend. Weder seine große Beredsamkeit, womit er seine eigne Sache bey Gerichte vortrug, noch seine mächtigen Freunde konnten diesem Unfall abhelfen. Die Advokaten blieben unbeweglich, und Linguet mußte also einen Stand verlassen, der ihm das glänzendste Glück versprach. Er übernahm gewöhnlich die verzweifeltsten Prozesse, mit denen Niemand sich beladen wollte. Außer dem Gewinn, der in solchen Fällen größer war, verursachten diese mehr Aufsehn, und gaben ihm Gelegenheit seine sophistische Beredsamkeit in ihrem ganzen Lichte zu zeigen. Er gab davon unter andern bey den Prozessen des Herzogs von Aiguillon und des Grafen von Morangues außerordentliche Proben. Allein beyde unterminirten auch seinen Ruhm, und bewirkten

seinen

seinen Fall. Der Vertheidiger eines barbarischen Despoten, dessen Verbrechen erwiesen, der im ganzen Königreich verabscheuet wurde, und dessen Bestrafung als ein Beyspiel höchst nöthig war, mußte allen rechtschaffenen Leuten misfallen. Je größer seine Beredsamkeit in dieser Sache war, desto mehr Abscheu flößte sie ein. Dieses war auch bey dem sonderbaren Prozesse des Grafen von Morangies, wo alle nur mögliche Ränke, Kunstgriffe und unbefugte Ausdehnungen der obrigkeitlichen Gewalt angewandt wurden, einen vornehmen Schuldigen gegen die Gesetze zu schützen.

Weit entfernt, daß der Verlust des Advokatenstandes ihn hätte behutsamer machen sollen, beobachtete er nunmehr keine Mäßigung. Seine so berüchtigten Schriften, Théorie des loix civiles und Histoire des revolutions de l'Empire Romain waren bereits erschienen, und hatten, wegen der Menge paradoxer Sätze und der schönen Schreibart, ungemein viel Aufsehn gemacht; verschiedene Brochuren waren ihnen gefolgt, die alle das Gepräge des Sonderbaren hatten. Da er nun die Aufmerksamkeit des Publikums auf seine Schicksale und Geistesprodukte im höchsten Grad erregt hatte, trat er mit seinem Journal de Politique et de Litterature auf. Hier hatte er ein großes Feld, sein Stekkenpferd zu tummeln. Zänkereyen, Spöttereyen, Verläumdungen aller Arten füllten den größten Theil dieser periodischen Schrift. Er grif alles an, einzelne Menschen aller Stände, und ganze Gesellschaften. Die Rache trat hier zu seinen andern heftigen Leidenschaften, und alles zeigte sein außerordentliches Schriftstelleramt unwidersprechlich. Es ist zu bewundern, wie in einem Lande, wo ein unbedachtsames Urtheil über die Regierung oft den Verlust der Freyheit nach sich zieht, ein Mann alles, was groß und mächtig im Königreiche war, ungestraft angreifen konnte. Den Grafen von Vegennes, Staatsminister der auswärtigen Affairen, der viele Jahre in Stockholm und Constantinopel Gesandter gewesen war, nannte

Linguet in seinen Spottschriften: le ministre étranger des affaires etrangéres; ja selbst der Graf von Maurepas, den der König wie seinen Vater verehrte, und dessen Gewalt unbeschränkt war, blieb nicht verschont. Bey dieser Gelegenheit zeigte das französische Ministerium eine nie erhörte Großmuth. Man lies ihn toben. Paris laß seine Schriften mit unersätlicher Begierde, und verachtete ihn so sehr als Mensch, wie es ihn als Schriftsteller bewunderte. Indessen mehrten sich seine Feinde täglich, und tausende, die von ihm wären gröblich beleidigt worden, hatten ihm den Untergang geschworen. Dies bewog ihn nach London zu gehn. Hier machte er den Anfang seine berüchtigten Annales politiques civiles et litteraires du dix huitéme siecle zu schreiben, von denen er im Prospektus die Unverschämtheit hatte zu sagen, daß er den Engländern zeigen wollte, wie man schreiben müsse, daß ein Mann, wie er, ihnen fehlte u. s. w. In der Erwartung, daß alles in London ihn anstaunen würde, fand er sich aber sehr betrogen. Er blieb vollkommen unbekannt unter einer Nation, die mehr auf das Gründliche als den Styl sieht. Da er die englische Sprache (wovon er hernach so viel gelernet, eine Zeitung zu lesen) gar nicht verstand, und ihm die Verfassung, Gesetze, Sitten und Gebräuche, kurz alles, in diesem Lande gänzlich unbekannt war, und er dennoch über alles entscheidend urtheilte, so hatten die wenigen Engländer, die ihn lasen, Mitleiden mit ihm, und würdigten ihn nicht einmal einer Zurechtweisung. Durch einen unbegreiflichen Kontrast der zwischen London und Paris herrscht, und sich im phisikalischen sowohl als moralischen bis ins Unendliche erstreckt, mußte ein Mann, der in Paris die Menschen von jedem Alter, Geschlecht und Stande außerordentlich beschäftigt hatte, in London, troz seiner kühnen Schreibart, in der äußersten Dunkelheit leben, wovon der auffallendste Beweis war, daß in der großen Menge Londner Zeitungen (wovon im Anfang dieses 1782sten Jahres wöchentlich drey und achtzig Stücke gedruckt wurden) ohnerachtet man darin alle Gegenstände behandelt, die nur

einiger-

einigermaßen England interessiren, seiner Annalen mit keinem Worte gedacht wurde. Daher war Linguet nach einem zwölf monatlichen Aufenthalt in London daselbst nur sehr wenigen Personen bekannt, viele würdige englische Gelehrten, die sich um die litterarischen Kriege in Frankreich gar nicht bekümmert hatten, wusten sogar von seiner Existenz nichts. Die Annalen wurden zwar in London gedruckt, allein man las sie nicht. Dieses mußte die tolle Eigenliebe eines Mannes aufs empfindlichste kränken, der seinem eignen Ausdruck zufolge den Vorsatz hatte, England zu erleuchten. Er beschloß daher sich zu rächen. Schon einige Jahre vorher hatte Linguet durch Rousseau's Beyspiel aufgemuntert, den Grundsatz angenommen, sich durch Paradoxe berühmt zu machen. War er gleich unendlich tief an Kenntnissen unter diesem großen Manne, so verließ er sich doch auf seine Beredsamkeit, sein großes Talent beim Vortrag, seine Sophistereien, auf seine dreiste Behauptungen, und auf seinen schönen Styl, der allein fähig war, ihm eine Menge Leser zu verschaffen.

Die Behauptung paradoxer Sätze ward bey ihm zur Leidenschaft. Es schmeichelte seiner großen Eigenliebe, Gegenstände in einem ganz andern Lichte, als die ganze übrige Welt zu betrachten. Er hatte daher schon in Frankreich denen Ungeheuern Tiberius und Nero eine Lobrede gehalten. Er hatte den Despotismus gelobt, und behauptet, daß die Sklaverey der Freyheit weit vorzuziehen sey, daß das Brod ein verfluchtes Nahrungsmittel wäre. u. s. w. Die Engländer waren noch so ziemlich weggekommen, allein itzt, da sie seine Annalen nicht lesen wollten, die doch vorzüglich zu ihrer Aufklärung geschrieben waren, fand keine Gnade mehr statt. Nunmehro hieß es, daß England keine große Männer hervorbrächte. *) Die so gepriesene englische Staats-

 ver-

*) Dieses sind die eigentlichen Worte Linguets in seinen Annalen. Was soll man zu der Bosheit eines Mannes sagen, dem man in

verfassung tauge nichts. Es wäre keine Freyheit in England. Die Engländer besäßen keine Industrie, und ihre Fabriken und Manufakturen wären unbedeutend. Die englische Marine wäre schlecht; so wohl Officiers, als Matrosen verstånden das Seewesen nicht, und hätten keinen Muth. *) Bey welcher Gelegenheit er ein Sprüchwort anführt, das ehemals bey der französischen Marine bekannt gewesen seyn soll. Da nämlich Frankreich mit England und Holland Krieg führte, sagten die Franzosen, wenn von den Holländern die Rede war; nous nous battrons; betraf es aber die Engländer: nous les battrons! desgleichen Garrik wär' ein schlechter Schauspieler gewesen. Linguet hatte zwar niemals diesen grossen Künstler gesehen, über den die Welt nur eine Stimme hatte, allein dennoch schloß er aus der Art der englischen Deklamazion, Akzion, Analogie mit andern in England beliebten Schauspielern u. s. w. Daß Garrik ein sehr mittelmäßiger Akteur gewesen sey. Seine Urtheile über Shakespear und das englische Theater sind ihm als einen Franzosen eher zu verzeihen. Er bietet seinen ganzen Witz auf, wenn er auf diesen unsterblichen Dichter kömmt, und würdigt ihn zu der niedrigsten Klasse pöbelhafter Schmierer herab. Er macht von dessen Trauerspielen ganz falsche Vorstellungen, und spannt alle Kräfte seiner Einbildungskraft an, sie durch groteske Bilder lächerlich zu machen. Hierinn übertrifft er Voltairen weit, der, wenn man nur nicht Vergleiche zu seinem Nachtheil anstellte, England alle Gerechtigkeit wiederfahren lies.

Die Reisen um die Welt hält Linguet für höchst unnütz, und behauptet, daß der ganze Nutzen, den England aus diesen kostbaren Unternehmungen gezogen, darinn bestanden, daß

in diesem Punkt wohl nicht Unwissenheit vorwerfen kann? Es ist eine seiner Eigenheiten, der ganzen Welt Hohn zu sprechen.

*) Dieses schrieb Linguet in seinen Annalen im Jahr 1780.

daß das brittische Museum mit einer Menge Kräuter (die er un tas de foin nennt) versehen worden sey. Er zieht gegen die Gelehrten los, die diese Reisen gemacht haben, daß sie nicht statt diesen Haufen Heu, die so gerühmte Brodfrucht nach Europa gebracht, und wirft ihnen vor, daß sie nicht einmal im Stande gewesen, eine lesbare Beschreibung ihrer Reisen zu machen. Die vortreffliche Nachrichten, die beide Forster, Vater und Sohn, von ihrer Reise um die Welt gegeben, wiederlegen diese unverschämte Beschuldigung hinreichend. Beyde Werke waren längst bekannt, da Linguet dieses schrieb, allein der seichte Witzling kannte sie wahrscheinlich nicht, und blieb auch hierinn seinem Karakter getreu? In einem seiner letzten Stükke verspricht er zu beweisen, daß Newtons Gesetz der Attraction eine elende Hypothese sey. Sein Verhaft hat diesen Beweis verhindert. Ohnerachtet seiner Beyspiellosen Dreistigkeit, ist es doch kaum zu erwarten, daß er Wort halten werde. Eine Wahrheit, die auf mathematische und physikalische Gründe beruht, und deren Gewißheit durch tägliche Versuche bestätigt wird, ist nicht so leicht durch Witz und Sophistereien umzustoßen.

Da Linguet in England verachtet, und in Frankreich von allen Ständen gehaßt und verabscheuet wurde, so versuchte er wenigstens den geistlichen Stand auf seine Seite zu ziehen. Dieses gab Gelegenheit zu neuen Paradoxen, womit er seine Annalen verbrämte. Er erklärte sich förmlich gegen die Toleranz, lobte die in Frankreich so oft bejammerte Wiederrufung des Edicts von Nantes, pries die Inquisition: bedauerte die Abschaffung der Jesuiten; zog wieder die Philosophen los, und rechtfertigte die französische Geistlichkeit, die Voltair's Körper das Begräbniß versagt hatte. Aber alle diese andächtige Grimassen eines Mannes, dessen schlechte Denkungsart man zu wohl kannte, hatten keine andre Wirkung, als daß der Erzbischof von Paris) der bekannte Andächtler Beaumont, der im Jahr 1781 starb) dem alles

täuschte, und alles anstößig war, auf seine Seite trat. Allein diese Gunst war ohne Erfolg. Linguet wurde davon auf eine kränkende Art überführt, da er die Güte seines moralischen Karakters, und seine Achtung für die Geistlichkeit zu beweisen, einen Preis von funfzig Louisd'or für die beste Beantwortung der Frage aussetzte! wie man das Betteln am füglichsten verhindern könne? Er bat die Pfarrer in Paris, Richter über die eingehenden Schriften zu seyn, und den Preis nach ihrem Gutbefinden auszutheilen. Allein die Pfarrer schlugen sein Gesuch ab, und wollten mit ihm nichts zu thun haben.

Die periodische Schrift des Linguet führte zwar den prächtigen Titel: Politische und litterarische Jahrbücher des achtzehnten Jahrhunderts. Der größte Theil des Werkes aber enthält, wie das vorige, Spottschriften über die französische Akademie, über die Parlementer, Advokaten, und vorzüglich Vertheidigungen und Nachrichten von seinem theuren selbst, die er bey allen Gelegenheiten der Welt mit einer Selbstgefälligkeit vorträgt, und bis zum äußersten Ekel wiederholt. Man kann füglich behaupten, daß die gelehrte Republik nie einen größern Egoisten gehabt hat, als diesen Schriftsteller. Wenn seine Galle es zuläßt, so läßt er seine Feinde Odem schöpfen, und beurtheilt Weltbegebenheiten, aber immer à la Linguet. Macht er eine allgemeine Bemerkung, und sie trifft ein, so erkühnt er sich zu behaupten, daß man seinem Rath gefolgt sey, so wie er sich auch für den Urheber der bewafneten Neutralität öffentlich ausgegeben hat. Hiedurch hatte die russische Kaiserinn sich seine Achtung erworben, da er vorher nicht allein von ihren Staaten, sondern von ihrem Hofe verächtlich gesprochen hatte. Er spottet über ihren ehemaligen Wunsch d'Alembert dem Großfürsten zum Hofmeister zu geben, und da bey Gelegenheit des Bairischen Krieges, in einem russischen Manifeste Deutschland das Centrum der europäischen Angelegenheiten genennt wird, rügt er diesen Ausdruck als abgeschmackt, wirft den russischen Ministern Unwissenheit vor u. s. w. Und wie hat

sich

sich diese unsterbliche Frau gerächt? Da er in der Bastille schmachtete, keine Aussichten zu seiner Freyheit hatte, von allen Freunden verlassen war, und seine zahllosen Feinde sogar den Thron umgaben, war nichts geringeres, als die mächtige Fürsprache der großen Katharina vonnöthen, diesem sonderbaren Manne den Kerker zu öfnen.

Man würde vergeblich in Linguets gelehrten Jahrbüchern des achtzehnten Jahrhunderts nach merkwürdigen Schriften suchen. Hin und wieder werden einige französische Brochüren erwähnt, von der Litteratur des ganzen übrigen Europa aber findet man nichts darinn. Deutschland ist diesem Manne terra incognita. Er hat nicht mehr Begriffe von dessen Einwohnern, als wir von den Mondbürgern haben. Er spricht von einem Docteur allemand (ein Ausdruck, der in Frankreich für eben so verächtlich gehalten wird, als wenn die Deutschen sagen: ein französischer Windbeutel) der in einem dikken Buche d'Alemberts Bildniß hat in Kupfer stechen lassen. Ein Beweis, daß Lavater, dessen große Verdienste, nebst seiner Phisiognomik, diesem Annalenschreiber ganz unbekannt waren. Genug, er hat gehöret, daß ein Allemand seinen Feind d'Alembert auf eine ehrenvolle Art in einem großen Buche anführt, dieses ist hinreichend, den Verfasser lächerlich zu machen. Dieses Schicksal hat auch der berühmte Marchese Beccaria gehabt, blos weil er d'Alemberts Freund ist. Sein vortreffliches Werk, von den Verbrechen und Strafen, wird nicht allein wie unter aller Kritik geschildert, sondern die Entstehung desselben wird auf eine romanhafte Art beschrieben, wobey ausserordentliche Scenen von Intriguen dargestellt werden, die höchst wahrscheinlich von Linguets boshafter Erfindung sind. Es ist eine Lieblingsarbeit dieses Sophisten, die größten Männer durch seine Feder herabzuwürdigen, unter vielen andern werden auch Montesquieu, Fontenelle und Mirabeau als die verächtlichsten Schmierer behandelt. Der Esprit des loix, ist in seinen Augen eine abgeschmackte Rapsodie.

Indessen muß man gestehn, daß Linguets Angriffe auf Marmontel de la Harpe und d'Alembert mehr auf Wahrheit gegründet waren; er hat auch in der That den litterarischen Ruhm des letztern einen empfindlichen Stoß beygebracht, und auf eine ganz überzeugende Art dessen geringe Verdienste als Philosoph und Litterator dargestellt. Er führt unzählige Beyspiele an, daß der beständige Sekretair der französischen Akademie nicht französisch verstehe. Diese Beweise sind von einer solchen Art, daß ein jeder, der diese Sprache grammatikalisch gelernt, und mit den besten französischen Schriften bekannt ist, darüber urtheilen kann. Die Kunstgriffe d'Alemberts, sich loben zu lassen, und auf dem französischen Parnaß den Zepter zu führen, hat Linguet gleichfalls aufgedeckt, und um der Welt einen unwiedersprechlichen Beweis zu geben, wie partheyisch man bey Austheilung der Akademie-Preise in Paris verfährt, so sagte er im zweiten Bande seiner Annalen vorher, welcher Verfasser den Preis über eine gewisse Aufgabe erhalten würde. Diese Vorhersagung war vier Tage vor der Preisaustheilung in London gedruckt, und erreichte erst Paris, da sie schon geschehn war. Gegen einen so handgreiflichen Beweis war nichts einzuwenden. Die Akademie schämte sich, und schwieg. Wenn man hievon auf die Wahrheit andrer Beschuldigungen schliessen sollte, so würden uns die französischen Akademisten in einem besondern Lichte erscheinen. Z. B. Linguet erzählt von einer kostbaren Magnetensammlung eines General-Pachters, die ungeheure Summen gekostet hatte, und die einzige in der Welt war. Diese wurde der französischen Akademie der Wissenschaften nach dem Tode des Eigenthümers vermacht. Sie bestand in vierzig Kasten, die auf Befehl der Akademie unangesehn auf einem Boden gestellt wurden, woselbst sie zwanzig Jahre standen, und so verdarben, daß sie bey einer vor einigen Jahren geschehenen Besichtigung ganz unbrauchbar gefunden wurden. Und dieses hätten nicht Hottentotten, sondern Franzosen ja Akademisten, gethan, die Lehrer der Welt seyn wollen?

Wenn

Wenn Linguet von den abscheulichen Mißbräuchen bey den französischen Tribunälen, von den Gesetzen, und überhaupt von allen damit verwandten Materien redet, so muß man ihn bewundern. Hier ist er in seinem Element. Die Sprache der Wahrheit in einem ausserordentlich beredten Munde bringt die angenehmste Wirkung hervor. Allein diese Wahrheit ist nur selten in dieses Mannes Schriften zu finden. Sie sind größtentheils mit falschen Gemälden und Grundsätzen angefüllt, die den Schein der Wahrheit haben, und um so viel gefährlicher sind, da dieser Schriftsteller unerschöpflich an sophistischen Beweisen ist, und die Kunst eines gefälligen Vortrags in einem so hohen Grade besitzt *). Vielleicht wäre eine längere Beraubung seiner Freyheit der Welt nützlich gewesen. Er lebte in London ungestört; er hatte ein schönes Haus gemiethet und artig meublirt, da aber der Krieg zwischen England und Frankreich ausbrach, glaubte Linguet, daß es wieder seinen so oft selbst gepriesenen Patriotismus stritte, unter den Feinden seines Vaterlands zu wohnen. Seine Feinde streuten zwar das Gerücht aus, als wenn das englische Ministerium ihm die Abreise anbefohlen hätte; dieses ist aber grundfalsch, und in England nicht einmal thunlich. Der Verdacht, daß Linguet ein Spion wäre, oder werden könnte, war niemals vorhanden. Vielleicht war er bey seinen großen Fähigkeiten zu diesem ehrlosen Geschäfte unbrauchbar. Was seine freye Schreibart betrifft, so konnte sie nicht in einem Lande auffallen, wo die frechsten Pasquillanten täglich ihren Gift in den öffentlichen Blättern speyen. Gegen diese war Linguet ein gemäßigter Schriftsteller. Wenn er daher London, wo er ein ruhiges und gemächliches Leben führte, verließ, seine Mobilien um einen geringen

*) Der achtungswürdige Verfasser der Chronologen wird in vielen deutschen Schriften der deutsche Linguet genannt, da dieselbe doch mit den Franzosen nichts, gar nichts gemein hat. Der Beweis liegt am Tage für jeden, der die Schriften von beyden gelesen hat, und sie zu beurtheilen im Stande ist.

geringen Preis verkaufte, und wie ein Verfolgter floh, so glaubte er seine patriotische Denkungsart in einem glänzenden Lichte zu zeigen, und auf dem König von Frankreich Eindruck zu machen, der wie bekannt, gerne Linguets Schriften las. Dieses Opfer wurde aber nicht erkannt, wie sein nachheriges Unglück bewies.

Von seinem widrigen Verhängniß angetrieben, verließ Linguet diese freye, und aller jetzigen Trübsale ohnerachtet dennoch glückliche Insel, und floh nach der Schweitz, wo er aber an der Fortsetzung seiner Annalen gehindert wurde. Endlich gieng er nach Brüssel, wo er sein Werk unter allerley Prozessen wirklich fortsetzte, bis ihm der unglückliche Gedanke einfiel eine Reise nach Paris zu thun, wo seine Feinde so zahlreich und mächtig, und seine Freunde so unthätig waren, daß sie nicht einmal etwas von einem gegebenen Verhaftsbefehl wußten, der schon lange für ihn bereit lag. Linguet verließ sich vornehmlich auf den Oberpolizeyaufseher in Paris Herrn le Noir, der sein Freund war. Allein dieser war zu ohnmächtig ihn zu retten, und nichts konnte ihn von der Bastille befreyn, wo er vom Oktober 1780 bis zum Mai 1782 viele traurige Tage durchlebte. Die kurze Dauer dieser Gefangenschaft und die ungewöhnliche Nachsicht, mit der man ihn in diesem sonst schrecklichen Kerker behandelt hat, werden wahrscheinlich keine Aenderung in seiner unruhigen Gemüthsart hervorgebracht haben; er wird nur behutsamer geworden seyn. Man kann daher gewiß neue Zänkereyen, Spottschriften und Paradoxe erwarten, für welche letztre ungeübte Leser nicht genung gewarnet werden können.

Z.

V.

V.
Das Chinesische Blutbad in Batavia, im Jahr 1740.

Man hat eine Menge Nachrichten von dieser außerordentlichen Begebenheit, die aber alle von den Holländern herkommen, und folglich nicht unpartheyisch sind. Vieles ist darin dunkel und unbegreiflich. Entweder sind alle Berichte, die Chineser betreffend, vom du Halde bis zum Sonnerat falsch, oder dieses feige Volk, das seit viertausend Jahren von jedem Eroberer, der sich nur gezeigt, unterjocht worden ist, hat unmöglich den äußerst verwegenen Entwurf dieser berüchtigten Verschwörung ausbrüten können. Dem sey wie ihm wolle. Hier ist die Erzählung davon aus Ostindischen Berichten zusammengezogen.

Die in Dawe wohnenden Chineser hatten schon lange vor diesem merkwürdigen Vorfall den Anschlag gefaßt, alle Europäer zu ermorden, und sich alsdenn Meister von der ganzen Insel zu machen. Ihrem Plane gemäß wollten sie niemand das Leben schenken, als dem General-Statthalter, und dem General-Direktor, die bestimmt waren, der eine ihrem künftigen Oberherrn, und der andre dessen Gemahlin, den Sonnenschirm vorzutragen. Die Greise und alten Weiber sollten verbrannt, und die Räthe gespießt werden. Die Herrn von Imhof und Tedens, *) die damals den höchsten Rang

*) Beyde waren Deutsche von außerordentlichen Verdiensten, die nachher die hohe Würde eines General-Statthalters bekleideten. Imhof gehört unter die größten Männer, die Deutschland in diesem Jahrhundert hervorgebracht hat. Die besten Einrichtungen und Gesetze in den Holländischen Besitzungen in Indien, hat man ihm zu danken. Der Flor der Gesellschaft

Rang bey der Regierung nach dem Stadthalter hatten, und die sie für ihre größten Feinde hielten, wollten sie in kleine Stükken hakken, und hernach fressen. Die schönen Mädchen sollten ihnen zu Beyschläferinnen dienen, die übrigen aber nebst den jungen Männern sollten in Ketten gelegt, und zu Sklaven gemacht werden. Einer der vornehmsten Chineser, Namens Nicolo, hatte diesen grausamen Entwurf gemacht, der Tod aber verhinderte ihn, solchen selbst auszuführen. Sein Sohn Nikoekong, Befehlshaber der Chineser, übernahm daher diese gefährliche Ausführung. Vier von seinen Brüdern traten mit zu der Verschwörung, an deren Spitze sich ein Abendtheuer befand, der ein natürlicher Sohn des damals letztverstorbenen Kaisers von China war. Er hatte nach der Krone dieses Reichs getrachtet, da ihm aber sein Anschlag fehlschlug, war er genöthigt gewesen, auf einem kleinen Chinesischen Fahrzeug zu entfliehn, mit welchem er im vorigen Jahr in Batavia angekommen war. Das Misvergnügen der Chineser in Java schien ihm eine günstige Gelegenheit zu seyn, sein Glück zu machen. Das Anerbieten seiner Dienste wurde mit Freuden aufgenommen, und die königliche Würde, die der Preis derselben seyn sollte, schmeichelte seinem Ehrgeiz so sehr, daß er alle nur mögliche Mittel anwandte, das große Vorhaben mit Erfolg auszuführen.

Dieser Flüchtling, der sich Tayrewan-soey-Oey nannte, brachte in kurzem einen Haufen Ausrührer auf dem Lande zu-

sammen.

schaft würde noch weit größer gewesen seyn, wenn man seinem vortreflichen Plane durchaus gefolgt wäre. Dieser wurde der Ostindischen Gesellschaft in Amsterdam im Jahr 1741 übergeben, und ist auch nachher unter dem Titel: Betrachtungen über den gegenwärtigen Zustand der Holländisch-Ostindischen Gesellschaft, von dem Baron von Imhof, gedruckt worden. Alles bekam unter seiner Administration eine andere Gestalt, und er starb im November 1751 in Batavia als General-Statthalter, allgemein bedauert und bewundert.

sammen. Er unterhielt einen geheimen Briefwechsel, sowohl mit den Chinesern in Batavia, als auch in den umliegenden Bezirken. Die Anzahl derselben erstreckte sich auf dreißig tausend. Einer seiner Briefe, der an den Befehlshaber Thoalang gerichtet war, und aufgefangen wurde, war folgenden Inhalts: *) „So groß auch die Stadt Batavia ist, so kann „sie eingenommen werden, wenn eure Herzen einig sind; ist „aber diese Einigkeit nicht vorhanden, so muß die Unter„nehmung, ob gleich Gott allmächtig ist, fehlschlagen, und in „Rauch aufgehen. Denn obgleich der Kaiser von China ein „Tartar ist, so ist doch seine Regierung dauerhaft, weil er „gute Gesinnungen hat, und die geringsten seiner Unterthanen „mit Sanftmuth behandelt, daher er auch von ihnen geliebt ist. „Ich habe auf dem Lande unter meinem Befehl sechszig tausend „Mann. China ist ein sehr großes und weitläuftiges Reich, „wenn indessen die Herzen darin nicht aufrichtig sind, so kann „es nicht bestehen. Batavia im Gegentheil ist so klein! Wie „viel leichter würde es daher seyn, diese Stadt zu vernichten, „wenn Aufrichtigkeit und Rechtschaffenheit in euren Herzen „wohnen. Die Chineser sind hier auf eine unerträgliche Art „behandelt und unterdrückt, daher habe ich mich aus Mitleiden „an ihre Spitze gestellt, und sie versammlet, Batavia zu be„kriegen. Ich danke Gott, daß so bald ich meinen Marsch an„getreten, ich auch schon den Sieg erlangt habe, dieses giebt „mir Ursache zu hoffen, daß Gott mir beystehen wird. Zwey „Abgeordnete sind angekommen, die mir sehr gute Nachrichten „gebracht haben. Ich schreibe euch diesen Brief, damit die „Gefangenen losgelassen werden, und sie nebst dem Kapitain „und Lieutenant zu mir stoßen können. Alsdenn werde ich „meinen letzten Entschluß ergreifen. Ich bitte euch daher, recht „viel Leute zusammen zu bringen, und mich so nachdrücklich „von

*) Dieser sonderbare Brief ist wörtlich aus dem Holländischen übersetzt.

„von innen zu unterstützen als ich euch von außen helfen werde.
„Uebrigens habe ich euch nichts mehr zu sagen.“

Die in diesem Briefe erwähnte Unterdrükkung bestand darin, daß die Regierung, um die häufigen Diebereyen und Mordthaten der Chineser zu bestrafen, funfzig Missethäter nach Ceylon hatte bringen lassen. Dieses brachte ihre Landsleute auf, und reizte viele der Verschwörung beyzutreten, deren Ausführung den neunten Oktober 1740 festgesetzt war. Die Regierung hatte bereits am sechs und zwanzigsten September, von vier Chinesern Nachricht erhalten, daß unter ihrer Nation gefährliche Anschläge geschmiedet würden. So unwahrscheinlich die Sache auch schien, so wurde dennoch in der Nacht Rathsversammlung gehalten. Man ließ Nikoekong, den Befehlshaber der Chineser rufen, und befrug ihn um die Verschwörung, wovon er aber nicht das geringste wissen wollte, sondern sich vielmehr sehr verwundert stellte, daß man auf ihm einen so schwarzen Verdacht haben könnte. Man ließ ihn gehen, und befahl allen Offiziren ihre Wachtsamkeit zu verdoppeln, die Wachen zu verstärken, und die Wachthäuser mit Munition zu versehn; imgleichen keinen Chineser außerhalb seinem Quartier gehen zu lassen, und auf jedermann Feuer zu geben, der Widerstand thun würde. Den folgenden Tag breitete sich die Bestürzung in der Stadt aus; sie war um so viel größer, da sieben bis acht tausend Chineser innerhalb derselben, und mehr als sechszig tausend in den umliegenden Gegenden zerstreut waren. Um nicht unvermuthet von innen und außen überfallen zu werden, schickte man allenthalben Patrollen aus. Dieses dauerte fort bis zum sechsten Oktober. An diesem Tage besetzte man alle äußere Posten, und ließ gegen Mittag durch die öffentlichen Schreyer ausrufen, daß niemand die Chineser bey Todesstrafe hindern sollte, ihre Geschäfte zu betreiben; aber um neun Uhr des Abends verbot man ihnen ihre Häuser zu verlassen, oder ihre Thüren zu öfnen, wenn sie nicht Gefahr laufen wollten, todt geschossen zu werden. Zwey Kom-

pagnien

pagnien jede von zweyhundert und achtzehn Mann, die aus Kaufleuten, Beamten und Schreibern bestanden, wurden sodann in die Quartiere vertheilt. Die Nacht vergieng ohne Lerm, daher man sie des Morgens auseinander gehen ließ, mit dem Befehl, sich bey dem ersten Trommelschlag wieder zu versammlen.

Mitlerweile man diese Anstalten zur Vertheidigung machte, baten die Chineser in der Stadt die Regierung um Erlaubniß, ihrer Gewohnheit gemäß, vier und zwanzig Wayeangs oder Theater zu errichten, von welchen sie das Mißvergnügen des Volks stillen wollten. Man traute ihnen aber nicht; daher wurde diese Bitte abgeschlagen, und diejenigen Theater, die man schon ohne Erlaubniß errichtet hatte, niedergerissen.

Auf die Nachricht, daß zehn bis zwölf tausend Chineser sich in Tanna Abang, drey Stunden von Batavia postiret, und mit Artillerie besetzte Verschanzungen aufgeworfen hatten, schickte man ihnen ein Detaschement von zweyhundert Europäern und verschiedenen Freykompagnien von Baliern, Malayen und National-Miliz entgegen; die Regierungs-Räthe Imhof und von Aarden begleiteten dasselbe nebst einigen der angesehensten Chineser aus der Stadt, die zu Abgeordneten dienen sollten, um von ihren Landsleuten zu erfahren, was ihre Unternehmung bedeute, und was sie für Absichten hätten. Sie antworteten, wenn man nicht die Gefangenen ihrer Nation, die man nach Ceylon geschickt hatte, befreyete und zurückriefe, so wären sie entschlossen zu fechten, und ihren letzten Blutstropfen dafür zu vergießen.

Indessen fiengen die Chineser an, in zerstreuten Haufen die Ländereyen zu verwüsten, und das Vieh wegzuführen; da aber die Truppen bis auf ein tausend acht hundert, sowohl Fußvolk als Reuterey, verstärkt wurden, so beschlossen die beyden Räthe, den Achten den Feind anzugreifen. Dieses geschahe

auch mit so glücklichem Erfolg, daß die feindliche Armee zerstreut wurde, und sich in die Wälder retten mußte. Sie sammleten sich aber bald wieder, und rückten gerade zu auf Batavia los. Sie überfielen und verbrandten das Wachthaus bey Qual, das neun Stunden von der Stadt entfernt, und mit funfzehn Mann besetzt war. Ingleichen fiel ihnen ein Detachement von sieben und zwanzig Mann in die Hände. Der befehlshabende Offizier desselben wurde nebst zwölf Mann in Stükken gehauen, die übrigen entkamen durch die Flucht.

Die beyden Räthe hatten indessen nach der Niederlage der Chineser mit dem größten Theil der Truppen ihren Einzug in Batavia gehalten. Diese Nachricht war ein Donnerschlag für Nikoe-Kong. Er befand sich eben damals bey dem Präsidenten der Schöppen-Kammer de Hatze. Da er seine Bestürzung nicht verbergen konnte, nahm man ihn auf die Seite, und stellte ihm vor, daß er durch seine Kameraden verrathen sey, wenn er aber doch das ganze Komplot frey gestehen wollte, so könnte er noch Gnade erlangen, wo nicht, würde der grausamste Tod sein Schicksal seyn. Er gestand darauf, daß er gehört hätte, daß an verschiednen Oertern, die er anzeigte, unter andern bey einem Chinesischen Sargmacher, Gewehre vorhanden wären, betheuerte aber von neuem, daß er nicht das geringste von einer Verschwörung wisse. Man ließ ihn wieder frey gehen, bemächtigte sich der Gewehre, und brachte sie aufs Rathhaus.

Es lief Nachricht ein, daß einige streifende Partheyen des Feindes die Forts Tangerang und Nieuwendam angegriffen, aber mit großem Verlust zurück geschlagen wären, daß sie sich nachher gegen Bawßy, sieben Stunden von der Stadt, gewandt, daselbst einen Holländischen Offizier mit funfzig Mann in der Nacht überfallen, und alle niedergehauen hätten, daß sie allenthalben Greuel verübt, und sogar friedliche Landleute ermordet worden wären. An demselben Tage gegen Mittag wurde den Chinesern durch öffentlichen Ausruf verboten, nach

Son-

Sonnenuntergang kein Fenster zu öfnen, auch weder Feuer noch Licht zu brennen, vielweniger an den Thüren zu stehn, oder die Straßen zu betreten, wenn sie nicht erschossen seyn wollten. Die Truppen sowohl als auch die beyden Bürger-Kompagnien hatten bereits alle Posten besetzt, als man um sechs Uhr Abends dem General-Statthalter meldete, daß die Chineser sich mit ihrer ganzen Macht der Stadt näherten, daß das Stadthor Diestport schon von ihren Vortruppen berennt wäre, und sie sich ohngeachtet des heftigen Feuers von den Wällen, bemüheten die Zugbrükke zu verbrennen. Da sie alles anzündeten, was ihnen vorkam, und verschiedene Häuser am Utrechter Thor schon in Flammen stunden, so wurde eine von den Bürger-Kompagnien vom Schloß weggenommen, und bey der Holländischen Kirche postirt, von da sie die Bewegungen der Verschwornen in der Stadt beobachten könnten. Die andre Kompagnie hielt die Wälle des Schlosses besetzt. Die größte Furcht der Holländer war die Ausbreitung des Feuers. Man beeiferte sich daher alle nur mögliche Vorkehrungen dagegen zu machen. Nicht allein zehn tausend Pfund Pulver, die sich in der bey der Vorstadt gelegenen Pulvermühle befanden, sondern auch acht Tonnen Pulver, und verschiedene mit Granaten und Feuerwerkssachen angefüllte Kasten, wurden aus dem Laboratorio geholt, und ins Wasser geworfen. Der Feind war indessen bis an die Bastion Zelandia vorgedrungen; man schickte daher den Hauptmann Moll mit einem beträchtlichen Haufen Fußvolk und Reuterey dahin ab, die auch bald mit den Chinesern handgemein wurden: allein da dieser Anführer verwundet wurde, und sich zurückzog, so folgten die Seinigen bald seinem Beyspiel. Eine zu eben dieser Zeit ankommende Grenadier-Kompagnie stellte die Ordnung wieder her, das Gefecht wurde erneuert, und die Chineser verlohren einige Kanonen, die theils nach der Stadt gebracht, und theils in den Festungsgraben geworfen wurden. Dennoch hielten die Feinde Stand bis um drey Uhr des Morgens, da sie denn die Flucht ergriffen, und abermals zwey Feldstükke und drey Fahnen verlohren. Bey

ihrem Rückzuge steckten sie die benachbarten Häuser in Brand, und versuchten auch in die Pulvermühle zu dringen, allein zwey dahin gestellte große Kanonen thaten solche Wirkung, daß alles davon floh; man that einen neuen Ausfall, und viele wurden niedergehauen.

Endlich kam der für die Chineser so unglückliche neunte October. Während der Zeit, da die Wache aufzog, zündeten die Aufrührer in der Stadt ihre eigne Häuser an. Man schickte sogleich eine Bürger-Kompagnie ab, die bey ihrer Ankunft von ihnen sogleich angegriffen wurde. Ihre Absicht war, daß das Feuer die Schiffswerfte erreichen sollte, wodurch die Bestürzung in der ganzen Stadt unbegränzt gewesen seyn würde; diese Verwirrung wollten sie sich zu Nutze machen, die Einwohner zu ermorden. Allein dieser schreckliche Versuch diente den Christen gleichsam zum Signal, die Erhaltung ihres Lebens durch den Untergang aller Aufrührer in Batavia zu sichern. Die Niedermetzelung der Chineser nahm daher sogleich ihren Anfang, und wurde mit desto größerm Eifer unternommen, da sie selbst von der Regierung anbefohlen war. Das Edikt enthielt ausdrücklich, daß man niemand von dieser Nation schonen sollte, als die Weiber, Kinder und Sklaven. Die Thüren wurden erbrochen, und diese Unglückliche aus ihren Häusern gerissen. Das Metzeln war so groß, daß man in den Straßen bis an die Knöchel im Blute wadete, und die Kanäle und der Fluß selbst damit gefärbt wurden. Ohngeachtet ihrer großen Menge und der vielen Gewehre, that dieses Volk dennoch keinen Widerstand, sondern ließ sich wie Schafe auf der Schlachtbank erwürgen. Niemand entgieng an diesem schrecklichen Tage der allgemeinen Wuth, als diejenigen, die sich auf die Dächer ihrer Häuser retteten. Hiedurch entkamen sie den mordenden Händen der Europäer, die größentheils Matrosen, und vorzüglich mit Plünderungen beschäftigt waren.

Nikoekong, das Haupt der Aufrührer, den man so unbedachtsamer Weise entwischen, und sich durch seine Vorstellung hatte

hatte hintergehen lassen, war indessen, von seinen Anhängern begleitet, nach seiner Wohnung gefahren. Verschiedene Schüße waren auf ihn geschehn, allein ohne ihn zu treffen. Man unterstand sich nicht in sein Haus zu dringen, da es von drey bis vierhundert gewafneten Sklaven vertheidigt wurde. Einige Chineser, die durch die Raubsucht der Plünderer ihr Leben gerettet hatten, legten allenthalben in ihren Quartieren Feuer an, wodurch es sich so ausbreitete, daß man für die ganze Stadt in Aengsten war. Da aber alle Vorsicht bey den nächsten Häusern der Christen angewandt wurde, so entgiengen diese noch glücklicherweise den Flammen.

Nachmittag wurde die Reuterey, eine Bürger- und eine Grenadier-Kompagnie nebst zwey Kanonen unter dem Hauptmann von Osten abgeschickt, die Wohnung des Nikoekong zu umringen, und niederzureissen, oder zu verbrennen, damit er und seine Sklaven sie zu verlassen gezwungen würden. Diese thaten verschiedene Ausfälle, wurden aber immer so wohl empfangen, daß sie wieder zurück mußten. Das Haus des Chinesischen Anführers war einem Fort ähnlich. Es hatte hohe Mauern, Abschnitte, schiefe Winkel und war mit Kriegsgeräth angefüllt, daher dauerte die Kanonade den ganzen Nachmittag und die Nacht durch bis an den folgenden Morgen, allein man hatte doch nichts ausrichten können. Endlich nachdem sie durch vielen Verlust geschwächt waren, rückten die Zimmerleute, von den Grenadiers unterstützt an, und öfneten sich mit der Axt einen Weg in die Zimmer, wo ein neues Blutbad erfolgte. Bald nachher gerieth das Haus in Flammen. Die sich retten wollten, wurden niedergemacht; andre, die keinen Ausgang fanden, mußten verbrennen, oder erwürgten sich selbst. Einige stürzten sich in die Brunnen, andre in den Fluß, wo die Matrosen auf sie in Kähnen lauerten, und sie todt schlugen *). Das

*) Da diese Erzählung von Augenzeugen herkommt, die in Ansehung der Maaßregeln gegen die Chineser so ziemlich übereinstimmen,

Haus des Bruders des Nikoekong nebst allen anstossenden verbrannten bis auf den Grund. Sie waren alle minirt. Das Pulver fieng um Mitternacht Feuer, und brach mit einem entsetzlichen Knall los, wovon alle Fenster sprangen, die Dächer bis zu einer großen Entfernung abgedeckt, und von den Steinen viele Menschen verwundet wurden. Auch in andern Chinesischen Häusern fand man brennbare Materien gehäuft, und Mahlgold, womit sie, wie man glaubte, die Wasser-Quellen vergiften wollten.

Während dieses Blutbads hatte sich das Feuer bis in die Stadt selbst verbreitet; allein hier wurde es bald durch Spritzen gedämpft, da diese aber den Vorstädten gäntzlich fehlten, so erlosch das Feuer daselbst nicht eher, als bis alles vom Diest-Thor an bis zum Utrechter Thor in Asche verwandelt war. Alle Straßen lagen voll Todten; Nitier-Kong, Bruder des Chinesischen Anführers, suchte sich auf einem kleinen Fahrzeuge zu retten, allein er wurde ergriffen und gebunden nach Batavia gebracht. Nichts aber war der Regierung angenehmer, als die Gefangennehmung des Nikoekong. Dieser hatte sich mitten

stimmen, und überdem diese alle Holländer, oder doch Holländisch gesinnt waren, so kann man um so viel weniger die elenden Anstalten in Zweifel ziehn, die von der Regierung in einem so kritischen Augenblick zur Rettung ihres Alles vorgekehrt wurden. Man ist geneigt jeden Augenblick Fragen zu thun. Hier z. B. da man in dieser Zeit von aussen Ruh hatte, und dieses bestürmte Haus das einzige Augenmerk war, man auch gewiß seyn konnte, durch dessen Vernichtung die Empörung in der Stadt mit der Wurzel auszurotten, warum griff man diesen Mittelpunkt der Gefahr nicht nachdrücklicher an? Konnte man nicht mehr als zwey Kanonen dazu brauchen? Wie müssen diese Artilleristen es angestellt haben, ein Haus Tag und Nacht ohne Erfolg zu beschießen? Warum warf man nicht glüende Kugeln hinein, da ohnedem schon das Chinesische Quartier im Feuer stand u. s. w.

ten unter Feuer und Flammen, in einem Winkel seines Hauses verborgen, und versuchte in weiblicher Tracht zu entwischen, da er wußte, daß die Weiber von dem Mordgesetze ausgenommen waren, aber seine Gesichtsbildung verrieth ihn. Er sprang ins Wasser, als man sich seiner bemächtigen wollte, ein Bedienter aber zog ihn mit Gewalt heraus, und übergab ihn den Grenadiers, die ihn aufs Schloß führten, wo er an Händen und Füßen gebunden eingesperrt wurde.

Der folgende Tag, als der zehnte, wurde ganz dazu angewandt, die verkrochenen Chineser, die dem Tode entgangen waren, aufzusuchen und zu ermorden. Eine Kompagnie Grenadier und Reuterey wurden auch zu diesem Endzweck vor die Thore geschickt, wo verschiedene Haufen Aufrührer herumschwärmten, die aber sogleich die Flucht nahmen. Das Feuer brannte indessen immerfort. Es sprang eine Mine nahe bey den Zukker- Seegel- und Tau-Magazinen, die mit genauer Noth durch die Feuer-Sprützen gerettet wurden. Den Eilften da das Feuer gäntzlich aufgehört hatte, fieng das Volk zu plündern an, und zwar mit solcher Wuth, daß sie sich einander selbst umbrachten. Man schickte Soldaten ab, der Unordnung Einhalt zu thun, aber ohne Erfolg. Die Reuterey richtete eben so wenig aus. Endlich mußten alle Truppen zu Pferde und zu Fuß, nebst den Grenadiers und sämmtliche Bürger-Kompagnien gegen die rasenden Plünderer anrükken, allein auch diese wurden nicht geachtet. Man sahe sich daher genöthiget zu feuern, worauf sie denn ihre Beute verließen, jedoch unter dem Versprechen, daß alles gemünzte und ungemünzte Gold und Silber nebst den Kleinodien ihnen ausgetheilt werden sollte. Diese Schätze wurden sodann aufs Rathhaus gebracht.

Obgleich die Ruhe sowohl in als außerhalb der Stadt ziemlich wieder hergestellet war, so blieb doch jedermann unter den Waffen. Man schickte Detaschements aus die Chineser in den umliegenden Gegenden aufzusuchen; die man fand, wurden niedergemacht. Dieses Schicksal hatte auch einen Haufen

von zweyhundert Mann, die unter fünf Fahnen vertheilt, sich den Grenadiers widersetzten. Die Fahnen wurden als Trophäen nach Batavia gebracht. Man hatte schon den Eilften angefangen, die Körper der Ermordeten aus den Häusern, Straßen und Kanälen zusammen zu tragen und zu begraben, um die an sich ungesunde Luft in der Stadt nicht noch ungesunder zu machen. Es währete bis zum Neunzehnten, als man mit dieser Arbeit fertig wurde. Denn man zählete nicht weniger als Zehntausend, die um und neben der Stadt umgebracht worden waren. Unter mehr als vierzig Fahnen, die den Christen in die Hände fielen, fand man fünf, die folgende Devisen hatten: No. 1. Beharrsamkeit in der alten Treue. No. 2. Wahlgünstiger Tage und schicklicher Zeiten. No. 3. Der große Tag von Joosie im Monat Oktober. No. 4. Zur Hülfe für unsre Unglücklichen und Unterdrückten. No. 5. Unsre einzige Hofnung ist in Gott.

Den Achtzehnten erhielt man Nachricht, daß ein großer Haufen Chineser sich in den Zukker-Mühlen auf dem Wege nach Tangerang gelagert hatte, und alle allda vorübergehenden ermordeten. Die Regierung schickte daher den Hauptmann Cruennel mit einem Korps von zweytausend Mann, das aus Europäern, Maleyen, Baliern und bürgerlicher Reuterey bestand, gegen diese Wüthenden aus. Er hatte ausdrücklichen Befehl die Landstraßen zu reinigen, und es möchte kosten was es wollte, die ganze Raçe der Chineser auszurotten. Diese Truppen nahmen ihren Marsch nach Pising, da sie erfahren, daß der Feind allda eine Mühle bevestigt hatte. Diese wurde angegriffen, die Chineser thaten drey unglückliche Ausfälle, worauf sie denn die Mühle verließen und anzündeten. Die Mühle von Kapok hatte das nämliche Schicksal.

Nach diesen Vorfällen wurde der ganze Distrikt von den Feinden geräumet. Die zerstreueten Haufen derselben flohen bey Annäherung der Truppen in die Wälder, wo man ihnen

ohn-

ohnmöglich beykommen konnte. Der Marsch gieng daher nach Tangerang, wo man vom Kommendanten des dasigen Forts hörte, daß alle da herumliegende Zukker-Mühlen von Chinesern wimmelten. Die Armee nahm den Ein und zwanzigsten mit zwey Kanonen ihren Weg nach dieser Gegend. Die Feinde hatten eine waldigte Anhöhe besetzt, und machten ein lebhaftes Feuer. Demohngeachtet rückte man in geschloßenen Gliedern an den Fuß des Berges. Die Chineser ließen funfzig bis sechzig Büffel-Ochsen auf sie loß gehen, denen sie nachfolgten. Ihre Absicht war, daß diese Thiere die Truppen in Unordnung bringen sollten, allein diese seltsame Avantgarde nahm einen andern Weg. Das Gefecht war hitzig, und dauerte eine halbe Stunde, endlich wurden die Feinde gezwungen, die Anhöhe zu verlassen, und in die Wälder zu fliehn, nachdem sie vorher die Mühlen, und alle benachbarte Häuser in Brand gesteckt hatten. Die Holländischen Nachrichten erwähnen ausdrücklich folgender Trophäen, die sie bey dieser Gelegenheit erbeuteten; nehmlich eine zehn Fuß lange Muskete, eine Fahne, nebst einigen Beilen und Hirschfängern.

Die Armee erhielt hierauf von Tangerang eine Verstärkung von acht und vierzig Europäern, wie auch Kriegs- und Mund-Bedürfniß, und zog sich nach Kadruwang. Die Regierung hatte indessen eine Amnestie bekannt gemacht, von dieser wurden zwey Abschriften in Holländischer und Malayischer Sprache genommen, mit welchen der Dolmetscher Johann Simon nach Kadouwang abgeschickt wurde. Diese wurden öffentlich verlesen und angeschlagen, zugleich erhielten die Truppen Befehl, diejenigen zu schonen, die die Waffen niederlegen würden. Die Akte bewilligte allen Aufrührern einen Monat Zeit, sich der Holländischen Kompagnie wieder zu unterwerfen. Sie setzte ferner eine Belohnung von Ein tausend Thaler für denjenigen aus, der den Anführer der Rebellen lebendig, und Fünfhundert Thaler, wer ihn todt liefern würde. Auch für die Auslieferung der andern Häupter, leben-

dig oder todt, waren fünfhundert Thaler bestimmt. Ein Theil der Chineser nutzte diese Begnadigung, und unterwarf sich, allein der größte Theil beharrte in seinem Aufruhr; sie suchten vorzüglich immer Zukker-Mühlen aus, wo sie sich verschanzten, und bey den Angriffen hartnäkkig wehrten, sie zogen aber immer den Kürzern. Man erhielt Nachricht, daß zwey Tausend sich zu unterwerfen bereit wären, allein sie verlangten ein sicher Geleit von der Regierung. Dieses wurde ihnen ohne Verzug bewilligt. Folgender Brief wurde von ihnen bey dieser Gelegenheit an den Hauptmann Moor in Malayischer Sprache geschrieben.

„Wir danken dem Hauptmann Moor unterthänigst „für ein Papier, das er hat bekannt machen lassen, wo„durch uns elenden Kreaturen erlaubt wird, wieder nach „Batavia zu kommen; wir fürchten aber unser Ver„trauen darauf zu setzen, da dieses Papier nur eine simple „Schrift, und nicht mit dem Siegel der Gesellschaft be„stätigt ist. Aus dieser Ursache haben wir dieses Papier „durch denselben, der es uns übergeben hat, wieder zu„rück geschickt, nachdem wir eine Abschrift davon genom„men haben. Der Name des Orts, wo wir jetzo sind, „ist Kalteban. So sehr wir auch wünschen nach Ba„tavia zurück zu kehren, so fürchten wir uns doch so „sehr, daß wir uns nicht auf diese Schrift verlassen kön„nen. An demjenigen Tage, wo die Chineser in Ba„tavia niedergemetzelt wurden, sind wir hieher geflüch„tet. Jetzo sehen wir, daß der Hauptmann Moor „und Orangs Boessaer *) mit uns armen Leuten „Mitleiden haben, die wir hier im Elend und in der „größten Unruhe leben. Daher bitten wir flehentlich, „daß

*) Dieser Ausdruck wird in den Nachrichten nicht erläutert. Es scheint aber der General-Statthalter, oder die Regierung in Batavia unter dieser Benennung verstanden zu seyn.

„daß Orangs Boessaer uns begnadigen wolle, und
„daß uns der Gnaden-Brief durch den Chinesischen
„Hauptmann gebracht werde, unterzeichnet von dem
„Hauptmann Moor, und bestätigt mit dem Siegel der
„Gesellschaft. Alsdenn werden wir uns ihm sogleich
„unterwerfen, weil wir hernach nicht verwegen genug
„seyn würden, Widerstand zu thun. Wir grüßen euch,
„Hauptmann Moor, so wie auch Orangs Boessaer,
„und bitten euch uns zu verzeihen.“

Der Krieg dauerte noch eine Zeitlang, und endigte mit der gänzlichen Unterwerfung der Rebellen, und der Hinrichtung ihrer Anführer.

T.

VI.

Kalisthenes.

Eine Erzählung aus Elysium, nach dem Bocaz.

Unter allerley Betrachtungen über die Unbeständigkeit des Glücks, und über die Laster und Fehler der Menschen, die die Ursache vieler ihrer Unglücksfälle sind, schlief ich ein. Mir träumte, ich wäre in Elysium. Sogleich stellte sich meiner Einbildungskraft ein Haufen im Leben unglücklich gewesener Personen der Vorwelt dar. Ich sahe den Kadmus von Theben und dessen bedaurungswürdige Familie; die Medea Tochter des Königs von Kolchos, den Oedipus von Theben, und die Jokaste, nebst vielen andern durch die Geschichte und Dichtkunst verewigten Unglücklichen. Endlich ward ich einen in dem allerelendesten Zustande gewahr, verstümmelt an allen seinen Gliedern, und mit Blut und Staub bedeckt; kaum war

die menschliche Gestalt an ihm kenntbar. Erstaunt bat ich ihn mir zu sagen, wer er sey. Er ließ sich lange nöthigen, endlich fing er folgendermaßen an:

Ich bin ein Athenienser, Schüler und Freund des großen Aristoteles, den Philip erwählte, um die schönen Künste, die Wissenschaften, und vorzüglich die Philosophie, die nützlichste von allen, diesen berühmten Alexander zu lehren, der durch die Macht seiner Waffen sich sowohl Asien, als die schönsten Länder von Europa und Afrika, unterworfen hat. Eines Tages, als ich im Lyceo spazieren gieng, kam Aristoteles zu mir. „Freund, sagte er, ich habe von meinem Erlauchten Zögling einen Brief erhalten, der diesem jungen Eroberer sowohl, als der Philosophie und mir Ehre macht. „Er versichert mich, daß er die Lehren, die ich ihm gegeben, nicht „vergessen habe, daß er sich derselben ohnaufhörlich erinnre, „um immer, selbst mitten im Geräusche der Waffen, und des „ihn umringenden Ruhms, menschlich, wohlthätig, und gerecht zu seyn; aber mein lieber Lehrmeister, fügt Alexander „hinzu, ich fürchte endlich eure weisen Vorschriften zu vergessen; „indessen unterstehe ich mich doch nicht euch zu bitten, selbst zu „mir zu kommen, um eure Lehren zu wiederholen. Euer Alter und euer Hang zum Studiren, werden euch ohne Zweifel „nicht erlauben, mir bey meinen kriegerischen Unternehmungen zu folgen; schickt mir aber wenigstens einen eurer besten „Schüler, der mich oft an euch, und eure weisen Vorschriften erinnere, der mich anreize denselben zu folgen, und mir „es verweise, wenn ich davon abweiche. Ihr sehet, fuhr dieser Fürst der Philosophen fort, was Alexander von mir verlangt, ich kann nicht umhin ihm zu willfahren, und habe deshalb die Augen auf euch geworfen, um dieses ehrenvolle Geschäfte zu übernehmen. — Ach! mein theurer Lehrer, antwortete ich ihm sogleich, was sollte ich wohl an dem Hofe eines „mächtigen Monarchen thun? Ich verstehe weder zu schmeicheln, „noch den Lastern der Fürsten und Großen der Erde Weyhrauch

„zu

„zu streuen. Ihr habt mir gelehrt bloß die Tugend hoch zu „schätzen, sie auszubreiten, und sie andern anzupreisen. — „Dieses ist auch alles, was man von euch verlangt. Mein „Sohn! erwiederte der Weise von Stagira; eben deshalb ist „es, daß Alexander euch bey sich haben will, und ich euch „ihm zuschikke. Ihr seyd der Freund des Plato, und der „meinige, gehet unter dem Schutz eines Eroberers, meines „Zöglings; bringt die Fakkel der Philosophie bis an die äußer„sten Gränzen der Erde, und unterwerft sie dem Joch der Weis„heit, während der Zeit Alexander die Welt durch seine Waf„fen besiegt." Aristoteles theilte mir seinen Enthusiasmus mit, und von so schönen Hofnungen beseelt, reiste ich ab. Ich traf Alexandern in Persien an; er hatte bereits zwey Schlachten gegen den Darius gewonnen. In der zweyten hatte er sich des Lagers, der Schätze, und der Familie dieses Fürsten bemächtiget; allein er hatte dessen Mutter, Gemahlin und Tochter mit einer Menschlichkeit und Güte behandelt, wovon man bis dahin wenig Beyspiele gesehn hatte; er selbst tröstete sie, und würde ihnen alles, was sie verlohren hatten, haben vergessen machen, wenn ein solcher Verlust zu ersetzen gewesen wäre. Gleich das erstemal, da ich dem Alexander vorgestellt wurde, wünschte ich ihm Glück wegen seines Betragens, und sagte ihm, daß es sowohl im Lyceo, als im Portiko, und in der Akademie zu Athen bewundert würde. „Was höre ich?" erwiederte sanftmüthig dieser Fürst: „Was! auch ihr Kalist„henes, ihr schmeichelt mir? Ach! ich habe euch kommen „lassen mir Lehren zu geben, und ihr überhäuft mich mit Lo„beserhebungen. Ja, Herr, antwortete ich, ich lobe euch, „aber ich schmeichle euch nicht. Es ist die Pflicht der Philoso„phie, sowohl schöne Handlungen zu preisen, als schlechte zu „tadeln. Himmel! wenn es geschähe, daß ihr dergleichen thä„tet, so würdet ihr noch Leute genug finden sie zu loben, die„ses würden aber keine Philosophen seyn." — Ich folgte Alexandern und seinem Heere, ich sahe ihn die Schlacht von

Arbele

Arbele gewinnen, und den Thron der Perser vollends umstürzen. Noch billigte ich sein Betragen gegen den überwundenen König, denn es geschah weder durch ihn, noch durch seine Befehle, daß dieser unglückliche Monarch umkam, sondern durch die Verrätherey seiner eigenen Unterthanen. Alexander beklagte und rächte ihn, und erlangte dadurch neue Rechte auf meine Hochachtung und mein Lob. Nach vielen andern Thaten und großmüthigen Handlungen, kamen wir in Libien zum Tempel des Jupiter Hammons; damals geschah es, daß die Schmeicheleyen der Priester dieses Gottes dem Größten der Sterblichen den Verstand verrückten. Ich hörte, daß der Schüler des Aristoteles sich für einen Gott hielte, daß er selbst anfing, sich den Sohn Jupiters zu nennen, und daß er hierüber die lächerlichsten Fabeln ausbreitete. Ich gieng zu ihm, mich deshalb näher zu unterrichten. Wir waren damals in Egypten. Ich sahe ihn umringt von tapfern Kriegern, die keine Begriffe von der Gottheit hatten, und von nichtswürdigen Hof-Leuten, die da glaubten, oder wenigstens sagten, alles was ihr Fürst haben wollte. Sie unterstunden sich alle mir ins Gesicht zu behaupten, daß Alexander Gott wäre. Ich frug ihn selbst, und er gestand es erröthend. „Herr! sagte ich ihm lächelnd, eure Ansprüche sind groß, „fürchtet aber nicht, daß die Philosophie euch mit bittern Vorwürfen überhäufe, sie lacht bloß über solche Meinungen. „Ach, Herr! seyd Gott, weil ihr es seyn wollt, aber bedenkt, „wozu dieser schöne Titel euch verbindet. Wohlthäten sind es, „wodurch die Götter sich zu erkennen geben, und sie bezahlen „durch Gunstbezeugungen und Gnade die Unterwürfigkeit, die „man gegen sie bezeugt, und die Anbetungen, die sie verlangen. „Wenn sie den Donner brauchen, geschieht es allemal mit Widerwillen; denn ihre theuresten Beschäftigungen sind, die „Sterblichen glücklich zu machen.“ — Indessen weigerte ich mich dem Zögling meines Freundes Aristoteles Opfer zu bringen, ich antwortete, daß wir im Lyceo nicht gewohnt wären,

-ten, unsre Götter so nahe bey uns zu finden; ich wartete, daß der Gott sich noch strafbarer machen sollte, um gegen ihm die Strenge zu gebrauchen, mit der die Philosophie sich wider die Sterblichen wafnet, die sie bessern will. Leider, durfte ich nicht lange warten! Der sogenannte Sohn des Jupiters begieng bald unverzeihliche Fehler, er überließ sich der Trunkenheit und einem zügellosen Leben. Von der Ausschweifung kam er zur Grausamkeit. Auf das Anrathen einer trunkenen Buhlerin, ließ er ein prächtige Stadt nach einem Gastmahl anzünden; er durchborte mit einem Wurfspieß das Herz des Klitus seines Freundes, seines Kriegsgefährten, und den Sohn eines seiner größten Feldherrn.

Die Nachrichten von diesen Schandthaten feuerten meinen Eifer an; ich lief zum Pallast Alexanders, ich stellte mich vor ihm, ohne mich weder für Seiner Majestät, noch für dem glänzenden Cirkel seiner Feldherren und Satrapen die ihn umringten, zu scheuen. „Sohn des Philips!“ schrie ich, „ist es auf diese Weise, daß du glaubst Altäre zu verdienen? „Du ermordest deinen besten Freund, du lässest tausende „von unschuldigen und ruhigen Unterthanen in den Flam„men umkommen. Ungeheuer! du verdienest nicht unter „die Menschen gezählet zu werden.“ Auf das allgemeine Erstaunen, folgte bald die Wuth der Hof-Leute; sie erweckten den Zorn des Monarchen noch mehr, und ich wurde zu den grausamsten Martern verdammt. Nachdem man mich mit Ruthen gestrichen und verstümmelt hatte, wurde ich in einen scheußlichen Kerker geschlept. Ich flehte um den Tod, allein vergebens. Ein junger Hof-Mann, der mich an dem Hofe Alexanders hatte ankommen sehn, und mein Betragen von diesem Augenblick an, bis zum letzten Tag meines Lebens beobachtet hatte, war großmüthig genug, mich zu beklagen. Er kam in meinem Kerker mich zu trösten. Sobald ich ihn erkannte, sagte ich

ihm

ihm: „Junger Krieger, glücklich sind diejenigen, die wie „ihr, mitten unter den Greueln des Kriegs und des Ho„fes, noch die Leiden der Weisen beklagen! Weil also „mein Schicksal euch nahe geht, so leistet mir den wich„tigen Dienst, mich von dem Rest eines lästigen Lebens „zu befreyen.“ Er verstand mich, genehmigte mein Bitten, und stieß mir sein Schwerdt ins Herz. Nachdem meine zufriedene Seele meinen verstümmelten Körper verlassen hatte, kam sie hieher, um in den Elyseischen Feldern die für die Weisen bestimmte ewige Ruhe zu genießen.

L:

Litteratur und Völkerkunde.

V.

November 1782.

I.

Nachrichten von Nova Zembla aus den Berichten verschiedener Reisenden.

Die Erdbeschreiber stimmen in Ansehung der Beschaffenheit dieses Landes sehr wenig mit einander überein. Einige halten dafür, daß es eine Insel wäre, die durch die Meerenge von Weigatz von unserm Welttheile getrennt, und mit einer erstaunlichen Höhe von dieser Seite umgeben sey. Andre hingegen behaupten, es wäre eine Halbinsel, und hienge durch eine Landenge mit dem östlichen Siberien, nahe bey der Mündung des Flusses Oby zusammen. In Ansehung der Größe ist man schon besser einverstanden. Alle kommen überein, die Lage desselben v..n neun und sechszigsten bis zum sieben und siebenzigsten Grade der mitternächtlichen Breite zu bestimmen. Die Länge dieses Landes ist ungefähr hundert, und die Breite desselben dreyßig bis fünf und dreyßig deutsche Meilen. Nova Zembla heißt in der russischen Sprache soviel als: Neues Land.

Die Holländer waren die ersten Europäer, die, indem sie im Nordmeer eine Durchfarth nach China und Japan suchten, daselbst landeten. Von allen Reisen sind die, so Jakob Heemskerken und Wilhelm Barent im Jahr 1596 und nachher der Kapitain Wood, ein Engländer im Jahre 1676 dahin unternamen, die bekanntesten. Diese Seefahrer

verlohren in dem Eise ihre Schiffe, und sahen sich dadurch in den jammervollsten Zustand versetzt. Besonders erfuhren die erstern, während einer Zeit von zehn Monaten alle Greuel, die nur das Elend, unter einem so schrecklichen Himmelsstriche, ausbrüten konnte. Wir wollen uns bemühen hier eine Skizze von ihrer grausamen Lage zu liefern.

Heemskerken und Barents, die den 18ten Mai 1596 von Holland abgesegelt waren, befanden sich bereits unter dem 76sten Grade an den Küsten von Nova Zembla, als sie sich mit einemmale von Eisschollen umgeben sahen, die ihrer Rückkehr in ihr Vaterland unüberwindliche Hindernisse in den Weg legten. Ihr Schiff war schon halb zertrümmert, durch die ungeheuren Eisschollen, die mit Heftigkeit an dasselbe stießen, und eben so hohe als gefährliche Berge rund herum aufthürmten. Es war zu Anfang des Septembers, und der Winter fieng bereits an seine Strenge fühlen zu laßen. Glücklicherweise aber war das feste Land nicht weit von ihnen entfernt, sie begaben sich also alle dahin; und da ihnen keine andre Zuflucht, um sich vor der schrecklichen Kälte unter diesem Himmelsstriche zu sichern, übrig blieb, als eine Hütte zu bauen, so faßten sie auch wirklich diesen Endschluß.

Es war schon ein gutes Zeichen, daß sie in einem Lande, wo man auch nicht eine einzige Pflanze entdekken konnte, eine Menge Holz fanden, worunter sogar ganze Bäume befindlich waren, die das Meer an dieser Küste aufgehäuft hatte. Diese Entdekkung verschafte ihnen die Mittel sich gegen doppelte Gefahr, nämlich gegen den Hunger und die wilden Thiere zu sichern.

Den 24sten Oktober nahm das sämmtliche Schiffsvolk, das aus sechszehn Personen bestand, Besitz von der Kabane. Ihre vornehmste Beschäftigung bestand nun darinn, daß sie den auf dem Schiffe noch befindlichen Vorrath dahin führten, wobey der Anblick der Sonne ihre einzige Freude ausmachte. Aber mit einemmale fieng auch dieser Trost an sie zu verlassen. Mit jedem

jedem Tage schien dieses wohlthätige Gestirn sich nach und nach ihren Augen zu entziehen. Dieser Umstand nöthigte sie ihre Arbeit zu verdoppeln, um den noch übrigen Vorrath nach der Hütte zu bringen, womit sie denn auch endlich nach tausend Beschwerlichkeiten und manchem harten Kampfe mit den weissen Bären, die sie häufig hier antrafen, zu Stande kamen. Die Hoffnung, die sie noch immer hegten, bey der Rückkehr des Sommers ihr Schiff loszumachen und ihr Vaterland wieder zu sehen, bewog sie mit vieler Sorgfalt die Anker und das übrige Takelwerk aufzubewahren.

Den zweyten November sahen sie nur blos noch einen Theil von der Sonnenscheibe, und den vierten, verschwand auch dieser gänzlich aus ihrem Gesichte. Der Mond vertrat nunmehr die Stelle der Sonne, und da er eben im vollem Lichte war, so schien er Tag und Nacht. Den sechsten war ein so dunkler Tag, daß man ihn nicht von der Nacht unterscheiden konnte, und zwar um so viel weniger, da ihre Uhr, die sie darüber hätten zu Rath ziehen können, stille stand. Daher kam es auch, daß sie viel länger als gewöhnlich in ihren Betten blieben, und da sie endlich aufstanden, nicht genau unterscheiden konnten, ob die wenige Klarheit vom Tage oder vom Monde herkam. Nachdem sie sich lange genug hierüber gestritten hatten, kamen sie endlich doch überein, daß es bereits hoch am Tage seyn müßte.

Zu diesen gegenwärtigen Uebeln kam nun noch ihre schreckliche Aussicht in die Zukunft, indem sie fürchten mußten, daß es ihnen in der Folge der Zeit an Lebensmitteln mangeln würde. Sie machten daher den achten ein genaues Verzeichniß von allem noch übrigen Vorrathe, den sie folgendergestalt eintheilten; Vier Pfund und eilf Unzen Schiffzwieback machten eine Portion auf acht Tage aus, da doch vorhin solche auf fünf Tage nur gereicht hatte. Mit Fleisch und Fischen waren sie im Ueberfluß versehen, aber an Wein fieng es an zu fehlen, und ihr Bier war ohne Saft und Kraft. Man hatte Fallen

für die Füchse angelegt, und einige von diesen Thieren gefangen, die sich damals zu zeigen anfiengen, anstatt daß die Bären mit der Sonne zugleich, verschwunden waren, und auch nicht eher als nach der Rückkehr derselben wieder erschienen.

Den zwölften wurde auch die Austheilung des Weins regulirt, von dem ein jeder zwey kleine Tassen voll den Tag erhalten sollte. Der eintzige Trank, der ihnen noch überdem übrig blieb, bestand in geschmolzenen Schneewasser. Den achtzehnten theilte **Barents** an alle Leute ein Stück grobes Tuch aus, um sich desselben, nach eines jeden Gutachten, gegen die Kälte bedienen zu können. Auch wurden Hemder und Tücher ausgetheilt, und ein jeder suchte sich auf alle Art und Weise sein Elend zu erleichtern. Man hatte aber viel Schwierigkeit um das Leinen zu waschen. Denn kaum hatte man es aus dem kochenden Wasser gezogen, so wurde es auch schon durch die Kälte so steif gemacht, daß es unmöglich ward, es auszuringen. Hieng man es ans Feuer, so blieb doch die Aussenseite immer gefroren, und verursachte eine sehr beschwerliche Arbeit, indem man das Linnen ohne Unterlaß umdrehen und beständig in siedendes Wasser eintauchen mußte, um es wieder aufzuthauen.

Den 26sten und die folgenden Tage fiel eine so große Menge Schnee, daß die Hütte davon gäntzlich bedeckt wurde. Es war unmöglich aus derselben herauszugehen, so nöthig man es auch immer gehabt hätte. Den 29sten machte man die eine Thür derselben frey, und zugleich eine Oefnung, wodurch immer einer nach dem andern hinauskroch. Die Fuchsfallen waren ebenfalls vom Schnee bedeckt, den man von denselben wieder abschaufelte, und noch denselben Tag einen Fuchs fieng. Diese Jagd war für sie von um so viel größern Werth, da sie nicht allein in diesem Thiere ein Nahrungsmittel fanden, das ihnen ihr Hunger begierig verzehren ließ, sondern auch in dem Fell desselben ein gutes Verwahrungsmittel gegen die Kälte, indem sie sich daraus vortreffliche Pelzmützen verfertigten.

Den

Den ersten Dezember ward die Hütte abermals unter dem Schnee begraben. Die unglücklichen Holländer wurden nun auf eine doppelte unausstehliche Weise, sowohl vom Frost als vom Hunger geplagt. Diese an sich schon so schreckliche Lage, ward durch die dikke Finsterniß die sie umgab, nur noch fürchterlicher. Alle, ausser dem Koch, blieben drey ganze Tage in ihren Betten, ohne daß sie ein andres Linderungsmittel gegen die Kälte hatten, als einige heisgemachte Steine, die sie sich einer dem andern in den Betten zulangten. Der dritte Dezember war für diese Unglückliche ein Tag des Schrekkens. Das entsetzliche Getöse, das die von der See ausgeworfene Eisschollen, die sich gleichsam um die Hütte aufzuhäufen schienen, verursachten, ließ sie jeden Augenblick befürchten, daß diese Eisberge über sie zusammen stürtzen, und sie unter den Trümmern ihrer Hütte begraben würden. Ihr Unglück nahm indessen mit jedem Tage zu, anstatt sich zu vermindern. Den 6ten schien es, als wenn nun mit einemmale ihr Unglück den höchsten Grad, aber auch zugleich das Ende erreichen würde. Der Frost war so heftig, und die Kälte so durchdringend, daß auch die stärksten unter ihnen davon entkräftet wurden. Schmachtend sahen sie einander an, und ihr trauriger Blick schien zu sagen, daß eine so grausame Kälte ohnfehlbar ihrem Leben ein Ende machen würde.

Das größte Feuer, so sie anmachten, war nicht im Stande sie zu erwärmen. Alles war gefroren, sogar der wegen seiner Hitze so bekannte Xeresische Sekt. An den Tagen, wenn er ausgetheilt wurde, sah man sich genöthigt ihn aufzuthauen, und ein jeder erhielt alsdenn eine halbe Pinte auf zwey Tage. Das geschmoltzene Schneewasser mußte diesen Mangel ersetzen; man urtheile aber, ob ein dergleichen Getränke wohl fähig war, diese Unglückliche, in dem traurigen Zustande, worinn sie der heftige Grad der Kälte versetzt hatte, zu erhalten?

Zu allem diesem Unglück kam aber noch ein weit schrecklicheres, daß mit einemmale alle Hoffnung in ihnen erstickte; es

fieng nämlich an, ihnen an Holz zu fehlen. Der Frost ließ nicht im geringsten in Ansehung seiner Schärfe nach, und man sahe kein Mittel weiter, um sich für demselben zu verwahren. Endlich erinnerte man sich, am Bord des Schiffes Steinkohlen gelassen zu haben, und verfügte sich dahin um solche aufzusuchen, da diese Kohlen große Hitze gaben, und dennoch sehr sparsam brannten. Sie verbrauchten einen großen Haufen von dieser Materie, und waren um so viel mehr mit derselben zufrieden, da sie ihnen hinlängliche Wärme mittheilte, ohne daß sie dabey auf die gefährliche Folgen dieses Gebrauchs zurücksahen. Man verstopfte alle Oefnungen der Hütte auf das genaueste, um sich eine warme und angenehme Nacht zu verschaffen. Diese Anstalt machte sie lustiger als gewöhnlich, und sie sprachen noch lange Zeit miteinander, nachdem sie sich bereits niedergelegt hatten.

Allein diese Schädlichkeit des Kohlendampfes verursachte bald die traurigsten Unfälle. Sie fanden sich alle von Sinnlosigkeit und Schwindel überfallen, die ihnen nicht allein die Kraft sich zu bewegen, sondern auch sogar sich zu beklagen raubten. Einige waren indessen doch bis an die Thüre gekrochen, die sie mit vieler Mühe endlich öfneten.

Der erste der herauskam, fiel ohnmächtig in den Schnee nieder. Von dem Augenblick an, da man die Thür öfnete, war die Kälte, die sie bisher für ihre empfindlichste Plage gehalten hatten, ihre größte Wohlthat geworden, weil sie durch selbige in kurzer Zeit wieder hergestellt wurden. Barents gab einem jeden ein Glas Wein zu trinken. Alle kamen überein, daß ihr Tod unvermeidlich gewesen wäre, wenn sie noch eine Viertelstunde in ihrer schrecklichen Lage geblieben wären; und daß die große Schwachheit, die sie ausgestanden hatten, es ihnen unmöglich gemacht haben würde, einander die geringste Hülfe zu leisten.

Vom 9ten bis zum 10ten war das Wetter klar und rein, indessen war doch die Kälte äußerst strenge. In der Hütte sogar,

gar, war ihnen das Leder der Schuhe auf den Füßen dergestalt gefroren, daß es so hart wie Horn, und daher gantz untauglich zum Gebrauch wurde. Um diesen Mangel zu ersetzen, machten sie sich Fußsokken von Schaaffellen, wovon sie drey bis vier Paar übereinander nähten, aber demohngeachtet ihre Füße kaum erwärmen konnten. Wenn sie, auch auf eine noch so kurze Zeit, in freyer Luft blieben, so setzten sich auf ihren Gesichtern, Lippen und Ohren Frostbeulen. Ihre Strümpfe und Fußsokken mußten sie auf den Füßen am Feuer wärmen, um nur in etwas ihre Füße zu erhitzen, demohngeachtet wurden sie von der Erwärmung ihrer Strümpfe, eher durch den Geruch, als durch das Gefühl vergewissert.

So war ihr Schicksal bis zum Ende des Dezembers, und mitten unter diesen Leiden erschien das Jahr 1597.

Da die Luft um etwas weniges gelinder geworden war, so wurde die Thüre, die man seit verschiedenen Tagen fest zu gehalten hatte, wieder frey gemacht und geöfnet. Es wurde Holz gesucht und gehauen; kurz alles was nur nöthig war, in Ordnung gebracht. Mitten unter ihren beschwerlichen Arbeiten erinnerten sich die Matrosen, daß es H. drey Königsabend wäre, und baten den Barents, ihnen zu erlauben, dieses Fest zu feyern. Man verfertigte Loose, zog sie, und ein Kanonier wurde durch das Loos zum König von Nova Zembla erwählt. Zwey Pfund Mehl, die sie noch übrig hatten, wurden zu Pfannkuchen angewandt, die sie mit Oel backten, und mit eben so viel Vergnügen verzehrten, als wenn sie die vortrefflichsten Gerichte gehabt hätten. Diese Mahlzeit ward von einer Libation alles des Weins begleitet, welchen sie bisher von ihren Portionen freywillig bis zu dieser Gelegenheit verspart hatten. Mit einem Worte: das H. drey Königsfest, wurde eben so sorglos gefeyert, als wenn jeder Matrose zu Hause gewesen wäre. Ein Beweis, daß dem Menschen, auch mitten unter Leiden und Schmerzen, doch immer ein natürlicher Hang zum sinnlichen Vergnügen übrig bleibt.

Den 24sten erblickten sie zum erstenmal einen Theil der Sonnenscheibe wieder. Dies gab abermals zu großen Streitigkeiten und Wetten Anlaß, weil Barents, der ein sehr erfahrner Steuermann war, behauptete, daß dieses Gestirn sich nicht eher, als über 14 Tage zeigen könnte.

Nachdem sie noch manchen strengen Frost, und sehr harte Arbeiten, um sich Holz zu verschaffen, überstanden hatten, ohne die häufigen Anfälle der Bären zu erwähnen, die ihnen viele Unruhe verursachten, erblickten sie endlich den Anfang des Junimonats. Das Eis öfnete sich, und die See fieng in etwas wieder an frey zu werden. Indessen war ihr Schiff demohngeachtet noch immer vom Eise eingeschlossen. Man verlor sogar alle Hoffnung es jemals wieder los zu machen, und dieses bewog sie auch endlich zu dem Endschluß, sich in der Schaluppe und noch einem Boote einzuschiffen.

Barents setzte eine Nachricht auf, die alle Umstände ihrer Reise, ihre Ankunft, Aufenthalt und Abreise von Nova Zembla enthielt. Er steckte diesen Aufsatz in eine Büchse, die er im Rauchfang der Hütte aufhing. Diese Nachricht sollte zum Unterricht für diejenigen dienen, die in Zukunft daselbst landen möchten, und ihnen sagen, durch welchen Zufall die elenden Ueberreste dieser Kabane, einst neun bis zehn Monate lang bewohnt gewesen waren.

Sobald sie mit der Ladung ihrer kleinen Fahrzeuge fertig waren, schiften sie sich ein, hoben die Anker, und giengen den 14ten Junius unter Seegel. Sie fanden aber in dem Eise neue Hindernisse, und langten erst nach unglaublichen Bemühungen und unsäglichen Beschwerden, auf dem Kap Candenoes an, wo sie Russen antrafen, und von ihnen einige Hülfe erhielten.

Zu den häufigen Schiffsarbeiten, die sie schon an und für sich genug ausmergelten, kamen auch noch die Schmerzen des Skorbuts, mit dem sie befallen waren. Sie waren aber

so glücklich, auf den Küsten wo sie landeten, viel Natterwurz zu finden, ein Kraut, welches sehr dienlich gegen den Scharbock war, und ihren Muth wieder erneuerte.

Den 2ten September kamen sie endlich glücklich zu Kola einer kleinen Lappländischen Stadt an, von da sie den ersten November nach Amsterdam unter Segel giengen. Ihre Rückkehr nach so vielen ausgestandenen Gefahren, und ihr Aufenthalt in einem bis dahin ganz unbekannt gewesenen Lande, verursachte, daß man eben so sehr ihren Muth bewunderte, als man über das Sonderbare ihrer Abentheuer erstaunete.

Was den obenerwähnten Schiffbruch des Englischen Seefahrers betrifft, so liefert er zwar nicht ein so rührendes Gemälde wie das Vorhergehende; er wird aber indessen doch nicht ermangeln zu interessiren. Beyspiele von menschlicher Geschicklichkeit, durch die Nothwendigkeit veranlaßt, bieten dem Menschen stets herrliche Lehren dar, und zeigen ihm, daß man nie im Unglücke verzweifeln müsse.

Kapitain Wood war in Gesellschaft des Kapitain Flawes, der das Schiff, der Prosper, kommandirte, im Jahr 1676 von England abgesegelt. Beyde Seefahrer hatten die Ordre zwischen Nova Zembla und der Tatarey eine Durchfarth nach Ostindien aufzusuchen. Ihre Farth war aber ohne Erfolg. Ein heftiger Sturm trennte sie den 29sten Junius voneinander, und Kapitain Wood verlor sein Schiff, eine Pinasse und zwey Menschen auf den Küsten von Nova Zembla. Nur mit vieler Mühe entgieng er und der Ueberrest seines Schiffsvolks, das aus siebenzig Mann bestand, der Gefahr. Sie wurden auf ihrer Schaluppe nach und nach ans Land gebracht. Aber ihr Schicksal war darum nicht minder zu beklagen; es schien gleichsam, als wenn sie nur darum einer Gefahr entronnen wären, um in einer andern desto unvermeidlicher umzukommen. Die Aussicht in die Zukunft hieß ihnen nichts als einen gewissen Tod in einer Wüste, wo es ihnen an allem mangelte, erwarten.

erwarten. Und nur ein glücklicher Umstand, der selbst aus ihrem Unfall entsprang, war es, der sie rettete.

Der Sturm, in dem ihr Schiff scheiterte, hatte von demselben verschiedene Trümmer an das Ufer, wo sie gelandet waren, ausgeworfen, die ihnen dazu dienten, Hütten zu bauen, um sich gegen die Kälte zu sichern. Desgleichen fanden sie auch noch einige Fässer voll Mehl, eine große Menge Brandweinfäßgen, ein Faß Bier und eine Tonne mit Oel. Diese Hülfe feuerte ihren Muth und ihre Hoffnungen von frischen an; wir wollen hier den Kapitain Wood selbst reden und ihn die Geschichte seines Aufenthalts auf Nova Zembla erzählen lassen.

„Wir begaben uns mit unserm Mundvorrath auf einen „Berg, wo die Eingebornen des Landes, ich meine die weisse „Bären, die von einer ausserordentlichen Größe waren, uns „einen Besuch abstatteten. Einer von unsern Leuten schoß seine „Flinte auf einen von diesen Freunden ab, und traf ihn wahr„scheinlicher Weise, weil er uns dadurch von diesen unange„nehmen Gästen befreite. Wir eilten nunmehr ein Zelt aufzu„schlagen, um uns einigermaßen für die Kälte zu sichern, und „wikkelten unsern Vorrath in Seegeltuch, welches wir zu diesem „Gebrauch aus dem Schiffe mitgenommen hatten. Auch mach„ten wir rund um unser Zelt einen Graben, um einen ähnli„chen Besuch, als wir eben erhalten hatten, zu verhindern. „Während dieser Arbeit mußten wir sehr viel von der schlechten „Witterung ausstehen; wir wurden durch und durch vom Re„gen und Schnee durchnetzt, es war sehr kalt, und es fehlte uns „an Feuer. In dieser äussersten Noth nahmen wir unsre Zu„flucht zu Gott, und baten ihn, das Schiff des Flawes zu „unsrer Rettung herbeyzusenden. Den 30sten wehete ein fri„scher Wind, wobey es zugleich sehr nebelicht war. Die See, „die beständig unruhig gewesen war, fuhr seit einigen Tagen „fort, Ruder, Stangen, Planken und Stükke Rind- und „Schweinefleisch, so aus den zertrümmerten Tonnen herausge-

„fallen

„fallen war, ans Land zu werfen; desgleichen verschiedene Ar-
„ten von Holz, alles Trümmer unsers unglücklichen Schiffes.
„Wir retteten von diesen Ueberbleibseln so viel als möglich, und
„bedienten uns desselben, theils um einige Hütten zu bauen,
„theils auch um Feuer für uns anzumachen. Auf diese Weise
„brachten wir acht Tage lang in der traurigsten Unruhe und Un-
„gewißheit zu. Die Hoffnung, den Prosper zu entdekken,
„ward bald durch einen dikken Nebel vereitelt, der den Anblick
„aller Gegenstände, die nur auf zwanzig Schritt weit von uns
„lagen, unserm Gesichte entzog. Um uns aus einem so kläg-
„lichen Zustand zu reissen, blieb uns keine andre Rettung als
„unsre Schaluppe übrig; sie war aber nicht im Stande mehr
„als dreißig Mann einzunehmen, und unser waren siebenzig.
„Wir dachten also darauf, solche noch um zwölf Fuß zu verlän-
„gern, sie zu erhöhen, ein Verdeck darauf anzulegen, und uns
„alle auf derselben einzuschiffen. Aber auch hierzu fehlte es uns
„an Zimmerleuten und Materialien, und unser Schiffsvolk,
„wollte auch nach genauer Ueberlegung nicht hierinn willigen,
„sondern sagten vielmehr frey, daß sie viel lieber nach Weigaz
„gehen wollten; ein Endschluß, den nur die augenscheinlichste
„Gefahr, worinn wir uns befanden, ihnen einflößen konnte,
„dessen Ausführung aber durchaus unmöglich gewesen wäre.
„Eben so viel Schwierigkeiten als sich diesem Endschluß entgegen
„setzten, würde es auch gegeben haben, wenn wir uns mit der
„Schaluppe, in dem Zustand wie sie war, hätten retten wol-
„len, denn um die dreyßig Personen, die sie halten konnte,
„auf derselben einzuschiffen, mußten vorher die übrigen vierzig,
„die es sonst nie zugegeben haben würden, gestorben seyn. —
„Man urtheile selbst, in welcher äussersten Gefahr wir uns be-
„funden hätten, wenn uns Gott nicht gerettet hätte, und wie
„sehr meine Geisteskräfte zerrüttet waren, da ich alles, was
„mich umgab, im schwarzen Lichte sah. Nebel, Schnee, Re-
„gen, Frost, alles stürmte auf uns zu, und vermehrte unsre
„Plagen. Endlich hellte sich das Wetter den 8ten Julius des
„Morgens wieder auf. Was für ein wonnevoller Anblick stellte

„sich

„sich jetzt unsern Blikken dar? wie bald ward all unser Kummer „in unnenbare Freude umgeschaffen? — Wir erblickten nicht „weit von uns das Schiff des Kapitain Flawes. Wir gaben „ihm Zeichen, daß wir uns da befanden; er hörte solche und „schickte uns seine Schaluppe. Die Furcht für wiederkommende „Nebel ließ uns eilen, um uns an den Bord seines Schiffes zu „begeben, wobey wir alles, was wir aus dem Schiffbruch ge„rettet hatten, am Lande zurückließen. Wir schifften uns also „glücklich auf den Prosper ein und langten zu Ende des Au„gusts in England an.“

Aus diesen und andern Berichten erhellt zur Genüge, daß Nova Zembla das elendeste Land auf der Welt seyn müsse. In der That ist es voller Berge, und immer mit Schnee bedeckt. Die eintzigen Oerter, wo man solchen nicht antrifft, sind unzugängliche Sümpfe mit einer Art von Moos bedeckt, auf welchen kleine blaue und gelbe Blumen wachsen, die überhaupt die einzigen Produkte sind, die die Erde auf diesem Eylande hervorbringt.

Kapitain Wood sagt: Nachdem wir ungefähr zwey Fuß „tief in der Erde gegraben hatten, stießen wir auf Eis, so hart „wie Marmor“. — Eine Sache, die bisher unerhört gewesen war, und diejenigen sehr betrogen haben würde, die sich einbilden, daß es ihnen nicht schwer fallen würde, eine Wohnung unter der Erde anzulegen, wenn sie ja genöthigt wären, den Winter unter diesem Himmelsstriche zuzubringen.

Der Schnee pflegt sonst wie bekannt, an den Seeufern weit eher als an andern Stellen zu schmelzen; hier ist es ganz das Gegentheil. Die Wellen schlagen gegen die Schneegebürge die an einigen Orten sehr hoch sind, und lassen tiefe Hölen in denselben zurück, die alle Augenblick einzustürzen scheinen, und dem Auge den fürchterlichsten Anblick darstellen. Kapit. Wood bestieg den Gipfel der Berge auf dieser Insel und sagt, daß er keinen Schnee auf denselben angetroffen habe. Er sahe nichts als

als weisse Bären; eine Art von Kaninchen, die nicht größer als Ratzen, und vermuthlich Bergmäuse waren; Vögel, die den Lerchen gleich sahen und Spuren einiger wilden Thiere. Auf jeder Viertelmeile trifft man einen kleinen Bach von klarem trinkbaren Wasser an, ob es gleich weiter nichts als geschmolzener Schnee ist. Am Meerufer, wo diese Bäche in die See fallen, erblickt man schwarz mit weißgestreiften Marmor. Nahe beym Eise und am Lande ist das Seewasser das salzigste, schwerste und klarste Wasser von der Welt. Man kann auf 80 Klafter tief ganz genau die Muscheln auf dem Grunde der See sehen.

Nachdem wir nun eine Idee von Nova Zembla und von den Produkten dieses Landes gegeben haben, so wünschten wir auch ein gleiches in Ansehung seiner Einwohner thun zu können; aber wir bekennen gern, daß uns hier unsre Wegweiser verlassen. Nur wenige Seefahrer haben von den Zemblianern gesprochen, und die Schilderung, die sie uns von denselben machen, ist so unvollkommen, daß ihre Existenz nichts weiter als eine Chimäre zu seyn scheint. Der größte Theil der Schriftsteller, die über dieses Land geschrieben haben, und alle neuern Reisenden behaupten, daß Nova Zembla keine im Lande geborne Einwohner habe. Findet man ja Menschen daselbst, so sind es Samojeden, die sich in der Mitte des Maymonats dahin begeben, und einzig mit dem Fischfang und der Jagd den ganzen Sommer über beschäftigen.

Die Schilderung, die man uns außerdem von den Zemblianern macht, ist den Samojeden durchaus ähnlich. Diese Wilden sagen selbst, daß es keine andre Einwohner daselbst gäbe, als diejenigen von ihrer Nation, die der Winter da zu bleiben nöthigt, und die, wie sie uns berichten, oft durch einen Nordwind umkommen, der alle natürliche Wärme in kurzer Zeit erstickt, ohngeachtet aller Vorsorge, die man gegen die Wirkungen der Kälte anwenden mögte, und dieses wäre also wohl die Hauptursache, warum diese Insel durchaus unbewohnbar geblieben ist.

F.

II.

II.

Auszüge aus dem ungedruckten Tagebuche eines Reisenden, Toskana. im Jahr 1781.

Toskana ist unter der jetzigen Regierung das glücklichste Land in Italien. Weise Gesetze, ein blühender Handel, und eine steigende Kultur unter einem schönen Himmel. Nichts mangelt den Toskanern, als die gehörige Kenntniß ihres Glücks. Wie weit läßt ihr Beherrscher selbst die besten der Medicis hinter sich zurück! Hat er gleich nicht ein so glänzendes Gefolge von Künsten, wie Kosmus sie in seinem verewigten Jahrhundert hatte, so übertrift er ihn doch in seinen ausgebreiteten Kenntnissen, und in seiner eifrigen Vorsorge für sein Volk, die bey ihm Leidenschaft ist. Künftige Geschlechter werden erst die Früchte der vortreflichen Anstalten und Verordnungen erndten, und in ihren Herzen dem weisen Leopold würdige Denkmäler errichten. Es ist merkwürdig, daß dieser Fürst erst seit einigen Jahren den Werth der schönen Künste kennt und schätzt. Ganz mit der Regierungskunst, und den nützlichen Künsten und Wissenschaften beschäftigt, sah er seine herrliche Gallerie mit großer Gleichgültigkeit an. Keine Anstalt zu ihrem Vortheil, ja nicht einmal ein Besuch, außer die ceremonienmäßigen bey der Anwesenheit durchlauchtiger Gäste. Diese Kälte machte oft die Kunstliebhaber seufzen, und war für Reisende auffallend. Z. B. die so bewunderte Grupe der Niobe mit ihren Kindern, die man 1771 aus dem Pallast Medicis in Rom genommen, und nach Florenz gebracht hatte, war viele Jahre im Pallast Pitti in einem schlechten Geräthezimmer unter unbrauchbaren Mobilien hingestellt, und wartete lange auf einen würdigen Platz. Endlich ist er ihr zu Theil worden, da sich die Scene für die schönen Künste in Florenz so glücklich verändert hat. Durch erweiterte Kenntnisse hat

der Großherzog wahrscheinlich den großen Werth der Künste schätzen lernen, denn er ist seit kurzen ihr eifrigster Beförderer geworden.

Das Vorurtheil, eine außerordentlich schöne Stadt zu sehn, womit ein Reisender gewöhnlich nach Florenz kömmt, betrügt diejenigen, die ihre Erwartungen hochgespannt, und wirklich sehr schöne Städte gesehen haben. Denn unmöglich kann ein unbefangener Mann, wenn er in andern Ländern gewesen ist, mit übermäßigem Lobe von der Schönheit dieser Stadt reden, die alle Achtung verdient, aber viele ihres gleichen hat. Eine Anzahl schöner Statüen, die in der Stadt zerstreut stehn, und zum Theil sehr unschicklich placirt sind, folglich oft wenig ins Auge fallen, machen ja nicht die Schönheit einer Stadt aus. Das so gerühmte Steinpflaster, das aus großen Steinen besteht, ist gut, hat aber bey weitem nicht die Bequemlichkeit der Fußwege in den Straßen zu London. Eine Anstalt, die in ihrer Art die einzige in Europa ist. Hier sind keine große Straßen, noch prächtige Plätze, kurz nichts Auffallendes im Aeußern als einige Palläste, die Domkirche und eine schöne Brükke über den Arno, die übrigen sind nicht zu rechnen. Der große Platz, wo der alte herzogliche Pallast (palazzo vechio) steht, ist der unansehnlichste von allen, obgleich verschiedene Statüen und Grupen hier angebracht sind, die mit dem schlechten Gothischen Pallast einen widrigen Kontrast machen. Sonst ist der Platz mit gemeinen Häusern und der sogenannten Logia besetzt, die zur Zusammenkunst der Kaufleute bestimmt ist. Von welcher Seite man sich auch Florenz nähert, ist der Anblick nicht schön, so wenig als von den Terrassen des großherzoglichen Gartens, wo man die Stadt übersehn kann. Der Prospekt von hier in die umliegenden Gegenden, und besonders ins Arnothal ist sehr reizend, allein Florenz hat an dieser schönen Aussicht nur geringen Antheil. Dieses also ist das Wunder einer schönen Stadt, von welcher einer ihrer Großherzöge zu sagen pflegte, daß man sie den Fremden nur des Sonntags zeigen sollte. Vielleicht mochte diese Prahlerey

lerey im sechzehnten Jahrhundert wohl einigen Grund haben, da außer Italien allenthalben die Künste noch in der Wiege lagen, und selbst die vornehmsten Städte in Europa mit hölzernen Häusern angefüllt waren. Allein die Zeiten haben sich sehr verändert.

Der Florentinische Adel ist der ärmste von allen Hauptstädten in Italien, auch ist der Aufwand desselben nicht besonders glänzend, allein dennoch steht er mit den Einkünften in keinem Verhältniß. Es sind daher schon lange Prachtgesetze auf dem Tapet gewesen, und wenn der Grundsatz richtig ist, daß der Luxus einen großen Staat bereichre, aber einen kleinen zu Grunde richte, so kann es nicht fehlen, daß die Abstellung desselben in diesem Lande die vortheilhaftesten Wirkungen hervorbringen müsse. *)

Der

*) Diesem anwachsenden Uebel abzuhelfen, hat der Großherzog im Anfang dieses Jahres (1782) höchst weise Maaßregeln ergriffen. Nicht durch Gesetze, denen man durch List ausgewichen wäre, und die in diesem Fall gewiß fruchtloß gewesen wären, sondern durch eine schriftliche Ermahnung an sein Volk, und durch sein eigen Beyspiel. Niemand wird ihm an seinem Hofe, nach seiner ausdrücklichen Erklärung, willkommener seyn, als Personen in einem prachtlosen Aufzuge; dieses wird der Maaßstab seyn, wornach er sich bey Besetzung der Stellen und Ehrenämter richten wird. Er empfiehlt den Reichen ihren Glanz in Aufmunterung der Künste, der Manufakturen, des Akkerbau's und in wohlthätigen Handlungen zu zeigen. Alle Briefe aus Florenz sind voll von der erstaunlichen Veränderung, die diese sonderbare Publikation bereits veranlaßt hat. Auch die Toskanischen Tribunale haben weise Verordnungen erhalten, die in Italien eine außerordentliche Erscheinung waren. Der Großherzog empfielt besonders den Kriminalgerichten über die Freyheit der Menschen nicht zu leicht zu entscheiden; bey den Verhören Menschlichkeit, und bey den Eiden Behutsamkeit zu zeigen, die Prozesse so sehr als möglich zu beschleunigen, das Elend der Gefangenen in den Kerkern zu mildern, und sie nicht länger als unumgänglich nöthig ist, darin schmachten zu lassen. Die Jagd hat er auch eingeschränkt, da er sie für ein barbarisches Vergnügen hält.

Der Großherzog ist kein besondrer Freund des Theaters, doch liebt er Komödien mehr als Opern, daher auch bisweilen eine französische Schauspieler-Truppe hier spielt. Dieses ist auch jetzo der Fall. Die Gesellschaft ist nicht schlecht, sondern so gut wie irgend eine in den französischen Provinzen, allein sie spielen vor leeren Bänken, und ohne die Wohlthaten des Fürsten und die Beyträge des Adels, der es Schande halber thun muß, würden sie verhungern. Der widersinnige Gebrauch im Opernhause in den Logen während der Vorstellung Karten zu spielen, herrscht hier so sehr, wie an einem Ort in Italien. Der Lärm, den dieses verursacht, sowohl als die beständigen Besuche aus einer Loge in die andre, vernichtet oft das Vergnügen der andern Zuschauer bey den schönsten Arien. Allein sie sind es gewohnt, und eine vorüberrauschende Empfindlichkeit ist alles, was sie bey solcher Gelegenheit äußern. Sonst ist es dem Ton der vornehmen Italiänischen Damen überhaupt gemäß, keine Aufmerksamkeit auf das Schauspiel zu zeigen. Dieses überlassen sie dem bürgerlichen Frauenzimmer. Ja einige affektiren die größte Unempfindlichkeit bey den vortreflichsten Arien der besten Sänger, und wählen auch wohl vorzüglich diese Augenblikke, wo alles Ohr ist, und die größte Stille herrscht, sich laut zu unterhalten. Nur die Ballette sind der Talismann, der sie aus ihrer Gleichgültigkeit reißt. Dieser Reiz ist unwiderstehlich und erhält die Aufmerksamkeit, wenn gleich die geschmacklosesten Tänze viele Tage hintereinander wiederholt werden. Ueberhaupt sind die Italiäner in diesem Theil des Schauspiels noch sehr zurück. In ihren Balleten ist Erfindung sowohl, als Anordnung und Ausführung gleich schlecht. Da die Geberdensprache nebst allen Talenten, die den großen Schauspieler bilden, in diesem Lande gänzlich unbekannt sind, so kann man auch keinen wahren Ausdruck von den italiänischen Tänzern erwarten. Im Komischen sind ihre Geberden Karrikatur, und im Ernsthaften nichts wie Grimassen. Ihre Stärke besteht im Springen, und in unanständigen Stellungen, allein man sieht keine Spur von Tanzkunst, wovon Noverre die schöne Theorie

gegeben, und durch wundervolle Beyspiele bestätigt hat. Diese sogenannten Ballette dauern Stunden lang, und die Italiäner können sich nicht satt daran sehn. Es ist Schade, daß man zu diesen Possenspielen oft die prächtigsten Theaterverzierungen machen läßt, die alle Bewundrung verdienen.

Die Hauptleidenschaft der Florentiner aber ist, so wie in ganz Italien, vorzüglich Gesang und Buffonerien. Sie hassen jede Art von Schauspiel, wobey man denken muß, und nehmen dagegen mit allem vorlieb, was nur ihre groben Sinne rührt. Da ich vor zwey Jahren hier war, sollte die verlaßne Dido von Metastasio gegeben werden; allein die erste Sängerin, die die Rolle der Dido spielen sollte, erkrankte plötzlich; demohngeachtet ward diese Oper, wo die Dido als Heldin des Stücks, um welcher sich die ganze Maschine wie um den Mittelpunkt herumdreht, ganz unentbehrlich ist, aufgeführt, und zwar viele Tage hintereinander; die Rolle der Dido blieb ganz weg, man sahe also die Dido ohne die Dido. Wenn der Satz jenes Philosophen wahr ist, der behauptete, um ein Volk kennen zu lernen, dürfte man nur dessen Schauspiele beobachten, so kann man wohl keine vortheilhafte Meinung von den Italiänern haben.

Die Toskanische Sprache, vorzüglich die in Sienna, wird für die beste in Italien gehalten. Da diese Provinz die besten Schriftsteller hervorbrachte, und sich am besten mit Verbesserung der Sprache beschäftigte, so gaben sie bey allen ihren Nachbarn den Ton an. Obgleich man aber den Toskanern in Ansehung der Schreibart gefolgt ist, so hat man doch ihre affektirte Aussprache ihnen allein überlassen. Es ist merkwürdig, daß diese eingebildete Schönheit von keiner benachbarten Provinz nachgeahmt worden ist. Im Gegentheil ist das Sprüchwort bekannt: Lingua Toscana in bocca Romana (die Toskanische Sprache in einem römischen Munde.) Unter andern Abweichungen in Betracht der Aussprache, sprechen die Toskaner niemals das C aus, sondern verändern es in ein h.

z. B.

z. B. casa hasa, cavallo havallo, chiesa hiesa, u. s. w. Nirgends hat man so sehr an Verbesserung der Sprache gearbeitet, als hier, und dennoch kann eine Nation, die so vortrefliche Dichter gehabt hat, keinen einzigen eleganten Prosaisten aufweisen. Man hält Algarotti für das beste Muster in der italiänischen Prosa, allein wie tief ist dieser Schriftsteller nicht in seiner Schreibart unter den vortreflichsten Prosaisten Englands, Frankreichs und Deutschlands! Die hiesige Akademie della crusca, ist also ein neuer Beweis, wie fruchtloß dergleichen Sprachgesellschaften sind. Sie hat nicht mehr ausgerichtet, als die französische Akademie in Frankreich, und unsre weyland berüchtigte fruchtbringende Gesellschaft.

Ohngeachtet aller Aufmunterung und der vielen Hülfsmittel, welche die große Gallerie, die Privatkunstsammlungen und die Kirchen den Künstlern darbieten, machen dennoch die Künste hier schlechte Fortschritte. Nichts ist leichter, als die Erlaubniß zu erhalten in den Pallästen zu zeichnen, und vortrefliche Kunstwerke zu kopiren. Die Korridors der großherzoglichen Gallerie, voll antiker Statuen und schöner Gemählde, sind mit arbeitenden Künstlern angefüllt, und den ganzen Tag für jedermann offen. Die einzige Kunst, wenn man es hier zu einem hohen Grad der Vollkommenheit gebracht hat, ist die florentinische Mosaik, die den Namen florentinische Arbeit führet, da sie nirgends als hier gemacht wird. So schön indessen der Glanz, so genau die Nachahmung der Natur, und so stark die Wirkung dieser Steingemählde auch ist, so stehen dennoch deren Arbeiter als Künstler, in einem sehr niedrigen Range, und werden als bloße Mechaniker angesehn. Sie verfertigen Landschaften, Blumenfrüchte und Seestükke, die das Auge bezaubern, und kein Pinsel übertreffen kann. Da diese Arbeiten überaus theuer sind, so werden bloß kleine Stükke davon gemacht, sie würden aber, wenn es verlangt würde, die größten Landschaftsgemählde kopiren können. Die historischen Gemählde sind über die Gränzen dieser Kunst, und nur der römischen Mosaik vorbehalten,

die von der florentinischen dadurch verschieden ist, daß bey der erstern bloß sehr kleine Steinchen, bey der letztern aber viel größre Steine gebraucht werden, die einige Zolle lang sind.

Die großherzogliche Gallerie ist die größte Zierde von Florenz, und beweist, was eine Reihe kunstliebender Fürsten zusammen zu bringen vermögend sind. Ohne eine besondre Klausul der letzten Prinzessin des Mediceischen Hauses, wäre diese herrliche Sammlung bey der Besitznehmung von Toskana des Kaisers Franz I. nach Wien gebracht worden, allein so ist alles in Florenz geblieben; ja man hat von der großen Menge silberner und goldener Gefäße aller Arten, die im alten Pallast aufbewahret werden, nicht das geringste genommen, so sehr auch diese Schätze dem Wiener Hofe bey den großen Kriegen nöthig gewesen wären. Diese prächtige Gallerie ist die Einzige in ihrer Art als ein Ganzes betrachtet, denn nirgends sieht man in einem einzigen Gebäude so viel Kunstwerke aller Arten beysammen. Untersucht man aber die Theile derselben, so wird die Bewundrung etwas herabgestimmt. Eine Betrachtung, die von den großen Lobrednern sehr selten gemacht wird. Unter der Sammlung antiker Bildsäulen, so schätzbar sie auch in der That ist, befindet sich doch nur eine einzige Statue vom ersten Range. Dieses ist die mediceische Venus. Welch ein Vergleich mit den Sammlungen im Klementinischen Museo, im Kapitol und in der Villa Borghese bey Rom! Dieses gilt auch von den Gemählden, die sowohl an Kunstwerth als Anzahl vielen Gallerien in Europa nachstehn müssen. Selbst das herrlichste Gemählde in Florenz, die sogenannte Madonna della sedia von Raphael, ist nicht in der Gallerie, sondern im Pallast Pitti, der Residenz des Großherzogs. Das einzige Auszeichnende dieser großen Kunstsammlung, sind zwey Zimmer mit den Portraits der größten Mahler angefüllt, und zwar alle von der eignen Hand der Künstler gemahlt. Die Anzahl derselben beläuft sich über zweyhundert. Mengs ist der letzte große Mahler, der sein Portrait eingeschickt hat; es

ist von grösserer Form als irgend eins in der Sammlung, auch hat er selbst dessen Platz bestimmt. Der Mahler Battoni in Rom ist auch um das Seinige ersucht worden, da aber dieser Künstler mehr auf Geld als auf Ruhm sieht, so will er lieber auf die Ehre sich in Gesellschaft der größten Meister seiner Kunst sich zu verewigen Verzicht thun, als etwas umsonst arbeiten. Denn da ich gegen ihn in Rom meine Befremdung äusserte, sein Portrait nicht in der Gallerie zu Florenz gefunden zu haben, war seine Antwort: „Ich habe keine Zeit für solche „Arbeit; wenn sie mich bezahlen, werde ich es machen."

Die verstorbene Churfürstin von Sachsen, eine Prinzessin, die sich mit der Dichtkunst, Mahlerey und Tonkunst zugleich beschäftigte, bot dem Großherzog bey ihrem Hierseyn auch ihr Portrait zu seiner Sammlung an, und überschickte es nachher aus Deutschland von ihr selbst gemahlt; sie paradirt hier nicht als Fürstin, sondern als Mahlerin, und zwar mit dem Pinsel in der Hand, doch ist der Rahm des Bildes mit einer großen Krone geziert. Zur Gallerie gehört auch eine Sammlung etrurischer und andrer antiken Gefäße, wie auch viele Geräthe der Alten, sehr künstliche Wachsarbeiten u. s. w. Das kostbarste von Kunstwerken befindet sich in der Tribune, die das Allerheiligste dieses Kunsitempels ist. Dieses ist ein sehr zierliches Kabinet von runder oder vielmehr achtekkigter Form, mit einer Domartigen Dekke, wodurch das Licht hineinfällt. Hier sieht man den Ausschuß der Gallerie; die medireische Venus nebst fünf andern antiken Statuen, verschiedene Gemählde von Raphael, eine vortrefliche Madonna von Corregio, eine Venus von Titian u. a. m. In wie fern die jetzigen Bauveränderungen die Tribune umstalten werden, wird die Zeit lehren. Dieser Bau betrift bloß das Innere der Gallerie, und wird mit dem größten Eifer betrieben. Der Großherzog ist oft selbst zugegen, und muntert die Arbeiter auf. Besonders ist seine Aufmerksamkeit auf einen großen Saal gerichtet, der für die Grupe der Niobe bestimmt ist. Dieser

Saal wird einer der prächtigsten in Europa werden. Man hat die ohnehin schon beträchtliche Anzahl der Galleriezimmer durch neue vermehrt, und alle nur einigermaßen vorzügliche Gemählde aus den großherzoglichen Lustschlössern genommen, um sie in der Gallerie aufzuhängen. Da das Graben nach Alterthümern ehemals mit besondern Beschwerlichkeiten verknüpft war, so hat der Großherzog diesen jetzo abgeholfen, und den Unternehmern durch ein bestimmtes Gesetz alle Aufmunterung gegeben.

Der Pallast Pitti ist die Wohnung der großherzoglichen Familie. Er führt den Namen von seinem ersten Besitzer, der ihn im funfzehnten Jahrhunderte erbaute, allein durch diese Baukosten zu Grunde gerichtet, und gezwungen wurde, ihn wieder zu verkaufen, da ihn denn das mediceische Haus an sich brachte und vergrößerte. Dieser Pallast, der auf einer Anhöhe liegt, ist nicht groß aber schön, prächtig meublirt, und mit herrlichen Freskomahlereyen geziert. Die hier befindlichen Gemählde sind in großer Anzahl, und zum Theil schätzbarer als diejenigen, die man in der Gallerie siehet. Hier ist auch das nie genug zu preisende Gemählde Raphaels, das unter dem Namen der Madonna della sedia bekannt ist, und die heilige Jungfrau mit ihrem Kinde sitzend vorstellt. Es ist nicht über zwanzig Zoll groß, allein wegen der Stärke des Ausdrucks, der in diesem bezaubernden Bilde herrscht, so auszeichnend und auffallend, daß selbst Nichtkenner davon hingerissen werden.

Hinter dem Pallast ist der großherzogliche Garten, der größtentheils aus Terrassen besteht, mit vielen Springbrunnen geziert ist, und einen großen Umfang hat. Uebrigens hat dieser Garten nichts prächtiges, und wird auch ziemlich vernachläßigt. Er dient zum Spaziergange für alle wohlgekleidete Leute. Ich traf hier den Prätendenten an, der sich seit einigen Jahren hier aufhält, und ein sehr einsames Leben führet. Er kommt niemals nach Hofe, und vermeidet auch alle Gesellschaften, weil er auf den königlichen Titel Anspruch macht, den man

man ihm nicht geben will. Eben dieser unbefriedigte Ehrgeitz trieb ihn aus Rom, wo seine Familie seit so vielen Jahren geliebt und bedauert wurde, und wo sein Bruder der Kardinal York noch jetzt in großem Ansehn steht. Vor seiner Vermählung waren viele vom römischen Adel so gefällig, ihm den Majestätstitel zu geben, nachdem er aber seine Gemahlin, eine geborne Gräfin von Stolberg, in den Gesellschaften als Königin aufführen wollte, so brachte dieses die römischen Damen auf. Es wiederfuhren ihm verschiedene Kränkungen, worauf er Rom verließ, und sich hieher begab.

Die hiesige Domkirche ist ausserordentlich auffallend, sowohl wegen ihrer Größe, als auch des farbigten Marmors wegen, womit sie bedeckt ist. Es ist ein würdiges Denkmal der vormaligen republikanischen Herrlichkeit. Dieses gilt auch vom Batisterio das nahe bey der Domkirche, allein von derselben abgesondert, steht. Die Thüren desselben sind von Metall, und in kleine Fächer abgetheilt, worinn Begebenheiten aus der biblischen Geschichte, der Kirchenhistorie und der Legende, auf das vortrefflichste mit unnachahmlicher Kunst vorgestellt sind. Michael Angelo bewunderte diese Thüren so sehr, daß er zu sagen pflegte, sie verdienten die Thüren des Paradieses zu seyn. In diesem Gebäude werden alle Kinder aus der Stadt getauft. Ich erinnere mich nirgends als hier und in Pisa dergleichen abgesonderte Taufgebäude gesehn zu haben.

* * *

Pisa, August 1781.

Man kann Pisa nicht ohne Rührung betrachten. Eine so alte, ehmals so reiche, mächtige und volkreiche Stadt, nunmehr zu dem Grade der Niedrigkeit gesunken, daß sie eine arme Provinzialstadt eines kleinen Staats geworden ist. Der Umfang der Stadt ist sehr beträchtlich, und nimmt noch denselben Raum ein als vormals, da sie der Sitz eines blühenden und kriegerischen Freystaats war; allein die Bevölkerung derselben

beträgt nur 18000 Seelen, daher die Straßen leer und öde sind, und auf vielen das Gras wächst. Dieser Mangel an Menschen verursacht, daß einige 100 Häuser hier unbewohnt sind, und die Miethe der bewohnten in einem höchst niedrigen Preise steht. Die Lebensmittel sind hier auch wohlfeil, und der Luxus gering, daher denn viele arme adliche Familien hier wohnen, und den gänzlichen Verfall der Stadt hindern. Dieser Armuth ohngeachtet werden das gantze Jahr durch hier Schauspiele gegeben, und im Karneval werden prächtige Opern gespielt. Es war ein sehr glücklicher Zufall für Pisa, daß der Graf Orlow diese Stadt im letzten Türkenkriege zu seinem Hauptquartier erwählte. Da Livorno der eintzige Hafen im Mittländischen Meer war, wo die Russische Flotte mit allem versehen werden konnte, so kam sie nach ihren Exkursionen und Expeditionen immer wieder dahin zurück. Da aber wegen der Menge des Adels Pisa dem Grafen besser als Livorno behagte, so ward während dem ganzen Kriege erstere sein Hauptsitz. Die vornehmsten Offiziers folgten seinem Beyspiel, besonders im Winter. Die Entfernung ist nur zwey deutsche Meilen, daher denn alles hier war, und ein seit Jahrhunderten nicht gesehener Ueberfluß in Pisa herrschte, dessen Folgen die Einwohner noch jetzo empfinden.

Wenn man von Massa Carrara oder der genuesischen Seite in die Stadt kommt, so stellt sich sogleich der Domplatz dar, der gantz mit Gras bewachsen ist. In der Nähe stehn wenige Häuser, und wenn es nicht ein Feyertag ist, wird man hier keinen Menschen gewahr, so daß man glaubt an einen bezauberten Ort zu kommen; denn die prächtigen Gebäude dieses Platzes formiren eine überaus herrliche Gruppe, und reissen zur Bewundrung hin. Die Domkirche, das Taufgebäude mit seinen metallenen Thüren wie in Florenz, der hangende Thurm, und der heilige Gottesakker, der campo santo genennt wird, alles dieses steht hier mitten im Grase, wie eine Dorfkirche. Die schönsten Zierrathen der Baukunst sind hier bey den verschiedenen Gebäuden angebracht, die sowohl Größe als Majestät

stät haben, und der hangende Thurm ist der zierlichste in Italien. Der heilige Gottesakker ist ein großes viereckigtes Gebäude von Marmor, das einen Hof umschließt, dessen Erde alle in der Nähe des heiligen Grabes in Jerusalem ausgegraben worden ist. Dieses geschah zu den Zeiten der Kreutzzüge, an welchen die Pisaner auch Antheil nahmen. Da nun jedermann Reliquien aus Palästina nach Europa brachte, hatten sie den besondern Einfall durch diese Art von Heiligthum ihre Stadt zu verherrlichen; daher denn ihre Schiffe, die muthige Krieger und Waffen nach dem gelobten Lande führten, anstatt der gehoften Reichthümer, verwundete Soldaten und Erde zurückbrachten. In dieser heiligen Erde beygesetzt zu werden, ist eine besondre Ehre, die nicht ohne viele Kosten erlangt wird. Das prächtigste Mausoleum in diesem Campo ſanto ist dem Andenken des Grafen Algarotti gewidmet, der hier 1765 gestorben ist. Der König von Preussen hat es diesem seinen gelehrten Freunde (so wie er auch die Asche des Marquis d'Argens zu Aix in Provence geehrt hat) errichten laßen, und selbst die Grabschrift gemacht, die in wenig Worten viel, vielleicht zuviel sagt. Man ließt hier: Algarotti, Ovidii aemulo, Neutoni diſcipulo, Fridericus. Der König hat mit ihm bis an seinen Tod Briefe gewechselt, und hätte er sich von seiner Krankheit wieder erholt, so würde er seinen königlichen Freund nochmals besucht haben.

Eine Stunde von Pisa sind warme Bäder, die stark von den Italiänern besucht werden, besonders seitdem sie seit einiger Zeit auf großherzoglichen Befehl in sehr guten Stand gesetzt worden. Ordnung, Reinlichkeit und Bequemlichkeit herrschen hier, welches man selten in Italien rühmen kann. Der Weg nach diesen Bädern geht bey der prächtigen Wasserleitung vorbey, die ein herrliches Denkmal alter Zeiten ist. Ueberhaupt ist die Gegend bey Pisa sehr reizend, und übertrifft hierinn alle Städte von Toskana. Es ist hier auch eine Universität, die eine Menge Professores hat, allein man hört nicht viel von ihren Arbeiten. So gelehrt sie auch in einigen Fä-

chern seyn mögen, so barbarisch unwissend sind sie in allem, was jenseit der Alpen vorgeht. Deutschland besonders ist für sie eine unbekannte Region. Ich habe hier mit einem Bücher-schreibenden Professor der Mathematik gesprochen, der nie etwas von unserm Leibnitz weder gehört noch gelesen hatte. Diese grobe Unwissenheit herrscht durchaus in Italien, wovon ich unzählige Beyspiele erlebt habe. Die Ursache davon ist größtentheils diese, daß die Italiäner die Erlernung andrer europäischer Sprachen ganz vernachläßigen. Selbst die französische wird in keinem einzigen Lande von Europa, Spanien ausgenommen, so wenig wie in Italien erlernt. Unter 30 Gelehrten findet man kaum einen, der diese Sprache versteht; an andre Sprachen ist gar nicht zu denken. Denn ein Italiäner, der ohne gereist zu seyn, bloß aus Liebe zu den Wissenschaften die englische oder deutsche Sprache erlernt, ist ein Phenomen, das man schwerlich in gantz Italien antreffen wird. Sie haben daher nicht den geringsten Begriff von den Schönheiten der großen englischen Dichter und Prosaisten. Was die deutsche Litteratur betrifft, so kommt sie bey ihnen nicht in die geringste Betrachtung, worüber ein Deutscher sehr artige Komplimente allenthalben hören wird, wenn man ihn aus einem andern Lande zu seyn glaubt. Der Versuch des ehrlichen Neapolitaners Bertola unsre großen Dichter unter dem Titel: Le muse Allemanne zu übersetzen, oder vielmehr zu travestiren, hat auch den Endzweck nicht erreicht noch erreichen können, und ist daher Makulatur geworden.

Pisa ist indessen beträchtlicher als Sienna, wo auch eine Universität ist. Diese letzte Stadt liegt auf dem Wege von Florenz nach Rom, und wird daher von durchreisenden Fremden stark besucht. Das dortige Frauenzimmer ist das schönste in Toskana. Hier ist es, wo man sich rühmt am besten italiänisch zu reden. Ich habe mich schon über diesen Punkt erklärt, und kann durchaus diesem affektirten Dialekt keinen Beyfall geben. Die Pretensionen der Sienneser aber gehen noch weiter; sie wollen auch für die witzigsten in Italien gehalten

werden,

werden, und bemühen sich daher ihren Witz in seltsamen Redensarten zu zeigen. Ich sahe auf dem öffentlichen Spatziergange einen Kavalier, der zwey Damen führte, diesem begegnete ein fremder Opernsänger, der, indem er seine Verbeugung machte, von dem Sienneser folgenden Gegengruß empfieng: Ihr Sklave Herr Instrumentenbegleiter. Dieses Kompliment erregte ein Gelächter, wodurch der arme Virtuose gantz beschämt wurde. Dieß mag zur Probe des Sienesischen Witzes dienen. Die Armuth ist in Sienna eben so groß, wo nicht größer als in Pisa, und von dem ehmaligen Flor sind wenig Ueberreste geblieben. Die Domkirche ist davon das vornehmste Denkmal. Sie ist ungemein groß, und von aussen gantz mit schwarzem und weissem Marmor bedeckt, welches einen sehr auffallenden Anblick verursacht.

* * *

Livorno, 1781.

Diese Stadt giebt einen überzeugenden Beweis, welche Wunder durch weise politische Anstalten in kurzer Zeit bewirkt werden können. Ein unbedeutender Ort mitten in einem Lande das voller Seehafen ist, und überdem in der Nachbarschaft einer sehr reichen Stadt, die in dem langen Besitz einer ausgebreiteten Handlung war. Wie wenig Wahrscheinlichkeit war hier zu einem schleunigen Flor, und daß man der stoltzen Nachbarin in der Handlung den Rang ablaufen würde. Indessen ist es geschehn, und zwar ohne eine ausserordentliche politische Revolution. Da Amsterdam seinen Handlungsflor auf den Verfall von Antwerpen gründete, so waren gantz andre wirkende Ursachen vorhanden, als hier zwischen Livorno und Genua. Es ist die einzige Stadt in ganz Italien, deren Flor steigend ist *) Ihre Volksmenge ist schon bis auf 45000 angewachsen,

*) In Triest ist der Handel auch steigend, allein obgleich in dieser Stadt italiänisch gesprochen wird, so gehört sie doch nicht zu Italien, sondern zu Deutschland.

gewachsen, und vermehrt sich täglich. Ich war vor 6 Jahren hier und finde jetzo den Unterschied in vielen Dingen sehr merklich. Da Livorno also eine neue Stadt ist, so muß man hier weder Alterthümer noch neue Werke der Baukunst in prächtigen Kirchen und Pallästen suchen, so wenig als Bildergallerien und Statuensammlungen. Dieses ist künftigen Zeiten vorbehalten. Indessen sieht man dafür eine ausserordentliche Industrie, Fabriken, Manufakturen und Schiffarth. Kein Hafen am ganzen mittländischen Meer, selbst Marseille nicht, wird so stark besucht als der hiesige. Man sucht auch von Seiten der Regierung alles hervor die Handlung zu begünstigen. Komerzfreyheit, Traktaten mit den barbarischen Staaten, ostindische Handlung, Toleranz und gute merkantilische Gesetze.

Die Juden genießen hier ausserordentliche Freyheiten, auch wimmelt hier alles von diesem Volk. Sie geben sich mit aller Art von Handel ab, besonders haben sie Korallfabriken hier, die nicht ihres gleichen in Europa haben. Ein sehr sonderbares Projekt verdient erzählt zu werden, um so viel mehr, da an dessen Ausführung wirklich gearbeitet worden ist. Einige deutsche Offiziers, die sich auf der Russischen Flotte im letzten Türkenkriege befanden, und den berüchtigten Ali Bey persönlich kennen gelernt hatten, kamen mit verschiedenen hiesigen Juden überein, diesem damals glücklichen Rebellen den Antrag zu thun, für einen gewissen Preis Jerusalem der jüdischen Nation zu überlassen. Diese Stadt war zu der Zeit in seiner Gewalt, und seine Begierde nach Reichthümern war unersättlich. Ali Bey willigte ein, allein er forderte sehr große Summen, und Unterstützung von Rußland zu seinen weitern Unternehmungen. Da dem Interesse dieses Staats die Schwächung seines mächtigen Feindes, von welcher Seite sie auch geschah, nicht anders als vortheilhaft seyn konnte, so ward ihm auch unter der Hand Beystand versprochen, und die Juden in Livorno, die bereits glänzende Entwürfe machten, sich mit der Garantie großer Höfe schmeichelten, und vielleicht gar von

Aus-

Aufbauung des Tempels träumten, schrieben an ihre Glaubensgenossen in England und Holland. Die verlangten Summen machten die geringsten Schwierigkeiten aus, und wer weis, wie weit es noch mit diesem seltsamen Plan gekommen wäre, wenn nicht ein unerwarteter Feind dieser Unterhandlung auf einmal ein Ende gemacht hätte.

Der lange Aufenthalt der Russischen Flotte in diesem Hafen, wo sie mit allen Bedürfnissen versehn, und ihre gemachten Prisen hingebracht wurden, verschafte der Stadt ausserordentliche Vortheile, für welche denn manches übersehn werden mußte. Die Russen rechneten auf diese Nachsicht so sehr, daß sie sich Vergehungen erlaubten, die wohl in keinem Lande ungeahndet geblieben wären. Zum Beweis mag folgendes dienen: Der Hund eines Russischen Offiziers, der seinem Herrn in die Stadt folgte, verlief sich bey der Thorwache unter die Gewehre, und verursachte einige Unordnung. Es war natürlich, daß die Schildwache dieses Thier verjagte, welches denn auch durch eine unsanfte Bewegung des Fußes geschah. Der Russe, durch diese Behandlung seines Hundes beleidigt, fiel mit seinem Stock über die toskanische Schildwache her, und prügelte erbärmlich drauf loß. Das Geschrey setzte die ganze Wache mit ihrem Offizier in Bewegung, der seinen Soldaten der Wuth des Angreifers entziehn wollte, dadurch aber den Zorn des Russen vermehrte, und von ihm mit demselben hölzernen Maaße gemessen wurde. Das Sonderbare bey diesem Vorfall war, daß er keine weitern Folgen hatte.

Es war dem Mahler Hakert in Rom, einem Brandenburger, aufgetragen worden, die Russischen Siege zu mahlen. Da nun die Verbrennung der Türkischen Flotte bey Tschesme, die vorzüglichste Kriegsbegebenheit war, so ließ der Graf Orlow, um dieselbe dem Mahler desto lebhafter vorzustellen, im Hafen von Livorno ein Schif anzünden. Dieses war die Ursache, und nicht der lächerliche Bewegungsgrund, der von vielen angeführt wird, daß nehmlich der Graf den

Herzog

Herzog von Glocester mit einem Feuerwerk von einer außerordentlichen Art habe regaliren wollen. Eine Menge Mahler aus allen Provinzen von Italien, kamen nach Livorno, dieses sonderbare Schauspiel zu sehn. Ob sie etwas mehr als Feuer und Rauch gesehn haben, und ob dieses weite Reisen verdiene, ist eine andre Frage; genug Hakert mahlte diesen Brand der Flotte, wie auch andre See-Expeditionen der Russen, und wurde von der großen Katharina kaiserlich belohnt.

Obgleich Livorno weder große Palläste noch prächtige Kirchen hat, so fehlt es doch nicht an sehr zierlichen Häusern, die inwendig aufs herrlichste geschmückt sind. Der Englische Konsul Dyk, hat diesen Luxus bis zu einem Grad der Ausschweifung getrieben, der in Italien selbst bey Fürsten unbekannt ist. Sein außerordentlich großes Haus wird in Sommer- und Winter-Apartements abgetheilt, und jeder Theil ist von den Tapeten an bis zu dem kleinsten Geräthe verschieden, und mit einer spitzpfündigen Wahl für eine gewisse Jahreszeit bestimmt. Dieses Raffinement ist bekanntlich in Frankreich erfunden, und wird auch daselbst wirklich von einigen Großen in Ausübung gebracht; allein bisher ist diese Mode noch wenig in andern Ländern nachgeahmt worden, daher sie beym Ritter Dyk desto auffallender war. Indessen leistete ihm dieser Luxus sehr wesentliche Dienste. Der Graf Orlow wurde davon so eingenommen, daß er sich bey ihm einquartirte, und ihm die Besorgniß der Bedürfnisse für die Russische Flotte übertrug. Dieses überaus wichtige Geschäft war in den Händen eines deutschen Negozianten, Namens Frank, dessen Handlungshaus das ansehnlichste in Livorno, und dem der Graf besondre Verbindlichkeit schuldig war. Er hatte auch sein schönes Haus angeboten, allein da unglücklicherweise die Distinktion der Sommer- und Winterzimmer daselbst fehlte, so ward jenes vorgezogen, und dieser Wahl folgten auch die Geschäfte, die der Engländer so wohl verstand, daß er nach einer genauen Berechnung über eine Million Zechinen dabey gewonnen hat. Man glaubte den hindangesetzten Frank damit zu entschädigen, daß

er

er vom Russischen Hofe zum General-Konsul in Italien mit einem großen Gehalt ernannt wurde. Er verbat aber diesen Posten unter dem Vorwand überhäufter Geschäfte. Die Kaiserin aber, deren große Seele wichtige Dienste nicht unbelohnt lassen wollte, gab ihm anehnliche Handelsprivilegien, die seine Schiffe in allen Russischen Häfen geniessen.

Die Kaffehäuser hier, sind die schönsten in Europa. Nichts übertrift ihre geschmackvolle Verzierungen; allenthalben sind Spiegelgläser angebracht, und des Abends sind sie so außerordentlich erleuchtet, als ob man ein Fest feyern wollte. Die Gastfreyheit, die die Livorneser so wenig wie die andern Italiäner kennen, wird hier vollends durch einen sonderbaren Gebrauch verspottet, der einer reichen Handelsstadt keine Ehre macht. Ein jeder Fremder nehmlich muß im Schauspielhause bey seinem Eintritt doppelt bezahlen. Widersetzt sich der Fremde dieser inhospitabeln Verordnung, so wird ihm der Eingang verwehrt. Ist Sprache, Anstand und Kleidung völlig italiänisch, und man kennt ihn nicht, so wird er für einfache Bezahlung hereingelassen, allein im Fall der Entdekkung setzt er sich einer Beschimpfung aus. Wenn man auch diesen niederträchtigen Gebrauch damit beschönigen wollte, daß die Theaterlustbarkeiten hier vorzüglich für die Livorneser bestimmt wären, die zu allen Zeiten dazu beytrügen, und man daher, mit Hindansetzung aller üblichen Höflichkeit, bloß auf ihren Vortheil Rücksicht genommen hätte; so könnte man doch fragen, ob denn die Mayländer, Genueser und Römer in diesem Betracht nicht eben sowohl Fremde in Livorno wären, als der Deutsche und Engländer? oder, ob die Ultramontaner allein Fremde in dieser Stadt sind? Ein Wort, womit unsre witzigen Nachbarn jenseit des Rheins genau denselben Begrif verbinden, den die Griechen und Römer bey dem Wort Barbar dachten. Dem sey wie ihm wolle, so ist dieser abgeschmackte Gebrauch bloß der Stadt Livorno eigen, und ist ohngeachtet aller Finanz-Spekulationen noch nirgends nachgeahmt worden. Z.

III.

Beyträge zur Geschichte der Mathematik, in den ältesten und mitlern Zeiten.

Keine Wissenschaft wurde in den Jahrhunderten der Unwissenheit und Barbarey weniger kultivirt, als die Mathematik. Man begnügte sich mit demjenigen, was die alten Griechen hierüber geschrieben hatten, und auch diese Schriften verstand man höchst unvollkommen. Die Worte: Mathematiker, Zauberer und Sterndeuter, waren synonym. Im funfzehnten Jahrhundert wurden die ersten Bücher der Geometrie in lateinischer Sprache gedruckt. Dieses waren elende Auszüge und Uebersetzungen aus den Werken des Aristoteles, mit Fragmenten aus dem Euklides vermischt. Endlich fieng man im sechszehnten Jahrhundert an, sich mit Eifer auf die Mathematischen Wissenschaften zu legen. In diesem großen Zeitpunkt, wo Amerika und der neue Weg nach Ostindien entdeckt wurden, die Künste so außerordentlich in Italien blüheten, und die wohlthätige Kirchen-Reformation geschah; kurz, wo alles sich vereinigte die Kräfte der Menschen zu erwecken, und ihre Begriffe zu erweitern. Man theilte die Mathematik in folgende Hauptzweige: Die Arithmetik, die Algebra, die Geometrie, die Mechanik, die Optik, die Acoustik oder Theorie der Töne, woraus die Musik entspringt, und die Astronomie.

Die Arithmetik oder Zahlenwissenschaft hat den ersten Rang in der Mathematik. Man glaubt, daß Thales der erste unter den Griechen gewesen, der sich damit befaßt, und daß er diese Kenntniß nebst vielen andern von den Egyptiern erlangt habe; wir wissen aber nicht, was er auf seinen Reisen in Ansehung der Zahlen und Berechnungen eigentlich lernte. Von den Lehren des Pythagoras über diese Materie sind wir besser unterrichtet. Er bemühete sich die Eigenschaften der Zahlen

len zu untersuchen, und machte sonderbare Bemerkungen über jede derselben. Seiner Meinung nach, stellte die Einheit oder die erste Zahl, die Gottheit vor; sie kündigte die Ordnung und den Frieden an, die aus der Vereinigung der Gesinnungen entstehn. Also eins war eine gute Zahl, aber zwey war das Gegentheil, und bezeichnete die Veränderung, Uneinigkeit und Unordnung. Die Zahl Drey wurde von den Schülern des Pythagoras sehr geehrt. Dieser Weltweise behauptete, daß die erhabensten Geheimnisse darin verborgen lägen, und daß Drey die Wiedervereinigung anzeige, die gewöhnlich durch eine dritte Macht zwischen zwey entgegengesetzten geschieht. Vier ist eine geheiligte Zahl, weil das Viereck eine vollkommene Figur ist: Ueber die Zahlen Fünf und Sechs wurden wenig Bemerkungen gemacht. aber desto mehr über die Zahl Sieben, die bey den Griechen und Römern so hoch geachtet wurde, daß man sich bemühete, alles durch Sieben zu berechnen. Sie gaben daher vor, daß es Sieben Himmel gäbe, Sieben Planeten, Sieben Hauptmetalle, Sieben ursprüngliche Farben, und Sieben Töne in der Musik, daß in Betracht des Menschen, seines körperlichen Baues, Temperaments, und seiner Lebensdauer, man allemal die Wirkungen der Zahl Sieben beobachten müsse, und daß alle Sieben Jahre der menschliche Körper Erschütterungen erlitte. Diese Berechnung hat sich bis auf unsre Zeiten unter dem Namen der Stufenjahre erhalten. Die Zahl Neun war bloß schätzbar, weil sie aus dreymal Drey zusammen gesetzt war. Nach der Einheit wurde die Zahl Zehn für die vollkommenste gehalten, weil man durch die Wiederholung und Vervielfältigung derselben, die größten Berechnungen macht.

So läppisch uns auch diese Zahlen-Philosophie scheint, so schätzten sie die Alten doch sehr, weil sie vom Pythagoras herkam, und er sie aus Egypten gebracht, wo sie der berühmte Hermes Trismegistus selbst gelehrt hatte. Eine Rechenkunst, die nur bis zehn zählte, konnte nicht zu schweren Berechnungen gebraucht werden; indessen ist doch die simple Decimal-Rechnung

lange Zeit hinreichend gewesen, die Stunden, die Tage, die Jahre, die Entfernungen, und selbst die Höhe des Nils zu berechnen. Alles dieses konnte durch bloße Zusätze geschehn. Da aber der Handel sich ausbreitete, und die Phönizier den ihrigen mit so gutem Erfolg betrieben, waren bestimmtere Berechnungen vonnöthen, daher entstanden nach und nach die Vier Regeln, die noch jetzo die Grundlage unsrer Rechenkunst unter der Benennung der Vier Spezies ausmachen. **Euklides** sowohl als **Archimedes** dehnten diese Wissenschaft sehr aus. Letzterer antwortete einem Unwissenden, der ihn herausforderte die Sandkörner am Meer zu zählen, daß dieses nicht schwer sey; er fing auch in der That gleich an zu berechnen, wie viel Sandkörner ein kleiner bestimmter Raum enthielte, dieser Raum wurde hernach so oft vervielfältigt, daß er mit Wahrscheinlichkeit die an einem großen Seeufer sich befindenden Sandkörner bestimmen konnte. Eine andre Berechnung, die aber auch nicht schwer war, war noch auffallender. Er nahm eine Menge Mohnkörner, die fünfmal kleiner als Haberkörner waren, und sagte, wie viel Maaß davon einen Raum von einigen Meilen in der Länge, Breite und Höhe enthalten würde. Diese Berechnungen geschahen durch das, was man die Progressionsmethode nennt; auch glaubt man, daß **Archimedes** sich derselben zuerst bedient habe.

Indessen verstrichen zwölf Jahrhunderte, ehe man sie wieder brauchte, und ihre Nutzbarkeit einsah. Im Jahr Tausend unsrer Zeitrechnung, ereignete sich in **Indien** ein Vorfall, der da bewies, daß es in jenem Weltheil große Rechenmeister gäbe. **Ardschir**, König von **Persien**, hatte das Triktrakspiel erfunden, und war stolz darauf. Der König von **Indien** war eifersüchtig auf diesen Ruhm, und suchte sich auch durch eine dergleichen Erfindung hervorzuthun. Die **Indianer**, um ihrem König zu gefallen, bemüheten sich ihm hierin nachzuahmen. Einer unter ihnen, Namens **Sessa**, erfand daher das Schachspiel. Der Monarch konnte es nicht genug bewundern,

und befahl dem Erfinder, selbst die Belohnung für sein sinnreiches Werk zu bestimmen. Sessa, dessen Ideen allezeit lebhaft waren, verlangte so viel Körner Getreide, als es Fächer im Schachbrett gäbe, nehmlich 64, aber immer in allen Fächern verdoppelt. Der König fand anfänglich, daß er zu bescheiden sey, und befahl ihm zufrieden zu stellen; aber man erkannte bald, daß die Progression der Körner unermeßlich wäre, und so groß auch der Getreidevorrath in allen Staaten des Königs sey, man doch hiezu beyweitem nicht genug hätte. Hievon wurde Bericht erstattet; der König, dessen Bewunbrung für diesen seltsamen Mann hiedurch aufs höchste stieg, rief ihn nach Hofe, und machte ihn zum Großvizier. Alcesadi, ein Arabischer Mathematiker, hat das Getreide berechnet, daß man Sessa hätte geben müssen, und fand, daß es ein Hausen von 12 deutschen Cubikmeilen ausgemacht haben würde.

Die Rechenkunst kam durch die Kreuzfahrer nach Europa. Im Jahr 1400 erfand ein Grieche, Namens Menuel Moskopule, das Magische Viereck, oder machte es wenigstens in unserm Welttheil bekannt; denn die Reisenden berichten, daß diese Art von Spiel in Indien und China seit langer Zeit im Gebrauch sey. Die Astrologen bedienten sich dieser sogenannten magischen Vierekke beym Nativitätstellen, und die Zauberer, wenn sie durch Zahlen wahrsagen wollten. Einige artige Berechnungen wurden schon im funfzehnten Jahrhundert gemacht. Man fand daß 12 an einem Tisch sitzende Personen ihre Plätze 628,800 mal verändern konnten; daß man mit den 24 Buchstaben des Alphabets mehr als 25,760,000 ganz verschiedene Bände machen könnte, und zwar jeden Band von 100 Seiten, jede Seite von 100 Zeilen, und jede Zeile von 60 Buchstaben. Folgender Vers:

Tot tibi sunt dotes, Virgo, quod sidera coelo.

kann 376 mal verändert werden, ohne das Silbenmaaß zu verlieren, allein das Ganze wird Unsinn.

Die Egypter drückten die Zahl durch Karaktere aus, die uns ganz unbekannt sind, und die Juden brauchten dazu Buch-

staben ihres Alphabets. Neune davon stellten die 9 ersten Zahlen, 9 andre die Zehne, und 9 die Hundert vor. Wenn sie Tausend ausdrükken wollten, so nahmen sie zu dieser letzten Klasse einige Buchstaben aus der erstern. Die Phönizier, die man für die Erfinder der Schreibkunst hält, bedienten sich wahrscheinlich auch dieser Buchstabenzahlen. Von ihnen erhielten sie die Griechen, die diese Methode auch beständig beybehalten. Die Römer ahmten sie nach, nur mit dem Unterschiede, daß sie viel weniger Buchstaben brauchten, alle ihre Zahlen auszudrükken. Diese römische Zahlen, die noch bisweilen bey uns gebraucht werden, haben endlich den weit bequemern Arabischen nachstehn müssen. Es war im eilsten Jahrhundert, als wir diese von den Arabern erhielten, daher die Ziffern arabisch genennt werden, ob man gleich sagt, daß sie ursprünglich aus Indien herkommen.

Der berühmte Gerbert, ein Franzose, brachte diese Zahlenart von den arabischen Universitäten nach Frankreich. Er hatte verschiedene Jahre in Toledo studirt, wo damals die berühmteste hohe Schule dieses Volks war. Die rohen Christen der damaligen Zeit glaubten, daß man daselbst die Magie lehre, weil die Wissenschaften mit mehr Freyheit in den muhamedanischen als christlichen Städten getrieben wurden. Gerbert lernte hier die Arithmetik, die Geometrie, die Astronomie und die Musik. Man hat noch einen seiner Briefe, worin er die Lehrart erklärt, mit der man ihm diese Ziffern beygebracht hat. Außer den Ziffern, bereicherte er auch sein Vaterland mit andern wichtigen Entdekkungen, und bahnte sich den Weg zu seinem großen Glück. Er wurde Kanzler von Frankreich, nachher Erzbischof von Reims, und endlich Pabst unter dem Namen Silvester II. Uebrigens hatten diese Ziffern nicht die nehmliche Form, wie unsre jetzigen. Sie haben sowohl als unsre Buchstaben in der Form eine Veränderung erlitten, wie man in allen Manuskripten sehen kann. Indessen wurde die Nul allemal wie jetzo ausgedruckt. Im Arabischen heißt sie ciffra; ein Wort, das in dieser Sprache auch nichts

bedeu-

bedeutet, woher denn wahrscheinlich das deutsche Wort Ziffern seinen Ursprung hat.

Von Gerberts Zeiten bis zum funfzehnten Jahrhundert wurden in der Arithmetik sehr geringe Progressen gemacht. Man bediente sich dieser Wissenschaft zwar bey schweren Abtheilungen und Zusammensetzungen, allein sie war nicht hinreichend tiefsinnige Berechnungen zu machen, daher man zur Algebra seine Zuflucht nahm. Dieses Wort ist Arabisch; man behauptet aber, daß der erste Algebraist ein griechischer Mathematiker, Namens Diophantes, war, der im vierten Jahrhundert, unter dem Kaiser Julian lebte. Er hatte dreyzehn Bücher arithmetischer Fragen geschrieben, wovon sechs mit den Kommentarien des Planudes noch vorhanden sind. Dieser letztere war ein Griechischer Mönch, den wir auch der Sage nach, die Kenntniß der Esopischen Fabeln, und der Anthologie der Griechen zu danken haben.

Wenn auch gleich Diophantes der Ersinder der Algebra war, so bediente er sich doch nicht der Zeichen, die wir von den Arabern gelernt haben, auch waren seine Kenntnisse in dieser Wissenschaft in Vergleich mit den unsrigen sehr eingeschränkt. Diophantes hatte zur Schülerin eine liebenswürdige Person, Namens Hypatia, Tochter des Astronomen Theon aus Alexandria. Sie machte schnelle Progressen in der Dichtkunst, Philosophie und Mathematik. So abstrakt auch die neue Methode des Diophantes war, begrif sie sie doch völlig, und hielt darüber selbst Lehrstunden, wo jedermann zulief, und mit Bewunderung zuhörte. Unglücklicherweise lebte Hypatia in einem Jahrhundert, wo es gefährlich war, so gelehrt zu seyn; es brauchte nicht mehr um den Verdacht der Magie auf sich zu ziehn, und das Wort Bezauberung, das man jetzt bey den Damen als eine Galanterie braucht, wurde damals buchstäblich zum großen Nachtheil der gelehrten Frauenzimmer genommen. Hypatia war eine Heidin; die Christen, deren schon eine große Anzahl in Alexandria wohnte, behan-

helten sie als eine Zauberin. Sie wurden durch ihren Bischof dazu angereizt; es geschah ein Auflauf, und die schöne Philosophin kam jämmerlicherweise ums Leben. Wir wissen nicht, ob Diophantes ein ähnliches Schicksal hatte; genug, dessen Schriften wurden, gleich vielen andern, Jahrhunderte lang vergessen, und im Funfzehnten erst ins Lateinische übersetzt.

Den großen Nutzen der Algebra erkannte man erst im siebenzehnten Jahrhundert, da Descartes sie auf die Geometrie und Physik anwandte, wodurch hernach der große Neuton fähig wurde, in die Geheimnisse der Natur zu dringen. Man glaubt insgemein, daß Lucas de Burgo, ein Italiänischer Mönch, zuerst die Algebra in Europa bekannt gemacht. Er lebte und schrieb über die Mathematik im funfzehnten Jahrhundert. Sein Werk wurde im Jahr 1494 gedruckt. Andre halten die Bekanntmachung dieser Wissenschaft für älter, und schreiben sie dem Leonard von Pisa zu. Was besonders zu ihrer Ausbreitung diente, waren die großen Streitigkeiten, die zwischen Florido, einem Schüler des Lucas de Burgo und Tartaglia, einem großen Italiänischen Mathematiker und Mechaniker entstanden. Sie wetteiferten mit einander auf den hohen Schulen zu Padua und Bologna. Der berühmte Cardanus mischte sich in diesen Streit. Tartaglia hatte ihm einen Theil seiner Wissenschaft mitgetheilt, dieser wollte sich Kardan anmaßen, unter dem Vorwand, daß er sie vervollkommnet hätte; hieraus entstanden neue Zänkereyen, die nicht eher als mit dem Tode des Tartaglia, im Jahr 1557 aufhörten. Kardan verfertigte algebraische Regeln, die noch jetzo befolgt werden. Seine Schüler in dieser Wissenschaft waren Giovanni Kolla, Lowigi Ferrari und Raphael Bombelli.

Man schreibt die Erfindung der Geometrie den Egyptern zu, die sie zur Ausmessung ihrer vom Nil überschwemmten Aecker brauchten. Nachher wandten sie diese Wissenschaft auf

auf andere Gegenstände an, endlich formirten sie eine kleine elementarische Geometrie, die der Weltweise Thales von ihren Priestern lernte, und nach Griechenland brachte. Zu den geometrischen Wahrheiten, die er in Egypten geschöpft, fügte er andre hinzu, die er selbst entdeckt hatte. Er erwarb sich die Bewunderung dieses außerordentlichen Volks und ihres Königs Amasis. Da er auf seiner Rückreise durch Lydien gieng, blieb er eine Zeitlang bey dem Heer des Krösus, der damals gegen den großen Cyrus zu Felde lag. Er leistete dem Lydischen Monarchen einen wichtigen Dienst, durch die Ableitung des Flußes Halys, obgleich dadurch der Untergang des Krösus blos verzögert wurde. Nachdem Thales in sein Vaterland zurück gekommen war, stiftete er die berühmte Jonische Schule, zu welcher man von allen Seiten zuströmte. Die schöne Aspasia von Miletus war unter seinen Schülern, und zeigte Griechenland in der liebenswürdigsten Buhlerin das gelehrteste Frauenzimmer ihres Zeitalters.

Der Weltweise Anaximander war ein Mitschüler der Aspasia. Er begnügte sich aber nicht an der Ehre ein großer Geometer zu seyn, sondern wollte die Gesetze und den Gottesdienst verbessern; dieses zog ihm eine Gefängnißstrafe zu, wo er sich beschäftigte die Quadratur des Cirkels zu suchen. Man erzählt auch, daß er sie gefunden habe, obgleich unsre größten Geometer dieses Problem für unauflößlich halten.

Pythagoras machte große Progressen in der Geometrie. Auch er hatte in Egypten aus der Quelle geschöpft, aber er gieng viel weiter, als die Schüler des Hermes. Er erklärte die interessantesten Aufgaben in dieser Wissenschaft, unter andern diejenige, die beym Euklides die Sieben und vierzigste ist, und opferte für diese Entdekkungen den Göttern eine Hecatombe. Vielleicht hatte Pythagoras damals noch nicht das System angenommen, das er seinen Schülern einprägte nichts zu essen, was Leben gehabt hätte. In alten Gemählden wird dieser Weltweise gemeiniglich mit einem Stabe in der Hand vorgestellt,

 weil

weil man sagt, daß er beym Spatzierengehn immer einen mit sich führte, um damit im Sande geometrische Figuren zu zeichnen.

Plato hat eigentlich nichts über die Mathematik geschrieben, indessen schätzte er diese Wissenschaft sehr hoch. Er nannte Gott den ewigen Geometer, und ließ über die Thür der Akademie dieser berühmten Schule, deren Stifter er war, folgende Innschrift setzen. Diejenigen, die die Geometrie nicht verstehen, dürfen hier nicht hereinkommen. Gleich nach Plato reden die Geschichtschreiber vom Hippokrates aus Chio. Er war anfangs ein Kaufmann, wurde aber hernach ein großer Mathematiker, und ist der erste, der über die Anfangsgründe der Geometrie geschrieben hat. Seine Werke sind verlohren gegangen, allein wir kennen verschiedene seiner Auflösungen von Problemen. Auch Democrit, der große Weltweise, legte sich auf die Geometrie.

Die Entdekkung der konischen Sektionen wird von einigen dem Eudox, und von andern dem Menechmes, seinem Schüler zugeschrieben. Eratosthenes verbesserte die Manier, Probleme dieser Art aufzulösen, und hatte den Apollonius aus Pamphilien zu seinem Schüler. Dieser, der den Beynamen der große Geometer erhielt, schrieb verschiedene Bücher über diese Sektionen, wie auch einen Traktat de maximis et minimis. Von diesen Werken ist ein großer Theil bis zu uns gekommen, und man hat sie ins lateinische übersetzt.

Die größten Mathematiker waren unstreitig Euklides und Archimedes. Der erste, der dreyhundert Jahr vor Christi Geburt zu Alexandria unter der Regierung des ersten Ptolomeus lebte, ist vorzüglich durch seine Elemente der Geometrie berühmt, ein Werk das größtentheils noch vorhanden ist. Euklides schrieb davon nur dreyzehn Bücher, wozu einer seiner Schüler Namens Hipsikles aus Alexandrien zwey andre hinzufügte.

Zwischen

Zwischen Euklides und Archimedes verdient Aristaeus erwähnt zu werden. Er war ein berühmter Geometer, und der erste, der das Maas der festen Körper unter allen Figuren und Formen bestimmte, und auf diese Art den Grund zur zusammengesetzten Geometrie legte.

Archimedes war ein Sicilianer, und lebte zu Sirakus zweyhundert und funfzig Jahre vor Christi Geburt. Dieser sonderbare Mann wandte allen seinen Fleiß auf die Geometrie und Mechanik. Ein Theil seiner Werke ist uns übrig geblieben. Es ist bekannt, daß Archimedes umkam, da Sirakus von den Römern mit Sturm erobert wurde. Er hatte die Stadt lange durch die sinnreichsten Maschinen vertheidigt, deren Wirkung ganz ausserordentlich war, und fast allen Glauben übersteigt.

Es währte lange, ehe sich die Römer mit der Mathematik beschäftigen; sie verachteten diese Wissenschaft, und hielten sie für unnütz. Sie bedienten sich derselben bloß zur Verbesserung ihres Kalenders, und Abtheilung der Aecker, und bildeten sich nicht ein, daß die Geometrie ihnen im Kriege Vortheile verschaffen, und auf die Mechanik angewandt werden könnte.

Den Arabern haben wir die Erhaltung der mathematischen Wissenschaften zu verdanken, da sie im christlichen Europa gänzlich unbekannt waren. Wir haben oben erwähnt, daß Gerbert, weil er dieselben studirte, für einen Zauberer gehalten wurde, und daß er zu diesem Volke gieng, seine Wißbegierde zu befriedigen und Kenntnisse zu holen, so wie es Thales und Pythagoras in Egypten gethan hatten. Ein Araber Namens Naßir Eddin oder Koja Neßir schrieb einen Kommentar über den Euklides, der noch in den Bibliotheken vorhanden ist. Die Chineser hatten damals auch geometrische Kenntnisse, allein sie waren gering; denn dieses so fälschlich gerühmte Volk ist noch jetzo nicht im Stande, ohne Hülfe der Europäer einen Kalender zu machen.

Im sechszehnten Jahrhundert wurden die Werke des Euklides, Archimedes, Proklus und Theodosius bekannt, und verschiedene geschickte Geometer zeichneten sich aus, worunter die Deutschen Regio-Montanus und Purbach, die Italiäner Tartaglia und sein Schüler Maurolycus, und die Franzosen Viete, Forcadel und Fine die berühmtesten waren. Auch der große Mahler Albrecht Dürer schrieb ein Buch über die Geometrie in deutscher Sprache, das sich aber vornehmlich auf die Malerey und Zeichenkunst bezog.

Die Erfindung der Mechanik, diese so nützliche Wissenschaft, die die Kräfte des menschlichen Geistes in wundervollen Wirkungen zeigt, verliert sich im höchsten Alterthum. Es ist merkwürdig, daß der erste Mechaniker, dessen die Geschichte Meldung thut, eine so vortreffliche Maschine verfertigte, daß sie noch niemals, ja selbst in unsern an mechanischen Meisterstükken so reichen Tagen, hat nachgeahmt werden können. Dieses war eine künstliche Taube, die den Flug lebendiger Tauben genau nachahmte. Die Art, wie Architas, der sinnreiche Erfinder, diese Maschine gemacht hat, ist unbekannt. Wahrscheinlich errieth er die Gesetze der Schwere und der Bewegung, und kalculirte die Kraft und Geschwindigkeit der Körper. Er erfand auch die Schraube und den Wirbel, den man brauchet etwas in die Höhe zu winden. Nach seinem Tode wurde die Mechanik wenig getrieben. Plato vernachläßigte sie, und schrie sie als eine unnütze Kunst aus. Man muß erstaunen, daß er ihren Werth nicht erkannte.

Aristoteles that der Mechanik noch mehr Schaden, ob er sie gleich hochschätzte, denn er wollte Grundsätze für die Bewegung, Ruhe, Schwere, Widerstand und Geschwindigkeit der Körper festsetzen, und verlohr sich darüber in dunkeln und unverständlichen Schlüssen. Er verfertigte aber weder selbst Maschinen, noch setzte er durch seine Theorie seine Schüler im Stande, dergleichen zu erfinden. Es war erst zwey Jahrhunderte hernach, daß Archimedes sich über diese eitle Spekulatio-

nen

zen erhob, die Mechanik mit dem größten Erfolg kultivirte, und ihre Gesetze klar und gründlich entwikkelte. Nicht zufrieden, wie Aristoteles, weitschweufig über das Gleichgewicht zu reden, bestimmte er die Ursache desselben, und bis zu welchem Punkt es verrükt und wieder hergestellt werden könnte. Er unterstand sich dem Hiero, König von Syrakus, seinem Verwandten zu sagen: Gieb mir einen sichern Punkt ausserhalb der Erde, so will ich diese bewegen. Archimedes ist bereits als Geometer genannt worden, da er in dieser Eigenschaft große Achtung verdient, allein als Mechaniker reißt er uns zur Bewundrung hin. Man sagt, daß er der Erfinder von vierzig sehr wichtigen Maschinen gewesen sey. Da aber ein Theil seiner Schriften verlohren gegangen, so kennen wir auch nur einen Theil seiner Entdekkungen. Das Hebezeug zu großen Lasten, die Wasserschraube, die in der Hydraulik von so großen Nutzen ist, hat man ihm zu verdanken. Er vervollkommnete die Theorie und den Gebrauch des Hebebaums und des Wirbels. Aber seine Kriegsmaschinen übertrafen alles. Die Römer, die ihre schreckliche Wirkungen aus eigner Erfahrung kannten, bedienten sich derselben hernach die Welt zu erobern.

So wie Archimedes in seiner Kunst wenig Vorgänger hatte, so waren auch einige Jahrhunderte durch seine Nachfolger in geringer Anzahl. Ktesibius, der im zweyten Jahrhundert unsrer Zeitrechnung zu Alexandria lebte, folgte seinen Fußstapfen. Man schreibt ihm die Erfindung der Pumpen und der Wasser-Uhr zu; auch sagt man, daß er eine Wasserorgel verfertigt habe. Heron Schüler des Ktesibius übertraf ihn noch. Er behauptete, daß der Hebebaum eigentlich die Hauptmaschine wäre, von der alle andre ihren Ursprung hätten. Er verbesserte eine Maschine des Archimedes, die ungeheure Lasten fortzubringen diente. Er verfertigte Automate vermittelst Triebfedern und Gewichte, und war auch der erste, der sich der Kraft des Windes, und der Elasticität der Luft bediente, seine Maschinen in Bewegung zu bringen.

Philip

Philip von Bizanz und einige andre Schüler des Heron arbeiteten noch an Verbesserung der Kriegs-Maschinen, allein nach ihm blieb die Mechanik über tausend Jahr lang in Vergessenheit. Da man wieder anfieng sich mit ihr zu beschäftigen, so geschahe es mit so viel Dunkelheit, und so wenig Nutzen, als es vormals vom Aristoteles geschehn war. Man hatte damals für diesen Weltweisen die ausschweifendste Hochachtung, und wollte in allen Wissenschaften keinen andern Lehrer als ihn anerkennen. Dennoch finden wir, daß der berühmte Boetius im sechsten Jahrhundert schöne mechanische Kunstwerke machte. Auch wurden dem Kaiser Karl dem Großen sehr sinnreiche Stükke überreicht. Albertus Magnus hatte, wie man sagt, ein bewunderungswürdigen Automat verfertigt. Imgleichen machte der berühmte Roger Bacon, der sich über alle Wissenschaften ausbreitete, Entdekkungen in diesem Fach. Allein man sieht nicht, aus welchen Büchern sie diese Kunst schöpfen konnten, es müßte denn aus Archimedes Schriften geschehn seyn. Endlich fiengen im sechszehnten Jahrhundert Kardan und Tartaglia an, über diese Materie zu schreiben. Die Zeit näherte sich, wo diese Wissenschaft vervollkommnet, und auf alle Künste mit Nutzen angewandt werden sollte. Wir genießen nunmehr diese Vortheile in einem hohen Grade, und keine Wissenschaft giebt in unsern Tagen zu so viel neuen Entdekkungen Anlaß, als die Mechanik.

Man kann die Optik halb zur Mathematik und halb zur Physik rechnen. Sie wird gegenwärtig in die Dioptrik, Katoptrik, und Perspectiv abgetheilt. Keine Wissenschaft war den alten weniger bekannt, als die Optik, sie vermischten sie ganz mit der Physik, von der sie auch sehr schlecht unterrichtet waren. Die Anatomie des Auges kannten sie sehr unvollkommen, noch weniger wußten sie, auf welche Art das Licht hereindringt, wie es darinn reflektirt wird, den optischen Nerven berührt, und uns diejenige Empfindung verschafft, die wir das Sehen nennen. Pythagoras, Plato und Aristoteles glaubten, daß aus unsern Augen Partikelchen ausgiengen, die, indem

dem sie den Partikelchen der äußern Gegenstände begegneten, und sich mit denselben vermischten, das Sehen zuwege brächten. Ihre Lehre über diese Materie war so dunkel als unvernünftig. Die Schüler und Bewunderer des Aristoteles sind ihm lange hierinn gefolgt, und man hat viel Mühe gehabt diese Wahrheit zu begreifen, die jetzo so sehr bewiesen ist, daß nehmlich unser Auge sich bloß leidend beym Sehen verhält, daß die Lichtstralen die Häute und Feuchtigkeiten unsrer Augen durchdringen, bis sie die Seh-Nerven nach verschiedenen Strahlenbrechungen berühren, die sie alsdenn auf demselben Wege nach neuen Refraktionen wieder zurück schikken. Auf die Gesetze dieser Strahlenbrechungen ist die Wissenschaft der Dioptrik gegründet. Die Katoptrik hingegen ist die Lehre von der Zurückprallung der Strahlen, daher die Kunst Spiegel zu machen zu diesem Theil der Optik gehört.

Ptolomäus von Alexandria, der als Physiker, Mathematiker, Astronom und Geograph berühmt ist, war der erste, der die Strahlenbrechung in unsern Augen errieth. Er erkannte, daß die Strahlen der Sonne und der Sterne sich beym Durchgang durch unsern Luftkreis brechen, woraus er schloß, daß unser Augapfel, der auch eine Art von Atmosphäre zwischen dem Seh-Nerven und den äußern Gegenständen formirt, die Strahlen hinderte, ungebrochen zu unsern Augen zu gelangen. Auf diese Weise legte Ptolomäus den Grund zur Dioptrik; allein es dauerte sehr lange, ehe diese Wissenschaft einige Fortschritte machte. Die Schriften der Araber, als des Alfarabus, Ibaheiten und Alhazen verbreiten kein neues Licht über diese Materie. Endlich erschien Roger Bacon, der die Möglichkeit einsah, Ferngläser und Telestope zu verfertigen, wie man in seinen Werken deutlich sehen kann. Dieser große Mann lebte im dreyzehnten Jahrhundert, und folglich in einer für die Wissenschaften höchst unglücklichen Zeit. Seine Entdekkungen wurden nicht genutzt, er selbst wurde verfolgt, und erst nach einem Zeitraum von mehr als dreyhundert Jahren, nachdem die Ferngläser erfunden waren, las man die

Werke des Bacon von neuen, und fand, daß diese Entdekkung schon von ihm eingesehn worden war.

Es war erst im sechszehnten Jahrhundert, daß Maurolikus, ein Sicilianer und Schüler des Tartaglia wichtige Entdekkungen in der Dioptrik machte. Er fand, daß man den Augen der Weitsehenden durch konvexe, den Augen der Kurzsichtigen aber durch koncave Gläser zu Hülfe kommen müsse, daher schreiben ihm auch einige die Erfindung der Brillen zu. Andre sind der Meinung, daß man schon im dreyzehnten Jahrhundert sich der Brillen bedient habe. Indessen ist es doch gewiß, daß Maurolikus der erste gewesen, der diesen Gebrauch durch Gründe bestimmt hat.

Johann Baptista Porta, ein Neapolitaner von ausserordentlicher Gelehrsamkeit, beförderte auch die Progressen der Optik. Man findet in einer seiner Schriften unter dem Titel: die natürliche Magie, die erste Idee von der magischen Laterne und der Camera Obskura. Auch hatte Porta die Idee ein konvexes Glaß an die äußersten Ende eines Rohres zu bevestigen, und daraus ein Fernglas zu machen. Nach und nach entstanden hieraus die Teleskope und die großen astronomischen Tubi. Es war im Jahr 1590, als Zacharias Johnsen ein Deutscher, das erste Fernglas in Deutschland verfertigte, obgleich einige dem Sohn eines Professors aus Franecker in Frießlaml *) die Ehre dieser Entdekkung zuschreiben. Dennoch waren die Ferngläser im Jahr 1600 noch wenig bekannt. In den ersten Jahren des siebenzehnten Jahrhunderts aber fieng Galilei an, mit demselben die Sterne zu beobachten. Ein deutscher Kapuziner-Mönch fügte zu den zwey Gläsern noch zwey andre, und verwandelte auf diese Weise das Fernglas in ein vier gläseriges Teleskop. Der berühmte Hughens ein Holländer, und Kampani, ein Italiäner, verbesserten dieses Instrument, mit welchem Kaßini nachher neue Sterne

*) andre geben einen Arbeiter aus Alkmar in Holland für den Erfinder an.

Sterne entdeckte. Dieses ist die Geschichte des Teleskops. Was das Mikroskop betrifft, so ist dieses eine neuere Erfindung, die ausserhalb den Gränzen dieser Fragmente liegt.

Die Farbenkenntniß gehört zum physischen Theil der Optik, und hat mit der Mathematik nichts gemein. Die alten haben uns nichts genugthuendes über die Farben gelehrt, weder über ihren Ursprung noch über ihre Anzahl. Pythagoras, Plato und Aristoteles wußten hiervon sehr wenig, auch war man im sechszehnten Jahrhundert nicht weiter gekommen. Nur allein glaubte man 7 Farben im Regenbogen zu unterscheiden. Erst im siebenzehnten Jahrhundert, führte Marcus Antonius de Dominis, ein Italiäner und Erzbischof von Spalatro, neue und bessere Gründe über den Regenbogen an, und entwikkelte die Theorie seiner Farben. Der große Neuton gieng nachher noch viel weiter, allein seine Entdekkungen gehören nicht hieher.

Die Spiegel sind seit undenklichen Zeiten bekannt, allein nur die metallenen, denn die gläsernen sind von neuer Erfindung. Eine Stelle im Aristophanes giebt Ursache zu glauben, daß die Brennspiegel in Griechenland schon zu Sokrates Zeiten bekannt waren. Archimedes bediente sich derselben bey der Vertheidigung von Syrakus. Er stellte einen oder verschiedene Brennspiegel auf die Spitzen der Thürme, die den Hafen der Stadt umschlossen, und als die römische Flotte sich näherte, fielen die von den Spiegeln aufgefangene Sonnenstralen zurück auf die feindliche Schiffe, und verbrannten sie. Diese sonderbare Anekdote ist von so viel glaubwürdigen Schriftstellern bestätigt worden, daß man an der Wahrheit derselben nicht zweifeln kann. Indessen weiß man nicht wohl zu erklären, wie Spiegel eine so erschreckliche Wirkung haben zuwege bringen können. Verschiedene Mathematiker haben geglaubt, daß durch Vereinigung einer großen Anzahl Brennspiegel in einem eintzigen Fokus, man in solcher Entfernung etwas anzünden könne. Der Herr von Buffon hat diese Meynung bestätiget,

tiget, und zwar durch einen ungeheuren Spiegel, den er aus 400 Kleinen, die einen halben Fuß im Quadrat hatten, zusammen setzen ließ. Da alles sich hier in einem Brennpunkt vereinigte, so war die Kraft zu einem solchen Grad gestiegen, daß man in einer Entfernung von 140 Fuß Bley und Zinn schmelzen, und in einer viel größern Weite einen Haufen von trokkenen Holz und Heu anzünden konnte.

Man hat lange gestritten, ob die Alten die Perspektive gekennt haben. Verschiedene Herkulanische Gemälde sowohl als auch einige Stellen in den Schriften der Alten, über die Physik und Geometrie scheinen die Streitfrage zu ihrem Vortheil zu entscheiden. Doch war sie von ihnen nicht in ein Kunstsistem gebracht worden; sie begnügten sich zu mahlen, was sie sahen, und die Körper und Gegenstände zu messen, die sie erreichen konnten. Es geschahe erst im sechszehnten Jahrhundert, daß man die Perspective in die Reihe der Wissenschaften setzte. Sie gehört zur Optik, mit der sie einerley Regeln hat, und giebt besonders der Mahlerey Gesetze. Peter del Borgo, ein Italiäner, wird von den mehresten für den Erfinder der Perspektive gehalten. Er schrieb ein weitläuftiges Werk über diese Materie, das aber verlohren gegangen ist, man kennt es blos aus den Lobsprüchen seiner Nachfolger. Indessen schreiben doch die nehmlichen Verfasser nicht die ganze Ehre der Erfindung dem Borgo zu. Sie behaupten, daß die Griechen sie gekannt haben, daß der Dichter Aeschylus für sein Theater Verzierungen machen ließ, die, wie die unsrigen, Entfernungen vorstellten. Der Mahler, der dieses ausführte, hieß Agatarchus. Er theilte seine Methode, wie man sagt, dem Demokritus und Anaxagoras mit. Es scheint, daß die Regeln dieser Wissenschaft dem Vitruvius nicht ganz unbekannt waren, allein er hat sie nicht erklärt.

Der erste Verfasser, von dem wir einen Traktat über die Perspektive haben, ist der berühmte deutsche Mahler, Albrecht Dürer. Dieses ist dasselbe Werk, wovon schon oben

bey

bey den geometrischen Schriften geredet worden ist. Dieser große Mann wandte alle seine physischen und mathematischen Kenntnisse auf seine Kunst an, welches auch seine Nachfolger gethan haben. Unter diesen waren vorzüglich Balthazar Peruzzi ein sehr geschickter Maler aus Sienna, und Johann Kousin, ein berühmter französischer Maler, der sich besonders in der Glasmalerey hervorthat.

Daniel Barbaro, ein Venetianer, und Patriarch von Aquileja, schrieb im Jahr 1568 einen Traktat über die Perspektive, worinn er ausserordentlich viel Gelehrsamkeit auskramte. Es war vornehmlich für die Baumeister bestimmt. Man sieht annoch daß Vignole, Palladio, Alberti und andre große Italiänische Architekte ihre perspektivische Arbeiten nach den Grundsätzen des Barbaro geordnet haben. Seitdem ist diese Wissenschaft ganz aufgeklärt und vervollkommnet worden.

Die Akustik oder die Theorie der Töne ist auch ein Theil der Mathematik. Auf diese Wissenschaft ist die Tonkunst gegründet. Wir sind unfähig zu urtheilen, wie weit die Alten es in der Musik gebracht, da keine von ihren Schriften über diese Materie bis zu uns gekommen ist. Man weiß indessen, daß Pythagoras und andre Griechische Philosophen, die Töne berechnet, abgemessen, und die Regeln der Harmonie ergründet haben. Sie gaben vor, diese Harmonie von den Sternen an bis zu der einfachsten ländlichen Melodie zu kennen. In den Jahrhunderten der Unwissenheit, wurde diese schöne Kunst äusserst vernachläßigt und entehrt. Unsre Vorfahren in diesem Zeitalter athmeten nichts als Krieg. Da alle Künste ihnen verächtlich schienen, so hatte die Musik kein besser Schicksal. Die Erlernung der Singkunst, oder irgend eines Instruments, würde einen Edelmann beschimpft haben. Eben so wenig beschäftigten sich die Damen damit. Sie begnügten sich mit Gauklern, die ihnen vorsingen und vorspielen musten. Im sechszehnten Jahrhundert fieng man an die Musik näher kennen zu lernen; viele angesehene Leute legten sich darauf, allein

noch war kein Buch über diese Kunst erschienen, und die Wörter Harmonie und Melodie wurden in Gesellschaften für pedantisch gehalten.

Die Astronomie gehört sowohl zur Mathematik als zur Physik, welche letztre Wissenschaft bey dem Studio der Astronomie unentbehrlich ist. Diese wurde, wie fast alle andre Wissenschaften von den Alten entdeckt, und bis zu einem gewissen Grad gebracht, hernach aber während zwölf Jahrhunderten vernachläßigt, oder übel verstanden. Es war erst im sechszehnten Jahrhundert, daß sie gleichsam aus der Asche wieder hervorging, und einen höhern Flug nahm; seitdem sind die astronomischen Entdekkungen interessanter geworden, und bis zu dem jetzigen Grad der Vollkommenheit gestiegen.

Man versichert, daß die Chaldäer die ersten Astronomen gewesen. Ihr Land und Klima war zu Beobachtung der Sterne ungemein bequem. Die Erde war größtentheils eben, und der Himmel beständig heiter. Indessen haben die Egyptier den Chaldäern den Ruhm streitig gemacht, diese Wissenschaft zuerst getrieben zu haben. Es ist aber wahrscheinlich, daß die erstern blos die Beobachtungen ihrer Nachbaren genutzt, mit neuen vermehrt, sie geordnet, berechnet, und mit Fabeln und Allegorien verziert haben.

Von Chaldäa und Egypten kamen die astronomischen Kenntnisse nach Tyrus in Phönizien, und von da nach Griechenland. Auf der andern Seite verbreiteten sie die Magen oder Feuerpriester in Persien, und in andern asiatischen Reichen, vorzüglich aber in Babylon, von da die Astronomie bis nach Indien kam. Die Griechischen Philosophen nahmen die astronomischen Kenntnisse mit in ihre physikalische Systeme auf. Thales, Demokrit vornehmlich aber Pythagoras waren zu ihrer Zeit die größten Meister in dieser Wissenschaft. Auch waren sie bis zur Quelle gegangen, denn sie hatten einige Jahre in Egypten zugebracht.

Plato und Aristoteles betrachteten den Himmel und die Sterne bloß als Physiker.

Ungefähr 250 Jahr vor unsrer Zeitrechnung ward Alexandria gleichsam der Mittelpunkt des astronomischen Reichs. Diese egyptische Hauptstadt, stand in genauer Verbindung mit ganz Asien, Griechenland und Italien, daher kam die daselbst errichtete astronomische Schule in großen Flor. Aus dieser Schule, die unter dem Schutz der Ptolomeer, Könige von Egypten stand, kamen Eudoxius, Aristarch, Eratosthenes, Euklides, Konon, Hypparch, Sosigenes der zu Julius Cäsars Zeiten lebte, und endlich der große Ptolomeus, Verfasser des Almagest und eines Weltsystems, dem man so lange gefolgt, und das gewissermaßen, wie die Basis der Astronomie, angesehen worden ist. Ob man gleich jetzo die Fehler und das Unzureichende desselben erkannt hat, so verdient der Autor doch unter den sinnreichsten und tiefsinnigsten Philosophen eine ansehnliche Stelle. Ptolomeus und seine Schüler vereinigten beständig die Mathematik mit der Astronomie, denn sie sahen ein, daß nur die erste die letzte vervollkommnen konnte.

Die Alexandrinische Schule brachte nach dem Ptolomeus noch einige geschickte Männer hervor, unter andern Theon, Vater der unglücklichen Hypatia; man gewöhnte sich aber bloß jenen großen Meister zu kommentiren, dessen vornehmstes Werk die große Zusammensetzung heißt; ein Titel, den die Araber durch das Wort Almagest übersetzt haben. Die Römer machten keine Progressen in der Astronomie. Sie legten sich vornehmlich auf die Geographie, da sie diese Wissenschaft zu ihrem Entwurf nöthig hatten, die ganze Erde zu erobern. Ptolomeus verbesserte auch die Geographie, und verfertigte Landkarten, die er vereinigte; daher war er auch bey den Römern in großer Achtung, und der Kayser Antoninus arbeitete ihm nach. Indessen ist es die Geographie, worinn Ptolomeus die größten Fehler gemacht hat.

Die Lehre dieses Weltweisen wurde aber in den barbarischen Zeiten ganz vergessen. Die Araber, da sie Alexandria eroberten, verbrannten die berühmteste Bibliothek in der Welt, und vernichteten alle Wissenschaften. Allein zweyhundert Jahr nachher suchten die Araber sie wieder herzustellen. Der Kalif Almanon, der im neunten Jahrhundert in Babylon regierte, ließ den Almagest in seine Sprache übersetzen; die astronomischen Berechnungen brachten die Mathematik wieder im Gang, die hernach in allen muhamedanischen Ländern eifrig getrieben wurde. Unglücklicher Weise fanden die Araber Geschmack an der Astrologie und allen Arten von Wahrsagungen. Die falschen Meynungen, die aus den Grundsätzen der verborgenen Wissenschaft flossen, thaten der wirklichen Astronomie viel Schaden, so wie die Alchimie der wahren Chimie gethan hat. Man war seit langer Zeit in Europa gewohnt, alle Wissenschaften aus dem Orient zu erhalten; die Schriften des Aristoteles wurden daher erst aus den arabischen Uebersetzungen ins lateinische übersetzt. Im dreyzehnten Jahrhundert ließ der Kaiser Friedrich II. aus derselben Quelle den Almagest des Ptolomeus holen, und wenig Jahre nachher zog Johann de Sacrobosco Professor der Universität zu Paris aus demselben einen Traktat über die Sphäre, der großen Beyfall erhielt, und 200 Jahre lang den Studierenden in der Physik und Astronomie zum Elementarbuch diente.

Ungefähr um die nehmliche Zeit erlangte Alphonsus X. König von Kastilien von den Mauren seinen Feinden diejenigen Kenntnisse, die ihn in den Stand setzten, seine berühmten astronomischen Tabellen zu verfertigen. Im vierzehnten Jahrhundert hatten die Könige von Frankreich Karl V. und Karl VI. an ihren Höfen Astrologen und Astronomen, die über diese Materien Bücher schreiben mußten. Peter Dailly, Kanzler der Universität zu Paris, unternahm den Kalender zu verbessern. Diese Bemühungen, die Wissenschaften wieder herzustellen, waren schwach; sie beweisen aber, daß man sich

damals

damals damit beschäftigte. Die Erfindung der Magnetnadel, wenn sie auch nur die Wirkung des Zufalls gewesen ist, setzte indessen die Menschen in Stand, große Seereisen zu thun, und diente die Astronomie zu verbessern. Die Portugiesen umschifften Afrika, und Kolumbus entdeckte eine den Alten unbekannte Welt. Man sahe einen neuen Himmel und neue Konstellationen. Durch alle diese Entdekkungen erhielten die Astronomie und die Geographie eine andere Gestalt. Purback und sein Schüler Regiomontanus thaten einen nähern Flug zum Himmel, als ihre Vorgänger, ohne unser Klima zu verlaßen. Endlich legte Kopernikus, aus Thorn in Westpreussen, den Grund zur großen Revolution im Kosmographischen System und in der Astronomie. Er starb im Jahr 1543 überzeugt von der Wahrheit seiner Meynungen, obgleich er sich nicht zu glauben unterstand, daß alle Welt denselben beypflichten würde, wie es geschehen ist. Nach dem Kopernikus trat Tycho de Brahe auf, und versuchte einen Mittelweg zwischen den Systemen seines Vorgängers und des Ptolomeus festzusetzen. Allein seine Absicht schlug ihm fehl. Indessen muß man gestehn, daß er ein großer Astronom war.

Gegen das Ende des nehmlichen Jahrhunderts verbesserte der Pabst Gregorius XIII. den Kalender. Die Arbeit, die dieses erforderte, und die Kritik, die darüber von Seiten der Protestanten gemacht wurde, verbreitete ein neues Licht über die Astronomie. Alles schien sich in diesem Zeitpunkt zum Vortheil dieser Wissenschaft zu vereinigen, da Kepler und Galilei, zwey der größten Astronomen aller Zeiten, sich beeiferten, die Astronomie mit neuen Entdekkungen zu bereichern. Kardan, der auch unter die großen Astronomen dieser Zeit gehört, war im Jahr 1577 gestorben. Allein keiner als vorbesagte beyde berühmte Männer leisteten dieser Wissenschaft so große Dienste. Ihr Verdienst um dieselbe ist von niemand, als von dem unsterblichen Neuton übertroffen worden.

Es war im Jahr 1252, daß Alphonsus X. König von Kastilien seine astronomischen Tabellen bekannt machte. Die

dazu erforderliche Unkosten waren ungeheuer für einen Monarchen, der nicht sehr mächtig war; denn die Könige von Kastilien besaßen damals nur einen Theil von Spanien. Er ließ eine große Anzahl Astronomen aus allen Ländern der Welt kommen, und unterhielt sie mehrere Jahre in einem seiner Palläste. Man sagt, daß ihm diese Unternehmung 400,000 Dukaten gekostet habe. Die Christen waren damals so unwissend, daß alle Mathematiker, die Alphonsus zu dieser Arbeit brauchte, Juden oder Muhamedaner waren. Das sonderbare Bon mot dieses Königs ist bekannt, nehmlich daß, wenn ihn Gott bey Erschaffung der Welt zu Rathe gezogen hätte, alle Dinge weit besser angeordnet seyn würden. Indessen mußte er selbst erfahren, daß mit allen seinen Helfern, er zur Weltschöpfung sehr üble Rathschläge gegeben haben würde; denn sobald seine Tabellen erschienen, machte ein Araber Namens Alboacen eine sehr beissende Kritik darüber, die man so gegründet fand, daß die Astronomen des Alphonsus gezwungen waren, viele wichtige Artikel einzuräumen und abzuändern. Auf diese Weise wurden also die Alphonsischen Tabellen noch bey Lebzeiten des Alphonsus verbessert, und in der Folge ganz fehlerhaft und unbrauchbar gefunden.

Von den Kometen hatten die Alten sonderbare Begriffe. Aristoteles glaubte, daß es Meteore unsers Luftkreises oder brennende Ausflüsse wären, die sich von den Sternen abgesondert hätten. Seitdem bildeten sich die Astrologen ein, daß Gott sie in ausserordentlichen Fällen schickte, um wichtige Begebenheiten anzukündigen. Tycho de Brahe war der erste, der vermuthete, daß es Sterne wären, die ihren Lauf am Firmament über dem Monde nähmen. Er machte sehr gute Bemerkungen darüber, und zeigte den Astronomen gleichsam den Weg, dem sie so glücklich seitdem gefolgt sind. Man hat dem Lauf der mehresten Kometen nachgespäht, und schon ist man im Stande, bey vielen ihre Wiederkunft zu bestimmen. Der Weltweise Seneka war der einzige unter den Alten, der von diesen Himmelskörpern muthmaßte, daß sie Sterne, und so alt wie

wie die Welt wären, daß sie einen bestimmten Lauf hätten, und zu gewissen Zeiten wiederkämen. Er spricht hievon im 7ten Buch seiner natürlichen Fragen, und fügt folgende schöne und auffallende Bemerkung hinzu. „Es wird eine Zeit kommen, „wo die Nachwelt sich wundern wird, daß uns Naturgeheim„nisse verborgen geblieben sind, die sie durchdrungen hat. Der „Fleiß und die Bemühungen unsrer Abkömmlinge werden der „Welt klar zeigen, was uns gegenwärtig dunkel scheint; aber „wenige Jahre, selbst wenige Jahrhunderte, getheilt zwischen „dem Studiren und dem Tumult der Leidenschaften, sind nicht „hinreichend, die am Firmament verborgene Geheimnisse auf„zuklären."

Die Namen, die man den Konstellationen gegeben, und die Figuren, die, wie man geglaubt hat, die Sterne am Horizont bildeten, sind die Frucht der poetischen Einbildungskraft der Griechen, die sich ergötzten alles zu verschönern, was sie sahen. Kopernikus war nicht der erste, der die Unbeweglichkeit der Erde im Mittelpunkt der Welt verwarf, und die Bewegung derselben um die Sonne glaubte. Pythagoras sagte schon, daß die Erde eine cirkelförmige Bewegung um die Region des Feuers hätte, durch welche er ohne Zweifel die Sonne verstand. Philolaus und Timeus von Lokris seine Schüler haben es noch deutlicher gesagt, und nach ihnen Aristarch von Somes. Plato selbst scheint in seinem Alter dieser Meynung gewesen zu seyn, und seine Lehre, daß die Sonne sich um die Erde bewegte, bereuet zu haben. Aber alle diese alten Weltweisen hatten ihre Meynungen nicht in ein astronomisches System gebracht, man kannte damals keines. Ptolomeus, der der erste war, der eines verfertigte, nahm die Meynung des Aristoteles an, der die Erde im Mittelpunkt, und unbeweglich glaubte.

Kopernikus wurde wegen seines Systes nicht verfolgt, weil man sich nicht vorstellte, daß es angenommen werden würde; aber im Anfang des folgenden Jahrhunderts wurde Galilei

lilei in die Inquisition gesetzt, weil er sich schon viel Anhänger gemacht, und man sich einbildete, daß er der Erzählung des Moses wiederspräche. Man beeiferte sich im sechszehnten Jahrhundert noch so sehr allenthalben etwas wunderbares zu finden, daß obgleich die Theorie der Sonnen- und Mondsfinsternisse damals sehr bekannt war, man sich doch einbildete, daß es bisweilen deren ausserordentliche gäbe, die wieder die Ordnung der Natur wären. Von dieser Art, sagte man, wäre diejenige Sonnenfinsterniß gewesen, die bey dem Tode Christi entstanden wäre. Luc Gauric ein berühmter italiänischer Astrologus, der bey der Königin von Frankreich Maria von Medicis in großen Gnaden stand, schrieb eine Abhandlung in lateinischer Sprache, in welcher er beweisen wollte, daß diese Finsterniß gegen den gewöhnlichen Lauf der Sonne gewesen sey.

Die Meinung über die Mehrheit der Welten gehört auch zum Theil zur Astronomie. Thales und sein Schüler Anaximenes, Pythagoras, Heraklides und alle Pythagoreer, Epicur und Demokrit, glaubten insgesammt, daß es eine unzählbare Menge Welten gäbe, und daß jeder Stern eine Sonne sey. Alexander hatte vielleicht von dieser Meinung gehört, weil die Geschichte erzählt, daß er bey der Betrachtung weinte, von so vielen Welten nur eine erobern zu können. Plutarch, der diese Anekdote erzählt, sagt, daß er weit entfernt sey, die Mehrheit der Welten zu verwerfen, daß er sie vielmehr sehr wahrscheinlich fände. Plotinus, Schüler des Plato, sagte, daß die Erde vielleicht der kleinste aller Sterne, und folglich aller Welten wäre. Favorinus, ein berühmter Platoniker, sagte, daß es viel Sterne gäbe, die wir nicht kennten, und folglich viel Welten, von denen wir nicht hätten reden hören.

Der Mond aber hat vorzüglich die Vermuthung erregt, daß er bewohnt sey. Die Flekken, die man allda selbst vor der Erfindung der Ferngläser gewahr wurde, veranlaßten die Meinung,

mung, daß es in diesem Himmelskörper, Berge, Thäler und Meere gäbe. Im vierzehnten Jahrhundert, machte der Kardinal Kusa tiefsinnige Bemerkungen über den Karakter der Planetenbewohner. Die Mondbürger hielt er für sehr arme Leute ohne Kraft und Tugend. Plutarch erzählt eine Unterredung, die er mit einem Priester des Saturnus gehabt hat, der sich einbildete, daß die Elisäischen Felder im Monde wären. Die Reisen, die Kolumbus und Amerikus Vespucius nach Amerika, und Drake und Magelan um die Erde gemacht hatten, schienen so wunderbar, daß man damals nicht zweifelte, auch einstens zum Mond gelangen zu können. Man schrieb über diesen Gegenstand viele Bücher, worunter sich das Werk des Antonius Mizaut, eines französischen Mathematikers besonders auszeichnete. Es führte den Titel: Die Geheimnisse des Mondes. Mizaut, durch das Ansehn einiger Alten unterstützt, behauptete, daß die Sonne als der Vater, und der Mond als die Mutter der Natur betrachtet werden müßten, und daß diese beyde Himmelskörper die Nahrung und den Wachsthum der Pflanzen und Thiere beförderten. Er bemerkt, daß die Egyptischen und Hermetischen Philosophen die Vereinigung der Sonne und des Mondes, die Vermählung des großen goldenen Hahns mit der schönen silbernen Henne nannten. Dieses Ehepaar dürfte sich nicht einander aus den Augen verlieren, weil eins das andre erleuchten und erwärmen müsse. Hermes Trismegistus hat schon gesagt, daß die Nacht dem Monde, so wie der Tag der Sonne unterworfen sey, und in den Hymnen des Orpheus findet man, daß beyde Gestirne di Augen der Welt genannt werden.

Der Einfluß des Mondes auf unsre Erde war außerordentlich ausgedehnt, vornehmlich aber wurde dieser Einfluß für den Landmann von großer Wichtigkeit gehalten. Hesiodus, Virgil, Kolumella, Varro, Kato, selbst Zoroaster, der älter als alle diese war, haben bemerkt, daß man bey abnehmenden Monde Bäume pflanzen, und Weinstöcke beschnei-

den müsse; daß wenn die Zimmerleute ihr Holz vor der Fäulung bewahren wollten, sie es in dieser Zeit bearbeiten müßten; daß man alsdenn die Zwiebeln versetzen könne, weil sie blos im Vollmond wachsen. Diese Pflanzen waren der Göttin Isis geheiligt, daher die Egypter nicht davon essen durften. Die Juden, denen diese Schwierigkeit nicht im Wege stand, aßen die Egyptischen Zwiebeln, und fanden sie vortreflich.

Die Meinung, daß die Erde rund sey, ist sehr alt und war auf astronomische Beobachtungen gegründet, aber die Alten glaubten deswegen nicht, daß die ganze Rundung der Erde bewohnt wäre. Homer bildete sich ein, daß die bewohnte Erde eine Art von Insel und von allen Seiten vom Meer umgeben sey. Herodotus, der uns so viel außerordentliche und wunderbare Dinge aufheften will, spottet über diejenigen, die die Erde für rund halten. Niemand zweifelte ehemals, daß die Zona torrida nicht unbewohnbar wäre, und daß, wenn man in Afrika die eingebildete Linie, die man den Tropicus des Krebses nennt, paßirt wäre, die Sonne so brennend, und das Meer so stürmisch würde, daß man wieder umkehren müßte, wenn man nicht ersaufen oder verbrennen wollte. Nach dem Polybius waren es die Karthaginenser, die ihre Zeitgenossen von diesem Vorurtheil zurück brachten, denn man sahe Reisende, die bis unter der Linie gewesen, und wieder zurückgekommen waren. Indessen war Ovidius noch nicht von diesem Irrthum befreyt, wie man in seinen Verwandlungen siehet. Lange nachher, da dieses Vorurtheil schon ganz ausgerottet war, beharrte man doch auf der Meinung, daß es ohnmöglich Gegenfüßler geben könne. Der Pabst Zacharias im vierzehnten Jahrhundert erklärte einen, Namens Vigilius für einen Ketzer, weil er dieses behauptet hatte. Seitdem man die Erde umschift hat, ist man gezwungen worden, Gegenfüßler anzuerkennen. Die Stadt Lima in Peru, ist Antipode von der Hauptstadt des Königreichs Siam; Peking in China von Brasilien, und Paris vom Südmeer.

Die-

Die Gnomonik, oder die Kunst Sonnenuhren zu verfertigen, hängt von der Astronomie ab, aus der Gnomonik entstand die Uhrmacherkunst. Die Erfindung der Sonnenuhren ist sehr alt. Wir sehen aus dem zweyten Buch der Könige, im alten Testament, daß der König Achas eine in seinem Pallast hatte, die er aus seinem Bette sehen konnte. Unter den Griechen wird Anaximenes, Schüler des Thales und Zeitgenosse des Pythagoras, für den Urheber derselben gehalten. Nach dem Plinius verfertigte er eine in Lacedämon. Den Römern wurden die Sonnenuhren erst später bekannt. Lucius Papirius Cursor ließ vierhundert Jahr nach Erbauung Roms, die erste in dieser Stadt machen. Sie war sehr unvollkommen, allein dreyßig Jahr hernach brachte man eine aus Sicilien dahin, die weit richtiger war. Die Schüler des Euklides und Archimedes hatten sie verfertigt, allein sie war nicht nach dem römischen Horizont berechnet, und daher zum Gebrauch noch fehlerhaft. Indessen bediente man sich derselben doch noch länger als hundert Jahre. Endlich wurden einige Zeit vor Christi Geburt die Sonnenuhren zur Vollkommenheit gebracht. Beyde uns bekannte Arten, sowohl die horizontalen als die vertikalen, wurden bey den Römern eingeführt. Diese Kunst wurde mit den andern mathematischen Wissenschaften, in den barbarischen Zeiten vernachläßigt. Wenn man auch Sonnenuhren verfertigte, so waren diese Arbeiten doch blos mechanisch. Erst im sechszehnten Jahrhundert, da die Astronomie anfing große Fortschritte zu machen, fing man an, die Gnomonik in gewisse Regeln zu bringen. Oronce Fine, und der Jesuit Klavius, der an der Verbesserung des Gregorianischen Kalenders den größten Antheil hatte, schrieben über diese Materie, deren Theorie hernach im siebenzehnten Jahrhundert auf einfachere und bestimmtere Grundsätze gebracht worden ist.

Da die Sonnenuhren zur genauen Anzeigung der Zeit nicht hinreichend sind, so war man genöthigt andre Mittel zu diesem Zweck zu wählen, und so entstand die Uhrmacherkunst.

Die

Die ersten Uhren, deren man sich bediente, waren die Wasseruhren. Sie hatten große Unbequemlichkeiten, denen man niemals hat abhelfen können. Es scheint, daß man zu den Zeiten der ersten römischen Kaiser einige Maschinen mit Rädern hatte, die die Stunden anzeigten, allein die Mechanik derselben ist uns unbekannt. Indessen ist es gewiß, daß im sechsten Jahrhundert Boetius und Cassiodorus dergleichen verfertigen liessen. Dieses waren zwey große Männer in vielem Betracht. Alle beyde waren sehr unglücklich, und nach ihnen wurden ihre Geheimnisse vernachläßigt. Zweyhundert Jahre nachher, schickte der Pabst Paulus I. dem Könige Pepin, Vater Karls des Großen, eine Uhr mit Rädern, die man für die einzige in der Welt hielte. Die Araber machten ungefähr vierzig Jahr hernach eine andre, mit welcher ihr Kalif, der berühmte Aron Alraschild, Karl dem Großen ein Geschenk machte. Diese Uhren bezeichneten alle Stunden auf einem Zifferblatt, das in zwölf Theile getheilt war, vermittelst eines Weisers, der durch ein Rad gedreht wurde, allein es ist nicht gewiß ob sie schlagend waren.

Der berühmte Gerbert, der unter dem Namen Silvester II. Pabst wurde, und dessen schon oben erwähnt worden, verbesserte die Uhren, im eilften Jahrhundert. Sie wurden damals etwas gemeiner, man weiß aber nicht, wie sehr sie den unsrigen gleichkamen. Endlich im vierzehnten Jahrhundert verfertigte Jakob de Dondis, ein sinnreicher und in der Astronomie und Mathematik zu seiner Zeit außerordentlicher Mann, eine wundervolle Uhr, die in seiner Vaterstadt Padua im Jahr 1344 auf einem großen Thurm angebracht wurde. Sie bezeichnete nicht allein die Stunden, sondern auch die Wochen und Monatstage. Man weiß zwar nicht, ob sie die Stunden schlug, aber das weiß man, daß die Räder durch große Gewichte gedreht wurden. Diese Uhr verschafte dem Erfinder großen Ruhm und Reichthümer; er veränderte daher seinen Namen Dondis in Jakob Orologi, den seine Familie im Venetianischen noch bis auf den heutigen Tag führt. Ein

Zweig

Zweig derselben ist unter den venetianischen Adel aufgenommen worden, der andre hat den Marquisen-Titel, und lebt zu Padua.

Diese Paduanische Uhr wurde hernach in den größten Städten von Europa nachgeahmt, wozu denn das Schlagen und das Glokkenspiel bey vielen hinzugefügt wurde. Im Jahr 1363, war eine in Kourtray in den Niederlanden, die Philip der Kühne, Herzog von Burgund abnehmen, und nach Dijon bringen ließ. Unter der Regierung des Königs von Frankreich Karl V. wurde die Uhr am Pallast zu Paris verfertigt. Diese Kunst stieg immer höher, und die Meisterstükke dieser Art wurden immer mehr ausgearbeitet und verziert; allein die Mechanik derselben wurde simplificirt. Nur lange nachher erhielt die Kunst diesen hohen Grad der Vollkommenheit, der allen andern Methoden weit vorzuziehen ist. Die großen und prächtigen Uhren von Straßburg und Lion, sind aus dem sechszehnten Jahrhundert. Es scheint, daß die Taschen-Uhren auch erst in diesem Zeitalter bekannt wurden. Die Geschichte erwähnt, daß der König von Frankreich, Ludwig XI. eine besaß, die ein verarmter Edelmann, ihm aus seinem Zimmer gestohlen hatte. Diese Uhr schlug die Stunden, wodurch der Dieb entdeckt wurde, und dieses geschah in seinem Rockärmel, den Augenblick, da er sie fortbringen wollte. Man findet noch in England die Taschenuhr des Königs Heinrich VIII. Einige Autores des sechszehnten Jahrhunderts reden von Uhren ihrer Zeit, die nicht größer als Mandeln waren. Die Vervollkommnung der Uhrmacherkunst war indessen dem achtzehnten Jahrhundert vorbehalten.

Wenn diese Wissenschaft, die Stunden des Tages abzumessen, nützlich ist, so ist es diejenige nicht weniger, die da lehrt Kalender zu machen, und die Chronologie zu bestimmen, deren Gegenstände, das Maaß der Wochen, Monate, Jahre, ja selbst der Jahrhunderte sind, und die mit der vorigen in Verbindung stehet. Die Eintheilung der Zeit in Wochen und Monate ist man auch den Egyptern schuldig. Die Griechen heilig-

heiligten die sieben Tage der Woche den sieben Sternen, die sie für die einzigen Planeten hielten. Der Sonnabend war dem Saturn, der Sonntag der Sonne, der Montag dem Monde, der Dienstag dem Mars, der Mitwoch dem Merkurius, der Donnerstag dem Jupiter, und der Freytag der Venus geheiligt. Diese Benennungen nahmen auch die Römer an.

Thales, der in Egypten studirt hatte, war der erste, der den Griechen das Jahr in Monate einzutheilen lehrte; allein diese Monathe waren nach dem Lauf des Mondes geordnet, daher bestand das Jahr aus 12½ Monat, wobey alle zwey Jahr ein Monat eingeschaltet wurde. Die Griechen fanden das irrige dieser Berechnung, und bemüheten sich zweyhundert Jahre lang, es zu verbessern. Ungefähr vierhundert Jahr vor Christi Geburt, erdachte Methon, ein Athenienser, einen Sonnen-Cyklus von neunzehn Jahren, der die Grundlage des Jahrmaaßes bis zu Julius Cäsars Zeiten gewesen ist. Die Perser bedienten sich einer Zählungsart, die von der Griechischen ziemlich verschieden war. Die Römer unter dem Numa Pompilius, folgten hierin den Griechen, doch gaben sie ihren Monaten lateinische Namen. In dem Kalender des Numa, waren sieben Monate von 29, vier von 31, und einer von 27 Tagen. Diese Monate hatten drey Abtheilungen. Die Calendä, Noni und Idus. Dieses währete, bis Julius Cäsar den Kalender verbesserte. Er bediente sich dabey eines berühmten Astrologen aus Alexandria, Namens Sozigenes. Die Anzahl der Monatstage wurde alsdann so eingetheilt, wie es noch jetzo geschieht. Sieben Monate bekamen 31, vier 30, und einer 28 Tage, wobey alle vier Jahre ein Schalttag eingeschoben wurde. Dieses heißt man den Julianischen Kalender, dem man nun in dieser Abtheilung der Monats- und Jahres-Tage, mehr als siebenzehn Jahrhunderte gefolgt ist.

Dieser

Dieser Kalender aber war in der Länge der Zeit noch großen Irrungen unterworfen. Der gelehrte Mönch Roger Bacon und der ehrwürdige Beda wurden es schon gewahr, und wandten ihre Bemühungen bey dem Pabst wegen einer Verbesserung an, allein es war erst gegen das Jahr 1580, daß man ernsthaft an dieser Veränderung arbeitete. Ludwig Lilius ein Veroneser, und einige andre gelehrte Mathematiker vereinigten sich zu diesem Geschäfte; endlich legte der Jesuit Klavius die letzte Hand an diese Kalender-Reformation, die durch eine Bulle des Pabsts Gregorius XIII. authorisirt wurde, und daher den Namen des Gregorianischen Kalenders erhielt. Dieser Bulle zufolge, wurden zwanzig Tage vom Monat Oktober der Jahre 1582 und 1583 abgeschnitten, so daß das Equinoctium gerade auf den 21sten März fiel, demjenigen Tage, wo es allemal hätte fallen sollen. Einige Mathematiker machten damals über diese Verbesserung heftige Kritiken; da aber die Veränderungen, die man dabey hätte anbringen können, sehr unbedeutend waren, so machten sie keinen Eindruck. Die katholischen Länder fuhren fort, sich des Gregorianischen Kalenders zu bedienen, und die protestantischen Fürsten folgten ihnen nach, so daß jetzo blos die nicht unirten Griechen nach dem sogenannten alten Styl ihre Zeitrechnung ordnen.

Die Kunst Kalender zu machen, führt zur Chronologie, in so fern die Kenntniß derselben auf astronomischen Beobachtungen beruht, denn die blos historische Chronologie gehört zur Universalgeschichte. Was den mathematischen Theil dieser Wissenschaft betrift, so rechnen die neuen Autores 70 verschiedene Meinungen über das Alter der Welt, und über das Leben der Patriarchen und Helden, die vor Christi Zeiten gelebt haben; ja selbst sind die Meinungen über die Zeit nicht einstimmig, die seit Christi Geburt bis zu uns verflossen ist; aber alle diese Verschiedenheiten waren im sechszehnten Jahrhundert noch unbekannt. Man folgte fast durchgehends der

Berech-

Berechnung des Eusebius. Dieser berühmte Kirchenlehrer lebte zu Konstantins Zeiten, und war der Meinung, daß die Welt bey der Geburt Christi schon 5,200 Jahre alt gewesen sey. Die oberwähnten Alphonsischen Tabellen machen die Welt noch 1,700 bis 1,800 Jahr älter, aber die besten Schriftsteller des sechszehnten Jahrhunderts geben ihr nur eine Dauer von 4,000 Jahren. In den folgenden Zeiten hat man wieder angefangen sie für älter zu halten. Zu den historisch-kritischen Untersuchungen sind unzählige physische Beobachtungen gekommen, die über das vorgebliche Alter der Welt sehr gegründete Zweifel verbreitet haben, die von einigen Philosophen mit einer großen Ausdehnung benutzt worden sind. Außer den Jahrhunderten, gehörte das Lustrum zur Chronologischen Zeitabtheilung der Römer. Dieses war ein Zeitraum von fünf Jahren, in welchem allemal eine Hauptmusterung bey den römischen Bürgern durch die Censors geschah. Die Olympiade hatte eine Dauer von vier Jahren, von einer Feyer der olympischen Spiele bis zur andern. Ganz Griechenland versammlete sich bey diesen Spielen, daherö wurde diese Zeitrechnung bey diesem berühmten Volke allgemein. Die Juden rechneten von Erschaffung der Welt, und die Christen haben die Geburt Christi zur großen Epoke bey ihrer Zeitrechnung angenommen. Dieses geschah unter Konstantin dem ersten Christlichen Kaiser. Bis dahin zählten die Römer ihre Jahre von Erbauung der Stadt Rom. Die muhamedanische Zeitrechnung fängt mit der Flucht des Muhameds aus seinem Vaterlande an, wohin er nachher triumphirend zurück kam. Diese Flucht geschah im Jahr 622 nach Christi Geburt, daher die Zeitrechnung der Muhamedaner 622 Jahr kürzer als die unsrige seyn sollte; sie ist aber schon etwas geringer, weil sie nur nach Mond-Jahren rechnen.

Die Eintheilung der Zeitalter in goldene, silberne, eherne und eiserne Zeiten, ist blos dichterisch und gehört nicht zur Chronologie. Die heidnischen Schriftsteller, die

Zeiten

Zeiten in dunkle, fabelhafte und historische. Die Christen hingegen durch die Religion geleitet, machen folgende Abtheilungen: Die Zeit, da die Völker nach dem natürlichen Gesetz lebten; dieses begreift einen Zeitraum von 2500 Jahren, nehmlich von Erschaffung der Welt, bis zur Zeit da Gott auf dem Berge Sinai dem Moses die Gesetztafeln gab. Die Zeit von Einsetzung dieses geschriebenen Gesetzes bis zur Geburt Christi 1500 Jahre, und endlich die Gnadenzeit, die damals anfing, und noch dauert.

T.

IV.

Ueber Ronsards Leben und Schriften.

Peter Ronsard ward 1525 geboren. Er war von einer adlichen Familie. Sein Vater, Ritter des königlichen Ordens und Besitzer eines Schlosses in Vendomois, Poissonniere genannt, hatte stets seinen Namen Roussard sowohl geschrieben als ausgesprochen, aber der Sohn nannte sich Ronsard, und gab vor, daß dieses der Name seiner Ahnherrn gewesen, die unter Philip von Valois aus Ungarn nach Frankreich gekommen wären. In seiner Jugend war er Page beym Herzog von Orleans, einem Sohn Franz I. der noch vor seinem Vater starb. Nachher trat er in die Dienste Jakob V. Königs von Schottland, als dieser Monarch sich mit der Prinzessin Magdalena von Frankreich vermählte. Nachdem er sich verschiedene Jahre in Schottland und England aufgehalten hatte, that er eine Reise nach den Niederlanden, nach Piemont, und endlich nach Deutschland. Während dieser letzten Reise befand er sich im Gefolge des Herrn Lazarus de Baif, der als französischer Gesandter

auf den Reichstag gieng. Dieser Minister hatte einen natürlichen Sohn, der Johann Anton de Baif hieß; Johann Dorat war sein Hofmeister. Ronsard benutzte diese Gelegenheit um den nehmlichen Unterricht zu geniessen, und schloß die engste Freundschaft sowohl mit dem Lehrmeister als dem Schüler, die er nachher zu zwey Sterne seiner Dichter-Plejade machte. *) Dorat setzte ihn bald in den Stand, den Plutus ein Lustspiel des Aristophanes aus dem Griechischen zu übersetzen, und diese Uebersetzung ward im Collegio de Loqueret von einigen Schülern und Freunden aufgeführt. Das Unglück, so ihm zustieß, noch vor dem 25sten Jahre taub zu werden, bewog ihn sich gänzlich auf das Studiren und die Wissenschaften zu legen, und auf den Soldatenstand und das Hofleben, zu welchen beyden er vordem viele Lust bezeigt hatte, Verzicht zu thun. Er schrieb eine Menge Aufsätze in französischen Versen, wovon einige sehr wohl aufgenommen wurden, und ihm vielen Ruhm zuwege brachten. Bey dem Hofe Franz I. und Heinrich II. stand Ronsard in großem Ansehn. Natürlicherweise verursachten die Vorzüge, die er genoß, Neid und Mißgunst. Besonders zeichnete sich unter seinen Kritikern und Antagonisten Mellin von St. Gelaies aus; dahingegen war Joachim du Bellay sein wärmster Freund, dessen Grundsätze die Bereicherung der französischen Sprache betreffend, er bis zu einem gewissen Punkt annahm. Aber er übertrieb sie, und hielt unbilligerweise die französische Sprache für so arm,

daß

*) Ronsard wird für den Stifter der in der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts so berühmten litterarischen Societät gehalten, die unter dem Namen der Plejade bekannt ist. Außer ihm waren sechs andre von ihren Zeitgenossen, die er für seine würdigsten Mitbrüder erkannte, und die damals am meisten geschätzt waren, darin aufgenommen. Dieses litterarische Siebengestirn bestand aus folgenden sieben Personen: Ronsard, du Bellay, Todelle, Remi Belleau, de Baif, Dorat, und Pontus de Thiard.

daß er es als nothwendig ansah, alle griechische und lateinische Redensarten in derselben aufzunehmen. Da Ronsard diese todten Sprachen vollkommen verstand, so fiel es ihm sehr leicht alle Wortfügungen in denselben zu verstehn. Aber dieser unüberlegte Gebrauch, den er von seiner Gelehrsamkeit in seiner poetischen Schreibart machte, brachte keine gute Wirkung hervor, sondern machte solche vielmehr unverständlich. Indessen trift man doch, ohngeachtet seiner Unverständlichkeit und seinem Pedantismus, bey ihm Erhabenheit, Feuer, glückliche Ausdrükke und sogar Genie an.

Die Dichtungsart, auf die sich Ronsard vornehmlich legte, war die Ode; er war darin so glücklich, daß man ihn für den Erfinder der französischen Ode betrachtete, obgleich andre vor ihm besonders du Bellay bereits Gedichte dieser Art verfertigt hatten. Ronsard nahm hierin mehr den Pindar, als den Horaz zu seinem Muster, erhob sich als Nachahmer dieses griechischen Dichters manchmal bis zu den Wolken, und pflegte dieses selbst pindarisiren zu nennen. Daher der noch heut zu Tage übliche Ausdruck: er hat pindarisirt, den man gewöhnlich auf denjenigen anzuwenden pflegt, der sich sehr gesuchter und unbekannter Redensarten bedient.

Ronsard trat in den geistlichen Stand, aber nie hat er die Priesterwürde bekleidet, was auch de Thou davon sagt. Er war weltlicher Abt (Abbé commendative) von Bellosane, und hatte zwey einträgliche Prioreyen, nämlich die von Croix-val und die von Saint-Comeles-tours. Diese letztre lag in einer sehr angenehmen Gegend, die unserm Dichter so sehr gefiel, daß er sich oft und lange daselbst aufzuhalten pflegte. Ronsard genoß die Achtung und Freundschaft von fünf Königen nach einander, nämlich von Franz I, Heinrich II, Franz II, Karl IX. und Heinrich III. Aber von allen diesen Monarchen begegnete ihm Karl am auszeichnendsten; er verfertigte sogar Verse zu seinem Lobe. Maria Stuard,

Königin von Schottland und Wittwe Franz II. betrachtete seine Gedichte als den vornehmsten Trost in ihren Unglücksfällen. Sie machte ihm auch ein Geschenk mit einem sehr kostbaren Schenktische, auf welchem eine Vase den Parnaß vorstellte: und die Aufschrift hatte:

Dem Ronsard
Apollo von der Quelle der Musen.

Dieser Dichter war sehr stolz, und pflegte beständig von seiner vornehmen Abkunft, und seinen eingebildeten Verwandschaften mit gekrönten Häuptern zu sprechen. Er war in dem nämlichen Jahre gebohren, da Franz I. bey Pavia geschlagen und gefangen ward, als ob der Himmel, wie er sagte, Frankreich den erlittenen Verlust durch ihn hätte ersetzen wollen. Am meisten prahlte er mit seinem Glück beym Frauenzimmer. Sie hatten sich in seiner Jugend viel Mühe um ihn gegeben, aber ihre Gunstbezeugungen waren für ihn von übeln Folgen gewesen. Er bewohnte einen Thurm, den man lange Zeit Ronsard's Thurm nannte, und der zu allerhand Spöttereyen Gelegenheit gab. In den poetischen Spielen zu Toulouse, erhielt Ronsard den ersten Preiß, der in einer silbernen Blume bestand. Da die Verdienste dieses Dichters dadurch nicht genug belohnt zu seyn schienen, so ließ die Stadt Toulouse eine Minerva von gediegenem Silber verfertigen, deren Werth beträchtlich war, und machte ihm damit ein Geschenk. Man fügte hiezu noch ein Dekret, worin Ronsard vorzüglich zum Dichter von Frankreich erklärt ward. Er starb 1585 in seiner Priorey zu Saint Come. Der Abt de la Chetardie, sein Nachfolger in dieser Pfründe, ließ ihm ein marmornes Grabmal errichten, auf dem man Ronsard's Büste erblickt.

Im Jahr 1586, wurde im Kollegio Boucourt eine Art von Apotheose ihm zu Ehren angestellt. Alles, was nur ein Fest auszeichnendes haben kann, welches zum Andenken

eines

eines großen Dichters gefeyert wird, vereinigte sich bey demselben. Sein Christenthum, sogar sein katholischer Glaube war nicht verdächtig; es wurde ihm daher eine feyerliche Seelenmesse gehalten. Der König schickte seine Kapelle dahin, und die ausdrücklich auf diesen Umstand verfertigten lateinischen Verse wurden von dem besten Tonkünstler damaliger Zeit, der Manduit hieß, abgesungen. Der Abt du Perron, nachheriger Kardinal, hielt die Leichenrede; der Kardinal de Bourbon und eine große Anzahl Prinzen und vornehmer Herren, waren bey der Zeremonie zugegen. Dieses Fest ward endlich durch das Ablesen und Austheilen einer fast unzählbaren Menge griechischer, lateinischer und französischer Verse, und prosaischer Lobreden auf den großen und berühmten Ronsard beschlossen. Unglücklicherweise hat die Nachkommenschaft die Lobsprüche, die damals an diesem Dichter so unmäßig verschwendet wurden, nicht bestätigt. Ohngefähr 100 Jahr nachher unterstand sich schon Despreaux zu sagen, daß Ronsard, indem er alles habe in Ordnung bringen wollen, alles verwirrt habe. Ja sogar Malherbe ein Zeitgenosse Ronsards pflegte, wenn er eins seiner Gedichte seinen Freunden vorlaß, und etwas hartes oder unschickliches darin bemerkte, anzuhalten und zu sagen: hier habe ich einmal ronsardisirt. Ein Beweis, daß man auch schon damals sehr verschieden von dem Werth dieses Dichters dachte. Endlich ist er nach und nach so sehr in Verachtung gerathen, daß es heut zu Tage Mühe kosten würde, jemanden zu überreden, daß dieser Dichter bey allen seinen Fehlern auch einige Verdienste haben könnte.

Ronsard hatte bey seinen Lebzeiten große Feinde, aber er glaubte sich immer über sie erhaben. Ein Beweis mag nachstehendes unverschämtes Sonnet seyn, das er an einen seiner Kritiker richtete.

De soins mordants et de soucis divers
Soit sans repos ta paupiére eveillée
Ta levre soit de noir venin mouillée

Tes cheveux soient de viperes couverts
Du sang infect de tes gros lézards verts
Soit ta poitrine et ta gorge souillée
Et d'une Oeliade envieuse et rouillée
Tant que voudras guignes-moi de travers.

Toujours au Ciel je leverai la tête
Et d'un Ecrit qui bruit comme tempête
Je foudroirai de tes monstres l'effort
Autant de fois que tu feras leur guide
Pour m'assaillir, ou pour saper mon fort
Autant de fois me sentiras Alcide. *)

An einer andern Stelle in seinen Werken sagt er:

Quelq'un apres mille ans, de mes vers etonné.
Voudra dans ma loire comme en Parnasse boire;
Et voyant mon pays, a peine pourra croire
Que d'un si petit lieu tel Poete soit né. **)

Der arme Ronsard hat sich sehr betrogen. Denn kaum sind zwey Jahrhunderte nach seinem Tode verstrichen, und schon jetzt findet man nichts Außerordentliches in seinen Gedichten, als das

*) „Mag doch dein schlummerloses Auge ohne Ruhe über nagende „Sorgen und Kummer mancher Arten wachen! Mögen doch „deine Lippen mit schwarzem Gift benetzt, und deine Haare „mit Vipern bedeckt seyn! Mag doch deine Brust von deinen „großen grünen Eydexen vergiftet, und deine Kehle befleckt seyn! „Ja schiele mich nur so lange du willst mit einem neidischen und „verrosteten Blikke seitwärts an, ich werde dennoch das Haupt „gen Himmel erheben, und mit einer Schrift, die wie ein Don„nerwetter krachen soll, werde ich die angestrengten Bemühun„gen deiner Ungeheuer zerschmettern. So oft du ihr Anführer „seyn wirst, mich anzufallen, oder meine Festung zu untergra„ben, so oft wirst du mich als Alcides finden."

**) „Mancher der nach 1000 Jahren über meine Verse erstaunt, „in meiner Loire wie im Parnassus trinken mögte, wird bey Er„blikkung meines Geburtsorts kaum glauben können, daß in „einem so kleinen Ort, ein solcher Dichter geboren sey."

das ausnehmend abgeschmackte in denselben. Da er ein eifriger Katholik war, und die protestantischen Geistlichen bey jeder Gelegenheit auf ihn loszogen, ihn mit Schimpfwörtern überhäuften, und als einen Pedanten begegneten, so glaubte man damals, daß dieses aus Partheylichkeit geschähe; aber mit der Zeit hat man genugsam eingesehn, daß die ihm wegen seiner Dunkelheit in der Schreibart und seinem Pedantismus gemachte Vorwürfe vollkommen Grund hatten, und Katholiken sowohl als Protestanten stimmen heut zu Tage völlig darinn überein, daß auch ohne Rücksicht auf seine Religion, seine Gedichte doch nichts taugen würden.

Die ersten Abtheilungen in Ronsards Werken füllen verliebte Gedichte. Die Schönheit, die er vor allen andern durch diese Verse zu verewigen suchte, war ein gewisses Frauenzimmer aus Blois Namens Cassandra. Es scheint, daß sie ihm lange Zeit strenge begegnet haben müsse, daß er endlich ihrer Sprödigkeit müde sie verlassen, und sich eine gewisse Maria zu seiner neuen Gebieterin erwählt habe. Dieser hatte er nun wohl nichts vorzuwerfen, sie ward ihm aber durch den Tod entrissen, und Ronsard, nachdem er sie genung bedauert hatte, machte jetzt zween andre Frauenzimmer, die er Helena und Asträa nennt, zu Heldinnen seiner Gedichte. Beyde sind vielleicht bloß Geschöpfe seiner Einbildungskraft; obgleich zufolge einiger Nachrichten die erstere ein Fräulein von Atri, aus dem Hause Aquaviva gewesen seyn soll, in die Karl IX. verliebt war. Diese Nachrichten behaupten gleichfalls, daß Ronsard im Namen und zum Vortheil seines Herrn die Reitze dieser schönen Italienerin besungen habe.

Seine sogenannten Schäfergedichte, die unter den Titel: Boccage Royal und der Eklogen erschienen, sind weder sinnreich noch voll feinen Gefühls. Sie haben aber dieses Auszeichnende, daß die vornehmsten Personen seiner Zeit unter ziemlich plumpen Hirtennamen in denselben figuriren. So nennt er z. B. Heinrich II. Henriot; Karl IX. Karlin, und Katharina von Medicis die große Käthe (la grande Catin.)

Die Auswahl der besten Gedichte Ronsards nimmt an 200 Seiten in dem 5ten Bande der Annales poetiques ein. Der Verfasser des Versuchs über die Musik führt gleichfalls ein Lied aus denselben an. Da diese Auswahl gut gerathen ist, so wollen wir uns hier nicht dabey aufhalten, sondern bloß um den Geschmack des Ronsardischen Jahrhunderts zu karakterisiren, der Kommentarien erwehnen, womit man noch bey seinen Lebzeiten die ersten Bücher seiner poetischen Werke verzieren zu müssen glaubte. Seine Amours de Casſandre wurden von Mark Anton Muret, der mit Recht für einen vortrefflichen lateinischen Dichter gehalten wurde, und der den Horaz, Terenz, Catul und Cicero kommentirt hatte, mit sehr gelehrten Anmerkungen versehn. Da man dem sogenannnten Fürsten der französischen Dichter bey seinen Lebzeiten die nämliche Ehrfurcht bezeigte, als wenn er einer jener alten Schriftsteller gewesen wäre, deren Werke man damals mit großen lateinischen Kommentarien herausgab, so glaubte man Ronsards Ruhm zu nahe zu treten, wenn man ihm nicht eben so begegnen sollte. Muret kommentirte demnach Ronsards verliebte Gedichte, und Remi Belleau, einer von den sieben Dichtern der Plejade, setzte diesen Kommentar fort. Auch verfertigte Niklas Richelet, ein Advokat, Noten zu seinen verliebten Gedichten an Helenen, Marien, Asträen, und zu den beyden Büchern, die seine Hymnen und Oden enthielten. Um sich von diesen Erklärungen einen Begriff zu machen, darf man nur den vor vierzig Jahren unter dem Namen des Metanasius erschienenen launigten Aufsatz lesen, der eine sehr sinnreiche Satyre auf die Kommentatoren enthält.

Nun müssen wir noch von dem epischen Werke Ronsards, seine Franziade nämlich Nachricht geben, wovon er aber nur vier Gesänge hinterlassen hat. Er giebt vor, daß der Schmerz über den Tod Karl IX. ihn an der Fortsetzung und Vollendung des Werks gehindert habe. Wir wollen hier einen kurzen Auszug aus demselben liefern, da vermuthlich die wenigsten unsrer Leser dieses Gedicht kennen werden.

Voran

Voran steht eine Vorrede dieses Heldengedicht betreffend, worinn der Verfasser die Poetischen Umschreibungen und metaphorischen Ausdrükke, die er bey jedem in Versen geschriebenen Werke für nothwendig hält, nicht allein billigt, sondern auch sogar treflich herausstreicht. Diesem Grundsatz zufolge, hat er solche in seinem Gedicht bis ins unendliche angebracht, und Ihnen dadurch ein äußerst abgeschmacktes Ansehn gegeben. Nicht weniger billigt er auch das Abendtheuerliche und Wunderbare, und betrachtet beydes, wie große, zur Verzierung eines epischen Gedichts, wesentliche Maschinen. Auch ist er damit nicht sparsam umgegangen, ob er gleich behauptet, daß die Fabeln aus dem heroischen Zeitalter, auf die Homer seine Iliade gründete, nicht wahrer wären, als die Thaten der Ritter von der Tafelrunde, auf die man doch eben so schöne Gedichte als des Homers seine, gemacht hätte, und noch machen würde. Schlüßlich giebt er ziemlich gute Rathschläge, wie man es machen müsse, um dem Kostum, und dem Geiste des Alterthums treu zu bleiben, wenn man in einer neuen Sprache schriebe. Endlich benachrichtigt uns Ronsard auch noch, daß er sein Gedicht in zehnsilbigen Versen aufgesetzt habe; ein Silbenmaas, daß er bey einem epischen Gedicht für das zuträglichste hält; dahingegen ihm die Hexameter zu mat zu seyn scheinen, worinn er sich aber augenscheinlich betrogen hat.

An der Spitze des Gedichts erblickt man das Bildniß König Karls des neunten, nebst vier merkwürdigen Versen, die eben sowohl als der Innhalt der vier Bücher vom Amadis Jamin herrühren; hier sind sie:

Tù n'as Ronsard, composé cet ouvrage;
Il est forgé d'une Royale main:
Charles savant, victorieux & sage,
en est l'Auteur, tu n'es que l'ecrivain. *)

*) „Ronsard, du hast nicht dieses Werk verfertigt, eine königliche „Hand hat es hervorgebracht. Der gelehrte, siegreiche und „weise Karl ist der Verfasser desselben, du hast es nur nieder„geschrieben“.

Diese merkwürdigen Verse scheinen vorauszusetzen, daß Karl IX. wenigstens die Idee zur Franziade hergegeben habe, wenn er gleich nicht Verfertiger der Verse in derselben war. Vielleicht rührt es hievon her, daß Ronsard am Ende des vierten Gesangs sagt, daß da dieser König sein Beschützer gestorben wäre, es ihm an Muth fehlte, sein Gedicht ferner fortzusetzen. Wir wollen gleich sehen, ob es der Mühe lohne zu bedauern, daß dieses Gedicht bloß Fragment geblieben ist.

Der Hauptvorwurf ist die berühmte Fabel, der zufolge die Franzosen vom Frankus, dem Sohn Hektors, abstammen sollen. Dieser Frankus, der Held der Franziade, ist der nämliche, den Homer und Virgil Astianax nennen, der ein Gegenstand des Hasses der Griechen wurde, und den seine Mutter Andromacha ihrer Wuth, und der Beredsamkeit und List des Ulysses nicht entziehn konnte. Man glaubt, daß dieses theure Kind umgekommen sey, indem man es von einem Thurm herabstürtzte; aber Jupiter, der Haktors Geschlecht nicht ausgehen lassen wollte, befahl Merkuren es zu entführen, und so zu sagen, durch einen ächten Taschenspielerstreich mitten im Fall dasselbe ihren Augen zu entziehn. Merkur führte es nach Epirus, wo er es den Händen des Helenus, Sohn des Priams anvertraute, der auf dieser Küste friedlich lebte, und sogar Andromacha, die Wittwe des Hektors und des Pirrhus geheurathet hatte. Der Sohn, der auf diese Weise mit seiner Mutter wieder vereinigt ward, wurde mit aller Sorgfalt und Heimlichkeit auferzogen. Als er groß war, schickte man ihn auf Reisen um die Sitten verschiedener Völker kennen zn lernen. Helenus, der ein Wahrsager war, sahe zum voraus, daß sein Neffe dereinst das Haupt eines mächtigen Volks, und der Ahnherr eines Geschlechts von Helden werden würde. Kaum war also Frankus, den unser Dichter Franzion nennt, von seinen Reisen zurückgekommen, als er auch schon alles veranstaltet fand, um sich mit einem Haufen junger Trojaner einzuschiffen, und nach den europäischen Meeren und

der

der Mündung der Donau unter Segel zu gehn. Um den Epiroten ihren Vorsatz und ihre Reise zu verbergen, wählten die Trojaner zu ihrer Abreise die Zeit, da man das Fest der Cybele feyerte. Sie hatten indessen ihre Schiffe segelfertig gemacht, und als der Tag dieses Festes erschien, verkleideten sie sich in Cureten und Corybanten, Priester der Göttin, bewafneten sich mit Helmen, Harnischen, Schildern und Schwerdtern, eilten dem Meerufer zu, schifften sich ein, und giengen unter Seegel.

Im zweyten Gesang erregt Neptun, der stets ein Feind der Trojaner war, einen heftigen Sturm, der ihre Flotte zerstreute. Francions Schiff wurde allein auf die Küste der Insel Creta geworfen, die ein König Namens Diceus beherrschte, der den Trojanischen Prinzen, nachdem dieser sich ihm zu erkennen gegeben hatte, sehr wohl empfieng. Zu dieser guten Aufnahme trug die Göttin Cybele nicht wenig bey, die dem Könige im Traum erschienen war, und ihm seinen neuen Gast bestens empfohlen hatte. Venus, die gleichfalls wollte, daß Francion sich eine Zeitlang in Creta aufhalten sollte, flößte den beyden Töchtern des Diceus, woven die eine Clymene und die andre Hyante hieß, Liebe für ihn ein. Hektors Sohn hatte auch ausserdem noch Gelegenheit dem Monarchen, der ihn so großmüthig aufgenommen hatte, Dienste zu leisten. Der Prinz Oreus sein Sohn war in Gefangenschaft eines Riesen gerathen, der sich Phouer nannte. Francion unternahm seine Befreyung; er bekämpfte den Riesen, tödtete ihn, und führte den Prinzen in die Staaten seines Vaters zurück.

Der Hauptgegenstand des dritten Gesangs, ist die Liebe und Eifersucht der beyden Schwestern Hyante und Clymene. Beyde, jede insbesondre, schickten ihre Gebete zu den Göttern, um sich einen glücklichen Ausgang ihrer Liebe von ihnen zu erflehen. Francion that das nämliche, indem er die Götter bat, ihm bey Fortsetzung seiner Reise ihren Schutz zu verleihen.

Venus

Venus sowohl als Cybele erklärten sich für Hyante. Clymene überließ sich ihrer Eifersucht; aber um sich zu zerstreuen, ergab sie sich dem Vergnügen der Jagd mit so vieler Hitze, daß sie von einem Eber auf derselben getödtet wurde. Dieser Streich kam von Cybelen, die auf diese Weise ihre Hyante von einer beschwerlichen Nebenbuhlerinn befreyen wollte.

Im vierten Gesange beschäftigt sich Hyante, die nun freye Hand hatte, Francions Herz zu bestürmen, immer mehr und mehr mit der Sorge ihm zu gefallen. Es glückte ihr auch; aber der Prinz von Troja ließ demohngeachtet nicht aus der Acht, daß er in entfernten Gegenden sein Glück suchen, und Eroberungen machen sollte. Er erklärte dieses seiner Gebieterin freymüthig; die, in den magischen Künsten erfahren, mit ihm übereinkam, die Götter der Hölle zu befragen, und die Geister zu beschwören, um von ihnen sein künftiges Schicksal zu erfahren. Die Beschwörung glückte; eine ungeheure Anzahl höllischer Geister erschienen nach und nach, und weissagten dem Francion, daß er sich in Gallien niederlassen, und daselbst eine Nation beherrschen sollte, die sich nach seinem Namen, die Franken oder Franzosen nennen würde. Die ersten Nachkommen Francions würden das Land der Sikambern bewohnen, und sich unter dem Markomir noch weiter ausbreiten. Sein Nachfolger Pharamond würde das Sallsche Gesetz einführen, und nach ihm Clodion über den Rhein gehn, und den Kohlenbrennerwald (der Ardennerwald) durchstreifen. Sein Sohn Merovåus würde sich zu Tournay niederlassen, und nach seinem Namen das erste französische Königsgeschlecht genannt werden; aber die Nation würde den Namen der Franzosen beybehalten, um sich jederzeit Francions, als ihres ersten Stifters, wieder zu erinnern.

Nicht zufrieden, ihnen die ersten Beherrscher der Franzosen gezeigt zu haben, liessen die höllischen Geister noch den ersten christlichen König von Frankreich Clovis und seine ganze

Nach-

Nachkommenschaft, vor Hyanten und ihrem Liebhaber die Musterung passiren. Nichts kann auffallender seyn, als die Art, wie die Teufel hier noch vor Christi Geburt, die Bekehrung einer großen Nation zum Christenthum vorhersagen. Endlich nachdem er eine ganz genaue Liste aller Merovingischen Könige geliefert; spricht der Dichter auch noch von Karl Martel und seinem Sohn Pepin, und führt also seine Leser bis zum zwoten Königsgeschlechte. Aber hier bricht er mit einmal ab, und läßt sein Gedicht als Fragment. Ohne Zweifel würde er, wenn er diese große Prosopopee fortgesetzt hätte, dem Francion die Hyante haben entführen oder ihre Fesseln abwerfen lassen, so wie es Aeneas mit der Dido machte; und sein Held würde alsdenn, nachdem er die Donau hinaufgefahren, sich im Lande der Sikambrer niedergelassen haben. Doch dieses sind nur bloße Muthmassungen. Ronsard endigt seine Franciade mit nachstehenden Versen:

N'espere rien au monde de certain:
Ainsi que vent, tout coule de la main:
Enfant d'Hector, tout se change & rechange;
le tems nous fait, le tems meme nous mange.
Princes & Rois, & leur races s'en vont,
de leur trepas les autres se refont;
Mose ne vit d'eternelle durée,
La vertû seule au monde est assurée *).

*) „Hoffe nichts gewisses auf der Welt; so wie der Wind, fliegt alles aus der Hand. Kind des Hektors, alles verändert sich „und wird wieder verändert; die Zeit macht uns, und die Zeit „selbst verzehrt uns. Fürsten, Könige und ihre Geschlechter „vergehn, und aus ihrem Tode entstehen wieder andre. Es „giebt kein Ding von ewiger Dauer, nur die Tugend allein ist „gewiß auf der Welt."

F.

V.

Fragmente einer großen Sittengeschichte.

Eine Anzahl französischer Gelehrten und Künstler haben sich bereits seit vielen Jahren mit einem ausserordentlichen Werke beschäftigt, das nächstens die Presse verlassen, und gewiß unter die merkwürdigsten dieses Jahrhunderts gehören wird. Es soll unter nachstehenden Titel erscheinen. Histoire générale de la vie privée des françois dans tous les tems et dans toutes les provinces de la monarchie. Das Werk wird vier Bände in 4to ausmachen, und mit vielen Zeichnungen und Kupfern versehen seyn. Sowohl die Königliche, als auch andre große Bibliotheken in Paris haben hierzu die reichhaltigsten Materialien geliefert. Nach dem Plan der Verfasser zu urtheilen, wird dieses Werk ein bisher unbekanntes Licht, nicht allein auf die französische, sondern überhaupt auf die ganze Europäische Sittengeschichte werfen, und eben so lehrreich als unterhaltend seyn. Der erste Band wird die Nahrung der Gallier und Franzosen zum Gegenstande haben. Der zweyte, die Wohnungen, Hausgeräthe u. s. w. Der dritte, die Kleidung; und der vierte, die Vergnügungen und Spiele der Franzosen, in allen Ständen und zu allen Zeiten. In Erwartung dieses großen Werks, wollen wir Bruchstükke desselben auszeichnen, wodurch wir den Dank unsrer Leser zu verdienen hoffen.

* * *

Es ist bekannt, daß Eicheln die ursprüngliche Nahrung der Gallier waren, daher entstand ihre Ehrfurcht für den Eichbaum, dem die Druiden und die ganze Nation fast göttliche Ehre erwiesen. In den folgenden Zeiten, lernte man von den Griechen, die Marseille bewohnten, die Kunst den Akker zu bauen, zu säen, und zu ärndten. Indessen ist es wahrscheinlich,

lich, daß der Anbau des Korns in Gallien nur langsame Fortschritte machte, da dies Land, seit undenklichen Zeiten, mit ungeheuern Wäldern bedeckt war. Die ersten Kornmagazine der Gallier waren Löcher unter der Erde gemacht; dahin brachten sie ihre Erndte in Friedenszeiten, um sie aufzubehalten, und in Kriegszeiten, sie für die Nachsuchungen des Feindes zu sichern. Diese Löcher waren künstlich mit Rasen bedeckt, daher waren sie sehr schwer auszuspähen. Dieser alte Gebrauch hat sich noch bis jetzt in einigen Gegenden von Frankreich erhalten.

Die Kunst aus Weizen Brod zu machen, war anfangs den Römern unbekannt; sie nahmen die Körner aus der Aehre, und assen sie entweder frisch, oder leicht geröstet, auch warfen sie solche in warmes Wasser, um sie zu erweichen. Nachher bekamen sie den Einfall, sie in Mörsern zu stoßen, und erst lange nach diesem wurden die Handmühlen erfunden. Diese waren zu Cäsars Zeiten in Gallien, sowohl in den Städten als auf dem Lande allgemein. Die Windmühlen, kamen erst nach dem ersten Kreuzzuge in Europa im Gebrauch, da die Kreuzfahrer diese nützliche Maschinen bey den Sarazenen gesehen hatten. Die Wassermühlen sind von späterer Erfindung. Die Kunst das Getraide zu mahlen, führte zur Kunst Brod zu bakken. Ein rund geschnittenes Stück Brod diente den Gästen statt eines Tellers. Dieser Gebrauch währte einige Jahrhunderte, und wird noch in der Krönungsgeschichte Ludwigs XII. erwähnt. Nach der Mahlzeit gab man dieses Brod den Armen. In einer gewissen Provinz in Frankreich, sind die Bauern nach einer schlechten Erndte gezwungen, Heu mahlen zu lassen, um davon Brod zu bakken. Man findet noch alte Mönchsregeln, worinn für gewisse Vergehungen die Strafe festgesetzt war, eine Zeitlang Heubrod zu essen.

Viele vortreffliche Früchte hat Europa aus Asien erhalten. Es ist bekannt, daß der römische Feldherr Lucullus die ersten Kirschen nach unserm Welttheil brachte. Die Aprikosen

kosen kommen aus Armenien, und wurden durch die Römer in Frankreich eingeführt. Die Pfirsiche hat man aus Persien, und die Pflaumen zur Zeit der Kreuzzüge aus Syrien zu uns gebracht. Die Granatäpfel, die ursprünglich aus Afrika kommen, wurden anfangs nach Rom und Spanien gebracht, wo sie dem Königreich Granada den Namen gegeben haben sollen; von da kamen sie nach Frankreich. Das Stammland der Citronen ist Medien oder Syrien, und der Kastanien Sardes in Lidien. Die Pistazien kommen aus Indien, die Mandeln aus Griechenland, und die Nüsse aus dem Königreich Pontus, dem Vaterlande des großen Mithridats. Auch die Feigen wurden aus Asien nach Rom gebracht. Der bey den Atheniensern so hochgeschätzte Olivenbaum kam aus Griechenland nach Italien und Spanien, und endlich nach der Provence und Languedoc.

Alle Geschichtschreiber kommen überein, daß die Gallier große Fleischesser waren, und besonders das Schweinefleisch liebten. Dieses Fleisch war auch die Hauptnahrung der Franken, als sie sich in Gallien festsetzten. Die Schweine wurden nicht nur auf dem Lande genährt, sondern auch die Städte waren davon voll. Philip, Enkel Ludwig des dikken, verlohr in Paris sein Leben, weil ein Schwein sich unter die Füße seines Pferdes warf, wodurch es scheu wurde, und er herunter stürtzte. Im 12ten Jahrhundert trat in Paris eine Gesellschaft Kaufleute zusammen, um den Handel zu Wasser zu treiben. Eins der ersten Produkte, so sie kommen ließen, waren eingesalzne Heringe, die sie aus der Normandie erhielten. Aus einer Verordnung des Königs Johann ersieht man, daß Seehunde damals gegessen wurden. Zu den Zeiten der Troubadours fieng man Wallfische im Mittelländischen Meere, und aß das Fleisch davon. Man hat starke Gründe zu glauben, daß der Hecht 300 Jahr alt werden kann. Seit einigen Jahren hat man mit gutem Erfolg versucht, die Fische zu kastriren, um sie lekkerhafter zu machen.

Es war eine Zeit, da man sich Gewissensskrupel machte, zur Fastenzeit Milch, Butter, Käse und Eyer zu essen. Die Könige von Frankreich Karl V. und Karl VI. erhielten vom Pabst die Erlaubniß, sich dieser Nahrungsmittel zu bedienen. Diese Nachsicht erstreckte sich nachher vom Hofe auch auf die Provinzen. Indessen war die Erlaubniß, Eyer in Fastenzeiten zu essen, schwerer zu erlangen, als diejenige, so die Milch, Butter und Käse betraf. Im Jahr 1555 wollte ein Bischof von Paris, der dazu durch eine Bulle des Pabstes Julius III. berechtiget war, den Gebrauch der Eyer in dieser heiligen Zeit erlauben; allein das Parlament ärgerte sich über diese Gottlosigkeit, und verhinderte die Vollziehung der päbstlichen Bulle. Von dieser strengen Enthaltsamkeit der Eyer zur Fastenzeit ist der Gebrauch entstanden, eine große Menge derselben den Tag vor Ostern einsegnen zu laßen, die man an seine Freunde unter der Benennung der Ostereyer austheilte. Es sind noch nicht dreißig Jahre, daß die Gewohnheit abgekommen ist, nach der großen Ostermesse hohe Pyramiden von gemalten und vergoldeten Eyern ins königliche Kabinet zu tragen, die der König unter seinen Hofleuten vertheilte. Der Russische sowohl als einige andere Höfe haben diesen Gebrauch noch beybehalten. Das Salz war bis zum 14ten Jahrhundert ein Produkt, womit jedermann handeln konnte. Philip der Lange und Philip von Valois waren die ersten, die eine geringe Auflage darauf legten, allein nach der unglücklichen Schlacht bey Poitiers und der Gefangenschaft des Königs Johann, nahm sein Sohn Karl, um die Ranzion seines Vaters zu bezahlen, unter andern ausserordentlichen Mitteln, auch seine Zuflucht zu der, wegen seiner Greuel, so berüchtigten Einrichtung der Salztaxe, die unter den Namen des Gabelle bekannt ist, und einen ansehnlichen Theil der königlichen Einkünfte ausmacht. Heinrich II. war es, der sich endlich den Salzhandel ganz allein vorbehielt, und ihn verpachtete.

Die orientalischen Gewürze, die die Römer kaum in den letzten Zeiten ihrer Hoheit kannten, wurden erst in Frankreich zu den Zeiten der Kreuzzüge bekannt. Der hohe Preis

derselben, die Seltenheit, die Entfernung der Länder, wo sie herkamen, setzten sie unter uns in großer Achtung. Da im Jahr 1163 ein Abt von St. Gilles in Languedoc willens war, sich vom Könige Ludwig dem Jungen eine Gnade zu erbitten, so glaubte er sie desto leichter zu erhalten, wenn er ihm einige Spezereyen aus der Levante schickte. Alle noch vorhandene Manuskripte aus den Zeiten der Kreuzfahrer sind voller Lobeserhebungen des Zimmets, Ingwers, der Muskatennüsse u. s. w. welche die Dichter damals mit den vortrefflichsten Wohlgerüchen verglichen. Es war indessen nicht die bloße Sinnlichkeit, die unsere Vorfahren zum Gebrauch der orientalischen Gewürze verleitete; da sie gewohnt waren sich mit schwerem Fleische zu nähren, so glaubten sie durch diese Spezereyen die Verdauung zu befördern. Es sind erst dreyzehn Jahre, daß Herr Poivre den glücklichen Versuch machte aus der Insel Ceylon Muskat- und Nägeleinbäume zu holen, und nach Isle de France zu verpflanzen; eine Unternehmung, die bisher den besten Erfolg gehabt, und wovon sich die Franzosen die größten Vortheile versprechen.

Der Honig vertratt bey den Alten die Stelle des Zukkers. Die Römer brauchten ihn zu ihrem Backwerk und zu ihren Ragouts, imgleichen zu ihren Getränken und bey verschiednen Weinen. Sie bedienten sich des Zukkers bloß als Medikament. Die Achtung für den Honig war ausserordentlich. Virgil nennt ihn coeleste donum, Gabe des Himmels. Er war die gewöhnliche Nahrung des Pythagoras. Demokrit rieth ihn allen denjenigen an, die lange leben wollten. Plinius erzählt von einem mehr als hundertjährigen Greise, Namens Vedius Pollio, der einer bewunderungswürdigen Gesundheit genoß und voller Kraft war. Dieser wurde dem Kayser Augustus vorgestellt, der ihn frug, welcher Mittel er sich bedient hätte so gesund zu einem so hohen Alter zu gelangen. Seine Antwort war; intus melle, extra Oleo; innerlich Honig, äußerlich Oel. Der erste Zukker kam aus Arabien nach Europa, allein er wurde bloß zur Medicin gebraucht; erst im Jahr 1420 versuchte man ihn zu läutern, allein diese

Versuche waren sehr unvollkommen, bis im Jahr 1470 es einem Venetianer damit glückte, der ungeheure Summen dabey gewann, und seiner Nation einen neuen Handlungszweig verschaffte.

Ehe die Gallier von den Römern bezwungen wurden, lebten sie nicht viel besser als die Wilden, und ihre Küche war eben so einfach. Gehackte Kräuter gekocht, in hölzernen Näpfen aufgethan, auf eine Ochsenhaut gestellt, die auf der Erde in den Wäldern ausgebreitet war, Klöße aus dem Mehl der verschiednen Getraidearten gemacht, und auf Kohlen gebratene Stükke Fleisch, so waren ihre Gastmahle beschaffen, bis sie von den Römern lernten, wie man den Geschmack besser reitzen könne. Diese verbesserte gallische Küche litt einige Veränderungen, durch die feindlichen Einfälle der Visigothen, Gothen, Hunnen, Lombarden, Burgundier und Franken; endlich formirte sich die französische Küche, die sowohl auf die Landesprodukte als auf die fremden Nahrungsmittel gegründet war, die nach und nach durch den Handel eingeführt wurden. Diese Kochkunst verbesserte sich immer mehr und mehr bis zu den Zeiten Ludwig XIV. wo sie sich in ganz Europa verbreitete, und die französischen Köche an allen Höfen ihr Glück machten. Im Anfang der Regierung Ludwig XV. schien aber diese Kunst noch zu einfach zu seyn, sie mußte daher einer neuen Platz machen, die man wahrhaft chimisch nennen konnte, da sie ganz aus Essenzen und Extrakten zusammen gesetzt war.

Lange vor Ludwig XII. war es zu Paris ein besondres Gewerbe gekochtes Schweinefleisch zu verkaufen, und ein andres, mit Saucen zu handeln, die man nach Hause nahm, die Speisen zu würzen. Sie führten den Namen Saucemacher, und wurden im Jahr 1514 in einer Zunft zusammen verbunden. Die Köche damaliger Zeit suchten ihren Ruhm in wunderlichen Zubereitungen der Speisen, als: am Spieß gebratene Eyer und Butter ꝛc. Bey Gastmälern wurden viele Gerichte nach der Manier fremder Nationen zubereitet. Z. B. der Hecht auf deutsche, die Eyer auf florentinische, und die

Rebhüner auf katalonische Art; sogar der Türkische Pilau wurde nicht vergessen.

Der Wein wurde aus Asien nach Griechenland, und von da nach Italien gebracht. Nach dem Plutarch lernten ihn die Gallier zuerst durch einen verbannten Toskaner kennen, der sie dadurch reitzen wollte, sein Vaterland zu erobern. Plinius sagt, daß ein Schweizer, nachdem er sich einige Jahre in Italien aufgehalten hatte, zuerst den Einfall bekam, einen vortheilhaften Handel mit italienischen Weinen zu machen, wenn er sie nach Gallien brächte. Indessen tranken die Einwohner von Marseille schon Wein, ehe ihn die andern Bewohner Galliens kannten. Er wuchs sogar auf ihrem Gebiet. Weiter erstreckte sich der Weinbau nicht. Nur erst nach der Ankunft des Fabius Maximus, mit dem Beynamen der Allobroger, der einen Theil von Gallien eroberte, geschah es, daß auf seinen Befehl Weinstökke im Narbonnesischen Gallien gepflanzt wurden. Cäsar redet von den Weinen der Provence, des Delphinats, von Languedok und Auvergne; er fügt als eine besondere Merkwürdigkeit hinzu, daß man in Gallien die italienischen und in Italien die gallischen Weine vorzüglich schätzte. Auch erwähnt er einer Art von Trauben aus der Gegend von Vienne, die einen Schotengeschmack hatten. Dieser Wein war noch vor hundert Jahren im Delphinat bekannt, und hatte den Namen Vin de violette. Die Verfälschung des Weins wurde schon den alten Galliern vorgeworfen; auch werden die Marseillianer damit vom Martial in seinen Epigrammen beschuldigt.

Der Kaiser Domitian, dessen Denkungsart so sonderbar, als sein Charakter barbarisch war, bildete sich ein, daß der Kornbau sowohl für Gallien als dem ganzen Reiche überhaupt, nützlicher als der Weinbau seyn würde, er befahl daher alle Weinstökke auszurotten. Diese Verordnung wurde zweyhundert Jahre lang beobachtet; aber im dritten Jahrhundert stellte der weise Probus den Frieden und die Weinberge wieder in Gallien her. Die Pariserweine waren damals vortrefflich, wie der Kaiser Julian bezeugt. Die Franken

weit

weit entfernt den Weinbau zu verhindern, trugen vielmehr Sorge die Weinstökke zu vermehren, nachdem sie Gallien erobert hatten. Karl der Große nutzte damit seine Krongüter, und von diesem Fürsten an bis zum 16ten Jahrhundert sind alle Verordnungen der französischen Könige dem Weinbau günstig gewesen. Vom 9ten Jahrhundert an, kam der Burgunder Wein in Ruf, und wurde größtentheils nach Deutschland versendet. Den Moselwein hingegen kauften die Friesländer. Zu den Zeiten des Philip Augusts wurden schon viele französische Weine nach England geführt. Froissard, erzählt, daß im Jahr 1372 eine Kaufmannsflotte von 200 Segeln aus England nach Bourdeaux gieng, um Wein zu holen. Dieser vortheilhafte Handel währte bis 1577. Da Karl IX. wieder den Domitianischen Grundsatz folgte, und einen Theil der Weinstökke in Guienne ausrotten ließ. Die Erfinder der Weinfässer waren die Cisalpinischen Gallier. Die Römer kannten diese nützlichen Gefäße vorher nicht, sondern bewahrten den Wein in großen irdnen Töpfen auf, oder in Schläuchen, die aus Thierhäuten (gemeiniglich von Bökken) gemacht waren, und dem Getränke oft einen unangenehmen Geschmack mittheilten.

In den Ländern, wo der Wein im Ueberfluß war, ließ man oft in der Erde gemauerte Cisternen machen, die mit Wein angefüllt wurden. Aus diesen großen Behältern wurden gewisse lederne Flaschen gefüllt, welche die Diener hinter ihren Herren hertrugen, und an ihre Sättel hiengen. Eine Verordnung des 13ten Jahrhunderts legt den Lohgerbern von Amiens auf, zwey große Felle zu Weinen für die bischöflichen Vasallen zu liefern, wenn sie aufgeboten würden. Imgleichen sollten die Schlächter Fett zum einschmieren dieser Schläuche hergeben, damit der Wein nicht herausliefe. Der Groß-Flaschenbewahrer von Frankreich (grand Bouteiller de France) war eine der vornehmsten Personen im Staat. Er hatte das Recht, sich des großen königlichen Weinbehälters zu bedienen, und die Wirthshäuser im Königreiche standen unter seiner Aufsicht. Aus dieser Bedienung ist hernach die Ober-Kellermei-

sterstelle, obgleich mit weit geringern Vorrechten entstanden. Der nämliche Mißbrauch der Gewalt, der den Adel dahin brachte, sich allein das Recht der Mühlen und Backofen anzumaßen, führte auch das ausschließende Vorrecht ein, eine gewisse Zeitlang bloß ihre Weine allein zu verkaufen; nachher war es erst ihren Vasallen und Bauern erlaubt. Dieses Privilegium wurde dem Adel in einigen Provinzen von Ludwig XIV. bestätigt.

Die Weinlese war bey den Griechen und Römern sowohl als bey den Galliern eine Zeit der Feste und der Fröhlichkeit. Die natürliche Munterkeit der Franzosen wurde noch durch den Gebrauch der Weine vermehrt, und die Trinklieder bey diesen fröhlichen Bachanalien wurden gewöhnlich das erstemal zur Zeit der Weinlese gesungen, und von da kamen sie in die Wirthshäuser, die noch im vorigen Jahrhundert von den vornehmsten Standespersonen besucht wurden.

Vor hundert Jahren geschah kein Kauf, ohne daß ein besondres Weingeld (pot de vin) dabey ausgesetzt wurde. Dasjenige, was man bey Kindtaufen und Trauungen den Priestern gab, hieß Pfarrerwein; (Vin du Curé) die Geschenke, die die Braut vor der Hochzeit erhielt, Hochzeitwein; (vin de noce) was die Klienten den Gerichtsschreibern gaben, hieß vin de Clerc u. s. w. Eine alte Urkunde vom berühmten Abt Suger, Regenten des Königreichs unter Ludwig dem jungen, setzt der Kollegialkirche von St. Paul eine Rente von zehn Stüber und ein Maas Wein aus. „Dieses ist, sagt er, „damit die Domherren Gott und den heiligen Paul mit mehr „Gottesfurcht und Munterkeit dienen mögen". Ut jucundius et devotius Deo sanctoque Paulo inserviant.

Im vorigen Jahrhundert entstand eine große Streitigkeit über die Eigenschaften und den Vorzug der Burgunder- und Champagner-Weine. Die Ursache davon war ein von den medizinischen Schulen zu Paris behaupteter Satz, der den Wein von Beaune, in Burgund, als das angenehmste und gesundeste aller Getränke anprieß. Damals ließ man diese Behauptung gelten, da seit den 13ten Jahrhundert die Beau-

nischen

nischen Weine in großen Ruf standen, wie auch der Brief des Petrarch an dem Pabst Urban V. beweißt, wo dieser Dichter dem heiligen Vater schreibt, daß man sich nicht über den langen Aufenthalt der Kardinäle zu Avignon und ihre geringe Neigung nach Italien zurückzukehren wundern müsse, weil sie hier keinen Wein aus Beaune finden würden. Vierzig Jahre nach obiger Behauptung gieng man in besagter Schule noch weiter, man räumte nicht allein den Burgunder vor den Champagnerweinen den Vorzug ein, sondern beschuldigte auch diese letztern, daß sie die Nerven reizten, die Säfte in Gährung setzten, und die Gicht verursachten. Diese Meynung wurde von dem ersten Leibarzt Ludwig XIV. Fayon bekräftigt, der dem König den Champagnerwein verboten hatte. Die Champagner wurden aufgebracht, und griffen die Burgunder an. Man schrieb von allen Seiten. Die erstern führten unter andern Beweisen an, daß im 16ten Jahrhundert der Wein von Ay in der Provinz Champagne in so großen Ruf stand, daß der Kaiser Karl V., der Pabst Leo X. und die Könige Franz I. und Heinrich VIII. König von England, diesen Wein für einen wahren Nektar ansahen, und jeder dieser großen Monarchen zu Ay einen Weinberg gekauft hatten, wo sie einen Weinbauer unterhielten, der ihnen alle Jahr einen Vorrath von diesem vortrefflichen Wein schikken mußte. Die Mode den Champagnerwein schäumen zu machen, ist nicht älter als hundert Jahr, und es ist kaum zwanzig, daß sie in Frankreich aufgehört hat. Die Spuren dieses Gebrauchs sind nur noch bloß in Trinkliedern übrig, wo der Champagnerschaum besungen ist.

Die Kunst gebrannte Wasser zu verfertigen wurde lange Zeit für ein Geheimniß gehalten. Man schrieb dem Brannteweln große Eigenschaften zu. Arnaud von Villaneuve, ein berühmter Arzt, der auch für einen großen Alchimisten galt, und im Jahr 1313 starb, spricht davon mit großem Lobe. „Wer „würde es geglaubt haben, sagt er, daß man aus dem Wein, „durch chimische Prozeduren einen Liquor ziehen könnte, der „weder die Farbe des Weins, noch seine gewöhnliche Wirkung

 „hat?

„hat? Dieses Weinwasser wird von einigen Lebenswasser ge„nannt, und dieses mit Recht, weil es ein wirkliches Wasser „der Unsterblichkeit ist. Man hat schon angefangen dessen Tu„genden zu erkennen. Es verlängert die Lebenstage, zerstreut „die überflüßigen Säfte, stärket das Herz, und unterhält die „Jugend. Sowohl allein, als in Verbindung mit andern „Arzneymitteln, heilt es die Kolik, die Wassersucht, die Gicht, „schmelzt den Stein u. s. w." Dieser Meinung waren auch andre damals berühmte Aerzte, allein es währte nicht lange, so hörte man in Frankreich auf, den Branntewein wie eine Arzney zu betrachten, man sah ihn bald für ein angenehmes Getränk an, das ein sehr vortheilhafter Zweig des Handels wurde, und noch ist.

Ehe die Gallier den Wein kennen lernten, bedienten sie sich eines starken und berauschenden Getränks, das aus wilden Honig gemacht, und eine Art von Meth war, wozu denn die unzähligen Bienenschwärme, womit die großen Wälder in Gallien angefüllt waren, eine erstaunliche Menge Honig verschaften. Gegen dem 15ten Jahrhundert, nachdem die Hausbienen den Platz der wilden eingenommen hatten, und durch den Ueberfluß des Weins der Gebrauch dieses Getränks verringert worden war, erfand man einen Weinmeth. Auch das Bier war ein Getränke der alten Gallier. Plinius bezeugt, daß sie es zu seiner Zeit tranken, wobey er hinzufügt, daß sie das Geheimniß besaßen, es Jahre lang zu erhalten. Diodorus aus Sicilien erwähnt, daß die Egyptier zwey Arten von Bier hatten, ein starkes, das sie Ziches, und ein süßes, das sie Curmi nannten. Die Gallier behielten diese Abtheilung bey, die sie vermuthlich von den Marseillianern gelernt hatten; ihr starkes Bier hatte den Namen Zitu, und das süße Cerevisia. Der Kaiser Julian liebte das Bier nicht. Wir haben noch ein griechisches Sinngedicht von ihm, wo er, indem er vom Bier redet, sich folgendermaßen ausdruckt: „Wer bist du? Nein, du bist nicht der wahre Bachus: „der Sohn des Jupiters hat einen so süßen Othem wie der „Nektar, und der deinige ist wie von einem Bock." —

Der

Der Cyder oder Apfelmost wurde in Afrika erfunden, und von den Biskayern, die dahin handelten, in ihr Vaterland eingeführt. Von ihnen lernten hernach die Normänner die Zubereitung dieses Getränks. Die Erfindung des Biermosts aber kommt ursprünglich aus der Normandie. Fortunatus erzählt in dem Leben der heiligen Radegonda, Königin von Frankreich, die, nachdem sie Wittwe geworden, ein sehr bußfertiges Leben führte, daß diese Prinzessin kein ander Getränk zu sich nahm, als Wasser und Biermost, der damals blos von den Armen getrunken wurde.

Der Kaffe hat seinen Ursprung aus Arabien oder Ethiopien, und wurde erst im Anfang des vorigen Jahrhunderts von den Holländern und Engländern aus der Levante nach Europa gebracht. Im Jahr 1644 wurde er zuerst in Marseille bekannt. Der berühmte Reisende Thevenot brachte bey seiner Zurückkunft aus dem Orient 1658 eine Menge von Kaffebohnen mit sich, womit er seine Freunde beschenkte. Endlich im Jahr 1669 kam ein türkischer Gesandter, Namens Soliman Aga nach Frankreich, der den Parisern wegen seines Witzes und seiner Galanterie sehr gefiel, die man einem Türken nicht zugetraut hatte, daher man auch ihm zu Gefallen den Kaffe kostete, den er nach seiner Landessitte den Damen austheilte. Die Neuheit schafte diesem Getränk Anhänger. Man ließ den Kaffe aus der Levante holen, und trank ihn auf türkische Manier zubereitet, wobey man sich der Porzellantassen und Servietten von Mosselin, mit goldnen Borten besetzt, bediente. Diese Mode gieng von den Privathäusern zu den Kaffeladen. Ein Armenianer Namens Paschal, legte 1672 eine Kaffebude in Paris an, wodurch er ein großes Vermögen erwarb. Allein seinen Nachfolgern wollte es nicht glükken; bis endlich im Anfang dieses Jahrhunderts, Procope, ein Sizilianer, den Ruhm der Kaffebuden wieder herstellte. Die seinige war prächtig ausgeziert, wodurch er die beste Gesellschaft in Paris an sich zog. Außer dem Kaffe bediente er auch seine Gäste mit Thee, Chokolade und allen warmen Getränken. Sein Kaffehaus war noch vor dreyßig Jahren der Sammelplatz

aller Schauspielliebhaber und der Tummelplatz der gelehrten Kriege. Die Mode Kaffehäuser zu besuchen that den Wirthshäusern in Paris großen Abbruch. Die angesehensten Leute kamen dahin; allein diese Mode ist auch abgekommen, und jetzt werden sie bloß von gemeinen Leuten und Fremden besucht. Bey Gelegenheit des Kaffe's wird in den Skizzen dieser französischen Sittengeschichte, folgende sonderbare deutsche Anekdote erzählt: *) Ein Mann, der noch im nördlichen Theil von Europa lebt, und durch seine Reichthümer und Talente bekannt ist, kam auf folgende Weise zu seinem großen Glück. Er führte einen sehr mittelmäßigen Handel in einer Provinz von Deutschland, wo der Geschmack am Kaffe, mit einer so erstaunlichen Wuth herrschte, daß die Pächter des Fürsten nicht die Laden alle versehen konnten, ob sie gleich so viel als möglich die Liebhaber betrogen, Kaffe aus den Amerikanischen Inseln für levantischen verkauften, und kleine Bohnen und nichtswürdige Körner für wahren Kaffe ausgaben. Während der Zeit, daß sich hierüber die Klagen gegen die privilegirten Kaffehändler häuften, machte der Mann, von dem wir sprechen, eine kühne Spekulation, die ihm vortreflich einschlug. Er schlug dem Fürsten vor, ihm die Kaffepacht, für einen höhern Preis als seine Vorgänger gegeben hatten, zu überlassen, und erhielt sie. Er machte sodann bekannt, daß er zu größerer Bequemlichkeit seinen Kaffe bereits gebrannt, und in kleinen Päckchen verkaufen würde, wovon jedes zu einer Tasse hinreichen sollte. Sein Vorschlag wurde angenommen, seine Päckchen wurden gekauft, und man fand seinen Kaffe vortreflich. Der Pachter erwarb ein großes Vermögen, und nur lange hernach erfuhr man sein Geheimniß, das darin bestand, nichts als gebrannten Roggen für Kaffe zu verkaufen.

(Die Fortsetzung folgt.)

VI.

*) Diese hier wörtlich übersetzte Anekdote wird wahrscheinlich allen unsern deutschen Lesern unbekannt seyn, und ist ohne Zweifel die Erfindung eines müßigen Kopfs. Ohne das unwahrscheinliche und plumpe dieser Geschichte zu erwähnen, müßte der durch seine Reichthümer und Talente figurirende Deutsche, doch wohl in Deutschland bekannt seyn. Einige Züge passen zwar auf

VI.

Samblancay.
Eine historische Erzählung.

Jakob de Beaune, Herr von Samblancay, war in Frankreich unter der Regierung Königs Franz I. General-Gouverneur der Finanzen. Er war nur von bürgerlicher Herkunft, allein seine beyden Schwestern waren an zwey Finanzbeamte verheirathet, durch welche er in dieser schweren Wissenschaft, zu der er den größten Hang hatte, eingeweihet wurde. Beaune erlangte bald das unbeschränkte Zutrauen seines jungen Königs, der ihn im Jahr 1517 an die Spitze seiner Schatzkammer setzte. Die Achtung, ja selbst die Freundschaft des Monarchen war so groß, daß er ihn mit dem Vaternamen beehrte. Auch die Mutter des Königs, Louise von Savoyen, schenkte ihm ihr ganzes Zutrauen. Dieses dauerte aber nur fünf Jahre, da ein unglücklicher Vorfall, der schmerzhaft zu erzählen und anzuhören ist, die ganze Scene veränderte.

Der Marschal von Lautrec kommandirte die französische Armee in Italien; er hatte 10,000 Schweizer unter seinen Truppen, die beständig drohten ihn zu verlassen, wenn er ihnen nicht den rückstehenden Sold auszahlen ließe. Hiezu wurden 400,000 Thaler erfordert. Lautrec hielt ohne Aufhören darum an; man versprach es ihm immer, allein er erhielte nichts. Die Schweizer verliessen ihn; er verlohr Mayland, und kam voller Scham nach Frankreich zurück, wo er sich nicht unterstund, dem Könige unter die Augen zu treten. Endlich unternahm es der Konnetable von Bourbon ihm bey Hofe vorzustellen, und zu entschuldigen. Er wurde anfangs sehr übel em-

auf einen sehr bedeutenden und vielleicht großen Mann, im eigentlichsten Verstande, der kürzlich in einem benachbarten Königreiche gestorben ist; allein die Sache, wovon hier die Rede ist, trägt zu sehr das Gepräge des Unsinns, als daß sie auf irgend jemand anwendbar seyn könnte. Wie dumm muß man die Deutschen ansehen, um solche handgreifliche Sottisen von ihnen zu schreiben? Allein solche Höflichkeiten sind wir von den Herren Franzosen schon gewohnt. — —

empfangen, denn der König wußte nicht, daß Lautrec die ihm so nöthigen 400,000 Thaler nicht erhalten hätte. Franz war erstaunt, als er diese Entschuldigung hörte. Er ließ gleich den Samblancay rufen, und überhäufte ihn mit den bittersten Vorwürfen und Drohungen, die gar nicht von der Art waren, wie sie ein Sohn seinem Vater machen kann. Der unglückliche Schatzmeister machte zu seiner Rechtfertigung ein aufrichtiges Geständniß von dem, was vorgefallen war. Da er diese Summen bereits gehabt hätte, nach Mayland zu schikken, wäre des Königs Mutter in eigner Person nach der Schatzkammer gekommen, und hätte alles rückständige von ihren Pensionen und sämtlichen Einkünften verlangt. Vergebens hätte er ihr alle Folgen dieses Schrittes vorgestellt, ihre Antwort wäre gewesen, daß ihr Kredit und Macht groß genug wären den Ober-Intendanten für den Zorn des Königs zu schützen, wenn er anders zornig seyn könnte, daß man sie zufrieden stellte; und daß es ihr leicht wäre, diejenigen unglücklich zu machen, die verwegen genug wären, sich ihr zu widersetzen; überdem hatte sie ihre Quittung angeboten, und der unglückliche Samblancay hatte sich nicht unterstanden, sie zu verwerfen. Dieses war das Geständniß, das er dem König that, der noch immer seinen Schatzmeister aufrichtig befunden hatte, und daher eine Minute lang seine Mutter für schuldig hielt. In diesem Augenblick trat die Herzogin von Angouleme (Mutter des Königs) ins königliche Gemach, wo Franz, zum erstenmal in seinem Leben auf sie loßzog, allein die schlaue und stolze Prinzessin ließ sich nicht durch einen Zorn irre machen, den sie vorher gesehn, und dessen Folgen sie schon vorgebeugt hatte. Sie bedachte sich nicht lange den Ober-Intendanten förmlich Lügen zu strafen. Die mehresten Geschichtschreiber der damaligen Zeit versichern, daß Samblancay den Empfangsschein der Herzogin mit demjenigen Vertrauen suchte, das nur Wahrheit und Rechtschaffenheit einflößen kann, und daß sein Erstaunen unbeschreiblich war, da er dieses zu seiner Rechtfertigung so nöthige Stück nicht finden konnte. Die Herzogin hatte es heimlich wegnehmen lassen, und zwar durch einen Sekretär des Ober-Intendanten Namens Gentil, der bald

bald darauf Präsident beym Parlament von Paris wurde, zwanzig Jahr nachher aber wegen seinen Uebelthaten sein Leben auf dem Schaffot endigte. Einige französische Schriftsteller geben zwar vor, daß dieses Geld ein dem Samblancay von der Herzogin anvertrautes Depot gewesen wäre, dessen Zurückgabe, nicht die Absendung der für die Truppen in Italien so nöthigen Gelder hatte verhindern sollen. Aber das ungegründete dieses Vorgebens, um eine erlauchte Strafbare zu entschuldigen, wird durch den rechtschaffenen Karakter des Samblancay, und den schändlichen des Gentil hinlänglich widerlegt. Es ist auch schwer zu glauben, daß ein Mann von Klugheit und Erfahrung zu einem so dringenden Bedürfniß, das er lange vorher kannte, blos auf ein fremdes Depot gerechnet habe.

Der König war in die traurige Nothwendigkeit versetzt, entweder seine Mutter, oder seinen liebsten Minister schuldig zu halten. Er unterstand sich aber nicht den Regungen der Natur zu widerstreben. Er gab seiner Mutter Recht, und befahl seufzend dem Samblancay nach der Bastille zu bringen. Hiebey hätte man wenigstens stehen bleiben sollen; allein die rachgierige Gemüthsart der Herzogin von Angouleme, und die Eifersucht eines andern Ministers, der ihr ganz ergeben war, verlangte ein mehreres. Sobald des Königs Mutter gewahr wurde, daß sie in dem Herzen ihres Sohns triumphirt hatte, so wollte sie auch diesen Triumph der Welt auffallend machen; sie verlangte daher, daß man dem Samblancay den Prozeß machen sollte. Kaum hatte der König dieses zugestanden, als ihm der Kanzler du Prat einen schon fertig gehabten Befehl zum Unterzeichnen vorlegte, worin verordnet wurde, daß die Richter in dieser Sache aus allen Parlamentern gewählt werden sollten. Man kann sich vorstellen, daß diejenigen, deren Biegsamkeit man kannte, den Vorzug behielten. Um den Prozeß desto mehr zu verwirren, und ihm das Ansehen zu geben, als wenn es mehr die Sache des Staats als eine Privatsache der Herzogin wäre, so mußte der General-Prokurator sechs und zwanzig Artikel bestimmen, worüber der Angeklagte befragt wurde. Der Punkt wegen der 400,000 Thaler, und der Quittung

tung der Herzogin von Angouleme, macht nur den letzten Artikel aus.

Die Akten dieses sonderbaren Prozesses befinden sich in der Bibliothek des Marquis de Paulmy d'Argenson, Abkömmling des berühmten Kanzler d'Argenson. Die Antworten des Samblancay, die man darüber lieset, zeigen den klugen und rechtschaffnen Mann. In Ansehung der fehlenden Rechtfertigungspapiere, erklärt er geradezu, daß er nicht weiß, wo sie hingekommen sind.

Es ist ein unfehlbares Mittel die Aufmerksamkeit des Publikums von dem Hauptgegenstand eines Prozesses abzuziehn, wenn man ihm sehr lange dauren läßt. Du Prat wußte diese gefährliche Politik wohl zu nutzen, unter dem Vorwand der Weitläuftigkeit der Untersuchungen, brachte er beynahe 4 Jahre damit zu, und erst am 9. Aug. 1527 wurde von den versammleten Kommissarien ein Urtheil gefällt, das ein Denkmahl der abscheulichsten Boßheit und Ungerechtigkeit ist. Dieses Urtheil enthält, daß die vom König verordnete Richter den Kriminalprozeß des Hrn. Jakob de Beaune, Ritter Baron von Samblancay, Vicomte von Tours, Kammerherrn des Königs, Gouverneur von Touraine und Gefangenen in der Bastille, untersucht hätten, u. s. w. imgleichen die durch Madame, Mutter des Königs eingegebene Bittschrift, die zum Endzweck hat, daß der im besagten Kriminalprozeß zu fällende Urtheilsspruch, ihre Schuldforderung nicht beeinträchtigen möge u. s. w.

Daher haben die Richter erklärt, und erklären nochmals dem bemeldeten Jakob de Beaune für schuldig und überwiesen der Diebereyen, Verfälschungen, Mißbräuche und übler Verwaltungen der königl. Finanzen, die im besagten Prozeß erwähnt sind. Zur Bestrafung für bemeldte Verbrechen und Missethaten, haben sie erklärt und erklären nochmals, daß er aller seiner Ehren und Würden verlustigt seyn soll, außerdem haben sie ihn verdammt, und verdammen ihn nochmals zu Montfaucon gehangen und erwürgt zu werden, imgleichen daß alle seine Güter, Mobilien und Erbschaften konfiscirt seyn sollen, von welchen Gütern und Konfiskation aber die Summe von 300,000 Pariser Pfunde zu nehmen

nehmen sind, sowohl zur Wiedererstattung der Summen, die er durch seine Verfälschungen aus den königl. Finanzen widerrechtlich genommen hat, als auch zu andern Schadloßhaltungen und Kosten, jedoch ohne Nachtheil der von Madame, Mutter des Königs gemachten Schuldforderung; Unterzeichnet Bourdel. Gemacht und gesprochen gegen den besagten de Beaune, den 6ten August 1527. *)

Dieses grausame Urtheil ward den 12ten des nehmlichen Monats, mit allen scheußlichen Zeremonien vollstreckt. Man führte diesen sogenannten Strafbaren zu Fuße aus der Bastille nach Montfaucon; in der Straße St. Denis bey einem Nonnenkloster wurde Halt gemacht, weil man, einer alten Stiftung zufolge, daselbst allen Delinquenten ein Glas Wein und drey Stückchen Brod reichte, wobey sie ein altes in diesem Kloster aufbehaltenes hölzernes Kruzifix küssen mußten. Der unglückliche Ober-Intendant unterwarf sich diesem erniedrigenden Zeremoniel, worauf denn der Zug fortgieng. Auf dem Richtplatz bat er sehr, daß man die Hinrichtung verzögern möchte; er schmeichelte sich, daß derjenige König, der ihm so oft Vater genannt, und so lange seinen Talenten und seiner Rechtschaffenheit hätte Gerechtigkeit wiederfahren lassen, ihm nicht so schändlicherweise sterben lassen würde. Maillard, der Kriminal-Richter, dem die Vollstrekkung dieses Urtheils aufgetragen war, hatte die Gefälligkeit bis zur anbrechenden Nacht zu warten, da aber endlich alle Hofnung verlohren war, wurde das Urtheil vollzogen. Als Samblancay die fatale Leiter bestieg, rief er aus: O Himmel! dies ist also die Belohnung für meine dem Staat geleisteten Dienste. Ich habe das nicht für Gott gethan, was ich für den König gethan habe! Er wurde erwürgt. So lange die Mutter des Königs und der Kanzler du Prat am Leben waren, unterstand man sich kaum einander ins Ohr zu sagen, daß Samblancay unschuldig gestorben sey. Diese Prin-

*) Da die Herzogin van Angouleme noch diese Schuld von Samblancay forderte, so ist es klar, daß sie nicht gestand die 400,000 Thaler, weder als ein zurückgegebenes Depot noch als bezahlte Einkünfte erhalten zu haben. Dieses allein wirft alle Behauptungen der gegenseitigen Geschichtschreiber über den Haufen.

Prinzessin starb im Jahr 1531, und man versichert, daß sie in der letzten Stunde ihres Lebens ihrem Sohn gestand, wie ungerecht sie gegen den Samblancay gewesen, und wie sehr seine Hinrichtung ihr auf der Seele läge. Sie entdeckte ihm alle die niederträchtigen Mittel, deren sie sich bedient hätte, diesen treuen Minister aus dem Wege zu räumen, und bat den Monarchen, das Uebel so viel als möglich wieder gut zu machen.

Das Andenken des Jakob de Beaune wurde auch in der That nachher wieder rehabilitirt *). Wilhelm de Beaune, Sohn des Hingerichteten, der durch dasselbe Urtheil, wodurch sein Vater das Leben verlohr, zur Verbannung verdammt worden war, wurde in allen seinen Gütern wieder eingesetzt. Er überlebte zwar diesen günstigen Vorfall nicht lange, hinterließ aber vier Söhne, die in seine Rechte traten, und bey Hofe in großes Ansehn kamen. Der älteste wurde Gouverneur des Herzogs von Anjou, Bruder des Königs. Der 2te erhielt die Stelle eines Oberhofmeisters bey der Königin Katharina von Medicis. Der 3te war ein Geistlicher; er besaß einige reiche Abteyen, und wurde Kanzler von besagter Königin. Der 4te wurde Bischof von Mande und hernach Erzbischof von Bourges. In den Händen dieses Prälaten legte der König Heinrich IV. seine Abschwörung der Religion ab, und machte ihn nachher zu seinem Groß Almosenier. Er starb als Erzbischof zu Sens 1606. Seine Nichte Maria von Beaune wurde die Erbin aller Güter sämmtlicher Abkömmlinge des unglücklichen Samblancay. Dieser große Brautschatz veranlaßte ihre Heyrath mit dem Marquis von Montmorency, Urältervater des jetzt lebenden Baron von Montmorency das Haupt dieser Familie, die, wie bekannt, die älteste und vornehmste in Frankreich ist.

*) Dieses rehabilitiren kennt man in keinen andern Lande als in dem gesitteten Frankreich, wo jährlich dergleichen ohnmächtige Reparationes geschehn. Die Parlamenter und alle Tribunäle dieses Landes, handeln mit einer beyspiellosen Uebereilung in Criminalsachen, woraus denn die abscheulichsten Ungerechtigkeiten erfolgen, davon ein Theil durch die sogenannten Rehabilitirungen, nach der Meynung dieses policirten Volks, wieder gut gemacht wird. Glücklicherweise ist diese Mode noch nicht über den Rhein gekommen. K.

Litteratur und Völkerkunde.

VI.
December 1782.

I.
Beschreibung von Peking, der Residenzstadt des Kaisers von China.

Nach dem einstimmigen Zeugniß aller im Chinesischen Reich gewesenen Reisenden, übertrift die Stadt Peking die größten Städte von Europa, sowohl durch ihren Umfang, als durch die ungeheure Anzahl ihrer Einwohner. Ihre unermeßliche Größe ist nicht allein des mächtigen Kaisers würdig, dessen Residenz sie ist, sondern auch dem weitläuftigen Reiche angemessen, wovon sie die Hauptstadt ist. Ihre Lage ist in einer fruchtbaren Ebne, sie führt den Namen Peking, der Nordische Hofstadt bedeutet, so wie Nanking, wo der Kaiser ehemals residirte, so viel als Südliche Hofstadt heißt. Die Tatarn thaten damals häufige Streifereyen ins Chinesische Gebiet, daher der Kaiserliche Hof nach einer nördlichen Provinz verlegt wurde, damit man gegen dieses unternehmende Volk die große Anzahl Truppen brauchen könnte, die sich immer um die Person des Kaisers befinden.

Die Stadt Peking hat die Gestalt eines vollkommenen Vierecks, und wird in zwey Städte abgetheilt. Diejenige, wo der Pallast des Kaisers ist, heißt die alte, oder tatarische Stadt, weil unter der jetzigen Dynastie, die daselbst befindlichen Häuser den Tatarn zugetheilt wurden. Die andre heißt die neue oder Chinesische Stadt. Die Chineser, die aus

der ersten vertrieben wurden, setzten sich in dieser fest, die weniger volkreich als die andre ist. Nach dem Jesuiten le Comte ist der Umkreiß dieser beyden großen Städte sechs große französische Meilen, jede von 3600 Schritten. Dieses war damals das genaue Maaß, das man auf Befehl des Kaisers mit der Schnur genommen hatte. Außerdem hat Peking noch dreyzehn sehr beträchtliche Vorstädte.

Die neue Stadt, hat wie die meisten Städte in China, niedrige und schlecht unterhaltene Mauern, aber die alte Stadt ist von guten Mauern umgeben, die von sehr dikken Ziegelsteinen, und ohngefähr 40 Fuß hoch sind. Alle zwanzig Klafter findet man wohl versehene Thürme, deren einige sehr groß und hinreichend sind zahlreiche Truppen zu bewahren. Auch sieht man an verschiednen Oertern einen sehr bequemen Abhang, um Pferde auf die Mauern zu führen. Die Stadt hat dreyzehn Thore, die, besonders in der alten Stadt, sehr hoch und sehr gut gewölbt sind. Ueber denselben sind doppelte Pavillons von außerordentlicher Größe und neun Stockwerke hoch, mit Fenstern und Kanonenlöchern versehen. Der eine dieser Pavillons dominirt die Stadt und der andre das Feld. Vor jedem Thor ist ein Raum von 370 Fuß, der zum Waffenplatz dient.

Obgleich Peking so groß ist, so wird man doch überall von Menschen gedrängt, so daß man große Mühe hat durch die Menge durchzubrechen. Das Gewühl von Menschen, Pferden, Maulthieren, Kamelen, Wagen und Sänften, ist unglaublich. Hin und wieder trift man Haufen von einigen hundert Menschen an, die den Marktschreyern und Sängern zuhören, oder sich wahrsagen lassen, wodurch denn die Zugänge in den Straßen verstopft werden, und die große Verwirrung vermehrt wird. Bey jedem Schritt werden Standespersonen aufgehalten, wenn sie nicht einen Reuter bey sich haben, der vor ihnen herreitet und Platz macht.

Wohlhabende Personen lassen sich gewöhnlich in Sänften tragen, oder sie reiten; daher man aller Orten Pferde, Maulesel und

und Tragsessel zu vemiethen findet. Zwölf bis funfzehn Stüber sind hinreichend, sich einen ganzen Tag zu Pferde oder auf einem Maulesel herumführen zu lasseu, wobey die Treiber ihre Thiere am Zaum leiten. Alle diese Straßengänger sind Männer, denn die Weiber dürfen nicht ausgehen. Obgleich Peking durch den großen Umfang und durch die Volksmenge Paris weit übertrift, so findet man doch, wenn man die Häuser der letztern Stadt zu vier Stockwerk rechnet, weniger Wohnungen zu Peking als zu Paris. Die Ursache davon ist, theils daß die Straßen zu Peking um sehr vieles breiter sind, theils auch der Pallast des Kaisers, der außerordentlich weitläuftig und wenig bewohnt ist; überdem giebt es große Reismagazine für mehr als 200,000 Mann, und viele andre ausgedehnte öffentliche Gebäude. Dennoch aber fehlt es den Chinesern hier nicht an Raum zu Wohnungen; denn man muß wissen, daß dieses Volk in ihren Häusern ganz außerordentlich gedrängt zusammen wohnt, so daß da, wo zehn Europäer sehr unbequem wohnen, dreyßig Chineser überflüßige Bequemlichkeit haben würden. Ueberdem haben sowohl die mehresten Handwerksleute, als auch die Armen nicht in der Hauptstadt ihre Wohnung, sondern leben das ganze Jahr durch auf kleinen Schiffen, womit der Hafen bedeckt ist, die gleichsam eine schwimmende Stadt bilden, nicht weniger bevölkert, als die auf dem festen Land.

Wenn man die Einwohner von Peking, nach dem außerordentlichen Gewühl in den Straßen beurtheilen wollte, so würde man die Volksmenge derselben, auf vier oder fünf Millionen schätzen, allein bey einer nähern Untersuchung wird diese Meinung sehr verringert. Eine ungeheure Menge Bauern kommen alle Tage mit Lebensmitteln aus den umliegenden Gegenden nach Peking. Dieser Zufluß vermehrt die Wagen, Karren, Kamele und andern Lastthiere, nebst ihren Führern. Außerdem arbeiten die mehresten Handwerksleute in China in den Häusern der Privatpersonen. Z. B. will man sich ein Kleid machen lassen, so kommt der Schneider des Morgens, und

geht des Abends wieder nach Hause, und so ist es mit allen Handwerkern, bis auf die Schmiede, die ihren Ambos, Ofen und alle Instrumente mit sich in den Straßen herumführen und Arbeit suchen. Die Barbiere tragen einen Lehnstuhl auf den Schultern, und das Bekken nebst dem Kessel in der Hand. Alle diese formiren das Gewühl; wozu noch kommt, daß die Reichen, ja selbst die vom Mittelstande, wenn sie sich tragen lassen, oder reuten, ihre Bedienten bey sich haben. Wenn ein Gerichts-Mandarin ausgeht, so folgen ihm alle, die zu seinem Tribunal gehören, wie bey einer Prozession. Die Prinzen vom Geblüte und Hofleute hingegen, werden allemal durch einen grossen Trupp Reuter begleitet. Aus allen diesen angeführten Gründen, kann man also die Bevölkerung von Peking nicht höher als zwey Millionen rechnen.

Fast alle Straßen dieser Stadt sind schnurgerade, eine Stunde Weges lang, und 100 bis 120 Fuß breit; die mehresten sind mit Kaufladen besetzt. Die ohnehin schlecht gebauten Häuser sind so niedrig, daß sie mit der Länge der Straßen in keinem Verhältniß stehen, und einen unangenehmen Anblick verursachen. Indessen wird dieser Fehler durch andre Dinge einigermaßen ersetzt. Dieses sind die mit Seide, Porzellän und lakkirten Sachen gezierten Buden, die das Auge ungemein ergötzen; hiezu kommt noch der Gebrauch, daß jeder Kaufmann, vor seiner Thür, auf einem Fußgestelle, eine zwölf bis funfzehn Fuß hohe, gemahlte, lakkirte und oft vergoldete Tafel hinstellt, die mit großen Buchstaben seine Waaren ankündigt. Diese fast in gleicher Entfernung, auf beyden Seiten der Strassen errichteten Pilaster, formiren eine sonderbare und prächtige Kolonnade. Dieser Gebrauch ist allen Chinesischen Städten gemein. „Ich habe deren an gewissen Orten gesehen," sagt der Jesuit Le Comte, „die so sehr ins Auge fielen, daß sie „einer Theaterverzierung ähnlich waren."

Die Stadt Peking ist in eine unzählbare Anzahl Quartiere eingetheilt. Zehn Häuser haben allemal einen Aufseher, der

der dem Gouverneur von allem, was daselbst vorgeht, Nachricht geben muß. Die in einem Quartier gelegenen Häuser müssen einander wechselweise bewachen und beschützen. Wenn daselbst ein Diebstahl, oder ein ander Verbrechen begangen wird, werden alle zur Verantwortung gezogen, so wie auch jeder Hausvater für die Aufführung seiner Kinder und Bedienten stehen muß. Alle große Straßen der Stadt sind mit Truppen besetzt, die allda Tag und Nacht Wache halten; sie haben das Schwerdt an der Seite und die Peitsche in der Hand, und schlagen ohne Unterschied des Standes auf diejenigen zu, die einige Unruhe verursachen. Sie haben auch das Recht diejenigen in Verhaft zu nehmen, die Zänkereyen anfangen, oder sich ihnen widersetzen. Sowohl die großen als kleinen Straßen haben Thore, die besonders bey den kleinen mit hölzernen Gegittern versehen sind, wo man durchsehen kann. Da die kleinen Straßen an die großen anstoßen, so werden die Wachen in den letztern so postirt, daß sie die erstern übersehen können, wo nur gewöhnlich eine Schildwache in der Mitte steht. Sobald die Nacht anbricht, werden die Thore in allen Straßen geschlossen, und nur blos für bekannte Personen geöfnet, die eine Laterne bey sich haben, und gute Ursachen wegen ihres Ausgehens anführen können.

Da die Chineser den Grundsatz haben: Die Nacht ist für die Ruhe und der Tag zur Arbeit bestimmt, so beobachten sie denselben auch genau. Die Gesetze sind so wachsam über diesen Punkt, daß man keine rechtschaffene Leute des Nachts in den Straßen findet. Wenn man zufälligerweise jemand begegnet, so wird er für einen nichtswürdigen Menschen, oder gar für einen Dieb gehalten, der etwas böses im Sinne hat. In solchem Fall hat selbst der Unschuldige Mühe, sich der Strenge der Gerechtigkeit zu entziehen. In Peking sowohl als in allen andern Städten, findet man große Glokken oder ungeheure Trommeln, die Nachtwachen zu bezeichnen. Eine jede Nachtwache ist von zwey Stunden, und die erste fängt gegen acht Uhr des Abends an. So lange als diese erste dauert,

schlägt man von Zeit zu Zeit einen Schlag mit der Glokke oder auf die Trommel; während der zweyten erfolgen zwey, während der dritten drey Schläge u. s. w. So daß, zu welcher Zeit des Nachts man auch aufwacht, man durch diese Glokken- oder Trommelschläge ohngefähr die gegenwärtige Stunde erfährt.

Sobald das erste Zeichen der Nachtwache gegeben ist, patrouilliren einige Soldaten von einem Wachttrupp zum andern, und machen ein beständiges Geklirre mit ihren Schwerdtern, um ihre Wachsamkeit anzuzeigen. Alle diejenigen, so man des Nachts antrift, selbst die, so in kaiserlichen Geschäften verschickt sind, werden angehalten, und wenn ihre Antwort zu dem kleinsten Verdacht Raum giebt, in Verhaft genommen. Durch diese Anordnungen, die mit der genauesten Pünktlichkeit beobachtet werden, geschieht es, daß Stille, Ruhe und Sicherheit in der ganzen Stadt herrschen. Hiezu kommt noch, daß der Gouverneur von Peking, weil er verbunden ist, alle Tage die Runde zu gehen, bisweilen zu einer Zeit erscheint, da man ihn am wenigsten erwartet. Die Offiziers, die auf den Mauern und auf den Pavillons der Thore die Wache haben, lassen oft, die bey ihrem Posten nahe liegenden Quartiere untersuchen. Die geringste Nachläßigkeit wird den folgenden Tag bestraft, und der wachthabende Offizier verliert ohne Gnade seine Bedienung.

Diese Anstalten kosten dem Kaiser viel, denn alle diese Soldaten sind einzig und allein für die Straßen bestimmt. Ihnen liegt es ob, dafür zu sorgen, daß jeder den Raum vor seiner Thüre rein halte, ihn Morgens und Abends in trocknen Zeiten besprütze, und nach dem Regen den Koth wegschaffe. Da die Stadt nicht gepflastert und die Straßen sehr breit sind, so ist es eine ihrer vornehmsten Beschäftigungen selbst zu arbeiten, und die Mitte dieser Straßen rein zu halten. Nach einem starken Regen nehmen sie die Erde auf, lassen sie trocknen, oder vermischen sie mit frischer Erde, und bearbeiten sie so sehr, daß in kurzer Zeit, alle Quartiere der Stadt, selbst nach den stärksten

sten Regengüssen, rein und trokken sind. Doch geschiehet dieses nur in der alten Stadt, in der Neuen ist es ganz anders, und die Straßen sind daselbst auch gemeinhin sehr unreinlich. Indessen entsteht aus diesem fehlenden Steinpflaster ein großes Ungemach; die große Menge Menschen, die in den Strassen auf und abgehen, verursachen einen sehr feinen Staub, der allenthalben durchdringt, und zugleich sehr schädlich ist.

Nahe bey dem vornehmsten Thor von Peking, steht der kaiserliche Pallast, mit einer niedrigen und dünnen Mauer umgeben, die große gewölbte Thore hat, wo sich die Wachen befinden. Dieser Pallast besteht aus einer ungeheuren Masse von großen Gebäuden, sehr weitläuftigen Höfen, und sehr geräumigen Gärten; er macht also gewissermaßen eine Stadt für sich allein aus. Außer den Wohnungen des Monarchen, enthält er auch die Palläste seiner Hofbedienten, und verschiedne Gerichtshöfe, um die Streitigkeiten der kaiserlichen Bedienten zu entscheiden, und ihre Verbrechen zu bestrafen; imgleichen wohnen in diesem Pallast eine große Menge Handwerksleute, die im Sold des Kaisers stehen und zu seinem Dienst bestimmt sind. Alle diese Gebäude gehören zum äußern Umfang des Pallasts. Eine andre Mauer von Ziegelsteinen formirt einen zweyten Umfang, der die Wohnungen des Kaisers und seiner Familie umschließt. Obgleich die Chinesische Bauart von der unsrigen sehr verschieden ist, so muß man doch gestehen, daß der kaiserliche Pallast nicht ohne Schönheiten sey. Hieher gehören seine Größe, die regelmäßig Abtheilung der Zimmer, und die Struktur der sehr hohen Dächer, die mit Blumenstükken geziert sind. Das erste Dach ist mit gefirnißten Ziegeln bedeckt, die von so schöner gelber Farbe sind, daß sie von weitem vergoldet zu seyn scheinen. Ueber dem ersten ragt ein zweytes Dach hervor, das noch glänzender und mit einem Wald von Stützen und Balken versehen ist; alles ist mit einem grünen Firniß bestrichen und mit vergoldeten Figuren gleichsam besäet. Dieses zwote Dach formirt eine Art von Krone zu diesem Gebäude, die die angenehmste Wirkung thut.

Die Flügel der Höfe formiren entweder kleine Pavillons, oder Gallerien. Die Zimmer des Kaisers, auf vorbeschriebene Art bedeckt, sind mit Terrassen und Gallerien umgeben, die von Säulen unterstützt werden; die Treppen, die zu den Sälen führen, sind von weissem Marmor; der Fußboden in den Zimmern ist auch von Marmor, oder mit Porzellän ausgelegt, und alles ist mit Verzierungen, Bildhauerarbeit, Mahlereyen, Lakkirungen und Vergoldungen versehen. Diejenigen, die eine nähere Beschreibung aller Zimmer, Säle und Gärten dieses Pallasts verlangen, können ihre Neugierde in der Geschichte befriedigen, die du Halde von diesem Reiche geschrieben hat.

Unter den Häusern der Großen in Peking findet man keins, das den Namen Pallast verdiene. „Man würde diesen Ausdruck sehr herabwürdigen," sagt le Comte in seinen Memoiren, „wenn man ihn auf so wenig erhebliche Gebäude an„wenden wollte. Gewöhnlich haben sie nur ein Stockwerk wie „die gemeinen Häuser". Indessen haben sie viele Höfe und Zimmer. Keins von diesen Häusern geht nach der Straße zu; sie sind alle eingeschlossen, und man sieht von aussen nichts als eine große Thür zum Eingang. Auf beyden Seiten stehen Häuser, die von Handwerkern oder Kaufleuten bewohnt werden. Diese Simplicität in den Wohnungen der Chinesischen Großen, kommt nicht von einer Abneigung für den Luxus her. Die Landessitte, und die Gefahr, die sie laufen würden, wenn sie sich auszeichnen wollten, setzen ihnen bey ihrem Aufwande Gränzen. „Da ich zu Peking war, sagt le Comte, hatte einer „der größten Mandarins, ich glaube, daß es sogar ein Prinz „war, ein höheres und schöneres Hotel bauen laßen, als die „andern Großen bewohnen. Man machte ihm ein Verbrechen „daraus. Die Polizeyaufseher verklagten ihn deshalb beym „Kaiser, und der Mandarin, der die Folgen davon fürchtete, „ließ während der Zeit, daß man die Sache untersuchte, sein „Haus niederreissen, noch ehe das Urtheil gesprochen war."

Obgleich die Häuser der Prinzen und Mandarins nur ein geringes Ansehen haben, so ist doch ihre große Ausdehnung merkwürdig. Vier oder fünf Vorhöfe befinden sich gewöhnlich vor dem ersten Gebäude, das aus großen Abtheilungen besteht, deren jede wieder ihre Höfe und Vorhöfe hat. Jede Fronte hat drey Thüren, davon die mittelste die größte ist, an beyden Seiten derselben sieht man marmorne Löwen. Nicht weit von da, im ersten Hofe, befindet sich ein großer, mit Schranken umgebner Platz, der mit rothem und schwarzem Firniß bedeckt ist; auf den Seiten sind zwey kleine Thürme, wo man zu gewissen Stunden des Tages, Trommeln und andre musikalische Instrumente ertönen läßt, besonders aber geschieht dieses, wenn der Mandarin aus oder eingehet, auch wenn er sein Tribunal besteigt. Innerhalb diesen Schranken ist ein Ort, wo diejenigen warten, die Prozesse haben oder Bittschriften überreichen wollen; auf beyden Seiten sind kleine Häuser für die Beamten des Tribunals. Weiter hin ist ein andrer Hof, der zu einem großen Saal führt, wo der Mandarin Gericht hält.

Die Gebäude der hohen Gerichtshöfe sind nicht prächtiger als die Häuser der Großen. Die Höfe derselben sind sehr weitläuftig, die Thüren hoch und mit Bildhauerarbeit geziert: aber die innern Säle und Audienzzimmer haben gar nichts prächtiges. Man hat in Peking sechs solcher hohen Gerichtshöfe, die folgendermaßen abgetheilt sind: der Erste heißt Lij-pou und hat die Bewahrung der Reichssiegel. Dieses Tribunal schlägt die Mandarins vor, die das Volk regieren sollen, und wacht über die Aufführung aller Magistratspersonen des Reichs. Das zweyte Tribunal, Hou-pou besorgt die Finanzen und die Erhebung des Tributs. Das dritte, Li-pou muß über die Beobachtung der Ceremonien und Gebräuche des Reichs wachen. Das vierte, Ping-pou, beschäftigt sich mit den Truppen und Wachen auf den Landstraßen, die im Solde des Kaisers stehen. Das fünfte Hing-pou, urtheilt über die Verbrechen. Alle großen Kriminalprozesse werden daselbst entschieden.

den. Dieses ist das einzige Tribunal, so das Recht hat, ohne Appellation zum Tode zu verurtheilen; aber der Verbrecher darf nicht eher hingerichtet werden, bis der Kaiser das Urtheil unterschrieben hat. Zum sechsten Tribunal, Kong-pou gehören alle öffentlichen Arbeiten, die Hafen und das Seewesen. Von diesen sechs Obergerichtshöfen hängen noch viele Untertribunäle ab, die in verschiedene Kammern abgetheilt sind. Z. B. das mathematische Tribunal, Kin-tien-Kien, gehört zum dritten Gerichtshof Li-pou. Es ist in zwey Kammern getheilt, von welcher die vornehmste und zahlreichste sich bloß mit dem Kalkul, mit der Bewegung der Sterne, und überhaupt mit allem beschäftigt, was würklich zur Astronomie gehört. Die zweyte Kammer bestimmt die schicklichen Tage, zu Heurathen, Begräbnissen, Hinrichtungen, und andern bürgerlichen Handlungen. Keiner von diesen sechs großen Gerichtshöfen mischt sich in Staatssachen, es sey denn, daß sie der Kaiser ihnen ausdrücklich aufträgt. Das höchste Tribunal des Reichs aber besteht in vier bis sechs Staatsministern, die Co-la-os heißen. Sie versammeln sich bloß auf Befehl des Kaisers, um irgend eine wichtige Sache zu entscheiden, worüber man schon in einem der vorbenannten Gerichtshöfe geurtheilt hat.

Wenn gleich die Tempel der Themis nicht prächtig sind, so hat man doch für die, so der Religion gewidmet sind, mehr Sorge getragen. Man hat hier weder Kosten, noch Verzierungen gespart. Diese Tempel sind besonders wegen der Schönheit ihrer Dächer auffallend, die aus grün und gelb gefirnißten Ziegeln bestehen; hiezu kommt noch, daß diese Dächer von allen Seiten mit künstlich gearbeiteten Figuren und Drachen geziert sind.

Alle tatarische Familien wohnen in Peking oder den umliegenden Gegenden; es ist ihnen nicht erlaubt, sich ohne ausdrückliche Erlaubniß des Kaisers zu entfernen. Daher kommt die große Anzahl der in der Hauptstadt befindlichen Truppen, die man auf 200,000 Mann rechnet. Einige Meilen von

Peking sieht man das Lustschloß der alten Kaiser, dessen Umfang mehr als fünf deutsche Meilen hat. Es ist von den königlichen Lustschlössern in Europa, sowohl durch die ungeheure Ausdehnung, als auch durch den Geschmack verschieden. Hier sieht man weder Marmor, noch Springbrunnen; weder belaubte Gänge, noch steinerne Mauern. Ceres, Diana und Pomona sind die einzigen Gottheiten, denen man hier opfert. Vier kleine Flüsse, deren Ufer mit großen Bäumen besetzt sind, umringen das Lustschloß, das aus drey Abtheilungen besteht, und die kaiserlichen Wohnungen enthält; ohnweit davon sind Höfe für Federvieh, und Ställe für zahlreiche Heerden. Man findet auch daselbst Teiche, Waldungen und Wiesen, für Hirsche, Rehe und andre Waldthiere, die man dort aufzieht, imgleichen große Obst- und Küchengärten und besäete Felder. Kurz alles was das Landleben angenehmes und schönes hat, trifft man hier vereinigt an.

T.

VI.

Rede des berühmten Kanzlers de l'Hopital, beim Regierungsantritt des Königs von Frankreich Karl IX. im Jahr 1563.

Jedermann kennt den Kanzler de l'Hopital als einen der größten Männer, die Frankreich hervorgebracht hat. Seine Handlungen sind aus der Geschichte bekannt. Sein Rednerverdienst, das in den damaligen Zeiten für ganz ausserordentlich gehalten wurde, ist es aber weit weniger. Wir sehen daher eine Rede dieses großen Mannes, bey einer denkwürdigen Gelegenheit gehalten, für keinen unbedeutenden Beytrag zur

Litte-

Litteratur an, besonders da man daraus den Geschmack, die Beredsamkeit und den Styl dieses Zeitalters beurtheilen kann, dem de l'Hopital in dieser Kunst zum Muster diente. Es geschahe in der großen Parlaments-Versammlung (lit de justice) die der König Karl IX. im Jahr 1563 zu Rouen hielt, nachdem er Havre de Grace den Engländern wieder abgenommen, und sie dadurch ganz aus Frankreich vertrieben hatte. Der König, obgleich er nur dreyzehn Jahr alt war, erklärte sich daselbst dem Rath seiner Mutter der Königin Katharina von Medicis gemäß, für regierungsfähig. Die Uebersezung hat man nach dem Original so getreu als möglich gemacht, weil es zweckwidrig war dasselbe frey zu behandeln. Daher der schleppende Styl, die öfteren Wiederholungen 2c. solchem allein zugeschrieben werden müssen. Man erinnere sich, daß diese Rede nicht für unsre Tage, sondern für die Zeitgenoßen des sechszehnten Jahrhunderts bestimmt war.

* * *

Meine Herren!

„Ein alter griechischer Dichter, der die Veränderung und „Unbeständigkeit der menschlichen Dinge anzeigen wollte, sagte, „daß ein Tag für uns wie eine Mutter, und der andere wie „eine Stiefmutter wäre. Dieses sehen wir mehrentheils ein„treffen. Einen Tag ist der Mensch gesund, den andern krank, „einen Tag reich, den andern arm; einen Tag geehrt, den an„dern entehrt; einen Tag zufrieden, den andern unzufrieden. „Dieses ist der Fall nicht allein mit Privatpersonen, sondern „auch mit Königreichen, Ländern, Städten, und Provinzen. „Ich sage es bey Gelegenheit desjenigen, was man seit einem „Jahr gesehen hat. In zwey Tagen zwey Einzüge des Königs „unsers Herrn, in dieser Stadt Rouen, von einer sehr ver„schiedenen Art; welche Tage wir nennen können, den einen „Stiefmutter, den andern Mutter. Stiefmutter war der erste „voller Schmerz und Traurigkeit, und von allen Uebeln beglei„tet, die im Kriege eroberten Städten zufallen; wie groß die

Krän-

„Kränkung des besagten Herrn hiebey war, weiß ein jeder. Ihr „wisset, welche Mühe der König und die Königin seine Mutter „anwandten dem Uebel abzuhelfen, und wie die Begnadigun„gen durchaus allen Einwohnern bewilligt wurden. Ich will „nicht weiter davon reden, aus Furcht wieder Dinge ins Ge„dächtniß zu bringen, die Seine Majestät wollen abgeschafft „und vergessen haben. Der andre Tag, der wie eine Mutter „war, ist derjenige, an welchem der König nach Eroberung von „Havre de Grace seinen Einzug in diese Stadt gehalten hat. „Seine Reise ist glücklich, voller Freude und Trost gewesen, „nun auf der Rückreise kommt er euch zu besuchen, und sich mit „euch zu vergnügen, da ihr es seyd, die vor allen andern Ur„sache habt, euch dieses glücklichen Sieges zu erfreuen, weil „eure Stadt, die die Metropolitan und Hauptstadt der Nor„mandie ist, mehr als alle andre davon Nutzen haben wird! „Durch diesen Sieg ist die Seeküste dieses Landes, die so sehr „von den Engländern beunruhiget wurde, gesichert worden. „Der Seine-Fluß, der durch die beyden vornehmsten Städte „des Königreichs, Paris und Rouen fließt, wird euch un„endlich viel Güter und Reichthümer zuströmen. Der König, „als allerchristlichster Fürst, erkennt, daß Gott durch seine Gnade „ihm diesen glücklichen Sieg verliehen habe, daß der Rath, die „Unternehmung und Ausführung von Gott kommen, und daß „er, der König, nur dessen Diener sey. Die Stadt war fest „durch ihre Lage und Mauren, überdem voller Kriegsbedürf„nisse und Kriegsleute, die Blüte und der Kern von England; „zu diesem kam noch die üble Jahreszeit. Alle diese Dinge ver„nichteten unsre Hoffnung; indessen scheint es, daß Gott der „Königin Mutter eingegeben habe, diese Unternehmung fort„zusetzen. Die Menschen glauben bisweilen, daß die Könige „viele Dinge ohne Ursach unternehmen; aber sie verstehen es „nicht. Die Alten nannten die Könige nicht ohne Grund, „Kinder der Götter, weil der größte Theil ihrer Werke von „Gott herkommt, so wie es auch hier geschehen ist. Gott hat „den Feind bekämpft, sowohl mit seinen, als mit der Men-

„schen

„schen Waffen. Die Waffen Gottes sind die Pest und die „Krankheiten, die in der Schrift Plagen Gottes genannt wer„den. Die Herren, die den Auftrag der Unternehmung gehabt, „haben sich geschickt und tapfer betragen. Ich will nichts mehr „von ihnen sagen, da sie gegenwärtig sind. Die Einnahme „der Stadt war so sehr zu rechter Zeit, daß den nächstfolgen„den Tag die Hülfstruppen des Feindes ankamen. Ob diese „That gleich Ehren- und Ruhmvoll ist, so will doch der König „sich nicht so sehr schmeicheln, als zu glauben, daß Gott ihm „diesen Sieg bloß um seiner eignen Verdienste willen verliehen „habe, sondern vielmehr den Meineyd der Feinde und Wieder„sacher dieser Krone zu bestrafen, und zu beweisen, daß kein „Zeitraum, so groß er auch seyn mag, eine ungerechte und ge„walthätige Besitzung bestätigen könne. Dieses kann man „auch auf die Stadt Kalais anwenden, welcher wir uns durch „dasselbe Mittel als Havre de Grace bemächtigt, und auf „diese Art zwey Streitigkeiten mit den Engländern geendigt „haben. Die älteste Streitigkeit war um das Herzogthum der „Normandie, wobey die Engländer wenig Recht auf ihrer „Seite hatten.

„Ihr wißt, meine Herren! aus der Geschichte, daß „das Herzogthum der Normandie von jeher der Krone Frank„reich unterwürfig gewesen ist, daß der König Karl der Ein„fältige, den Roul oder Rollo, der der erste Herzog der „Normandie war, damit belehnte; ein Fremder, der im „Jahr 912 aus den Nordländern kam. Dieses sind nunmehr „651 Jahr. Die Bedingung dabey war, daß es von der Krone „Frankreich abhängen sollte. Weil nun die Krone von Eng„land Wilhelm dem Bastard, Herzog von der Norman„die, zu Theil wurde, so haben die Engländer Ansprüche „darauf gemacht. und sich gegen den König von Frankreich „ihren Herrn aufgelehnt. Dieses Herzogthum der Norman„die wurde im Jahr 1204 vom König Philip August wieder „zurückgenommen, und sowohl er als seine Nachfolger haben „es allezeit besessen. Der König Ludwig der Heilige, schloß

„nach-

„nachher einen Traktat mit den Engländern, in welchem sie „ihre vermeinte Rechte und Ansprüche auf besagtes Herzogthum „aufgaben. Wir sind daher im Besitz dieses Herzogthums, „bis zum Jahr 1415 geblieben; nach der Schlacht von Azin„court, bemächtigte sich der König von England desselben, und „behielt es bis zum Jahr 1449, 1450 und 1451 da der König „Karl der VII. besagte Engländer sowohl aus den Ländern „der Normandie als auch aus den andern Provinzen seines Kö„nigreichs vertrieb, und dadurch dieser Streit geendigt wurde: „seitdem haben sie auf dieses Land keinen Versuch gemacht, bis „zu dieser letzten Besitznehmung von Havre de Grace; indes„sen sagten sie, daß sie es nur als ein Pfand oder Hypothek be„halten wollten, bis man ihnen Kalais wieder gegeben hätte.

„Was Kalais betrifft, so wißt ihr, meine Herren, von „welcher Wichtigkeit es für uns ist, und welche Rechte wir dar„auf haben. Im Anfang war besagtes Kalais unbedeutend, „und gehörte zur Grafschaft Boulogne, aber es trug sich zu, „daß der König Ludwig der Heilige (dessen Regierung mit der „jetzigen fast gleichförmig ist) *) der jung, nehmlich in einem „Alter von 14 Jahren zur Krone kam, und eine tugendhafte „Prinzeßin zur Mutter hatte, durch viele innere Kriege von „den Prinzen seiner Zeit beunruhiget wurde, deren Haupt sein „Onkel oder Vetter Philip Graf von Boulogne war. Die„ser Philip umgab Kalais, das ehmals offen war, mit Mau„ren, und endlich fiel besagtes Kalais dem Könige zu. Seit „dieser Zeit haben unsere Könige es immer besessen, bis zur „Schlacht bey Crecy 1346 oder 1347, als der König Eduard „von England der Zweyte dieses Namens, es belagerte, und

„ein-

*) Der Leser erinnere sich hiebey, daß unter eben dieser Regierung Karls IX. die Pariser Bluthochzeit geschah, und daß eben dieser König, aus einem Fenster des Louvre auf die Unglücklichen, die sich an diesem ewig denkwürdigen Tage zu retten suchten, mit der Flinte schoß.

„einnahm, da es denn die Engländer behalten haben, bis der „König Heinrich guten Andenkens, Vater unsers Königs, es „eroberte. Besagter Herr, durch nachtheilige Kriege und an„dre Unfälle gezwungen, machte mit den Engländern einen „Vertrag, vermittelst dessen wir ihnen Kalais auf 8 Jahre „überlaßen mußten, mit der Bedingung, daß wenn einer oder „der andere der beyden Könige, während dieser Zeit den Krieg „erneuerte, der angreifende Theil alles Recht daran verlieren „sollte. Aber Gott, der mit diesem Königreiche Mitleiden „hatte, hat zugegeben, daß besagte Engländer die ersten gewe„sen sind, die wieder den Vertrag gehandelt haben, obgleich „sie ihn selbst mit Kalk und Sand zu ihrem Vortheil gebauet „hatten. Da also die Königin von England diesen Vertrag „gebrochen, so hat sie auch ihr Recht verlohren.“

„Meine Herren, ich komme nun zu dem, was der Kö„nig euch vorgetragen, und zu der Erklärung, die er jetzo von „seiner Mündigkeit gemacht hat. Ihr habt von ihm gehört, „welche Form er bey seiner Regierung festsetzen will, und wie „er entschlossen ist, instkünftige zu leben und zu regieren; die „schönste und würdigste Form, die nur ein christlicher Fürst „wählen kann. Ich werde von dieser Mündigkeit des Königs „reden, die vielen Leuten eine unbekannte Sache ist. Unsre „Vorfahren sind nicht weniger wegen ihrer Klugheit Gesetze und „Verordnungen zu machen, als wegen ihrer Tapferkeit im „Kriege, zu loben, wovon die Geschichtbücher voll sind.“

„Laßt uns die gemeinen und gewöhnlichen Gesetze, die „die Gerechtigkeit und Polizey des Königreichs erfordern, auf „die Seite setzen, und nur die beyden größten und nützlichsten, „die man sich einbilden kann, betrachten. Das eine betrift „die Einsetzung (création) des Königs, das andere die Admi„nistration des Königreichs. Sie haben dem Uebeln abhelfen „wollen, die sich in dem Zeitraum zwischen dem Tode eines Kö„nigs, und der Einsetzung seines Nachfolgers, ereignen kön„nen. Solche Uebel würde man in denjenigen Ländern ge-

„wahr,

„wahr, wo ein Interregnum statt hatte. Betrachtet die Unfälle, die sich in Rom zwischen dem Absterben des einen, und der Krönung des andern Pabstes zutragen; alles ist daselbst ein Raub. Betrachtet das Reich, und die Zeit, die von dem Tode des Kaisers bis zur Wahl seines Nachfolgers verstreicht. Diesem vorzubeugen haben unsre Vorfahren durch ein immerwährendes Gesetz verordnet, daß niemals das Königreich unbesetzt sey, sondern von König zu König gelange. Sobald also ein König die Augen geschlossen hat, so haben wir sogleich wieder einen König, Herrn und Meister, ohne eine die Salbung, Krönung noch andere Feyerlichkeiten zu erwarten. Die Römer hatten diese Gewohnheit Zwischenkönige zu ernennen, bis sie einen König erwählt hatten. Diese ertheilten Befehl in diesem Zeitraum; denn nichts ist ärger als die Anarchie; wenn wir keinen König haben, so können die Gesetze von selbst nicht befehlen."

„Das andre Gesetz ist dasjenige, was für die Verwaltung des Königreichs gemacht ist, und wir das Gesetz der Volljährigkeit nennen. Meine Herren, es sind weder Würden, noch obrigkeitliche Bedienungen, sie mögen geistlich oder weltlich seyn, zu deren Gelangung ein gewisses Alter und Zeit festgesetzt sey. Niemand ist fähig Bischof, Priester, Diaconus, Richter, und Magistratsperson zu werden, bevor er das bestimmte Alter erreicht hat. Ein gleiches wird bey Vormundschaften, Testamenten, und Verwaltungen der Güter beobachtet. Das Gesetz, wodurch unser König im vierzehnten Jahr für volljährig erklärt wird, ist sonderbar, und andern Königreichen und Reichen nicht gemein. Durch dasselbe ist die Verwaltung des Königreichs dem Könige in einem Alter von vierzehn Jahren übergeben, nicht ohne Nachtheil des Naturgesetzes; denn die Gesetze der Menschen können weder die Gesetze der Natur ändern, noch zuwege bringen, daß ein solches Gesetz jemand, der keine Erfahrung von Sachen hat, vor der Zeit weise machen könne; allein es hat dadurch den Unfällen abhelfen wollen, die andre Königreiche betroffen ha-

ben,

„ben, und auch dieses hätten befallen können. Ohne alte Beyspiele anzuführen, will ich hier blos von neuen reden. Die „Geschichte ist bekannt genung, wie Ludwig, der Mohr genannt, sich gegen seine Neffen die Herzoge von Mayland, „und der König Richard von England sich gegen die seinigen „betrug. Es entstunden auch große Streitigkeiten in Frankreich nach dem Tode des Königs Karl des Schönen, der „die Königin schwanger hinterlassen hatte, aus Ursache, weil „Eduard, König von England, Vormund des Kindes seyn „wollte, das noch im Mutterleib war, welches auch Philip „verlangte, der hernach König wurde. Zur Zeit des Königs „Karls VI., nachdem dessen Geist schwach geworden war, er„eigneten sich in diesem Königreich wegen der Administration „desselben große Unfälle. Diese zu verhindern und die Regie„rungs- und Gouvernements-Würden aufzuheben, hat das „Gesetz gewollt, daß der König nach dem vierzehnten Jahr Re„gierungsfähig gemacht werden solle".

„Es ist ein ander Gesetz vorhanden, das zu den Zeiten „König Karl VI. gemacht, und im Parlament zu Paris den „Tag nach Weynachten durch den König, die Prinzen und an„dre gegenwärtige Herrn des geheimen Raths bekannt gemacht „wurde; dieses verordnet, daß von welchem Alter der König „auch seyn mag, und wäre es auch nur von einem Jahr, alles „in seinem Namen geschehen sollte, jedoch ohne die Regierung „selbst. Aber dasjenige, wovon vorher geredet worden, und „von König Karl V. mit dem Beynamen der Weise herkommt, „bestimmt den Regierungsantritt im vierzehnten Jahre. Weise „war er in der That, und wenn er niemals etwas anders gethan hät„te, so verdiente er diesen Namen. Unser König hat dieses Alter „noch nicht vollkommen erreicht *); aber diejenigen, die die Bü„cher kennen, wissen, daß die Gesetze bey Ehrenstellen erlau„ben,

*) Der König Karl IX. war damals dreyzehn Jahr und einen Tag alt. Die königliche Minderjährigkeit aber hörte nach den Gesetzen erst mit Ausgang des vierzehnten Jahres auf.

„ben, daß das angefangene Jahr, wie ganz und geendigt an„zusehen sey. Ich berufe mich auf das Gesetz, welches sich in „unsern Büchern befindet, nehmlich das bekannte Gesetz: Ad „rempublicam. De muneribus et honoribus in den „Pandekten; dies entscheidet, daß es hinreichend sey, das „letzte Jahr des Alters angefangen zu haben, und daß die Vol„lendung desselben nicht erforderlich wäre. Da es also Gott „gefallen hat, unsern König sein volljähriges Alter erreichen zu „laßen, so müssen wir uns freuen über diesen neuen Anfang „oder Erneurung der Regierung, die glücklicher und angeneh„mer als keine andere seyn wird. Der Tag der Thronbestei„gung hat etwas trauriges an sich, denn gleich nach dem tödtli„chen Hintritt des vorhergehenden Königs, der noch in frischen „Gedächtniß steht, selbst am Tage der Beerdigung, schreyen „die Herolde: der König ist todt! aber gleich darauf auch, „es lebe der König! daher ist ein solches Freudengeschrey mit „Traurigkeit vermischt. Am Krönungstage siehet man mehr „Religion und Zeremonie als Freude; aber heute, da unser „König das Regierungsfähige Alter erreicht, ist nichts trauri„ges vorhanden: also alles voller Freude. Da nun zu diesem „die Eroberungen von Havre de Grace und Kalais gekom„men sind, womit Gott das erste Jahr seiner Vollbürtigkeit hat „begünstigen wollen, so kommt es uns zu, ihn zu ehren und „Gehorsam zu leisten, nicht allein mit dem Munde sondern auch „von Herzen. Er ist majoren! aber ich fürchte nicht in Ge„genwart Seiner Majestät zu sagen, daß er in allem und über„all majoren seyn will, die Königin seine Mutter ausgenom„men, der er die Macht zu befehlen überläßt. Gott laße „ihn durch seine Gnade wohl regieren, vermittelst der guten „Rathschläge der Königin seiner Mutter, der Prinzen und „Herren".

„Der volljährige König hat heute an diesem Tage sowohl „das Gesetz als die Form vorschreiben wollen, die er bey seiner „Regierung beobachten will, wie die alten Prätores durch ihre „Edikte im Anfang ihrer Magistratur thaten. Der König

 „will

„will nicht Gesetze zu seinem Vortheil machen, sondern wie ein „guter Hirt alles für das Wohl seiner Heerde thun; er wünscht, „daß seine Edikte und Verordnungen befolget werden, auch das „Edikt den innerlichen Unruhen zu steuren, das er nicht selbst „gemacht, sondern von dem Rath und Ueberlegung der Köni„gin seiner Mutter und der Prinzen und Herren seines Konseils „herkommt. Dieses ist der Friede, den unser Herr Jesus Christus „uns zu halten empfohlen hat. Der König will, daß alle „Waffen im ganzen Königreich sowohl in den Städten als auf „dem platten Lande, niedergelegt werden sollen, selbst auch von „denjenigen, denen es zukommt dergleichen zu tragen. Weil „er uns die Ehre gethan unser Friedensbeförderer zu seyn, und „er den Frieden befiehlt, so ist es Recht ihm zu gehorchen. Er „sagt euch auch, daß er nicht will, und daher verbietet, daß „niemand mit den Fremden, sie mögen Freunde oder Feinde „seyn, ohne sein Wissen und Befehl Handel treiben, oder „sonst Gemeinschaft haben soll. Diese Verordnung ist sehr gut, „man muß sie daher befolgen, und unserm König gehorchen, „ohne daß einer von uns ohne Erlaubniß seines Fürsten, Pri„vat- Freund- oder Feindschaften mit Fremden hege oder stifte.

„Nehmet ein Beyspiel an dem großen römischen Feldherrn „Scipio, dessen Sohn von dem König Antiochus zum Kriegs„gefangenen gemacht wurde, in dem Kriege, den die Römer „mit ihm führten. Dieser König ließ dem Scipio anbieten, „seinen Sohn mit großen und reichen Geschenken zurück zu „schikken, weil er dadurch den Scipio zu gewinnen hofte, und „sich vorstellte, daß durch dessen Vermittlung die Römer die „Unternehmung auf Asien aufgeben würden. Dieser weise „Feldherr gab zur Antwort, daß, wenn Antiochus ihm seinen „Sohn wiedergäbe, er sich bemühen würde durch eine andre „Privatvergeltung diese Wohlthat zu erkennen; daß er aber „nicht öffentliche mit Privatsachen vermischen könne. Daher „ist es nöthig, daß unsre Privatzuneigungen mit des Königs „seinen gleichförmig seyn. Dieses hatte ich euch im Namen des

„Königs

„Königs zu sagen. Seine Majestät wollen ausserdem, daß alle „Feindschaften aufhören sollen, deswegen Sie alle ihre Tribu„näle, Seneschalle und andere Gerichtspersonen erinnern, die „Gerechtigkeit nach der strengsten Billigkeit zu verwalten, ohne „Zuneigung und Leidenschaft, damit sie ihr Gewissen nicht beladen.

„Ihr sehet, meine Herren, die Uebel, welche dieses „arme Volk während diesen Zwistigkeiten erlitten hat. Man „dachte bloß einer den andern zu plündern und umzubringen, „seinen Anhang zu unterstützen, die gegenseitige Parthie zu „Grunde zu richten, wobey man ganz die Barmherzigkeit gegen „seinen Nächsten vergaß. Da das Volk nunmehr die Zucht„ruthe Gottes gefühlt hat, so wird es bereitwilliger seyn, sich „mit Gott und seinem Nächsten wieder zu versöhnen, und besser „als vorher gesinnt seyn, nach dem Beyspiel derjenigen, die „krank gewesen sind, und nach der Abführung der üblen Säfte „für ihre Gesundheit besorgter und gesunder werden. Eure „Stadt ist vormals voller Luxus, Vergnügen und Wollüste „gewesen, wie es in reichen Handels-Städten gewöhnlich „ist, vielleicht ist das Unglück und die erlittene Plünderung zu „eurem Vortheil geschehn, um euch die Hindernisse aus dem „Wege zu räumen, die euch von der Erinnerung Gottes abzo„gen. Es ist glaublich, daß dieses eine väterliche Züchtigung „sey, und daß diese Nothwendigkeit und Armuth euch fähig „machen werden, Gott zu erkennen. Er hat uns heimgesucht, „laßt uns zu ihm zurückkehren, und er wird uns beystehen in „unsern Widerwärtigkeiten. Eine wohl eingerichtete und po„licirte Stadt ist glücklicher als diejenigen, die einen Ueberfluß „an allen Gütern und Vergnügungen haben.

„Ich komme nunmehro zu euch, die ihr die Gerechtig„keit des Königs verwaltet, deren Oberhaupt ich Unwürdiger „bin. Die Unordnung, die bey der Justitz-Verwaltung „herrscht, mißfällt mir sehr. Man sagt wohl, daß es nöthig „sey die Kirche zu verbessern, allein die Justitz hat eine Ver„besserung so sehr nöthig als die Kirche. Meine Herren, ich

 „werde

„werde nicht von Vorschriften reden, die da lehren wohl zu rich-„ten, denn die Bücher sind davon voll; ich werde euch bloß er-„mahnen, wie ihr euch bey euren Rechtsprüchen betragen sollt, „ohne Tadel, immer den rechten Weg vor Augen habend, ohne „weder auf der rechten noch linken Hand auszuweichen. Ihr „schwöret bey eurer Aufnahme die Verordnungen zu beobach-„ten, und müßt einen Eyd beym Eintrit in eure Chargen ab-„legen, den Verordnungen nachzuleben, und sie beobachten zu „laßen; beobachtet ihr sie aber auch wohl? Der größte Theil „derselben wird übel befolgt; ihr behandelt sie wie Wachs nach „eurem Belieben. Ja was noch ärger ist, so gebet ihr vor, „daß ihr über die Verordnungen erhoben, und durch dieselben „nur soweit gebunden seyd, als es euch gefällt. Meine Her-„ren, meine Herren, macht, daß die Verordnung über euch „sey. Sie ist der Befehl des Königs, und ihr seyd nicht über „den König. Es ist niemand, weder Prinzen noch andre, „die nicht verbunden sind, die Verordnungen des Königs, „zu befolgen. Also ist der Eyd, den ihr ablegt, sie zu beobach-„ten vergebens. Lysias ein alter Redner sagte, daß so wie bey „der Leyer oder Laute die Saiten sich nach der Hand richten, „eben so muß der Willen der Richter sich nach der Absicht des „Gesetzgebers bequemen. Der König macht eine Verordnung, „ihr legt sie aus, ihr verwirrt sie, ihr handelt ihr zuwieder. „Die Richter, die sich nicht nach dem Gesetzgeber richten wollen, „sind wie Schiffleute, die dem Steuermann entgegen arbeiten, „und dadurch das Schiff in Gefahr setzen; oder wie ein Haus-„vater dem nicht von den Seinigen gehorcht wird. Wenn ihr „bey Ausübung der Verordnung findet, daß sie hart, schwer, „unschicklich und unbequem für das Land sey, worinn ihr Rich-„ter seyd, so müsset ihr sie dennoch befolgen, bis der Fürst sie „abändert, da ihr keine Macht habt, sie zu verbessern, zu ver-„ändern oder zu verwirren, sondern bloß Vorstellung zu thun.

„Meine Herren, sehet euch wohl vor, wenn ihr in „einem Hause Gericht sitzet, weder Feindschaft, noch Gunst

„noch

Vorurtheil mit dahin zu bringen. Ich sehe viel Richter, ie sich bemühen, Urtheile in Prozeßsachen ihrer Freunde der Feinde zu sprechen. Ich sehe alle Tage Menschen on Leidenschaften beherrscht, Feinde oder Freunde der Personen, der Sekten und Faktionen, die dafür oder dagegen rtheilen, ohne die Billigkeit der Sache zu betrachten. Ihr seyd Richter der Wiesen und Felder, nicht des Lebens, nicht der Sitten, nicht der Religion. Ihr glaubt wohl zu thun, dem-enigen zu Gefallen zu richten, den ihr für den rechtschaffenern Mann oder bessern Christen haltet. Als wenn unter den Phi-heyen die Frage wäre, welcher der bessere Dichter, Redner, Mahler, oder Handwerksmann sey, oder eine Kunst, Lehre, Macht, Tapferkeit, oder irgend ein ander Verdienst hier in Betrachtung käme, und nicht die Sache, die vor Gericht ge-racht ist. Wenn ihr euch nicht stark und gerecht genung füh-et, eure Leidenschaften zu beherrschen, und eure Feinde zu ieben, wie es Gott befiehlt, so entsaget dem Richteramt. Man führt große Klagen darüber, und der König ist auf dem Wege eurem Urtheil viele Sachen zu entziehen, obgleich mit Widerwillen, da er fürchtet, durch dieses Mittel die alte Ordnung der Gerichtshöfe zu zerstören. Es giebt Richter, die en Ruf und die Meynung des Volks scheuen, daher sagen ie, wenn ich anders als nach dem Wunsche des Volks richte, vas würde das Volk sagen? Es steht im 2ten Buch Mosis geschrieben: in judicio meo non sequeris turbam. Be-trachtet die Wahrheit, und was dazu gehört, und was Gott und der König will, und fürchtet das Volk nicht. Macht es vie derjenige, von dem der Dichter sagt:

Non ponebat enim rumores ante salutem.

„Ich komme nun zu den Gaben und Geschenken. Ihr wißt meine Herren, daß die Gerechtigkeit (wenn es seyn könnte) umsonst verwaltet werden sollte. Sie ist eine reine und keusche Jungfrau, nicht allein nach dem Körper sondern

„auch nach den Händen und allen andern Theilen. Vor Alters „nahmen die Richter in Frankreich nichts von den Partheyen „für die Verwaltung der Gerechtigkeit, außer dasjenige, was „man espices *) nannte; seitdem ist dieses durch eine schänd„liche Verwandlung in Gold und Silber aus Bequemlichkeit „verändert worden, dabey aber nur ein mäßiges Verfahren er„laubt ist. Gegenwärtig sind an vielen Oertern die Kosten „verdoppelt, ja dreyfach gemacht worden, und so daß der Rich„ter nichts mehr ohne Geld thut. Ihr könnt nicht die Namen „von Senatoren und guten Richtern beybehalten, mit der Be„gierde nach einem so schändlichen Gewinnst. — Gewiß der„jenige, der sich bemüht durch solche Mittel reich zu werden, „wird zwar reich an Gütern, aber arm an Ehre werden. Die „Waare ist theuer, die man mit Verlust des Ruhms erkauft. „Die Armuth des Präsidenten de la Vaguerie ist mir lieber, „als der Reichthum des Kanzlers, dem sein Herr gezwungen „war zu sagen: dies ist zu viel Raulin! Die guten Leute „beklagen sich auch über die Länge und Vermehrung der Pro„zesse. Es gereicht nicht zum Lobe eines Richters viel Prozesse „zu endigen. Die wahre Pflicht des Richters ist zu verringern, „zu vernichten, und wo möglich zu veranstalten, daß kein Pro„zeß existire; so wie diejenigen Gesetze besser sind, die da ver„hindern, daß die Verbrechen nicht geschehn, als diejenigen, die „sie bestrafen. Der Arzt, der die Krankheit zu kommen verhin„dert, ist mir lieber, als derjenige, der sie heilet. Es giebt Rich„ter, die ihren Ruhm in Entscheidung vieler Prozesse suchen, „aber auf eine Art, daß aus ihren Urtheilsprüchen mehr Strei„tigkeiten als vorher entspringen, so wie man sagt: litem ex „lite quaerunt. Ihr gebt Bescheide, die größere Prozesse als „vorher verursachen, weit entfernt sie zu Ende zu bringen. Be„trachtet die vergangene Zeit, wo es so viel Leute wie jetzo gab; „hier war nur ein Gerichtshof, der nur alle drey oder vier „Wochen

*) Die Bedeutung dieses uralten Worts haben wir in keinem Wörterbuch gefunden.

„Wochen eine Sitzung hatte, und in so kurzer Zeit alle Pro„zesse entschied. Jetzo aber seyd ihr in drey Tribunäle vertheilt, „eure Sitzungen dauern das ganze Jahr fort, und dennoch wer„den die Prozesse nicht verringert.

„Ihr beklagt euch, daß die Geheimnisse des Gerichtsho„fes entdeckt werden, und daß solche Personen boßhaft und „meineidig sind. Wenn die Angeber aus Ehrgeiz, und um „die Gnade der Könige und Herren zu gewinnen, ihre Entdek„kungen machen, so halte ich sie nicht für rechtschaffene Leute; „wer aber gut handelt, darf nicht fürchten, daß seine Handlun„gen gesehn und gekannt werden, er würde sie wie auf einem „Theater sehn lassen, und sich nicht an die Angeber kehren. „Das Auge der Gerechtigkeit sieht alles, der König sieht alles, „und die Zeit entdeckt alles. Thut nichts, als was ihr wollt, „das man wissen soll. Ein Römer wollte ein Haus kaufen, „man sagte ihm, daß von verschiedenen Orten hinein gesehen „werden könnte, worauf er antwortete, daß es ihm desto lieber „wäre, weil er nichts thäte, das er nicht gern sehen lassen mögte. „Die Entdekker gerichtlicher Urtheile sind strafbar; aber dieje„nigen, die aus Eifer oder Pflicht die Widersetzungen gegen die „Königliche Verordnungen angeben, sind es nicht. Ihr Prä„sidenten selbst seyd verpflichtet, diejenigen Dinge, die gegen „die Verordnungen geschehen, anzuzeigen, und den König „davon zu benachrichtigen. Vormals waren es Königl. Kom„missarien, und selbst Räthe des großen Raths, den man jetzo „den Geheimen Rath nennt, die bey den Parlaments-Ver„sammlungen ab- und zugiengen, um alles zu hören, was da„selbst vorgieng, um es besagtem Herrn zu melden. Die Ver„ordnung befiehlt euch gerichtliche Tabellen zu haben, und sie „dem König vorzulegen, damit besagter Herr von dem benach„richtigt werde, was in den Parlamentshöfen gegen seine Ver„ordnungen geschieht, und von den Fehlern die daselbst gemacht „werden. Es kommt dem Könige zu es zu wissen, weil er vor „Gott davon Rechenschaft ablegen muß. Es wird ihm nichts

„helfen zu sagen, daß er es nicht sey, der den Fehler gemacht „habe, sondern diejenigen denen er den Auftrag gegeben hatte; „denn es war seine Pflicht, sich um die Fehler seiner Richter „und Beamten zu erkundigen.

„Ihr dürft nicht fremde finden, was ich euch sage; denn „oft werden dem Könige von euch Urtheile hinterbracht, die dem „Ansehen nach, von allem Recht und Billigkeit sehr entfernt zu „seyn scheinen; dennoch mag sie der König weder abändern, „noch die Bittschriften der Partheyen beantworten, bis er sich „vorher von euch die Gründe anzeigen lassen, auf welchen euer „Urtheil beruhet. Dies muß euch nicht wundern, denn die „Größten, sie mögen Konnetable, Marschälle, oder Kanzler „von Frankreich seyn, legen alle Tage dem Könige von ihren „Bedienungen Rechenschaft ab, und nehmen es nicht übel, vom „Könige getadelt oder gescholten zu werden, wenn sie fehlen. „Es gehört Seiner Majestät zu wissen, wie seine Gerechtig„keit verwaltet wird, und ob die Richter ihre Pflicht thun. „Es ist ein zu großer Hochmuth, wenn die Richter behaupten, „daß sie nicht fehlen oder irren können, welches doch allen Men„schen gemein ist. Ein alter Philosoph sagt, daß diejenige Re„publik übel regiert wird, wo die Magistratspersonen von ihren „Urtheilen und Verordnungen keine Rechnung ablegen dürfen. „Ihr müßt euch nicht für beleidigt halten, eurem Könige und „Herrn Rechnung abzulegen, von dem ihr eure Ehrenstellen und „Magistratswürden habt, und zwar nur so lange, als es ihm „gefällt. In andern Ländern legen die Richter nach geendigter „Magistratur ihre Aemter nieder. Hier aber sind eure Ma„gistratswürden immerwährend; mißbraucht sie nicht, und „verwandelt diese rechtmäßige Ehre nicht in Tiranney; und um „ein Ende zu machen, gehorchet dem Könige und seinen Ver„ordnungen. Wenn ihr dieses thut, so habt ihr niemals einen „König gehabt, der euch mehr lieben, und es besser erkennen „wird. Thut ihr aber das Gegentheil, so wird er mehr Ach„tung für die Wohlfahrt seines Volks, als für schlechte „Richter haben."

III.
Der Wärwolf.
Eine wahre Geschichte aus dem sechszehnten Jahrhundert.

Gilles Garnier aus Lion gebürtig, ein junger Mensch von guter Familie, wurde im Jahr 1573 bey dem Parlament zu Dole in der Franche Comté angeklagt, daß er sich in einen Wärwolf verwandelt, und kleine Kinder gefressen habe. Der General-Prokurator des Königs von Spanien, damaligen Herrn dieses Landes war Kläger, worauf denn den 18ten Januar 1574. folgendes Urtheil erfolgte. Daß nehmlich: Gilles Garnier überführt wäre, sowohl durch seine Antworten als seine wiederholten Geständnisse, 1) daß er den verwichenen Michaelistag unter der Gestalt eines Wärwolfes ein Mädchen von 10 oder 12 Jahren genommen, und mit eignen Händen, die wie Pfoten ausgesehn, entkleidet, hernach umgebracht, und mit seinen Zähnen zerrissen hätte, das Fleisch von ihren Armen und Schenkeln hätte er alsdenn gefressen, und den Ueberrest seiner Frauen, Namens Appolline, nach der Einsiedeley des heiligen Bonnet bey Armanges gebracht, wo sie ihre Wohnung hatten. 2) Daß er den darauf folgenden November, wieder unter der Gestalt eines Wärwolfes, ein ander Mädchen genommen und erwürgt hätte, hernach aber den Körper zerfleischt, in der Absicht ihn zu fressen, welches er auch gethan haben würde, wenn er nicht durch hinzu gekommene Nachbaren daran gehindert worden wäre. 3) Daß er einen andern zehnjährigen Knaben genommen, erwürgt, hernach ein Bein aus dem Körper gerissen, und das Fleisch gefressen hätte. 4) Daß er, nehmlich den Freytag vor den St. Bartholomäus-Tag noch einen Knaben entführt, in der Absicht ihn zu fressen; es auch gethan haben würde, wenn

 er

er nicht daran gehindert worden wäre, obgleich wie er selbst gestanden hat, es an einem Freytag gewesen sey (dieser Umstand, wegen der vorhabenden Entheiligung des Festtags, wird im Prozeß als sehr aggravirend vorgestellt). Zur Genugthuung wird gedachter Gilles Garnier verurtheilt, daß er rückwärts auf einer Schleife nach dem großen Platz dieser Stadt (Dole) geschleppt, daselbst lebendig verbrannt, und sein Körper in Asche verwandelt werden soll, überdem wird er auch zu Erlegung der Gerichtskosten verdammt. Diese Strafe wurde den 19ten Januar 1574 auch wirklich an diesem Unglücklichen vollzogen.

Das Urtheil ist zu Sens gedruckt, und mit einem kleinen Kommentar versehen, worin der Verfasser, der sich Dauge nennt, beweisen will, daß nichts so gewiß sey, als die Existenz der Wärwölfe; er lehrt sogar die Methode, die man um sich auf diese Art zu verwandeln, beobachten muß, man muß nehmlich mit dem Teufel einen Bund machen, und sich mit einer gewissen Salbe schmieren. Der Verfasser behandelt diesen Gegenstand mit großer Gelehrsamkeit. Hier sind einige Züge: Homer in seiner Odyssee, Virgil in seiner Eneide und in seinen Eklogen, Lukan in seiner Pharsalia, Ovid in seinen Verwandlungen, Plinius der Naturkündiger, Pomponius Mela, Hippocrates, die Kirchenväter selbst, als der heilige Augustin, und der heilige Thomas von Aquin, scheinen nicht an der Existenz der Wärwölfe zu zweifeln; aber besonders sind sie in der Franche Comté gemein u. s. w.

Funfzig Jahr vorher hatte man ein ähnliches Beyspiel an zwey Bürgern von Poligny im Kirchspiel von Besançon gesehn, die sich auch in Waerwölfe verwandelt hatten, nachher aber vor der vornehmsten Kirche des Orts verbrannt worden waren, woselbst noch den heutigen Tag ein Denkmahl ihres Verbrechens und ihrer Hinrichtung zu sehen ist.

Welch ein Abstand zwischen diesen Zeiten und den unsrigen, die so oft von unverständigen Zeloten verschrien werden! — L.

IV.

Fragmente einer großen Sittengeschichte, Fortsetzung.

Die Nachrichten von den Gebräuchen der Gallier und Franken bey ihren Mahlzeiten und Festen, findet man beym Diodorus Siculus, Strabo und Athenäus, welcher leztere den Possidonius anführt. „Die Celten,“ sagt Athenäus, „essen auf der Erde auf Heu, und haben sehr „niedrige hölzerne Tische vor sich. Ihre Nahrung ist wenig „Brod, aber viel Feisch, sowohl gekocht, als gebraten und ge„röstet. Diese Speisen sind auf eine reinliche und appetitliche „Art zugerichtet, aber sie essen sie auf eine unsaubre Weise, pak„ken mit den Händen ganze Glieder Fleisch an, wie die Löwen, „und zerreissen sie mit den Zähnen. Wenn auf diese Art ein „Stück nicht loßgehen will, so schneiden sie es mit einem klei„nen Messer entzwey, das sie immer an der Seite tragen. Ihre „Flüsse, und die beyden Meere, die sie umringen, verschaffen „ihnen auch Fische, die sie mit Salz und Essig würzen; sie „bedienen sich wenig des Oels, weil es bey ihnen selten ist, und „man nicht sehr liebt, was man nicht leicht haben kann. In „alle ihre Getränke mischen sie Kümmel. Wenn sie bey „Tische eine gewisse Anzahl ausmachen, so ist ihr Gebrauch sich „in die Runde zu setzen. In der Mitte ist die Ehrenstelle, allwo „derjenige von der Gesellschaft Platz nimmt, der durch seine „Tapferkeit, Geburt oder Reichthümer am angesehensten ist. „Neben ihm sezt sich der Herr des Hauses, und denn die an„dern Gäste nach ihrem Rang und Würden. Hinter ihnen „stehen Krieger, die während der ganzen Mahlzeit ihre Schil„der in Händen halten. Vor ihnen befinden sich andre mit „Lanzen bewafnet, aber sitzend. Alle werden so wie ihre Her-

„ren

„ren bewirthet. Das Getränke der Reichen ist Wein, den sie „aus Italien oder den Gegenden von Marseille bekommen, „und dessen sie sich folgendermaßen bedienen. Der Bediente, „dessen Amt es ist, bringt in jeder Hand ein irdenes oder sil„bernes Gefäß, das einem Kessel ähnlich, und mit Wein an„gefüllt ist, woraus ein jeder schöpft. Man trinkt wenig auf „einmal, aber oft, und zwar den Wein lauter, und sehr selten „mit Wasser vermischt. Die Schüsseln, worin man das Fleisch „legt, sind von derselben Materie, als die Gefäße. Indessen „haben sie deren auch von Kupfer, und andre brauchen anstatt „der Schüsseln von Weiden geflochtene Körbe."

Alle Geschichtschreiber erzählen, daß die Gallier bey ihren Gastmahlen anstatt der Becher sich der Hirnschädel der im Kriege erschlagenen Feinde bedienten. Auch brauchten sie hiezu die Hirnschädel ihrer Väter. Sie betrachteten dieses als eine religiöse Zeremonie, wodurch sie öffentlich ihre Ehrfurcht für Personen zeigen wollten, die ihnen so lieb gewesen wären, und um sie ihren Freunden wieder ins Gedächtniß zu bringen. Bisweilen bedienten sie sich auch bey ihren Mahlzeiten einer andren Art von Becher, worauf sie einen großen Preiß setzten. Dieses war das Horn eines Urus, eine Art wilder Stiere von unglaublicher Stärke und Behendigkeit, die man in den gallischen Wäldern nicht ohne die äußerste Gefahr angreifen durfte. Da dieses Horn der Preiß der Tapferkeit und der Unerschrokkenheit war, so brauchte es derjenige, der eins dieser schrecklichen Thiere gebändigt hatte, zum Trinkgeschirr, und präsentirte es seinen Gästen, um in die Runde zu trinken. Karl der Große liebte diese Urusjagd, die ihm eines Tages bald das Leben gekostet hatte, das Thier hatte ihm mit seinen Hörnern schon die Stiefeln zerrissen und am Beine verwundet. Die Race dieser Thiere ist in den französischen Wäldern ausgegangen, allein der Gebrauch aus Urushörnern zu trinken, hat sich bis zum dreyzehnten Jahrhundert erhalten.

Die Galanterie dieser Zeiten hatte einen andern Gebrauch eingeführt, nämlich die Gäste zu paaren, eine Mannsperson und ein Frauenzimmer, wobey jedes Paar eine gemeinschaftliche Schüssel und Trinkschaale bekam, Bey gewöhnlichen Mahlzeiten, diente ein einziger Becher für die ganze Familie. Die heilige Berlande wurde von ihrem Vater enterbt, weil sie unter dem Vorwand, daß er aussätzig sey, seinen Becher gewaschen hatte, ehe sie sich dessen bediente. Das Berauschen hielte man für gesund. Arnaud von Villeneuve untersucht in seinem Traktat von den Gesundheitsregeln, sehr ernsthaft die Vortheile dieses Gebrauchs. Zu diesem Vorurtheil kam noch, daß man eine Art von Ehre damit verknüpfte, mehr Wein als andre trinken zu können, ohne ganz besoffen zu seyn. Wenn man diesen bachanalischen Angriffen ausweichen wollte, durfte man nur einen Champion wählen, der wie bey gerichtlichen Zweykämpfen die Ausforderung für den Nichttrinker annahm, auf dessen Rechnung denn der Sieg oder die Niederlage geschrieben wurde.

Zu der Zeit, da Gallien noch in der Barbarey versunken war, und die Franken, so wild wie die alten Celten, noch die Deutschen Wälder bewohnten, war die Zeit ihrer Mahlzeiten wohl nicht regelmäßig bestimmt. Da sie keinen Akkerbau trieben, sondern ihre Zeit nur mit jagen, oder auf ihren Feind zu lauren, zubrachten, so war ihre vornehmste Mahlzeit des Abends. Vielleicht nahmen sie des Morgens leichte Nahrungsmittel zu sich um Kräfte zu bekommen. Nachdem die Römer Gallien erobert hatten, so führten sie ihre Gebräuche allda ein. Die Hauptmahlzeit wurde sodann des Abends kurz vor Sonnenuntergang gehalten, und wenn sie aufstunden, so frühstückten sie. Die Einführung des Christenthums und die Eroberung der Franken machten keine Abänderung in dieser Gewohnheit. Die Kirchenfasten ließen die Abendmahlzeiten unangetastet, denn die Verordnungen verboten nur etwas Vormittags zu sich zu nehmen.

Nach

Nach und nach wurde das Mittagessen eingeführt. Im vierzehnten Jahrhundert speisete man um zehn, und ein Jahrhundert später um eilf Uhr zu Mittage, ein Gebrauch, der sich noch in den Klöstern und auf dem Lande erhalten hat. Im sechszehnten und im Anfang des siebenzehnten aß man in den besten Häusern um zwölf Uhr. Ludwig XIV. hielt beständig um diese Zeit Mittag. Da dieses die Courzeit war, mußten die Hofleute später essen. Im Anfang dieses Jahrhunderts war ein Uhr die Mittagsstunde der feinen Welt, und in den gemeinen Bürgerhäusern aß man um zwölf. Es ist nicht über dreyßig Jahr, daß zwey Uhr die spätste Mittagszeit in Paris war; jetzo ist es schon drey Uhr. Das Abendessen ist diesen Abstufungen gefolgt; man hat um fünf, sechs, sieben, acht und neun Uhr gegessen, und jetzo geht man nicht vor zehn Uhr zu Tische.

Die Gewohnheit bey Tische Gesundheiten zu trinken, war bey den Römern eine gottesdienstliche Zeremonie, und bey den ersten Christen eine Art von Ehrfurcht, die man für die Heiligen und die Todten hatte. Diese Gewohnheit, lustig bey der Tafel auf die Gesundheit der Anwesenden zu trinken, kam durch die nordischen Völker nach Frankreich, ist aber nunmehr in allen guten Gesellschaften auf Kosten der Ausgeräumtheit abgeschaft worden, ein Umstand, den die Verfasser der Sittengeschichte sehr bedauern.

Die Kunst bey der Tafel mit Fertigkeit und Geschicklichkeit vorzuschneiden, gab zu dem alten Posten eines Groß-Vorschneiders Gelegenheit, der einer der großen Kronbeamten war. Ueberdem war es eine Ehre den Königen vorzuschneiden, die besonders bey Gastmählen begierig gesucht wurde. Joinville erzählt von einem Fest, wo der König Ludwig der Heilige, und der König von Navarra gegenwärtig waren, daß der Graf von Soissons dem Könige von Frankreich und er, Joinville, Seneschal von Champagne, dem Könige von Navarra vorschnitten. Oft wurden die großen Mahlzeiten durch Zeitvertreibe und Schauspiele verschiedener Arten

unterbrochen; gewöhnlich waren dieses Pantomimen und Gaukelspiele. Man hält es für so nöthig sich während dem Essen mit etwas anders zu beschäftigen, daß in den Speisezimmern der Mönche, bey den Tafeln der Prälaten, ja selbst bey den Tafeln der Könige, Karls des Großen, und Ludwigs des Heiligen, beständig erbauliche und lehrreiche Bücher vorgelesen wurden. Bey großen Gastmählern wurde auch gesungen, wobey die Troubadours zu ihrer Zeit eine große Rolle hatten; sie sangen und spielten die Harfe. Unter den jährlichen Festen, die von sehr altem Ursprung, und bey dem gemeinen Volke noch im Gebrauch sind, gehört das Fest der heiligen Drey Könige, wo in der Gesellschaft ein König vermittelst einer Bohne erwählt wird, die in einem Kuchen versteckt ist. Dieser Gebrauch kommt aus dem Heidenthume, und wurde als unschuldig von den Aposteln geduldet, nur erst im vorigen Jahrhundert wurde er von skrupulösen Andächtlern heftig angegriffen, aber jetzo läßt man dem Volke seinen Königskuchen ruhig verzehren. Auch wird am Osterfeste noch der Gebrauch beobachtet, rothgefärbte Eier, Schinken und Lammfleisch auf die Tafel zu bringen.

Alle Geschichtschreiber stimmen überein, daß die Gallier große Esser waren. Auch die Franken hatten diese Eigenschaft. Unter der ersten Race der Könige, wurde bey den Mahlzeiten die nämliche Ordnung beobachtet, die die Römer eingeführt hatten: den Anfang machten Gemüse, theils roh, theils in Salaten, um den Appetit zu reizen, auch fieng man an mit Weintrinken, und aß Eyer dazu. Der zwote Gang bestund ganz aus Fleischspeisen, die in Piramiden aufgetischt wurden. Das Schweinefleisch hatte hiebey den ersten Rang. Beym letzten Gange trug man Backwerk und Früchte auf. Karl der Große, der in seiner Lebensart sehr mäßig war, ließ sich gewöhnlich nur vier Speisen und eine Schüssel Wildpret auftischen. Unter der Regierung des heiligen Ludwigs und seines Enkels Philip des Schönen, fieng man an die Gänge

in Gerichtern und Zwischengerichtern (mets et entremets) abzutheilen. Philip, um den Luxus bey der Tafel einzuschränken, verbot, daß Niemand bey einer gewöhnlichen Mahlzeit, mehr als ein Gericht und ein Zwischengericht, und bey außerordentlichen mehr als zwey Gerichte mit einer Speckpotage haben sollte.

Die Pracht bey königlichen Gastmählern war zu allen Zeiten groß. Man lieset in der Kronik des Alberik von einem prächtigen Fest, das bey der Vermählung Roberts, Sohns Ludwig des Heiligen, mit Mahaut, Gräfin von Artois und Tochter des Herzogs von Brabant, im Jahr 1237 gegeben wurde, wo man die niedlichsten Speisen auftrug, und die vornehmen Gäste während der Mahlzeit mit sonderbaren Schauspielen unterhielt. Man sahe einen Mann zu Pferde auf einem ausgespannten Seile reiten. An den vier Ekken des Saals waren Spielleute, die auf mit Scharlach bedeckten Ochsen ritten, und bey jedem Aufsatz von Speisen auf Waldhörnern bliesen. Bey solcher Gelegenheit ließ man auch Hunde im Speisesaal tanzen; man sahe Affen, die auf kleinen Pferden oder Ziegen ritten, und die Harfe spielten. Alle diese Ergötzlichkeiten, die zu einem Feste gehörten, und in Zwischenzeiten statt hatten, nannte man Zwischenspiele. (entremets) Der König von Frankreich Karl V. gab 1378 dem Kaiser Karl IV. seinen Onkel, aus dem Hause Luxemburg, ein Gastmahl, bey welchem (nach der noch im Manuskript befindlichen Kronik des Nangis) zwey Zwischenspiele gesehen wurden, die Gottfried von Bouillon's Eroberung von Jerusalem vorstellten. Der Kronikschreiber macht eine umständliche Beschreibung dieses Maschinenschauspiels, welches in der That sehr schön gewesen seyn muß. Bey der Vermählung der Isabelle von Bayern mit Karl IX. sahe man ein Zwischenspiel, das die Einnahme von Troja durch die Griechen vorstellte.

Aber das sonderbarste dieser Intermezzos, sowohl wegen der Pracht, als wegen des lächerlichen, war ohne Zweifel das-

jenige,

jenige, das in den Memoiren des Olivier de la Marche erzählt wird, und das zu Lille in Flandern 1453 von Philip dem Guten, Herzog von Burgund gegeben wurde. Olivier sagt hierüber Dinge, die man sich schämen muß anzuführen; indessen war das Banquet zu außerordentlich, um nicht davon eine nähere Idee zu geben. Die Gelegenheit dazu war merkwürdig. Der Sultan, Mahomed II. machte Zurüstungen Konstantinopel zu erobern; der Griechische Kaiser hatte deshalb alle Christliche Fürsten um Hülfe gebeten, und sich auch an den Herzog von Burgund gewandt. Dieser Fürst, der zwar durch diesen Schritt geschmeichelt wurde, dessen Kräfte aber nicht hinreichend waren, etwas nachdrückliches zu thun, wollte wenigstens bey seiner Antwort auf dieses Ansuchen seine Pracht und Größe zeigen. Es schien, als ob er selbst einen Kreuzzug unternehmen wollte; er versammlete seine Generals und alle seine vornehmsten Vasallen in einen ungeheuren Saal, allwo drey Tafeln zubereitet waren. Auf der mittelsten, woran der Herzog saß, und die in Form eines Hufeisens war, befanden sich vier Entremets, oder vier historische Maschinen. Eine stellte eine Kirche, und eine andre wieder ein Schif vor. Auf der zweyten Tafel sahe man eine Maschine in der Form einer Pastete, die mit Musikanten angefüllt war; die andern Stükke waren allegorisch und alle sehr außerordentlich. Die dritte Tafel war kleiner wie die beyden andern, und hätte nur drey Maschinen zum Aufsatz. In einem andern Theil des Saals stand der Schenktisch, der mit einer erstaunlichen Menge goldener und silberner Gefäße bedeckt war, und auch Maschinen hatte. Am Ende des Saals, dem Herzog gegenüber, hatte man ein Theater errichtet, worauf eine Art von Drama gespielt wurde, dessen Inhalt Jason's Eroberung des goldenen Vliesses war. Am Ende dieser Vorstellung sahe man einen Riesen, mit einem Turban auf dem Haupt hereinkommen, der einen Elephanten führte, dieses Thier trug einen Thurm, worin sich ein geschleyertes Frauenzimmer befand, die die Christliche Kirche vorstellte. Sie sang eine Arie, und deklamirte eine Klage in

Versen an den Herzog, um ihn zu vermögen, den Christen gegen die barbarischen Muselmänner beyzustehen. Nachdem der Herzog sie gnädig angehört hatte, ließ er den Herold des goldenen Vliesses hereinkommen, und reichte den Arm einer schönen Dame, seiner natürlichen Tochter, die eine Schüssel trug, worin ein Fasan lag mit vergoldetem Schnabel und Füßen. Auf diesen Vogel that der Herzog nebst seinen Rittern folgendes Gelübde: „Ich gelobe zu Gott, der glorwür„digsten Jungfrau seiner Mutter, hernach den Damen „und dem Fasan, daß, wenn der König von Frankreich, „mein Herr, oder einige andre Christliche Fürsten, ge„gen den Türken zu kreuzen Sinnes sind, ich ihnen folgen „und sie begleiten werde; ja ich will selbst gegen den Sul„tan, Mann gegen Mann kämpfen, wenn dieser es zu„frieden ist.“ Nachher thaten alle gegenwärtige Fürsten und Herren auf den Vogel noch besondre ausschweifende Gelübde. Einige gelobten sich nicht bey Tische zu setzen; andre sich nicht des Freytags schlafen zu legen, und keinen Wein zu trinken, bis sie das Heer der Ungläubigen angetroffen, und sich mit selbigem würden herumgeschlagen haben, andre die Hauptfahne des Sultans niederzuwerfen, oder nicht nach Europa zurück zu kommen, ohne eine gewisse Anzahl türkischer Kriegsgefangenen mit sich zu bringen. Was aber am besten die Religion dieser neuen Kreuzfahrer bezeichnete, war das Gelübde eines Ritters, der da gelobte, daß wenn er bis zu seiner Abreise nach dem Orient nicht die Faveurs seiner Dame erlangte, er irgend eine heirathen würde, wenn sie nur zwanzigtausend Thaler besäße, die er zu den Kosten seiner Reise nöthig hätte.

Es ist wahrscheinlich, daß bey dieser Gelegenheit das Fasanengelübde zum letztenmal abgelegt wurde, eine lächerliche Zeremonie, die lange im Gebrauch gewesen war. Uebrigens war es nicht nöthig, diese unbesonnene Gelübde zu beobachten.

Der

Der Herzog legte große Auflagen auf seine Unterthanen, unter dem Vorwand dieses Kreuzzuges, der aber nicht vor sich gieng, denn man erfuhr bald, daß Mahomet II. die Stadt Konstantinopel eingenommen, und das griechische Reich seine Endschaft erreicht hätte.

Vor der Ankunft der Römer bedienten sich die Gallier irdener Töpfe und Gefäße. Es ist aber nicht wahrscheinlich, daß eine kriegerische und so oft herumirrende Nation, den Gebrauch so zerbrechlicher Geschirre lange Zeit beybehalten habe. Die eisernen Kessel kamen an deren Stelle. Man sahe aber bald die Ungemächlichkeiten ein, die auch diese verursachten; das Eisen wurde daher zu Rosten, Bratspießen, Ofen u. s. w. gebraucht, allein zu den Kesseln und Kastrollen nahm man das Kupfer. Gallien hatte dieses Metall in seinen Bergwerken überflüßig. Plinius der Naturkündiger berichtet uns, daß zu den Zeiten des Kaisers August, das gallische Kupfer in Rom bekannt wurde, und daß man es seiner Gemalin Livia zu Ehren, Livisches Kupfer nannte. Er spricht auch von Verzinnungen, die damals gebräuchlich waren, und die, wie heut zu Tage, aus Zinn und Bley bestanden, wobey er zu verstehen giebt, daß es sowohl zur Zierde als zur Gesundheit erfunden worden wäre, denn er fügt hinzu, daß die Verzinnung das Innere der Gefäße so glänzend machte, daß sie Silber zu seyn schienen, und daß die Gallier die Gefäße und das Geschirr ihrer Pferde verzinnten.

In den ältesten Zeiten hielt dieses Volk ihre Mahlzeiten auf Heubündel sitzend, bis sie von den Römern lernten, auf Betten liegend zu essen, aber dieser Gebrauch erhielt sich nicht lange, denn unter der ersten Race der Könige bediente man sich schon der Stühle, die anfangs nur von Holz waren, allein zur Bequemlichkeit Küssen hatten. Es wird oft in den Kroniken von großen Hofbedienten gesprochen, deren Amt es war, die königliche und fürstliche Stühle mit Küssen zu belegen. Die Tische, die vormals niedrig waren, wurden daher hoch gemacht;

sie waren lange Zeit bloß, nur daß sie wohl geglättet wurden; ein Gebrauch, der sich noch in verschiedenen Mönchsklöstern erhalten hat; nachher wurden sie mit ledernen Tapeten bedeckt, die endlich unsern Tischtüchern Platz gemacht haben. Die ersten Servietten wurden zu Rheims verfertigt; vorher trocknete man sich die Hände an groben wollenen Zeugen. Da Karl VII. zu Rheims gekrönt wurde, beschenkte ihn die Stadt mit Servietten, ein gleiches Geschenk erhielt Kaiser Karl V. da er durch Frankreich reißte. Montagne erzählt uns, daß erst zu seiner Zeit der Gebrauch der Servietten allgemein wurde. Sonst war es Rittersitte, durch einen Waffenherold mit gewissen Zeremonien das Tischtuch vor einem Ritter entzwey schneiden zu laßen, wenn man ihm beschimpfen wollte, wobey auch sein Brod umgekehrt wurde. Der Ritter mußte hernach seine Schande wieder gut machen, oder seine Unschuld beweisen. Ein Beyspiel dieses sonderbaren Gebrauchs findet man in der Geschichte Königs Karls VI. Wilhelm von Hainaut Graf von Ostrevan speißte eines Tages an der Tafel dieses Monarchen, als der Herold auf einmahl erschien, und vor ersterm das Tischtuch zerschnitt, indem er sagte, daß ein Fürst, der keine Waffen trüge, unwürdig wäre an der Tafel des Königs zu sitzen. Wilhelm erstaunt antwortete, daß er sowohl wie die andern Ritter Schild und Lanze trüge. „Nein, gnädiger Herr, „das kann nicht seyn, antwortete ihm der älteste Herold; ihr „wißt, daß euer Groß-Onkel durch die Frießländer getödtet „wurde, und daß sein Tod bis diesen Augenblick ungestraft ge„blieben ist. Wenn ihr Waffen hättet, würde er längst gero„chen seyn". Diese schimpfliche Lection that ihre Wirkung; „der Graf dachte an nichts als diesen Schimpf auszulöschen, und erreichte seinen Zweck.

Die Messer und Löffel sind von einem hohen Alterthum; Amianus Marcellinus erwähnt ihrer schon. Seit dem zehnten Jahrhundert kamen die Messer von Beauvais in Ruf. Fortunatus erzählt von der heiligen Radegonda, Gemahlin des Königs Clotarius, daß sie den Armen und Kranken, die

sich

h nicht allein helfen könnten, selbst mit einem Löffel die Spei- n darreichte. Die Gabeln aber waren noch nicht bekannt. Man führte mit der Spitze des Messers das Fleisch zum Mun- , bis man nachher eiserne Gabeln mit 2 oder 3 Zakken ein- hrte. Man bediente sich lange Zeit statt der Teller Brod- nitte, hernach aß man auf hölzernen Scheiben, sodann auf benen und gefirnißten Tellern, und endlich auf metallenen. nter den Trinkgefäßen sind die Trinkschaalen die ältesten, die echer und Tassen sind von späterer Erfindung. Die Pfeffer- nd Salzfässer, wie auch die Oel- und Gewürzgefäße, mach- n ein besonderes Geräthe aus. Alle diese kleine Stükke wur- en in einen großen Aufsatz vereinigt, den man auf der königchen Tafel mit großen Zeremonien setzte, die von der Furcht ergiftet zu werden ihren Ursprung hatten.

Die Könige und Großen in Frankreich haben zu allen Zeiten ihre Pracht im zahlreichen Silbergeräthe gezeigt, die sie ey Gastmälern auskramten, es ist nur erst seit einem Jahr- undert, daß dieser Luxus in den bürgerlichen Häusern dieses Königreichs eingeführt worden ist. Nach dem Strabo, zog nan Gold aus den Bergwerken von Aquitaine, Rovergue, Gevaudan und den Cevennischen Gebürgen, und Diodo- rus Siculus sagt, daß die gallischen Flüsse und Ströme Gold nit sich führten. Dieses Gold brauchten die Gallier nicht al- ein zu Hals- und Armbändern, sondern auch zu Geräthen. Cäsar fand schon große Reichthümer in Gallien, daher man sagte, daß dieser Eroberer mit dem Eisen der Römer Gallien bezwungen habe, und mit dem Golde der Gallier sich wiederum Rom unterwürfig gemacht hätte. Seit dieser Epoche sind die königlichen Schenktische immer mit Gold- und Silbergeschirr beladen gewesen.

In der Form, Größe und Eintheilung der Bauerhäuser muß man die Spuren der alten Bauart suchen. Hier sieht man mit Stroh und Leim bedeckte Dächer, hölzerne Pfosten, bisweilen auch ungehauene Steine, die das schwache Gewicht des

ganzen Gebäudes stützen. Wahrscheinlich gab dieses Anlaß zu Erfindung der Säulen. Der Luxus ist noch nicht bis zu den Wohnungen der französischen Bauern gedrungen *), die einzigen Bequemlichkeiten, die seit zehn Jahrhunderte bey ihnen eingeführt worden, sind die Schornsteine und Fensterscheiben. Diese Landleute sind sowohl in ihrer Art zu wohnen, als auch das Land zu bauen beständig dem Herkommen gefolgt, von dem sie nicht abgehen.

Zu den Zeiten Augusts waren die Häuser der Gallier, wie uns Strabo berichtet, von runder Figur, und sehr plump von Leimerde und Stroh zusammen gesetzt. Wir lesen in den Werken des Kaisers Julians, daß, als dieser Monarch im vierten Jahrhundert nach Paris kam, die Häuser dieser Stadt nur noch Hütten waren. Sie hatten nur ein Stockwerk, worüber bisweilen ein Kornboden angebracht war. So daurete die Einfalt der Bauart in allen Städten von Frankreich fort unter den beyden ersten Geschlechtern der Könige, bis Paris das Beyspiel gab, dieselbe zu verbessern. Die Einwohner hatten sich daselbst in einem ziemlich eingeschränkten Raum vermehret, den jetzo die Insel des Pallasts bildet; um sie nun zu beherbergen, mußte man höhere Häuser, und von verschiedenen Stockwerken bauen. Zu diesen Gebäuden nahm man stärker Holz wie gewöhnlich, und ließ das Mauerwerk von Steinen aufführen, die durch einen Sand und Kalk gemachten Kitt zusammen gehalten wurden. Da man aber hernach die Gipsgruben bey Paris entdeckte, bediente man sich dieser Materie die Steine zu verbinden, und die Häuser sowohl von innen als von aussen zu weißen. Durch dieses Mittel bekamen anfangs die schlechtesten Gebäude einen gewissen Glanz, allein die Unreinlichkeit der Straßen verringerte diesen Vortheil sehr. Uebrigens wurden die Ziegel und gehauenen Steine, nur bey den Kirchen,

Pal-

*) Er hat auch wohl nicht zu diesen über allen Ausdruck gedrückten und unglücklichen Geschöpfen dringen können, deren ganzer Wunsch bloß nothdürftige Nahrung ist.

Pallästen, und öffentlichen Gebäuden gebraucht. Die Dächer, die viele Jahrhunderte lang bloß mit Stroh bedeckt waren, wurden nach und nach mit Ziegel, und endlich mit Schiefer bedeckt; indessen brauchte man diese letztere nur bey ausserordentlichen Gebäuden. Die Schiefer waren den Alten ganz unbekannt. Man sagt, daß die ersten aus Ardes in Irrland hergekommen sind, daher sie in Frankreich ardoise genannt werden. In der Grafschaft Artois sind die Schiefer sehr gemein, allein die aus den Steingruben von Anjou und Bretagne komen, sind die berühmtesten. In diesen Ländern sind die mehresten Häuser der Privatpersonen damit gedeckt, in andern Provinzen aber werden sie nur bey großen und vorzüglichen Gebäuden gebraucht.

Da die Zimmermanns- und Maurer-Kunst sich vervollkommnete, fieng man in Paris an, Häuser von beträchtlicher Höhe zu bauen, deren Untertheil allemal für einen Laden bestimmt war. In diesem Zustande blieb es bis zur Erfindung der Kutschen, die, da sie auch bey der vornehmsten Bürgerschaft gemein wurden, die Erbauung der Thorwege und Höfe bey den meisten Häusern veranlaßten, wo der Grund nicht zu theuer war.

Das Glas war den Alten schon bekannt, allein erst im vierzehnten Jahrhundert wurde es in Frankreich gebraucht; anfangs zu den Kirchfenstern, hernach zu den Fenstern der Palläste, und endlich der Privathäuser. Es giebt noch Provinzen, wo man sich des in Oel getränkten Papieres, statt der Fensterscheiben bedient. Dieser Gebrauch hat sich in Lion erhalten, und zwar wegen der starken Nebel im Winter, die die Glaßfenster trüb machen, und den Seidenarbeitern die ihnen nöthige Klarheit benehmen.

Die große Anzahl der Feuerkamine, die in fast allen Häusern und Zimmern angebracht sind, gehören auch zu den neuen Bequemlichkeiten. Ehmals diente ein Feuerplatz für eine

ganze Familie, auch oft für mehrere. Die Spuren dieses Gebrauchs sieht man noch in vielen Klöstern. Die Ofen sind von späterer Erfindung. Man hat sie den deutschen und andern nordischen Völkern zu verdanken, die sie schon bis zur Vollkommenheit gebracht hatten, ehe sie in Frankreich bekannt wurden. Besonders lernte man von ihnen den Gebrauch der Schornsteine. Uebrigens werden die Ofen in diesem Königreich immer nothwendiger, da die Waldungen abnehmen, und das Holz täglich theurer und seltener wird.

Die Wohnungen reicher Privatpersonen halten das Mittel zwischen den Pallästen der Könige, und den Häusern des Volks. Vormals waren sie mehr den letzten ähnlich, aber seit einem Jahrhundert nähern sie sich sehr den erstern. Wenn in denselben gleich die Zimmer nicht die nehmliche Größe haben, so haben sie doch eben so ausgesuchte Bequemlichkeiten. Alle Zierraten der Baukunst sind an der Aussenseite angebracht; man sieht Säulen, Pilaster u. s. w. findet man gleich daselbst weniger Tropheen, Wapen und Kronen, so sind dafür mehr Liebesgötter, Blumenstükke und andre angenehme Bilder angebracht. Jacob Coeur, Schatzmeister unter Karl VII. der die reichste Privatperson seiner Zeit war, ließ ein Haus bauen, dessen obere Stockwerke aus glänzenden Ziegeln bestanden; dieser Glanz entstund aus einer überzogenen Rinde von Bley und Kupfer.

Die königlichen Palläste zeichneten sich bloß durch eine große Anzahl geräumiger Zimmer und Säle, imgleichen durch einige blendende Zierraten aus. Nach einer gemeinen Sage, die nicht ohne Grund zu seyn scheint, ließ der berühmte Kaiser Julian in einer der Vorstädte von Paris, einen Pallast mit Bädern bauen, wovon man noch jetzo Ueberreste hinter dem Hotel de Cluny zu sehen glaubt. Die Wasserleitung, die man 1544 unter der Erde von diesem Hause an, bis zum Dorfe Arcueil gefunden hat, mag wohl gedient haben, das Wasser in die Bäder zu leiten, und bestärkt obige Sage.

Das,

Dasjenige, was die alten Schriftsteller ein königliches Schloß nannten, war bloß ein großer Meyerhof, mit Waldungen, Teichen, Stutereyen und Heerden versehen, wo die Leibeigenen, unter der Aufsicht eines Intendanten beschäftigt waren, das Land anzubauen. Man zählte in Frankreich ungefähr 160 solcher königlichen Wohnungen, die von dem ersten Monarchen wechselsweise besucht wurden. Das Louvre war zu Dagoberts Zeiten nur ein Jagdhaus, wo die Pferde dieses Monarchen aufbehalten wurden, und seine Jäger wohnten. Die Könige der ersten Race, die in der Geschichte mit dem Namen Faulenzer belegt werden, kamen oft dahin einige Stunden nach der Mahlzeit allda zuzubringen, gegen Abend aber giengen sie auf einem Bot zurück nach Paris, wobey sie sich mit fischen den Weg verkürzten. Unter der Regierung Philip Augusts, wurde aus dem Louvre eine Art von Citadelle gemacht; es wurde mit einem breiten Graben umgeben, und mit Thürmen versehn. Franz I. ließ 1528 den großen Thurm herunterreissen. Nachdem das Louvre zehn Jahrhunderte ausserhalb Paris gewesen war, wurde es von Karl V. 1367 innerhalb dessen Ringmauern eingeschlossen. Dieser Pallast diente lange Zeit zur Wohnung für fremde Monarchen, wenn sie nach Frankreich kamen. Der griechische Kaiser Emanuel und der römische Kaiser Sigismund wohnten hier unter der Regierung Karl VI. Dieses war damals eine Masse von großen Gebäuden, die nur alle ein Stockwerk hatten, und in ungeheuern, mit Tafelwerk und Vergoldungen gezierten Sälen, abgetheilt waren. Ueber diesen ersten Stock waren kleine Gemächer angebracht, die mit Ziegel und Schiefer gedeckt waren. Die andern Theile der Gebäude, hatten nur Strohdächer. Hiezu gehörte auch ein Raum für die Taubenhäuser, Hühnerbehältnisse, Keller und Gärten.

Die Zimmer dieser königlichen Palläste waren gewöhnlich mit schwarz und weissen Steinen gepflastert; die Sitze, selbst in dem Gemach des Königs, waren von Ludwig den heiligen

bis zu Franz I. bloß Schemmel und Bänke, nur die Königin hatte hölzerne Stühle, die man zusammen legen konnte. Die Balken und Fußboden der Zimmer waren alle mit Lilien von vergoldeten Zinn geziert, und die Kamine nahmen fast die ganze Breite der Säle ein. Der Pallast, wo jetzo Gericht gehalten wird, war lange Zeit die Stadtwohnung der französischen Könige, bis Philip der Schöne ihn den Gerichtshöfen überließ.

Das Schloß zu Fontainebleau ist seinen Ursprung einem kleinen Jagdhause schuldig, das Ludwig VII. 1169 erbaute. Der heilige Ludwig ließ viel daselbst arbeiten, auch findet man noch ein Zimmer, das der heilige Ludwigssaal genannt wird. Franz I. nahm den Bau dieses Schlosses von neuem vor, wobey er sich des berühmten italienischen Baumeisters Serlio bediente, der erste, der den französischen Künstlern den Geschmack an der guten Architektur beybrachte. Unter Heinrich II. fügte Delorme die Treppe in Form eines Hufeisens hinzu. Dieser Künstler machte auch die Risse zu den Schlössern St. Maur, Anet und Meudon, imgleichen erbaute Delorme den Pallast der Tuillerien, wo er sein ganzes Genie zeigte.

Unter den Schlössern großer Fürsten in den Provinzen sind diejenigen zu bemerken, die dem Grafen von Champagne gehörten. Sie hatten deren drey zu Troyes, davon das vornehmste noch jetzo der Gerichtshof ist. Die Herzoge von Burgund hatten das ihrige zu Dijon, und die Herzoge von Bourbon, deren Hauptsitz zu Souvigny war, hatten Schlösser zu Moulins, und zu Bourbon l'Archambaut.

Das Rathhaus zu Lyon ist eins der prächtigsten in Europa. Der Vorsaal desselben hat die Form eines römischen Portiks. Hier siehet man zwey große kupferne Tafeln, in welchen die Rede gegraben ist, die der Kaiser Klaudius im römischen Senat zum Vortheil der Lyoneser hielt, ehe er zur Regierung gelangte. Das Rathhaus in Toulouse führt den

Namen

Namen Kapitol zur Nachahmung des römischen; die Schöppen haben den Titel Kapitouls, und erlangen dadurch den Adel. In dem Hofe dieses Rathhauses war es, wo Heinrich II. Herzog von Montmorency, 1636 im sieben und dreyßigsten Jahr seines Alters enthauptet wurde.

Die Kirchen in Frankreich sind die vornehmsten Denkmähler des gothischen Geschmacks, dessen Periode vor ungefähr 300 Jahren zu Ende ging. Nach dieser Bauart wurden die jetzige Kathedralkirche in Rheims im Jahr 840, und die Kathedralkirche zu Chartres 1020 erbaut. Diese letztere gehörte vormals unter die schönsten des Königreichs, und ist noch ein sehr ehrwürdiges Gebäude. Die Länge desselben ist 420, und die Breite 108 Fuß. Unter dieser Kirche sind unterirdische Grotten, deren Anlegung man den Druiden zuschreibt. Die große Kathedralkirche zu Amiens wurde im dreyzehnten Jahrhundert erbaut. Die Kathedralkirche zu Paris aber wurde im Jahr 1010, unter der Regierung des Königs Robert angefangen, und 1181 unter Philip August geendigt. Sie war der heiligen Jungfrau zugeeignet, und der siebenzigste Bischof von Paris weihte sie ein.

Die ersten Helden Roms schliefen auf Baumblättern und Thierhäuten. Von dieser äußerst simplen Art zu ruhen, stiegen sie nach und nach bis zu den sanftesten Pflaumfedern und Matrazzen, die von der kostbaren Miletischen Wolle gemacht waren; ihre Bettgestelle waren von Citronen- Cedern- und Ebenholz, auch wohl von Elfenbein und gediegenem Silber. Hiezu gehörten noch mit Gold und Siber durchwirkte Betdecken. Wahrscheinlich kam dieser Luxus von Rom nach dem eroberten Gallien. So viel ist gewiß, daß die Gewohnheit, auf Betten liegend zu essen, von den Römern in diesem Lande eingeführt, allein bald wieder abgeschaft wurde.

Man sieht noch in den alten Schlössern Bettgestelle von ungeheurer Größe, in welchem ganze Familien schliefen. Diese Gewohn-

Gewohnheit zusammen zu schlafen, hat seinen Ursprung aus den schönen Tagen der Ritterzeit. Damals waren die Ritter gewohnt, ihr Zelt, ihre Tafel und ihr Bette, mit ihren Kriegskameraden während dem Feldzuge zu theilen, sie schlugen es daher nicht ab, in den Winterquartieren, sie auch in ihren Schlössern auf eben die vertraute Art aufzunehmen. Hier schlief gewöhnlich der Schloßherr, seine Frau und Kinder, nebst den Rittern, ihren Gästen, alle in einem Bette zusammen, oft kamen hiezu noch ihre liebsten Jagdhunde u. s. w. Der Admiral Bonnivet hatte oft die Ehre das Bette mit König Franz I. zu theilen, der ihn seinen Waffenbruder nannte. Dieses Zusammenschlafen war das größte Freundschaftszeichen, das man jemand geben konnte.

Die alten Franzosen tapezirten ihre Mauern mit Strohmatten, sie wußten auf eine künstliche Art die Strohfarben zu mischen, so daß diese Matten ganz artige Tapeten vorstellten. Die Stadt Pontoise hatte in dieser Arbeit den größten Ruf. Man holt noch jetzo Matten aus der Levante, die sehr fein und künstlich gearbeitet sind. Es ist schon sehr lange, daß man sich in den adlichen Schlössern und in den Städten, anstatt der Matten der von Wolle und Seide gewürkten Tapeten bedient, die allerhand Zeichnungen, ja selbst Geschichten vorstellten. Diese Art Arbeit scheint sehr alt zu seyn, denn man sieht noch in der Sakristey der Kathedralkirche zu Bayeux ein altes Stück Tapete, das die Geschichte der Eroberung von England von Wilhelm dem Eroberer vorstellt. Der gelehrte Montfaucon glaubt, daß diese Tapete bald nach dieser großen Begebenheit verfertigt sey. Indessen dauerte es lange, ehe sie allgemein wurden. Dieses geschah erst im funfzehnten Jahrhundert, da die Herzoge von Burgund Herren der Niederlande wurden. Nur die Reichsten konnten sich dieser Tapeten bedienen, die damals außerordentlich theuer waren. Die andern mußten mit Ungarischen oder Bergamoskoschen Tapeten vorlieb nehmen. Diese letztern hatten ihren Namen von der

Stadt Bergamo in der Lombarden, woselbst sie erfunden waren. Sie werden von ziemlich grober Wolle von verschiedenen Farben gemacht. Die Ungarischen sind etwas angesehener, weil man Seide mit dazu nimmt. Beyde Arten werden größtentheils in der Normandie gemacht.

Aber alle Tapeten wurden durch die berühmte Manufaktur der Gobelins übertroffen. Sie wurden unter Heinrich IV. auf einem Grund angelegt, der den Färbern Gobelin gehörte, und unter Ludwig XIV. durch die Sorgfalt des großen Colberts und des berühmten Malers le Brun zur Vollkommenheit gebracht. Dieses bewirkte außer der Geschicklichkeit der Arbeiter, auch die Schönheit der Wolle, und die vortreflichen Gemählde, die man nachahmte. Es giebt auch Tapeten-Manufakturen dieser Art, und zwar für geringer Preise zu Beauvais in der Picardie, zu Aubusson in Auvergne, und zu Felletin in der Marche. Man sagt, daß Felletin am besten in Landschaften, und Aubusson in Figuren reussire, Beauvais sie aber in beyden überträfe. Indessen ist der Tapetengeschmack sehr gefallen, da die Mode, die Säle und Zimmer zu täfeln, zu lakkiren und zu vergolden, die Oberhand gewonnen hat, wozu dennoch der Geschmack an seidenen und vorzüglich an damastenen Tapeten gekommen ist. Der Damast hat den Namen von Damaskus in Syrien, wo die ersten Zeuge dieser Art gemacht wurden. Noch im vorigen Jahrhundert erhielt man sie aus Italien, besonders aus Genua; aber die Manufakturen zu Tours und zu Lyon sind endlich dahin gelangt, bessere zu machen. Diejenigen, denen diese Verzierung zu kostbar ist, bedienen sich des venetianischen Brokadels, den man in Frankreich sehr gut nachmacht. Die baumwollenen Zeuge, die ursprünglich aus Persien und Indien kommen, und von den Engländern sowohl nachgeahmt werden, dienen gewöhnlich zur Möblirung der Landhäuser.

Die papiernen Tapeten sind blos für den Mittelstand; die Reichen bedienen sich derselben nur in ihrer Garderobe.

Die gemahlten und vergoldeten Leder sind von sehr alter Erfindung, die man den Spaniern zuschreibt. Die Fußtapeten, die jetzo so sehr unsre Zimmer zieren, wurden ehemals auf Tischen ausgebreitet. Bis zum vorigen Jahrhundert ließ man sie mit großen Kosten aus Persien und der Türkey kommen, endlich legte Kolbert auch eine schöne Manufaktur von Persianischen Tapeten bey Choullot an; der hohe Preiß ihrer Arbeiten aber hat ihre Progressen gehemmt, so daß jetzo die Zimmer und Säle großer Herren und reicher Leute größtentheils mit Fußtapeten aus Aubusson in Auvergne belegt sind.

Die Spiegel, die unter die schönsten Zierraten unsrer Zimmer gehören, waren bey den Alten von Metal. Cicero schreibt die Erfindung derselben dem Aeskulap zu. Moses spricht im zweyten Buch, von den Spiegeln der jüdischen Weiber. Anfangs mußte polirtes Eisen und Zinn dazu dienen. Zu Pompejus Zeiten brachte man silberne nach Rom, die, ob sie gleich von kostbarerer Materie waren, bald gemeiner und wohlfeiler als die andern wurden, weil dieses Metal leichter zu bearbeiten war. Diese Art Spiegel kamen zuerst nach Gallien. Man hat deren in den Gräbern der alten Könige, wie auch der Fränkischen und Gallischen Feldherren gefunden. Zu den Zeiten des Plinius wurden glänzende Steine aus Ethiopien nach Rom gebracht, die aus dünnen Scheiben zusammen gesetzt, und auf einen metallenen Grund gelegt waren, wodurch die Gegenstände sehr gut dargestellt wurden. Es scheint nicht, daß man vor dem zwölften Jahrhundert in Frankreich andre als metallene Spiegel kannte, aber gegen das Ende der Kreuzzüge kamen die gläsernen in Gebrauch. Man sagt, daß sie zuerst in der Stadt Sidon gemacht wurden. Die Venetianer bemächtigten sich dieses Geheimnisses, und waren die ersten, die davon eine Manufaktur anlegten, die lange Zeit die einzige in Europa war, und auch noch vorhanden ist, obgleich ihre Arbeiten jetzo in andern Ländern weit übertroffen werden. Die erste Spiegel-Manufaktur in Frankreich

wurde

wurde 1665 von Kolbert zu Tour-la-ville bey Cherbourg in der Normandie angelegt.

Die Bänke mit Rükken und die Schemmel sind aus dem höchsten Alterthum. Die Lehnstühle waren schon den Römern in den ältesten Zeiten bekannt, wie die kurulischen Stühle beweisen. Man sieht noch zu St. Denis den Stuhl des Königs Dagobert, der in diesem Geschmack ist; aber die großen Lehnstühle, die man noch in den alten Häusern und Schlössern antrift, sind von Französischer Erfindung. Anfangs waren sie ganz von Holz und unbedeckt; hernach erfand man die gepolsterten zum Gebrauch der Kranken und der Damen. Die leichten Trag- und kleinen Lehnstühle aber gehören zur Erfindung unsrer Tage. Die Strohstühle findet man blos in gemeinen Bürgerhäusern, und die Rohrstühle bey Gelehrten. Die Kanapees, Sophas und Ottomannen sind aus dem vorigen Jahrhundert.

Die Schränke dienten ehemals die Waffen zu verschliessen, daher sie auch in Frankreich Armoires genannt werden. Es sind noch nicht funfzig Jahre, daß man gewisse kleine Schränke fast mit Gold aufwog, die ein Arbeiter Namens Boule verfertigt hatte; sie waren von Ebenholz, und sehr zierlich mit Gold eingelegt. Zu eben dieser Zeit wurden die lakkirten Schränke für sehr kostbare Mobillen gehalten.

Die Kunst Kamine anzulegen gehört zum Bauwesen, allein die äußerlichen Zierraten derselben sind ein Theil der Mobilien. Hiezu werden allerhand Marmorarten gebraucht. Bey den Reichen sind die Kaminwerkzeuge von Eisen mit Gold geziert, und über den Kaminen siehet man Spiegel, Gemählde, Uhren, Vasen und Porzellanfiguren.

Die ersten Kleider der Gallier und Franken waren Thierfelle. Tacitus erzählt von den Deutschen, daß ihre Kinder selbst in der größten Kälte ganz nakkend giengen, und daß die Kleidung der Männer blos in einer Dekke von groben

Zeuge oder Fellen bestund, die mit einem Haken am Körper befestigt war, und kaum bis an die Hüften reichte. Die haarigte Seite war auswärts gekehrt. Auch um die Füße waren Felle gewunden, die zwey Finger hoch über die Fußknöchel giengen. Lange zuvor, ehe die Römer in Gallien einfielen, waren die Gallier schon auf den Einfall gekommen, zu ihrer Bekleidung Thierfelle zusammen zu nähen. Hiezu bedienten sie sich, gleich den Amerikanischen Wilden, der Pferdehaare, der Sehnen der Thiere, oder der Fasern gewisser Pflanzen; Fischgräten vertraten die Stelle der Nadeln, und zugespitzte Knochen dienten statt der Messer und Scheeren. Man hat Ursache zu glauben, daß sie sich auch die Füße gegen die scharfen Steine bedeckten, ob sie gleich den Kopf, die Arme und die Beine bloß trugen. An den Füßen hatten sie hölzerne Sandalen mit Riemen befestigt. Auch trugen sie Hosen, die aber nicht die Form der unsrigen hatten. Man nannte sie Braccha; daher die Römer das ihnen bekannte Gallien auf folgende Art unterschieden. Derjenige Theil, dessen Einwohner die Römischen Sitten und Kleidung angenommen hatten, hieß Gallia togata, nach der Toga, die bekanntlich ein römischer Mantel war. Das andre Land hingegen, wo das Volk ihre alte Kleidung beybehalten hatte, nennte man Gallia braccata.

Die Erfindung, die Haare und Wolle der Thiere zu spinnen, scheint in Gallien schon lange vor der Ankunft der Römer bekannt gewesen zu seyn. Die Einwohner dieses Landes verfertigten Zeuge, die zwar sehr grob aber hinreichend waren, sie zu bedekken. Die Weiber spannen diese Wolle, die anfangs nur für die Druiden, die Häupter der Nation, und die Reichen diente. Die Franken, Eroberer von Gallien, verachteten lange diese Art Zeuge, die sie zu leicht und unzureichend fanden, die Hiebe abzuhalten; auch schlossen sie sich nicht so sehr an den Körper an, als ihre Thierfellkleidung, die bis zur Zeit Karls des Großen von den Soldaten getragen wurde. Die Mäntel und Unterkleider waren beyden Geschlechtern gemein,

mein, obgleich die Materie verschieden war. Die Weiber kleideten sich in Wolle, die sie eigenhändig gesponnen hatten, und die Männer fuhren fort die Thierfelle dazu zu brauchen, nachdem sie von den Römern die Kunst gelernt hatten, sie zu reinigen und auszukochen, wodurch die Haare abgiengen.

Mit der Zeit wurden die wollene Zeuge bey der ganzen Nation allgemein. Die Tuch-Manufakturen wurden vermehrt und verbessert. Der Adel sowohl als die Reichen bedienten sich der feinen Tücher, und die Bauern trugen eine Kleidung, die nicht bequemer für sie seyn konnte, dieses war ein Mantel mit einem Kapuz, wodurch sie für den Regen, Wind, und Sonne geschützt waren, und den sie in ihren Hütten leicht ablegen konnten. Man wird hierin ohne Mühe die Kleidung der Mönche erkennen. Es war auch natürlich, daß, da die ersten Stifter der Mönchs-Orden die Mönche anhielten, die ihnen geschenkten Felder zu bearbeiten, sie auch die damalige Bauerkleidung für sie bestimmten. Hiezu gehörten auch die Riemen, womit die Bauern ihre Füße, und den untern Theil der Beine bedeckten. Der obere Theil der Beine blieb bloß, denn es war erst sehr spät, daß die Strümpfe bey dieser Klasse von Menschen eingeführt wurden.

Die Gallier trugen ihre Haare ziemlich kurz, einige Provinzen ausgenommen. Die Franken trugen sie gemeiniglich auf dem Kopf zurückgeschlagen. Sie bedienten sich einer gewissen Seife, die Haare roth zu färben und dikker zu machen, wodurch sie ein schreckliches Ansehen bekamen. Einige banden ihre Haare im Nakken in einen großen Knoten zusammen. Die Oberhäupter, um desto fürchterlicher auszusehn, richteten sie auf dem Wirbel des Kopfs wie einen Federbusch auf. Unter diesem Volke war ein Gesetz, das einem jungen Menschen verboth sich den Bart und die Haare nicht eher abzuschneiden, bis er sich in einer Schlacht durch den Tod eines Feindes hervor gethan haben würde. Die Fränkischen Könige und die Prinzen vom Geblüte trugen allein die Haare lang. Indessen siehet

man, daß unter den Königen der ersten Race alle freye Personen die Haare und den Bart lang trugen, welches aber den Leibeigenen bis zum zwölften Jahrhundert bey schwerer Strafe verboten war. Diesen anscheinenden Widerspruch zu heben, muß man wissen, daß die Könige ihre Haare auf allen Seiten so lang wie möglich wachsen, und auf ihren Schultern fliegen ließen, allein ihre Unterthanen mußten sowohl den Hintertheil, als rund um den Kopf, die Haare bis zu einer gewissen Höhe abscheeren, nur den obern Theil durften sie, so lang sie wollten, wachsen lassen.

Die Weiber hatten völlige Freyheit, mit ihren Haaren nach Belieben zu schalten. In den ersten Zeiten der Monarchie ließen sie dieselbe fliegen, nachher waren sie aber die ersten, die ihre Köpfe mit Mützen bedeckten. Es ist merkwürdig, daß dieser alte Gebrauch, den Kopf mit einem Stück Zeug zu umwikkeln, bey den Französischen Bauerweibern sich noch bis auf den heutigen Tag erhalten hat.

Ehe die Gallier vom Cäsar unterwürfig gemacht wurden, trugen sie kurze Bärte, wie auch Schnurbärte, aber nachher zwangen sie die Römer sich ganz den Kopf zu scheeren, und behielten für sich allein das Vorrecht, lange Bärte zu tragen. Nach Einführung der christlichen Religion, wurde diese Freyheit auch auf die Geistlichen ausgedehnt, die gebohrne Gallier waren, und endlich auf die vornehmsten der Nation. Die Franken, als neue Eroberer von Gallien, eigneten sich auch dieses Zeichen der Herrschaft zu. Sobald aber die Dienstbarkeit ganz in Frankreich aufhörte, so wurde das Barttragen eine Modesache. Die Geistlichen und Magistratspersonen sahen es bald für eine Ehre, bald für eine Schande an, den Bart wachsen zu lassen. Die Könige gaben selbst zu diesen Veränderungen das Beyspiel. Philip August ließ sich scheeren, allein Franz I. mehr als drey Jahrhunderte nachher, suchte den Bart wieder hervor, der mit Heinrich IV. abermals zu Grabe gieng. Ludwig XIII. und Ludwig XIV. kamen beyde in

einem bartlosen Alter auf den Thron, daher sich die Hofleute und Bürger scheeren ließen, um ihnen in diesem Punkt ähnlich zu seyn; da nun diese Monarchen älter wurden, behielten sie nur einen kleinen Schnurbart bey, den Ludwig XIV. gegen das Ende seines Lebens auch ablegte, um seinem Hofe die grauen Haare zu verbergen.

Die Gewohnheit der Bauern Mützen zu tragen ist sehr alt. Sie waren anfänglich von einem sehr groben Zeuge, und erst sehr lange nachher wurden Hüte bey den Landleuten eingeführt. Im vierzehnten Jahrhundert, unter der Regierung Karl VI. fiengen wohlhabende Personen zuerst an sich der Hüte zu bedienen. Es giebt noch Provinzen, wo die Bauern und gemeinen Leute keine tragen. Dem Mantel folgte der Brustlatz, dessen Form bey den Landleuten wohl nicht verändert worden ist; dieses gilt auch von den Kamisölern und Unterkleidern ihrer Weiber; auch der Gebrauch des Linnens wurde erst sehr spät bey ihnen bekannt. Die Schuhe von groben Leder werden von den Französischen Bauern für einen Luxus gehalten, die sich glücklich schätzen Maschinen an den Füßen zu tragen, die mit dikken Sohlen versehn, und mit Nägeln beschlagen sind. In einigen Provinzen tragen sie blos hölzerne Schuhe und Galoschen, auch an deren Stelle um die Füße gewundene Strikke und Riemen.

Die Bürger formirten nicht beständig eine abgesonderte Klasse in der Nation. Dieser Mittelstand zwischen dem Adel und dem Landmann entstand erst im zwölften Jahrhundert, da die Dienstbarkeit in Frankreich abgeschaft wurde. Die Könige Ludwig der Dikke, Ludwig der Junge und Philip August bewilligten den Einwohnern verschiedener Städte Privilegien, Vorrechte und Freyheiten. Da hiedurch die Stadtleute von dem Joch des Adels befreyt wurden, legten sie alle Zeichen der Dienstbarkeit ab, befleißigten sich des Handels, und nützlicher einträglicher Gewerbe, wodurch viele auf eine ruhige Art ein ansehnliches Vermögen erwarben. Die ersten

Bürger trugen den Kopf bloß, oder bedeckten ihn auch mit flachen Mützen wie die Bauern; da aber ihr Stand durch vorbesagte Freyheiten erhöhet wurde, nahmen sie ihre Zuflucht zum Hute, den man schon seit einiger Zeit kannte. Dieses Kleidungsstück war allen Ständen gemein, den niedrigsten ausgenommen, aber das Auszeichnende im Gebrauch desselben; sowohl als das Zeug, wovon er gemacht war, waren nach dem Range der Personen verschieden. Es war ein Zeichen einer großen Ehrfurcht den Hut für jemand abzunehmen, daher denn sowohl die Könige als die Damen ihn für niemand abnahmen.

(Die Fortsetzung im nächsten Stück.)

V.

Beytrag zur Bevölkerungsgeschichte der Sierra Morena.

Die Bevölkerung von Sierra Morena hat seit einigen Jahren die Aufmerksamkeit des deutschen Publikums auf sich gezogen, und verdient es. Die Verwandlung einer schrecklichen Wüste in ein Paradies, und zwar durch deutsche Hände, in einem entfernten Lande, hat Bewundrung erregen müssen, ja noch mehr, sie hat ein wahres Wunder verursacht, das man noch vor kurzem für unmöglich hielt; die faulen Spanier nehmlich, die weder durch Belohnung noch Ehre zum Feldbau angeführt werden konnten, sind durch das Beyspiel des Deutschen Fleisses aus ihrer Trägheit gerissen, und zur Nachahmung angefeuert worden, so daß jetzo ein großer Theil dieser neuen Schöpfung, von Spaniern bewohnt und kultivirt wird. Es waren also Deutsche, die hier das Muster aufstellten. Wenn daher andre Nationen mit ihrer Industrie prahlen, so

können

können wir antworten: Erinnert euch an Sierra Morena, die Felder von Astrakan, und die Gegenden um Philadelphia! indessen wird des Deutschen Fleisses bey der spanischen Urbarmachung wenig gedacht, und aller Ruhm fällt zehnfach auf den König, den Grafen Aranda und Olavides. Das persönliche Verdienst des Königs von Spanien sowohl bey dieser als irgend einer andern Staatsunternehmung wollen wir ununtersucht laßen; ein jeder, der nicht ganz fremd in der neuesten Geschichte ist, kennt den Karakter dieses Monarchen. Ohnstreitig war ein großer und standhafter Staatsmann wie Aranda, und ein kluger Befehlshaber wie Olavides zu dieser statistischen Operation nothwendig. Wie aber, wenn ein Fremder, ein Deutscher, diesen Plan, an den niemand dachte, nicht allein entworfen, sondern was noch weit schwerer ist, und jetzo wohl nicht noch einmal thunlich seyn dürfte, — ohngeachtet aller Hindernisse auch glücklich ausgeführt hätte? In diesem Fall mußten sowohl Minister als Gesetzgeber dem Unternehmer, wo nicht den Vorrang des verdienstlichen Antheils laßen, doch wenigstens den erlangten Ruhm mit ihm theilen. Dies ist wirklich geschehn, und der Vorfall verdient in allem Betracht bekannt zu werden.

Die deutschen Erzählungen, die diese spanische Staatsbegebenheit in Deutschland verbreitet, und mit Lobreden begleitet haben, erwähnen eines verlaufenen Bayern, unter dem Namen Kurrigel, der Spanien diese zahlreiche Kolonie verschafft hat. Nur Leute, die von großen Weltgeschäften nicht die geringsten Begriffe haben, können sich vorstellen, daß irgend ein Landstreicher ein so großes, ausgedehntes und verwikkeltes Geschäft zu Stande bringen könne. Dieser verlaufene Kurrigel ist niemand anders, als der ehmals königlich französische, nachhero königlich preußische Oberstlieutenant Thürriegel, der Kommandeur des Geschrayschen Korps im großen schlesischen Kriege war. Dieser sonderbare Mann, der in seinem Vaterlande verkannt worden, ein Schicksal, das von allen europäischen Nationen vorzüglich

Deutschen zum Loose fällt, ist im eigentlichsten Verstande der Urheber und Schöpfer dieser so gepriesenen Bevölkerung; der spanische Hof hat bloß (wenn man das Ding beym rechten Namen nennen will) das geringe Verdienst, einen sehr guten Vorschlag gebilligt zu haben, und erst, nachdem er schon halb ausgeführt, und die guten Folgen nicht mehr zweifelhaft waren, thätig dabey gewesen zu seyn. Dieses zu beweisen ist eine Nachricht von dem Leben dieses verdienstvollen Bayern nothwendig, da die andalousische Einöde in seiner Geschichte verwebt ist. Im niedrigsten Stande geboren, schwung er sich durch seine Verdienste bis zum Posten eines französischen Oberstlieutenants. Er hatte nicht die geringste Anlage zum Hofmann, so wenig als zum Schriftsteller, wie seine von ihm höchst elend geschriebne Lebensgeschichte des General Geschray, seines Feindes hinlänglich beweiset) und dennoch stand er bey Hofe in Gnaden; besonders hatte er am Marschall von Bellisle einen großen Beschützer. Man gab ihm allerley wichtige Aufträge, da er Scharfsinn, Verschlagenheit und Weltkenntniß in einem hohen Grade besaß. Kühnheit in Entwürfen, und eine nie zu besiegende Standhaftigkeit bey der Ausführung derselben, waren bey ihm hervorstechende Karakterzüge, ohne welche Sierra Morena höchst wahrscheinlich noch unbevölkert geblieben wäre.

Im Jahr 1754 ward Thürriegel vom französischen Hofe nach Minorka geschickt, diese Insel zu recognosciren. Seine daselbst gemachten Entdekkungen haben vielleicht nicht wenig zu der bald nachher erfolgten Eroberung beygetragen. Auf dieser Reise passirte er die so berühmt gewordene Wildniß, und machte damals schon seinen Entwurf, der jetzo ausgeführt ist. Nach dem Tode des Bellisle gieng er als Oberstlieutenant in preußische Dienste, und errichtete das Geschraysche Korps, worüber ihn der König zum Kommandeur ernannte. Ein Zwist mit dem General Geschray, seinem Chef, der ihn bey dem Monarchen anschwärzte, verursachte, daß Thürriegel arretirt, und nach Magdeburg gebracht wurde. Er wurde aber gerechtfer-

tigt

tigt und gerächt, da gleich nach seiner Entfernung das Korps überfallen und gefangen genommen wurde. Nach geendigtem Kriege ward er verabschiedet. Indessen war seine Maitresse mit allen seinen Haabseligkeiten, Geld, Kleider und Wäsche davon gelaufen. Von allem entblößt gieng er nach Frankfurt am Mayn, woselbst er in der größten Dürftigkeit lebte. Er arbeitete in dieser Zeit an einem Plan, eine deutsche Kolonie nach Andalousien zu verpflanzen, und dem Spanischen Hofe ein Korps deutscher Truppen zu verschaffen; wobey er zugleich neue und unbekannte Quellen entdeckte, die Kosten zu bestreiten. Der ganze Entwurf zeigte eine so genaue Kenntniß der spanischen Staatswirthschaft, und war so sehr den Bedürfnissen dieses Landes angemessen, daß als derselbe dem spanischen Bothschafter bey der Kaiserkrönung 1764 in Frankfurt übergeben wurde, dieser Minister erstaunte, und sogleich den Plan seinem Hofe zuschickte. Die Antwort erfolgte bald, daß Thürriegel ungesäumt nach Spanien kommen sollte. Seine äusserst dürftigen Umstände verhinderten dieses lange Zeit. Endlich überwand seine standhafte Entschlossenheit alle Schwierigkeiten; er reisete zu Fuß nach Madrid, und schloß mit dem dasigen Hofe einen Kontrakt, 6000 deutsche Kolonisten und 4000 Soldaten nach Spanien zu liefern. Die Bedingungen waren für ihn sehr vortheilhaft, allein er bekam kein Geld, und suchte vergebens einen Theilnehmer bey dieser Unternehmung, der in Hoffnung eines großen Gewinsts, den nöthigen Vorschuß über sich nähme. Da er keinen in Spanien fand, gieng er wieder zu Fuß nach Deutschland zurück, allein es wollte ihm auch hier nicht glükken. Es war unvermeidlich, in seiner Lage nicht für einen plumpen Betrüger gehalten zu werden. Man stelle sich einen Mann vor, von einer sehr häßlichen körperlichen Bildung, in einer zerlumpten Kleidung, der aller Bedürfnisse beraubt ungeheure Reisen zu Fuß thut, von großen Staatsentwürfen spricht, und in seinen zerrissenen Taschen ein großes Pergament herumträgt, daß vom König von Spanien und seinem ganzen Staatsrath unterschrieben und besiegelt ist,

so wird man gestehn, daß es für ihn sehr schwer war, Zutrauen zu erwerben. Nichts konnte indessen seine Standhaftigkeit überwinden. Er reisete immer von einem Ort zum andern, und fand endlich an einem Kaufmann in Lyon seinen Mann.

Nun gieng die Ausführung des Entwurfs vor sich. Mit Geld reichlich versehn, erwählte Thürriegel die Stadt Köln zum Mittelpunkt seiner Geschäfte. Von da wurden Leute in alle Winkel von Schwaben, Bayern, Franken, Westphalen und den Rheinländern abgeschickt, und Werbeplätze allenthalben sowohl heimliche als öffentliche angelegt. Diese letztern waren alle unter dem Namen großer deutscher Höfe, für welche Thürriegel um seinen Plan auszuführen auch mitwerben mußte. Um seine Emissarien schleunig mit dem Nöthigen zu versehn, den Kolonisten und Rekruten hülfreiche Hand zu bieten, und die Transporte zu befördern, zog er einen merkantilischen Kreditkordon von Köln bis Genua, woselbst die Einschiffung nach Barcellona geschah. Aber mehr als alles erleichterte sein Vorhaben, ein deutsches Büchelchen unter einem sehr anlokkenden und abendtheuerlichen Titel, worinn Spanien wie ein Paradies geschildert, und den Kolonisten Reichthümer nebst allen Bürgerlichen, und Religions-Freyheiten versprochen wurde. Alles dieses war in einem eignen Volkston geschrieben, und ganz dem Begreifungsvermögen des deutschen Landmanns angemessen. Die Wirkung, die diese allenthalben ausgestreute Brochüre hervorbrachte, übertraf alle Erwartung. Die Menschen strömten von allen Seiten zu, besonders aus der Pfalz und Schwaben, und wurden schleunig nach Genua geschaft. Die Hoffnung in einem fremden Lande reich zu werden, griff wie eine Seuche um sich, und würde für einen großen Theil Deutschlands die nachtheiligsten Folgen gehabt haben, wenn der Kaiser diesem Uebel nicht durch die wirksamsten Maaßregeln Einhalt gethan hätte. Außer den nöthigen Verordnungen an den Gränzen und dem Innern der südlichen Provinzen des deutschen Reichs, wurden am Hofe zu Madrid

drid wiederholte Klagen mit einem solchen Nachdruck geführt, daß die Unternehmung endlich ihre Endschaft erreichen mußte. Indessen war die verlangte Anzahl Kolonisten schon abgereiset, daher denn die zu spät gemachten Anstalten bloß das Zukünftige betrafen. Das Rekrutengeschäfte bekam dadurch einen Stoß, und wurde bal nachher vollends geendigt. Genung, der Hauptendzweck war erreicht, und Sierra Morena bevölkert; Thürriegel gieng zurück nach Spanien, und erhielt die Auszahlung der im Kontrakt festgesetzten Summen. Seine Vortheile hiebey betrugen 60,000 Piaster, womit er nach Valencia gieng, und auch noch daselbst lebt. Z.

VI.

Geschichte Wilhelms von Palermo und der schönen Meliora, seines Liebchens.

Aus einem alten französischen Manuskript des vierzehnten Jahrhunderts.

Die ältesten Ritterromane der Franzosen waren ursprünglich in Versen geschrieben; sie wurden aber größtentheils im vierzehnten Jahrhundert in Prosa übertragen, und der Roman von Wilhelm von Palermo, war einer der ersten. Der prosaische Verfasser dieser Geschichte belehrt uns, daß der erste Verfasser derselben, Baldwin, Graf von Flandern und Hennegau gewesen sey; der nämliche, der nach der Eroberung von Konstantinopel durch die Lateiner im Jahr 1204, zum griechischen Kaiser gekrönt, 1206 aber, in einer Schlacht gegen die Ungläubigen gefangen und getödtet wurde, und folglich, wie sich unser Romancier ausdrückt, den Märtyrertod litte. Er fährt fort uns zu berichten, daß Yolande, die Tante Baldwins

wins und Gemalin Peters von Courtenay, der gleichfalls Kaiser von Konstantinopel war, diese Geschichte unter den Papieren ihres Neffen gefunden habe, und daß selbige, auf Befehl dieser Prinzeßin in Verse gesetzt, und so auf die Nachkommenschaft gebracht worden wäre. Dem sey nun wie ihm wolle, genug, daß wirklich ein solches Manuskript aus dem dreyzehnten Jahrhundert existirt, das aber durchgehends äusserst unverständlich ist. Wir wollen aus obengedachter prosaischen Uebersetzung hier einen Auszug liefern, der zwar nicht weitschweifig, aber doch hinlänglich seyn soll, um ein Beyspiel zu geben, wie die Romane des vierzehnten Jahrhunderts beschaffen waren. Zugleich müssen wir unsre Leser bitten, sich über das ungereimte dieser Erzählung wegzusetzen, und sie aus dem gehörigen Gesichtspunkte zu betrachten, da sie weder mehr noch weniger, als ein Beytrag zur Geschichte der Denkungs- und Dichtungsart der damaligen dunklen Zeiten seyn soll. Die Theorie der Wärwölfe war, viele Jahrhunderte durch, eine allgemein angenommene Sache; wie wir denn im vorigen Stück historische Beweise angeführt haben, daß wirklich Menschen, wegen solcher vorgegebenen Verwandlungen, durch die Gesetze zum Tode verdammt worden sind. Hin und wieder haben wir uns der Freyheit bedient, die eignen Worte des Originals hinzusetzen, weil sie in jeder Uebersetzung, zuviel von ihrer eigenthümlichen Naivetät würden verloren haben; ausserdem aber den Zusammenhang der Geschichte nicht hindern, wenn sie gleich für manchen unsrer Leser unverständlich seyn sollten.

* * *

Ebron König von Sicilien und Herzog von Calabrien und Apulien, ein tapferer und tugendhafter Fürst, hatte sich mit der schönen Felicia, einer Tochter des griechischen Kaisers, vermält. Sie lebten lange Zeit mit einander in der vergnügtesten Ehe, aber ohne Kinder. Endlich schenkte ihnen der Himmel einen Sohn, der Wilhelm genannt wurde, und wegen seines Geburtsorts, einer schönen, großen, reichen und

mit

mit prächtigen Gebäuden und Lustschlößern gezierten Stadt, den Zunamen von Palermo erhielt. Man trug für dieses Kind in seinen ersten Jahren alle nur mögliche Sorge, und hatte die Erziehung desselben, zween jungen und schönen Damen anvertraut, denen man Ehrlichkeit und Aufmerksamkeit genug zu diesem Geschäfte zutraute, die aber doch, wie es die Folge lehrte, der Verführung nicht wiederstehen konnten; ihre Treue ward durch die Anerbietungen und Geschenke eines ehrgeizigen Prinzen, des jüngern Bruders, des König Ebron's und daher Onkels des jungen Infanten von Sicilien, wankend gemacht. Dieser hatte immer, so lange er seinen Bruder ohne Erben sahe, geglaubt, einst sein Nachfolger in der Regierung zu werden; Wilhelms Geburt hatte diese Hoffnung vereitelt, und dieser grausame Oheim wandte alles an, um die Hofmeisterinnen zu bewegen, ihn von seinen Neffen, der seinen ehrgeizigen Absichten so sehr im Wege stand, zu befreyen. Dieses Verbrechen war bereits beschlossen, und stand auf den Punkt ausgeführt zu werden, als ein unverhofter Vorfall, der, so schrecklich er auch damals zu seyn schien, dennoch in der Folge die glücklichste Wendung nahm, diesem traurigen Streich zuvor kam.

Eines Tages, da der König, die Königin und ihr Sohn, der damals drey bis vier Jahre alt war, in einem Lustwäldchen, nahe bey ihrem Pallaste, das mit einem großen Walde zusammenhieng, herumspazierten, kam ein Wolf von einer ungeheuren Größe, und von der Art, die man gemeinhin Wärwölfe zu nennen pflegt, aus dem Walde, und lief gerade auf die beyden Damen los, die den jungen Prinzen führten, und sich mit ihm hundert Schritte vorwärts von seinen königlichen Eltern befanden. Die eine Hofmeisterin stolperte und fiel, die andre entfloh, und der kleine Wilhelm ward ein Raub des Wärwolfes, der ihn in das Dickigt des Gehölzes hineintrug. Indessen fügte doch das Thier dem Kinde keinen Schaden zu; er verbarg es anfänglich in dem dicksten Gebüsche, wo er demselben ein Bette von Moos machte, und es einige Tage lang

mit

mit Wildpret und Früchten nährte, nachher aber dasselbe auf seinen Rükken setzte, und mit ihm über das Meer nach Calabrien schwamm. Nachdem sie hier ausgeruhet hatten, begaben sie sich nach Apulien. Endlich machten sie bey Rom Halte, und verfügten sich zu einer Hütte, die einem Bauer gehörte, der zwar verheurathet, aber ohne Kinder war. Die guten Leute saßen in ihrer Hütte, und unterhielten sich mit dem Wunsch, ein Kind zu finden, daß sie wie ihr eignes erziehen könnten. Der Wolf, der sich ihnen, ohne daß sie ihn gewahr wurden, genähert hatte, hörte diesen Wunsch, und machte ein Geräusch an der Thür, wodurch sie genöthigt wurden herauszukommen. Anfänglich geriethen sie in nicht geringe Furcht, aber der gute Wärwolf, weit davon entfernt ihnen Böses zuzufügen, legte den kleinen Wilhelm zu ihren Füßen nieder und entfloh. Das Schrekken und die Bestürzung verwandelte sich nun in Freuden, da sie ihre Wünsche erfüllt sahen. Sie betrachteten den unverhoften Fund dieses Kindes als ein Wunderwerk, hoben es auf, nahmen es an Kindes statt an, und erzogen es mit aller ihnen nur möglichen Sorgfalt, bis es das zwölfte Jahr erreicht hatte. Doch ehe wir fortfahren dasjenige zu berichten, was sich mit ihm in diesem Alter zutrug, müssen wir vorher unsern Lesern melden, wer dieser so verständige, mitleidige, sanftmüthige und kluge Wärwolf gewesen sey, der wenn er gleich kleine Kinder entführte, doch weit entfernt war, nach ihrem Blute zu gelüsten. Es war ein Prinz von Spanien, dessen interessante Geschichte wir hier erzählen wollen.

Der König von Spanien hatte von seiner ersten Gemalin, die ihm aber gestorben war, einen Sohn erzeugt. Aber seinen Baronen schien deshalb die Thronfolge noch nicht gesichert genug zu seyn; sie lagen ihm daher sehr an, sich wieder zu vermählen, bis er endlich ihre Wünsche erfüllte, und einer vornehmen Dame, die aber zugleich sehr fein und arglistig war, seine Hand gab. Aus dieser Ehe ward gleichfalls ein Sohn erzeugt. Da aber die neue Königin einsah, daß der Sohn, den

der

der König von der ersten Gemahlin hatte, und nicht der ihrige, einst der Kronerbe seyn würde, so wurde sie hierüber unruhig und ergrimmte in ihrem Herzen. In einer Nacht, da sie mit dem Könige im Bette lag, sagte sie zu ihm: „Herr, wenn ich „bedenke, daß ihr einen Sohn von eurer ersten Gemahlin habt, „der euch dereinst, wenn euch Gott von der Welt abfordern „sollte, in der Regierung folgen mögte, so fällt mir zugleich „ein, daß mein Sohn, den ihr mit mir gezeugt habt, dadurch „große Gefahr laufen wird, Zeit seines Lebens betteln zu ge„hen; welches doch euch sowohl als mir zu großem Vorwurf, „Aergerniß und Verdruß gereichen würde. Wenn ihr aber mir „überlaßen wolltet, dagegen Rath zu schaffen, so würde ich „sicherlich solche Maaßregeln nehmen, die euch weder Zorn noch „Mißvergnügen verursachen, und eurem Kinde gleichfalls kein „Uebel noch Schmerz zuziehen würden". Der König, der sehr schwach an Muth und auf die thörigste Weise in sie verliebt war, genehmigte ihre Bitte, und ertheilte ihr die Freyheit, alles nach ihrem Gutachten auszuführen; ein Beweis, daß man im Taumel der Leidenschaften, auch als Vater alle Pflichten vergessen kann, die man seinen Kindern schuldig ist. Kaum war die Königin aufgestanden, als sie sogleich ihren Stiefsohn mit sich in ihr geheimes Kabinet nahm, ihn nakkend auskleidete, und ihn mit einer Salbe, die sie von einer Zauberin erhalten hatte, an allen Theilen seines Leibes beschmierte. Diese Salbe war so streng und wirksam, daß die weisse und zarte Haut des Kindes sich alsobald in eine Thierhaut verwandelte, und das Kind, indem es die Sprache verlor, mit einemmal in der Gestalt eines Wärwolfes dastand. Indessen war doch die Salbe nicht fähig, ihn seines Verstandes zu berauben, sondern es blieben ihm noch immer Merkmale von Beurtheilungskraft und Vernunft übrig, obgleich er sonst sowohl in Geberden als im Betragen einem wahren Wolf gleich sahe, und indem er sich gegen die Königin wendete, den Rachen aufsperrte, und sie sicherlich verschlungen haben würde, wenn man ihr nicht eilends zu Hülfe gekommen wäre. Der Wärwolf sahe sich also ge-

nöthigt

nöthigt die Flucht zu ergreifen, und war endlich nach langem Herumschweifen in Apulien, Calabrien und Sicilien angelangt.

Die Erzählung dieser Episode war um so viel nöthiger, da der Held derselben, eine der Hauptpersonen des Romans ist; nun wollen wir aber ohne fernern Verzug zu dem jungen Wilhelm zurückkehren.

Der römische Kaiser, der sich eines Tages auf der Jagd verirrt hatte, traf ihn im Gehölze an, und konnte nicht umhin, seine schöne Gestalt sowohl, als den Verstand und die Artigkeit, womit er sich ausdrückte, zu bewundern. Da es schon sehr spät war, so schlug unser Jüngling dem Kaiser vor, in dem Hause seines Pflegevaters zu übernachten, und der Monarch sahe sich genöthigt diesen Vorschlag anzunehmen. Der gute alte Mann sowohl als seine Frau waren über einen solchen Besuch sehr beunruhigt; hingegen bediente der junge Mensch seinen Gast auf eine bewunderungswürdige Weise. Der Kaiser, der sich mit ihm in ein Gespräch eingelassen hatte, fand so viel Gefallen an ihm, daß er ihn mit an seinen Hof zu nehmen versprach. Er ließ sich die wahre Geschichte des Jünglings erzählen, der zu der Zeit, da ihn der Wolf herbrachte, in mit Gold durchwirkten Scharlach gekleidet gewesen, und in diesem Anzuge, wie der Sohn eines Königs, oder sonst eines großen Fürsten ausgesehen hatte. Der Kaiser wurde hiedurch noch mehr in seinem Vorsatz bestärkt, er nahm, da er wieder nach Rom zurückkehrte, unsern Wilhelm mit sich, und dieser wußte sich bey den Damen des Hofes, durch sein gutes Herz, Schönheit und anständiges Betragen, so einzuschmeicheln, daß er von allen geliebt wurde. Besonders gefiel er der Prinzeßin Meliora, der einzigen Tochter des Kaisers, die das klügste und schönste Frauenzimmer ihrer Zeit, und mit ihm von gleichem Alter war. Der Kaiser hatte ihn ihr zum Pagen geschenkt, und ihn in Seide und Sammet kleiden laßen, wodurch er denn ein so gutes Ansehen erhielt, daß ihm kein Jüngling am ganzen

Hofe hierin gleich kam. Im Essen und Trinken war er mäßig, und begrif sehr leicht, sowohl alle Arten von Spiele, wodurch er sich bey den Damen beliebt machen konnte, als auch die Kunst mit ihnen zu plaudern, und lustige Schwänke zu erzählen. Er war sanftmüthig, dienstfertig, freygebig mit dem seinigen, und nie unentschlossen, hauptsächlich aber am ämsigsten seiner schönen Gebieterin, der Prinzessin Meliora aufzuwarten, die ihn dafür auch vor allen andern liebte. Auch der Kaiser war ihm sehr gewogen, so daß er fast nicht ohne ihn seyn konnte. So glücklich und zufrieden flossen für unsern Helden seine Tage dahin; aber nur zu bald mußte er erfahren, daß die Liebe jede ihrer Freuden mit tausend Schmerzen erkaufen läßt, und wie veränderlich, ungewiß und wandelbar das Glück der Menschen hienieden sey.

Meliora hatte eine Muhme, die Alexandrina hieß, und die Tochter des Grafen von der Lombardey war; sie hatte ein gutes Herz, und war klug und verschwiegen. „Wie glück„lich," ruft unser Romanzier hier aus, „ist diejenige, die „eine solche Freundin findet, der man sicher alle Geheimnisse „seines Herzens entdekken kann." —

Die Prinzessin vertraute ihrer Muhme die Gesinnungen, die sie für unsern Wilhelm hegte, den sie nicht aus ihrem Herzen verbannen konnte, und von dem sie, ohngeachtet ihr nicht unbekannt war, daß ihr Vater ihn bey einem bloßen Hirten gefunden hatte, dennoch glaubte, daß er von hoher Herkunft seyn müßte. Immer schmeichelte sie sich mit dem Gedanken, daß sich einst das Geheimniß seiner Geburt enthüllen würde. Die kluge Alexandrine hingegen versuchte ihre edle Muhme durch guten Rath wieder zur Vernunft zurückzuführen, und um dieses zu bewerkstelligen, hielt sie für das beste Mittel, von den Kenntnissen, die sie von Kräutern und Pflanzen hatte, Gebrauch zu machen. „Ich bitte euch, meine theuerste „Cousine," sagte sie zu ihr, „laßt euren Gram fahren, und

„erheitert eure bewölkte Stirne. Ich weiß, was es ist, wenn „man unglücklich liebt, und habe genug Damen gekannt, die „sich in diesem Fall befanden; aber dafür kann ich euch auch „Rath ertheilen, was ihr thun müßt. Ich kenne ein Kraut, „dessen Saft lieblich schmeckt, und bin überzeugt, daß wenn „ihr euch nur entschließen wolltet, ein einzigesmal von diesem „Safte zu kosten, ihr alsdenn gänzlich von eurer Krankheit ge„heilt, und wiederhergestellt werden würdet.“ — Meliora, aus Hochachtung für ihre Muhme, bat sie, ja keine Mühe zu sparen, um dieses Kraut herbeyzuschaffen; aber ihr Herz dachte ganz anders, Wilhelms Bild war unauslöschlich darinnen eingegraben.

Indessen war der artige Page gleichfalls mit der nämlichen Krankheit behaftet, aber er unterstand sich nicht seiner Dame die Leiden seines Herzens zu entdekken. Einst da er schlief, träumte ihm, als ob er die Gestalt seiner Meliora erblickte, die bewunderungswürdig schön, aber auch zugleich ganz niedergeschlagen und traurig aussahe. Mit weinenden Augen sagte sie zu ihm: „Freund Wilhelm, habe Mitleiden mit „mir, sey mir gut, und laß mich deine Freundin seyn, „sonst wirst du mich bald sterben sehen.“ — Wilhelm erfüllte ihre Wünsche, Wonnegefühl umschwebte ihn, und der Traum dauerte sehr lange, ohne daß unser Held ihn überdrüssig geworden wäre. Endlich erwachte er, aber sein Entzükken ward bald in Traurigkeit verwandelt, da er nichts als sein Kopfküssen neben sich fand.

Dem allen ohngeachtet fühlte doch der junge Page nur zu sehr, so verliebt er auch immer war, daß er seine Gebieterin nie würde besitzen können. Er wandte daher alles an, sie zu vergessen; aber umsonst! Tag und Nacht schwebte ihr süßes Bild vor seinen Augen, füllte seine Seele; nichts war im Stande, ihm ihr Andenken zu entreissen. *)

Diese

*) Hier macht unser Verfasser eine Anmerkung, die, ob sie gleich wie Prosa geschrieben zu seyn scheint, doch wirklich in Versen abge-

Diese beschwerliche Lage, worin sich diese beyden Liebenden befanden, währte lange genug. Eines Tages aber, da Meliora und Alexandrine in den kaiserlichen Gärten spazieren giengen, erblickten sie den schönen Wilhelm, der unter einem Rosenbusche eingeschlafen war. Meliora betrachtete ihn mit Vergnügen.

Belle chose est voir à son aise personne que l'on aime!

Gerne hätte sie ihn umarmt, und wäre ihm um den Hals gefallen, so gewaltsam riß sie die Liebe zu ihm hin: aber die Schamhaftigkeit, qui est enseigne et port guidon de l'honneur des Dames, hielt sie davon ab.

Endlich erwachte Wilhelm, und Meliora sagte zu ihm: „Gott erhalte euch, schöner und süßer Freund! — Die Worte, süßer Freund, drangen bis in das Innerste seines Herzens, so daß er ganz außer sich gerieth, oder, wie sich unser Romanzier hier ausdrückt: si que de long-temps ne put parler, chanter ni rire.

Alexandrine ward seine Unruhe gewahr, und um ihn aus dieser unbequemen Lage zu ziehen, frug sie ihn nach der Ursache seiner Krankheit. Der Page befriedigte ihre Neugierde.

abgefaßt ist. Diese Verse sind ohne Zweifel aus dem ersten Manuskript des 13ten Jahrhunderts entlehnt. Hier sind sie:

Tels sont d'amour les tours si rigoureux:
Un doux penser, un regard gracieux,
Une parole, un mot tant seulement,
Bannit raison hors de l'entendement.
Pour mal d'aimer, qui va nous oppressant,
Beau Demoisel ne vit que languissant.

gierde. „Es ist wahr, mein Fräulein," sagte er zu ihr, „es „wird mir oft sehr wehe ums Herz; bald werde ich warm, bald „kalt; bald zittre ich vor Frost, bald schwitze ich vor Hitze. „Oft kommt es mir vor, als wenn mein armes Herz sich von „mir loßrisse, aber ich weiß nicht, wohin es geht, und von wo „es zurückkommt, und Grillen sind meine einzige Nahrung."—

Alexandrine, die nun den Urquell der Krankheit nur zu deutlich einsahe, sagte ihm verblümterweise: „So muß eure „Krankheit vom Ohngefähr herrühren." — „Alles, mein „Fräulein," erwiederte Wilhelm, „kommt hienieden vom „Ohngefähr. Der Mensch wird von ohngefähr geboren; „stirbt von ohngefähr. Er wird von ohngefähr krank, und „geneset auch so wieder. Es blitzt, donnert und stürmet von „ohngefähr, und wenn ich mich gleich jetzt auf dem Grunde „des Angstmeeres befinde, so kann ich doch durch ein Ohnge„fähr in den besten Hafen getrieben werden. Ich will mich „also diesen stürmischen Fluten überlassen, und dieses glück„liche Ohngefähr, so wie mein ferneres Geschick abwarten."— Ein verliebter Seufzer unterbrach hier seine Worte. —

Alexandrine nahm Melioren beyseite, und besprach sich mit ihr über diese Unterredung. Beyde waren nun einig, daß man das Kraut, so die Liebe heilte, nicht ferner nöthig hätte, sondern daß es weit angenehmere Heilungsmittel gäbe. Alexandrine ließ also Melioren mit ihrem Freund Wilhelm unter einem dickbelaubten und schattigten Baum allein, wo sie sich bis gegen Abend verweilten, und während dem sich Alexandrine mit Blumenpflükken beschäftigte, einander ewige Treue versprachen, und sich nie zu verlassen zuschwuren. Noch viele glückliche Tage folgten dem ersten Tag ihrer Liebe.

Mittlerweile unser Held in den Armen seines Liebchens die Welt und alles vergaß, hatte der Herzog der Sachsen dem römischen Kaiser den Krieg erklärt. Er hatte die Lom-

bardey

barden und Toskana verheert, und marschirte nun gerade auf die Hauptstadt der Welt los. Sobald der Kaiser Nachricht davon erhielt, brachte er ein mächtiges Heer auf die Beine, das aus seinen tapfersten Rittern bestand. Junker Wilhelm, der jede Gelegenheit aufsuchte, wo er sich hervorthun konnte, und eifrigst bestrebt war, sich der Dame seines Herzens immer würdiger zu machen, bat den Kaiser ihm den Ritter-Orden zu ertheilen. Der Monarch, um ihm desto mehr Ehre zu bezeigen, schlug mit ihm zugleich vier und zwanzig andre Junker zu Rittern; sie waren alle von seinem Alter, seinem Wuchs, und Fürsten- oder doch wenigstens Baronen-Söhne. Er machte daraus einen kleinen abgesonderten Haufen, der für sich allein fechten sollte, und ernannte Wilhelm zu ihrem Anführer.

Der Kaiser ließ nun sein Heer gegen den Feind marschiren, und kurz darauf trafen sie auf die sächsische Armee, die von ihrem Herzog selbst angeführt wurde. Man entschloß sich eine Schlacht zu liefern, und jeder General ermahnte seine Offiziere und Soldaten sich hervorzuthun. Der Kaiser selbst wandte sich an unsern Wilhelm, und bat ihn, sich tapfer zu halten. „Mein Leben, Herr Kaiser," antwortete der junge Ritter, „ist ganz eurem Dienste geweiht. Ich mag nicht pralen, „aber morgen wird man schon sehen, wer Muth haben wird." — In der That verrichtete auch Wilhelm die schönsten Thaten. An der Spitze seines kleinen Haufens, drang er in die feindlichen Schwadronen, und brachte dadurch ihr ganzes Heer in Unordnung. Mitten im Getümmel, wenn er seine Kameraden um sich her versammlen wollte, schrie er, Palermo, Palermo! indem er sich des Zunamens erinnerte, den er in seiner Kindheit erhalten hatte, und auf diese Weise brachte er die Feinde überall zum Weichen. Der Herzog der Sachsen hatte ihn schon lange aufgesucht; endlich fand er ihn. „Vaßall!" rief er ihm zu, „du sollst mir zur Stunde den Schaden bezahlen, „den du mir dadurch, daß du meine bravsten Ritter getödtet, „zugefügt hast. Ergieb dich mir! denn nur umsonst würdest

„du mir zu entfliehen versuchen. Morgen will ich dich hängen „und den Hals zuschnüren lassen.“ — „Fürwahr! noch bin „ich hier,“ erwiederte Wilhelm, „nehmt mich, woferne ihr „könnt, und erzeigt mir nicht die geringste Gnade, woferne „ihr nicht wollt. Ich weiß sehr gut, daß ich sehr übel daran „seyn würde, wenn ich mich einmal in euren Händen befände; „aber ich habe auch das gute Zutrauen, daß ihr mich, so lange „ich noch mein gutes Schwerdt führen kann, weder greifen noch „hängen lassen sollt.“

Beyde fochten mit aller Herzhaftigkeit und Muth; aber Wilhelm war entweder der stärkste, oder doch wenigstens der glücklichste. Er stieß den Herzog vom Pferde, hieb seinen Schild mitten von einander, nahm ihm sein Schwerdt, und zwang ihn sich gefangen zu geben. „Nun seht ihr's doch, Herr „Herzog,“ sagte er zu ihm, „nun seyd ihr mein Gefangener, „und ich könnte mit euch eben so umgehen, als ihr es mit mir „thun wolltet; indessen will ich euch doch, wenn ihr euch güt- „lich ergebt, billiger behandeln, und weder tödten noch hän- „gen lassen.“ —

Er führte hierauf den Herzog nach dem kaiserlichen Zelte, und stellte ihn dem Kaiser vor. Diese glückliche Begebenheit machte bald dem Kriege ein Ende. Das sächsische Heer, das ohne Feldherrn war, zerstreute sich, und der Kaiser bemächtigte sich aller von ihnen eroberten Plätze wieder. Der Herzog, über diesen üblen Ausgang äußerst betrübt, starb für Gram, dahingegen der Kaiser im Triumph nach Rom zurückkehrte. Meliora empfieng den Liebling ihrer Seele auf das zärtlichste, und hörte mit Vergnügen die Lobsprüche, die man ihm wegen seinen rit- terlichen Thaten ertheilte. Ihre Tage waren nun von neuem der Minne geheiligt, und ihr beyderseitiges Glück währte noch einige Zeitlang, bis es endlich auf die grausamste Weise unterbrochen wurde.

Der Kaiser von Griechenland, Wilhelms Onkel, den er aber nicht kannte, schickte eine Gesandschaft an den römischen Kaiser, um dessen Tochter Meliora für seinen Sohn zur Gemahlin zu begehren. Diese Gesandschaft bestand aus dreyßig griechischen Baronen, deren jeder einen Oelzweig, zum Zeichen des Friedens, in den Händen trug, und die auf sehr reichgeschmückten Pferden ihren Einzug hielten. Bey dem kaiserlichen Pallaste machten sie Halte, saßen ab, und stiegen die Stufen desselben heran. Sie hatten sämmtlich, nach den Gebräuchen ihres Landes, goldne Ketten um den Hals, kostbare Ringe an ihren Fingern, kleine mit Perlen und Edelsteinen besetzte Hüte, und ein jeder trug den Werth von einer Grafschaft oder Baronie an seinem Leibe. Das Oberhaupt dieser Gesandschaft redete den Kaiser folgendergestalt an: „Herr! „wir sind durch den Kaiser von Griechenland, der so reich und „mächtig ist, daß sich seine Reichthümer weder zählen noch „schätzen lassen, zu euch hergeschickt. Er hat einen einzigen „Sohn, der einst sein Erbe seyn wird; es ist der schönste und „artigste Prinz von der Welt. Nun hat er von der Gutherzigkeit, Schönheit, Weisheit und Klugheit eurer Prinzessin „Tochter gehört; er wünscht daher sehnlich, diese beyden Kinder mit einander vermählt zu sehen, und läßt euch also um „eure Einwilligung inständigst ersuchen. Denn wißt, Herr „Kaiser, eure Tochter wird alsdenn mehr Gold haben, als ihr „Silber besitzet; mehr Städte, als ihr Häuser oder verfallnes „Gemäuer habt; und auf der ganzen Welt wird es keine reichere, edlere und mächtigere Dame geben, als die Kaiserin „von Konstantinopel. Nun geht hierüber zu Rath, und „ertheilt uns Antwort.“ —

Der Kaiser versammelte sogleich die Baronen seines Reichs, trug ihnen die Sache vor, und da man nichts gegen diese Verbindung einwenden konnte, so gab er seine Einwilligung dazu, und stellte prächtige Lustbarkeiten für die Gesandten an. Aber unser Wilhelm ward über diese Nachrichten

 trostlos,

trostlos, und da ihm der Verlust seiner Dame unvermeidlich zu seyn schien, sterbenskrank und bettlägerig. Meliora besuchte ihn. Voll Verzweiflung rief er ihr entgegen: „Ach, „schöne Freundin, oder vielmehr Feindin, denn ich habe euch „verloren, bald werde ich aufhören zu seyn! — Indessen „dank ich euch doch demüthiglich, daß ihr mich noch vor mei„nem Tode habt sehen wollen; ich werde jetzt um so viel ruhi„ger sterben können." — Meliora betheuerte ihrem süßen Freund, daß sie nie einem andern, als ihm, zugehören wolle, und beyde kamen endlich überein, daß es unnütze sey, dem Kaiser Gegenvorstellungen zu machen, weil er solche doch sicher nicht anhören, sondern auf die Verbindung mit dem griechischen Prinzen bestehen würde.

Die griechischen Abgesandten reisten endlich ab, und überbrachten eine Antwort nach Konstantinopel, die nicht befriedigender seyn konnte. Der griechische Kaiser entschloß sich demnach nebst seinem Sohne und einem zahlreichen Gefolge nach Rom abzureisen. Sie langten glücklich daselbst an, und wurden auf das prächtigste aufgenommen; aber Meliora sowohl als ihr Wilhelm, die nun keine Rettung mehr für sich sahen, wollten verzweifeln. Die weise Alexandrine kannte die Leiden ihres Mühmchens; der zur Vermählung bestimmte Tag rückte immer näher heran; sie sann daher auf Mittel, die beyden Liebenden der grausamen Trennung, die ihnen bevorstand, zu entziehen. Nach langem Nachdenken schien es ihr endlich das sicherste zu seyn, beyde in ein Paar „weiße Bärenhäute zu nähen, und durch diese Verkleidung ihre Flucht aus Rom zu erleichtern. Den Abend vor dem zur Vermählung festgesetzten Tage ward dieser Einfall befolgt. Sie entkamen glücklich, und verließen sowohl den Pallast als die Stadt, ohne daß sie jemand gewahr wurde, außer ein griechischer Bedienter, der sie in den Garten, durch den sie gehen mußten, erblickte. Unsere Liebenden wandelten lange Zeit fort, und begaben sich endlich in den Wald, worin Wilhelm

erzogen

erzogen worden war. Sie litten erschrecklichen Hunger, und ohne die Hülfe des großmüthigen Wärwolfs, der schon vordem dem Prinzen von Sicilien so nützlich gewesen war, würden sie ohne Zweifel ihren Geist haben aufgeben müssen. Dieses gute Thier hatte diesen Wald zu seinem beständigen Wohnplatz erwählt, und pflegte von Zeit zu Zeit in den umliegenden Gegenden von Rom herumzuschweifen. Er hatte von den Thaten Wilhelms, seines Günstlings gehört. In einem Busche versteckt, sahe er zween weiße Bären daher kommen. Er näherte sich ihnen, hörte sie mit einander sprechen, und erkannte aus ihrer Unterredung, daß es Wilhelm und sein Liebchen waren. Er sahe nur zu deutlich die Gefahr, die sie laufen würden, wenn er sie verlassen sollte. Entschlossen ihnen zu helfen, lief der gute Wolf auf die Landstraße, wo er die Vorübergehenden, von denen er vermuthete, daß sie Lebensmittel bey sich führten, erschreckte, ihnen aber kein Leid zufügte, sondern blos ihre Schnapsäkke entführte, solche unsern beyden Liebenden zubrachte, und sich sogleich wieder fort begab; gleichsam als wenn er sich für ihre Danksagungen gefürchtet hätte. Wilhelm erkannte sogleich das großmüthige Thier, das ihm schon ehemals so wichtige Dienste geleistet hatte; er beruhigte die über diesen sonderbaren Verpfleger äußerst erschrockne Meliora, und beyde brachten verschiedne Tage in einer Höhle zu, die sie gefunden hatten, und die ihnen sehr bequem zu einem Zufluchtsort zu seyn schien. Der Wolf ließ sie daselbst nie Mangel an Lebensmitteln leiden.

„Indessen," sagt unser Romanzier, „war alles in der „St. Peterskirche zu Rom in Bereitschaft, wo die Trauungs„Zeremonien durch unsern heiligen Vater den Pabst voll„zogen werden sollten. Dieser war mit vielem Pomp bekleidet, „und sein Gefolge bestand aus Kardinälen, Erzbischöfen und „Bischöfen. Das ganze römische Volk war versammlet, und „es schien, als ob die Stadt nicht groß genug seyn würde, um „eine solche Menge Volks zu fassen, die den Erdboden bedeck-

„ten, und ihm das Ansehen einer dichtbegrünten und blumigten „Wiese gaben. Der Kaiser von Rom trug ein Kleid, das „weder abgenutzt noch zerrissen werden konnte, denn es war von „gediegnen Golde. Der Kaiser von Griechenland hatte „gleichfalls einen so kostbaren Anzug, daß seine Kleider mehr „als eine Stadt werth waren“.

Aber alle diese Pracht war umsonst angewendet. Nur zu bald ward man Meliorens Flucht gewahr, und da man nicht zweifelte, daß sie mit Wilhelmen entflohen seyn müßte, so stellte man, obgleich vergeblich, die größten Nachsuchungen an, um diese Flüchtlinge zu entdekken. Endlich meldete obengedachter griechischer Bediente, daß er in der Nacht zwey weisse Bären hätte durch den Garten gehen sehen. Man kam also natürlich auf die Vermuthung, daß sie sich dieser Verkleidung bedient hätten, und zweifelte nicht im geringsten, daß Alexandrine darum wissen müßte, da sie immer die Vertraute der Prinzeßin gewesen war. Sie wurde sehr oft hierüber verhört, aber nie konnte man das geringste von ihr herausbringen. Endlich ward im ganzen Reiche der Befehl gegeben, daß man alle weisse Bären anhalten, und zum Kaiser führen sollte. Der griechische Kaiser aber, der nun wohl einsahe, daß an die Vermählung seines Sohnes nicht mehr zu denken war, kehrte mit ihm nach Konstantinopel zurück.

Inzwischen hatte der gute Wärwolf, der immer an den Thüren herumhorchte, und Nachrichten einzuziehen suchte, die für seine Günstlinge interessant seyn könnten, die Achterklärung der weissen Bären vernommen, und die Gefahr eingesehen, so die beyden Liebenden laufen würden, wenn sie noch länger in diesen Gegenden verweilten. Er ertheilte ihnen also, sobald er nur konnte, Nachricht davon, das ist: er gab ihnen durch Zeichen zu verstehen, daß sie sich aus diesem nahe bey Rom gelegenen Walde entfernen müßten. Sie begaben sich demnach alle drey auf den Weg, und giengen verschiedene Nächte durch

des Tages aber versteckten sie sich so gut, wie sie konnten. Auf diese Weise kamen sie nahe bey Benevent an, einer Stadt, die zwar noch unter römischer Botmäßigkeit stand, aber am äußersten Ende des kaiserlichen Gebiets in Italien gelegen war.

Bey Anbruch des Tages wollten sie sich in einen Steinbruch verbergen, wurden aber unglücklicherweise von einigen Arbeitern gesehen, die sogleich den Statthalter benachrichtigten, daß sich zwey weisse Bären daselbst befänden. Der in Vollstrekkung der von Rom an ihn abgesandten Befehle nie saumselige Statthalter begab sich ohne Verzug zu der Höhle, um sich ihrer zu bemächtigen, sie binden zu laßen, und alsdenn an seinen Herrn, den Kaiser, zu übersenden. Der gute Wärwolf, der immer noch auf der Lauer war, sahe diesen Haufen schon von ferne daher kommen, und gab dem Ritter und der Prinzeßin Nachricht davon. Ihr Untergang schien unvermeidlich, weil sie ihren Zufluchtsort nicht verlaßen konnten, ohne von dem Haufen, der sie zu fangen herbeyeilte, gesehen zu werden. Meliora war trostlos, und Wilhelm, der unverhoft einen Hammer in dem Steinbruche gefunden hatte, bereitete sich sein Leben und die Freyheit seines Liebchens theuer zu verkaufen, als dem Prinz Wärwolf eine List einfiel, durch die sie sich glücklich aus diesem Handel zogen.

Der Sohn des Statthalters von Benevent, ein Kind von neun bis zehn Jahren, lief vor seinem Vater her, der auf den Bärenfang als auf eine leichte Eroberung ausgieng. Mit einemmale stürzte der Wärwolf aus der Höhle heraus, packte das Kind in der Mitte des Leibes mit seinen Klauen an, und entfloh plötzlich mit demselben. Da dieses Thier von ausserordentlicher Behendigkeit war, und sehr schnell lief, so wurde ihm dieses um so viel leichter. Es hatte nun die ganze Aufmerksamkeit des Statthalters und seiner Leute auf sich gezogen, und die beyden Liebenden entwischten, ohne daß man sie gewahr wurde, von einer ganz entgegen gesetzten Seite, die ihnen ihr treuer

treuer Begleiter angezeigt hatte. Alle Beneventiner liefen dem Thiere nach, das den Sohn ihres Statthalters entführte. Unser zärtliches Paar hatte also immer Zeit genug zu entrinnen, und sich aus den Staaten des Kaisers nach Apulien zu begeben, wo sie dem Himmel dankten, daß er sie aus einer so großen Gefahr befreit hatte. Bald darauf fand sich auch der Wärwolf bey ihnen ein. Nachdem er lange genug den Statthalter und seine Leute auf sich Jagd machen laßen, hatte er das Kind mitten im Wege hingeworfen, und während dem sie beschäftigt gewesen, es aufzuheben, sich queer durch das Gehölz und über das Gebürge nach Apulien begeben, wo er wußte, daß sich seine Freunde hingeflüchtet hatten.

Es war nöthig, daß sie ihre Verkleidung ablegten, um neuen Gefahren zu entgehen. Der gute Wolf selbst rieth es ihnen durch Zeichen, und nachdem er einen Hirsch und eine Hirschkuh gefangen, und ihnen die Haut abgezogen hatte, gab er seinen Günstlingen zu verstehen, daß es besser für sie seyn würde, wenn sie diese neue Hülle mit ihrer alten vertauschten. Sie waren es zufrieden, und folgten seinem Rath, wobey Wilhelm und Meliora ihn unaufhörlich mit Danksagungen überhäuften. „O du redliches, edles Thier! riefen sie aus, du „stammst gewiß von keinem Wolfsgeschlechte; man kann es ja „an deinem Betragen genugsam merken, daß du Vernunft und „Verstand besitzest". — Der Wärwolf verstand in der That sehr gut, was ihm Wilhelm und Meliora sagten, er leckte ihnen die Hände, und vergoß Thränen dabey.

Indessen wollte der gute Wärwolf doch seine Freunde durchaus in Sicherheit sehen, und begab sich daher mit ihnen nach Calabrien. Sie langten am Ufer des Meeres an, und fanden daselbst ein Schiff, wovon die Matrosen sich auf dem Lande niedergelegt hatten und schliefen, indem sie nichts als die Ruder und einige Lebensmittel am Bord gelassen hatten. Unsre drey vermeinten Thiere schifften sich ein; Wilhelm und

der

der Wärwolf ergriffen die Ruder, und arbeiteten während einer einzigen Nacht so gut, daß sie den andern Tag in Sicilien anlangten, wo sie sich einige Tage in den Wäldern verborgen hielten, und endlich so glücklich ihre Reise fortsetzten, daß sie ohne Anstoß nahe bey der Hauptstadt ankamen. Der Wolf, der seiner Gewohnheit nach auf das Kundschaften ausgegangen war, vernahm, daß Wilhelms Vater, der König Ebron gestorben wäre, und eine Tochter, Namens Florencia nachgelassen hätte. Die Königin Felicia hatte während der Minderjährigkeit dieser Prinzeßin, der Regierung des Landes vorgestanden; da aber die Mutter sowohl als die Tochter sich geweigert hatten, den Sohn des Königs von Spanien zum Eidam und Gemahl anzunehmen, weil er garstig und unangenehm in seinem Betragen war, so hatte der König, sein Vater, Sicilien mit Krieg überzogen, und belagerte gegenwärtig die Königin in Palermo. Schon waren die Belagerten aufs äusserste getrieben, und Felicia, welche die Erhaltung der Stadt sich sehr angelegen seyn ließ, ermahnte unaufhörlich ihre Truppen zu einer tapfern Gegenwehr. Unser Romanzier druckt sich hier auf folgende Weise aus:

— & il faisoit bon entendre sa douce éloquence, & veoir cette Royne, qui avoit le corps gent & allegre, belle, haulte & droite estoit, & qui sur les tours de la ville, exhortoit ses Chévaliers à la défendre. —

Was unsre drey Thiere betraf, so hatten sie Mittel gefunden, sich in das Lustwäldchen des königlichen Schlosses zu begeben. Der Wolf verbarg sich daselbst sorgfältig, um niemand zu erschrekken; der Hirsch und die Hirschkuh aber liefen als zahme Thiere in den Alleen umher, und ruhten wenn sie müde waren, im Grase aus. Eines Tages hatten sich die beyden Liebenden unter einer jungen Hagbuche gelagert, wo sie sich von ihren Abentheuern mit einander unterhielten,

und

und weil sie unbelauscht zu seyn glaubten, durch ihre Reden deutlich genug zu verstehen gaben, wer sie waren. Die Königin hatte sie behorcht und verstanden; sie war bezaubert darüber, daß der brave Ritter Wilhelm, von dessen Thaten sie schon so viel gehört hatte, sich so nahe bey ihr befände. Sie kam also hervor, und redete sie folgendergestalt an: „ich habe euch „behorcht, meine Freunde, und kenne nun alle eure Angele- „genheiten; ich versichre euch aber, daß, woferne ihr nicht vor „mir fliehen, sondern bey mir bleiben wollet, solches euch zu „großem Nutzen gereichen werde". — Die beyden Liebenden erstaunt, da sie sich entdeckt sahen, wollten ohngeachtet der Versicherungen der Königin entfliehen; aber diese rief ihnen nach: „Ihr dürft euch nicht vor mir fürchten, denn wißt, ich „bin eine Hirschkuh, wie ihr — andre Thiere bemühen sich, „mich von meiner Weide zu verjagen, und ich habe euren Bey- „stand nöthig, um ihrer großen Macht Wiederstand leisten zu „können". — Sie entdeckte ihnen hierauf, daß sie die Königin von Sicilien wäre, und zugleich die Ursache, warum die Spanier sie bekriegten. Wilhelm versprach ihr seine Dienste, und nachdem sie ihre Thierhäute abgeworfen hatten, folgten sie der Königin in ihren Pallast nach.

Florencia bewillkommte Melioren, und Felicia befahl Waffen für den Ritter herbeyzuschaffen. Dieser äusserte den Wunsch, daß die Oberfläche seines Schildes mit Gold belegt, und ein Wolf mit einer kriegerischen und stolzen Miene darauf abgebildet werden sollte; ungefähr so, wie Prinz Wärwolf, dem er so viel Verbindlichkeiten schuldig war, aussähe, und dem zu Ehren, er sich den Wolfsritter nennen lassen wollte. Die Königin nahm sich wohl in Acht, ihm dasjenige, so er verlangte, zu versagen. Es war nur nun noch die Frage, wo man ein gutes Streitroß für ihn hernehmen sollte? Wilhelm hörte von einem Streithengst sprechen, den der König Ebron vormals geritten hatte, und von dem man viel Wesens machte, der sich aber seit dem Tode dieses Monarchen von keinem habe wollen bändigen laßen. Er begehrte ihn zu sehen. „Dieser vortreff- „liche

„liche Läufer, sagt unser Romanzier, der Brunissant hieß,
„hatte ihn kaum erblickt, als er schon durch Hüpfen, Wiehern
„und Springen seine Freude ausdrückte, und zu jedermänniglicher Verwunderung auf Wilhelm zulief, ganz bereitwillig
„sich von ihm besteigen zu laßen". — Der neue Vertheidiger der Sicilianer schwang sich hurtig herauf, und eilte an der Spitze seiner rechtmäßigen Unterthanen, die sich nichts weniger träumen ließen, als daß dieser Ritter der Sohn ihres verstorbenen Königs wäre, dem Feinde entgegen. „Da hätte man „sehen sollen, fährt unser Romanzier fort, wie das Roß schnaufte „und glühte; denn seine Naselöcher fiengen an sich zu bewegen, „es schüttelte den Kopf und die Mähnen, und die Augen flammten wie brennende Fakkeln. Der Ritter gab ihm flugs die „Sporn, und das Roß that so mächtige Sprünge und Sätze, daß „das Feuer aus den Steinen sprützte, und es ein Wunder anzusehen war". — Wilhelm ermahnte seine Soldaten, sich tapfer zu halten, und versprach ihnen den Sieg. — „Ihr „solltet euch schämen, sagte er zu den sicilianischen Rittern, „daß ihr euch von diesen Spaniern so schimpflich habt begegnen laßen. Wie ihr Grafen, Baronen und Ritter, „ihr untersteht euch nicht herauszugehen, und euer Land „von der Verwüstung zu befreyen!" — Das auf diese Weise aufgemunterte sicilianische Heer, trieb die Spanier bis in ihr Lager, und Wilhelm, der bey diesem ersten Vorfall die glänzendsten Beweise der Tapferkeit an den Tag legte, kehrte siegend zur Stadt zurück. Der gute Wärwolf eilte ihm entgegen, schmeichelte ihm, und schien ihm Glück wünschen zu wollen. Wilhelm umarmte ihn, zum allgemeinen Erstaunen, in Gegenwart des ganzen sicilianischen Hofes, und gestand öffentlich, wie viel Verbindlichkeiten er diesem Thiere schuldig wäre. Auch empfahl er ihn in dem Pallaste gut zu begegnen, so daß sich niemand unterstand, demselben das geringste Uebel zuzufügen, und seine Wünsche in dieser Absicht vollkommen erfüllt wurden

Bey einer zweyten Affaire, machte Wilhelm den Sohn des Königs von Spanien zum Gefangenen. Der Monarch,

narch, der seinen geliebten Sohn wieder befreyen wollte, eilte selbst dem Ritter nach. Aber da dieser sich wüthend gegen ihn umwandte, so gerieth der gute König so sehr in Furcht, daß er sich weit weg zu seyn wünschte, und sich unverzüglich nach der Flucht umsahe. Wilhelm kam ihm hierin zuvor, er ergriff den Zügel des Pferdes, das der König ritte. „Herrr König! „sagte er, ihr sollt mir nicht so schimpflich entfliehen; denn ihr „müßt euch mir entweder zum Gefangnen übergeben, oder euer „Leben hier endigen, um allen den Schaden zu bezahlen, den „ihr diesem Lande zugefügt habt. So trotzig und stolz ihr auch „immer seyn möget, so wird es doch jetzt immer besser für euch „seyn, euch aufrichtig und demüthig zu bezeigen, denn dies„mal hat der Wolf den Hund gefangen".

Nach der Gefangennehmung des Königs von Spanien und seines Sohnes, ward auch ihr Heer bald gänzlich in die Flucht geschlagen. Wilhelm drang in ihr Lager bis zu den königlichen Gezelten, und zwang die Königin von Spanien, die er daselbst fand, sich nach Palermo, zu ihrem Gemahl und Sohn zu begeben. Ob man gleich diesen erlauchten Gefangnen sehr gut begegnete, so waren sie doch, wie unser Romanzier sagt, „traurig, tiefsinnig und niedergeschlagen. Todtenblässe „herrschte auf ihren Antlitzen, und sie thaten äußerst kläglich; „während das Wilhelms Gesicht von heitrer Freude glänzte, „und dem verstorbenen König Ebron so gleich sahe, daß alle „Sicilianer es nicht genug bewundern konnten".

Mit dem folgenden Tage nahmen die Friedens-Unterhandlungen zwischen Sicilien und Spanien ihren Anfang. Die Königin ließ ihre Barone zusammen kommen, und Wilhelm, wie man leicht denken kann, wohnte dieser Versammlung bey, vor welcher der König, die Königin und der Prinz von Spanien erscheinen mußten. Aber kaum hatte man angefangen über diese Angelegenheiten zu sprechen, als man den Wärwolf in den Saal hereintreten sahe. Nachdem er die Königin

nigin von Sicilien und den König von Spanien, seinen Vater, sehr ehrerbietig gegrüßt hatte, fiel er mit solcher Wuth über die Königin von Spanien, seine Stiefmutter her, daß es schien, als wollte er sie erwürgen und zerreissen. Niemand konnte sie seinen Klauen entreißen, nur Wilhelm war der einzige, dem es gelang. Er nahm den Wolf in seine Arme, küßte ihn zärtlich, und sagte zu ihm: „Theuerster Freund! „laßt euren Zorn fahren, und vertraut euch mir als eurem Bru„der. Berichtet mir demnach, was euch diese Dame für Scha„den zugefügt, und wenn sie euch sodann zu helfen sich weigern „sollte, so seyd versichert, daß sie in lichterlohem Feuer ver„brannt, und auf glühenden Kohlen geröstet werden, ihre „Asche aber in der Luft verstreut werden soll. Dieses Urtheil „soll nicht allein an ihr, sondern auch an dem König, dem Prin„zen und allen übrigen Gefangnen vollzogen werden“. —

Die Königin von Spanien, die den Wolf für ihren Stiefsohn erkannt hatte, und von den Drohungen des Ritters erschreckt war, bekannte ihr Verbrechen, und versprach, dem jungen Prinzen, der sich Alphonsus nannte, die menschliche Gestalt wieder zu geben. Man versicherte sich ihrer Person, damit sie Wort halten mögte, und drang auf die Erfüllung ihres Versprechens. Die Mittel, um diese Entzauberung zu bewirken, waren ihr bekannt; sie ließ daher ein Bad von Kräutern zubereiten, und der Prinz hatte sich kaum in demselben untergetaucht, als er sogleich die Wolfshaut ablegte, und unter der nämlichen Gestalt, die er funfzehn Jahre vorher gehabt hatte, erschien. Die Königin band ihm nun noch einen goldnen Ring, mit einem rothseidnen Faden um den Hals. „Der „Stein in diesem Ringe war von solcher Tugend, daß derjenige, „der ihn am Finger trug, weder bezaubert, noch ihm Schaden „zugefügt werden konnte; war er verheirathet, so stand es nicht „in dem Vermögen seiner Frau, ihn weder zu hassen, noch zu „betrügen, und was dergleichen Tugenden mehr waren, die „dieser Ring bey tausenden besaß“.

Alphonsus vergaß, sobald er seine natürliche Gestalt wieder erhalten hatte, sehr geschwind alle seine ausgestandnen Mühseligkeiten, und seine Traurigkeit verwandelte sich in Freude. Er hatte kaum den Gebrauch seiner Sprache wieder, als er schon der Königin von Sicilien berichtete, daß Wilhelm ihr Sohn wäre, und ihr zugleich die Ursachen entdeckte, die er gehabt hatte, ihn zu entführen. Wilhelms zärtliche Freundschaft und Erkenntlichkeit wurden hierdurch verdoppelt; die Königin Felicia hegte die nämlichen Gesinnungen, und die Prinzeßin Florencia fühlte so zärtliche Regungen gegen den spanischen Prinzen in ihrem Herzen, die mit dem seinigen so sehr übereinstimmten, daß bald eine Vermählung zwischen ihnen zu Stande kam. Florencia ward also wegen des Verlusts der sicilianischen Krone, durch die Hoffnung entschädigt, dereinst die spanische zu erhalten. Man fügte der Stiefmutter des Alphonsus eben so wenig, als dem Prinzen seinem Bruder, den geringsten Schaden zu; aber der Gram über alle diese ihnen so widrige Vorfälle legte sie bald ins Grab, und der alte König von Spanien kehrte mit seinem Sohn und seiner Schwiegertochter in seine Staaten zurück.

Wilhelms ehrgeiziger und treuloser Oheim war bereits vor einiger Zeit gestorben, und seine vormaligen Hofmeisterinnen in Nonnenklöster gegangen. Man sandte nun eine Gesandschaft an den Kaiser von Rom, um ihn zur Einwilligung in die Verbindung seiner Tochter mit dem neuen König von Sicilien zu bewegen. Da Wilhelm gegenwärtig in der That diese Würde bekleidete, so fiel es nicht schwer, diese Einwilligung zu erlangen; und konnte der Kaiser auch wohl ausserdem seine Tochter einem Manne verweigern, dem zu Liebe sie als eine weisse Bärin, und eine Hirschkuh durch die Welt gezogen war? —

VII.

VII.

Lessing und Mendelssohn,
eine litterarische Anekdote.

Als die zweyte Auflage von Mendelssohn's Philosophischen Schriften herauskam, sendete der Verfasser ein Exemplar an Lessing, der sich damals in Breslau aufhielt, als ein junger geistreicher Mann sehr vergnügt lebte, und zwischenein auch, nicht wie er sagt, mit dem Spiel spielte, sondern mit dem Spiel keinen Scherz trieb. Mendelssohn, der lange keinen Brief von ihm erhielt, wollte doch den Freund freundschaftlich zurechtweisen, und kommt auf den Gedanken, folgende Anspielung auf Lichtwehr's Fabel in dem zugeschickten Exemplar als Zueignung beydrukken zu lassen.

Zueignungsschrift
an einen
seltsamen Menschen.

Die Schriftsteller, die das Publikum anbeten, beklagen sich es sey eine taube Gottheit; es lasse sich verehren und anflehen, man riefe vom Morgen bis an den Mittag, und da wäre keine Stimme noch Antwort.

Ich lege meine Blätter zu den Füßen eines Götzen nieder, der den Eigensinn hat, eben so harthörig zu seyn. Ich habe gerufen, und er antwortet nicht. Jetzt verklage ich ihn vor dem tauben Richter, dem Publiko, das sehr oft gerechte Urtheile fällt, ohne zu hören.

 Die

Die Spötter sagen: rufe laut — Er dichtet; hat zu schaffen, ist über Feld, oder schläft vielleicht, — daß er erwache! — O! nein, dichten kann er, aber leider will er nicht! — Reisen möchte er, *) aber er kann nicht! — Zum Schlafen ist sein Geist zu munter, und zu Geschäften zu lästig. Sonsten war sein Ernst das Orakel der Weisen, und sein Spott eine Ruthe auf dem Rükken der Thoren; aber jetzt ist das Orakel verstummt, und die Narren trotzen ungezüchtigt. Er hat seine Geissel andern übergeben; aber sie streichen zu sanft, denn sie fürchten Blut zu sehen. Und Er — — wenn er nicht hört, noch spricht; nicht fühlt, noch sieht —— Was thut er denn? — — Er spielt! —

Es ist einigen Freunden bekannt, daß Lessing beym Empfang des Buches sehr erschrack, weil er glaubte, diese Zueignungsschrift wäre allen übrigen Exemplaren beygedruckt. Aber der Scherz erklärte sich bald! — und Lessing — gieng in sich, und fieng an das Spiel zu verlassen. —

G.

*) Lessing hatte immer den Wunsch zu reisen, allein es fehlte ihm damals an Vermögen. A. d. G.

VIII.

VIII.

An das Publikum.

Wir schließen hiemit den ersten Band unsers periodischen Werks. Von unsern Freunden aufgemuntert, werden wir dasselbe mit allem möglichen Eifer fortsetzen, um den Beyfall des Publikums zu verdienen. Eine Menge litterarischer Schätze, die zur Aufklärung des mittlern Zeitalters dienen, liegen noch in großen Büchersammlungen ungenutzt. Unser Endzweck ist, das interessante und gröstentheils unbekannte, aus diesen gelehrten Fundgruben hervorzusuchen und zu bearbeiten. Verschiedne ansehnliche Klöster in Bayern und Schwaben haben uns hiezu ihre schätzbare und seit Jahrhunderten nicht berührte Manuskripte zur Nachsuchung und Bekanntmachung erlaubt. Ein Vortheil, den wir durch eine gute Auswahl der Materien aufs beste zu nutzen uns bestreben werden. Wir hoffen hiemit desto mehr den Dank unsrer Leser zu verdienen, da noch so vieles zur nähern Kenntniß der finstern Zeiten zu wissen übrig bleibt. Historische Begebenheiten, die man im Detail, oft in den weitläuftigsten Werken vergebens sucht, Beyträge zur litterär- Kunst- und Sittengeschichte verflossener Jahrhunderte werden wir bey unsern Nachforschungen vorzüglich zum Augenmerk haben. Indessen werden dieses nicht allein die Gegenstände unsers Journals seyn. Um es mannichfaltiger und gemeinnütziger zu machen, wird es auch Reisen, Erzählungen, kleine philosophisch- litterarische Abhandlungen, Auszüge aus fremden in Deutschland wenig bekannten Werken, und Fragmente aus den neuesten Schriften anderer Nationen enthalten. Hiezu werden noch Anekdoten kommen. Wenn diese auf Wahrheit gegründet sind, und merkwürdige Dinge enthalten, so sind sie

als Beyträge zur Geschichte unsrer Zeit immer schätzbar. Wie vieles bleibt in unsern Tagen verborgen, das wohl verdiente der Vergessenheit entzogen zu werden! — Die Furcht für dem Schwerdt der Censur und für widrigen Schicksalen verhindert oft die Bekanntmachung wichtiger und wahrer Vorfälle, die sich vor unsern Augen zutragen. Trotz unsrer gepriesenen Germanischen Freyheit, lähmt das Wort Fürst die Hand fast aller deutschen Schriftsteller. Einem jeden Biedermanne steht das Schicksal des unglücklichen Schubarts vor Augen, der noch im Kerker schmachtet, weil er sich unterstand, fürstliche Personen, denen er nicht unterwürfig war, als Menschen zu beurtheilen. Bis also die Preßfreyheit im deutschen Reichs-Codex mit den nöthigen Einschränkungen festgesetzt ist, — ein Zeitpunkt, der noch etwas entfernt seyn dürfte — werden wir uns für allem hüten, was nur einigermaßen beleidigen kann, allein dennoch von unserm Vorrath ganz unbekannter und ungedruckter Anekdoten, die unschädlichsten nach und nach unsern Lesern mittheilen, wie in diesem Bande bereits im Italienischen Reisetagebuch, dem Aufsatz über die Bevölkerungsgeschichte der Sierra Morena, und andern Artikeln geschehen ist. Wir haben einen weitläuftigen Briefwechsel etablirt, durch welchen wir unser Journal noch interressanter zu machen hoffen. Zweckmäßige Beyträge, an die Buchhandlung der Gelehrten in Dessau postfrey eingesandt, werden mit Dank angenommen werden.

Die Verfasser.

Inhalt

Inhalt

des ersten Bandes.

Julius.

August.

September.

Oktober.

Oktober.

November.

December.

Verbesserungen.

Da die Verfasser dieses Journals vom Druckort weit entfernt, und überdem auch von einander zerstreut leben, so haben sie nur die Druckfehler der drey ersten Stükke dieses Werks hier anzeigen können. Nachstehende sind die beträchtlichsten, unbeträchtlichere wird jeder Leser selbst berichtigen und entschuldigen.

I. Stück.

Seite	42	Zeile	19	statt	Profession,	lies	Progressen
—	82	—	6	—	schienen,	—	scheinen
—	83	—	26	—	die	—	der
—	85	—	34	—	Piranese	—	Piranesi

II. Stück.

—	102	—	3	v. u.	st. Anverzzebs,	l.	Aurengzebs
—	107	—	19	statt	Schescham,	lies	Scheham
—	—	—	29	—	Bahgut;	—	Boch gut;
—	113	—	15	—	Beständigkeit	—	Anständigkeit
—	165	—	17	—	Portogenes	—	Protogenes

III. Stück.

—	187	—	15	—	übersteigt	—	überstieg
—	194	—	13	—	meinem	—	seinem
—	264	in der Note,			Abbé Marottes	—	Marolles
—	266	—	2	—	Satyrikus	—	Satyrikers

Ankündigung.

Theoretisch-praktischer Versuch über die Schlachten, aus dem Französischen des Ritter Grimoard. Med. Quart, 18 bis 20 Bogen, nebst 36 Kupfertafeln.

Der innre Werth dieses Werks ist zu allgemein anerkannt worden, als daß wir nöthig hätten, etwas zu seiner Empfehlung zu sagen, und wir glauben, daß eine getreue, gute, deutsche Uebersetzung desselben, den Kennern der Kriegskunst angenehm seyn werde, besonders wenn man auf den höhern Preis der französischen Ausgabe, und auf die Schwierigkeit, solche zu erhalten, Rücksicht nimmt.

Um denjenigen, welche nicht Gelegenheit gehabt haben, das Original zu sehen, einen richtigen Begriff vom Innhalte desselben zu geben, wird es nicht überflüssig seyn, wenn wir das Verzeichniß der Theile desselben beyfügen.

Erster Theil handelt von den allgemeinen Regeln der Schlachten überhaupt — Ursachen zum Schlagen — Ursachen, eine Schlacht zu vermeiden — Mittel, den Feind zum Schlagen zu zwingen — Regeln der Vorsicht, vor einer Schlacht.

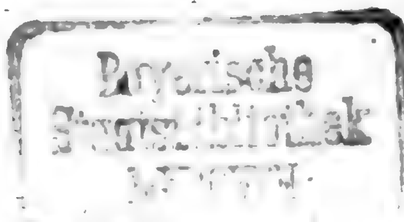
Zweyter Theil handelt von den Dispositionen; Anordnung der Dispositionen überhaupt — Grundsätze, welche dabey zu beobachten sind; welche in allgemeine Regeln, Regeln der offensiven und der defensiven Dispositionen abgetheilt werden — Dispositionen welche Vegez vorgeschlagen hat — direkte oder parallele Schlachtordnung überhaupt — Beyspiele davon — Schiefe Stellung — Regelmäßige schiefe Ordnung, wo die Art sie zu stellen gezeigt und mit Beyspielen erläutert wird, es sey nun, daß der Angriff mit einem der Flügel, oder mit der Mitte geschehe — Schiefe Stellung nach Umständen, es sey nun, daß solche mit einem der beyden Flügel, mit beyden zugleich, oder mit der Mitte geschehe — Schiefe und parallele Dispositionen für Armeen, die zu fechten gezwungen sind, wenn sie einen Fluß im Rükken haben — Aktionen in gebürgigten Ländern.

Dritter Theil handelt von der Aktion selbst.

Dieses Werk wird in der Leipziger Ostermesse 1783, in der Buchhandlung der Gelehrten, für 2 Rthlr. 12 Gr. zu haben seyn. Wer zwischen hier und den 15. März k. J. bey uns oder unsern oft genannten Herren Commissionärs darauf unterzeichnet, erhält es gegen die Bezahlung von 2 Rthlr. den Louis d'or à 5 Rthlr. gerechnet, nebst den ersten Abdrücken der Kupfer, franko durch Deutschland zugesandt.

Dessau, den 20. Oktober 1782.

Die Administratoren der Verlagskasse für Gelehrte und Künstler.



Verbesserungen.

Im 4ten Stück.

Seite	310	Zeile	19	anstatt	weidenden,	lies windenden
—	338	Z.	9	anst.	Tugend,	l. Jugend
—	353	Z.	9	anst.	werden,	l. wurden
—	354	Z.	33	anst.	Morangues,	l. Morangies
—	355	Z.	7	ist ausgelassen:	der Fall	
—	ebend.	Z.	28	anst.	amt,	l. Talent
—	ebend.	Z.	32	anst.	Vegennes,	l. Vergennes
—	363	Nota Z.	2	anst.	dieselbe,	l. derselbe
—	ebend.	Z.	3	anst.	den,	l. dem
—	365	Z.	12	anst.	Dawe,	l. Java
—	377	Z.	22	anst.	Kadruwang,	l. Kadouwang

Im 5ten Stück.

Seite	385	Z.	4	anst.	mit einer erstaunlichen Höhe,	lies: mit Eisbergen von einer ꝛc.
—	402	Z.	24	anst.	besten,	l. meisten
—	403	Z.	21	anst.	wenn,	l. worin
—	404	Z.	3	anst.	die einige Zolle,	l. die oft einige Zolle
—	405	Z.	6	sich bleibt weg		
—	413	Z.	5	anst.	Feind,	l. Friede
—	430	Z.	24	anst.	Frießlaml,	l. Frießland
—	439	Z.	24	anst.	Somes,	l. Samos
—	446	Z.	24	anst.	Idus,	l. Ides
—	448	die letzte Z.		anst.	die Zeiten,	l. theilten die Zeiten
—	450	in der Note, Z.	8.	anst.	Todelle,	l. Jodelle
—	451	Z.	26	anst.	Leoix val und Lomeles tours,	l. Croix val und Come-les-tours
—	452	Z.	27	anst.	St. Lome,	l. St. Come
—	454	Z.	14	anst.	Parnasse,	l. Permesse
ebend.		in der Anmerk.		anst	Pernassus,	l. Permessus
—	461	Z.	23	anst.	Mose,	l. Chose

Im 6sten Stück.

Seite 481	Zeile 8	anstatt	der Nordische,	lies:	der so viel als Nordische
— 494	Z. 1	anst.	Hopitel,	l.	Hopital
— ebend.	Z. 11	anst.	Wiedersacher,	l.	Widersacher
— 496	Z. 11	anst.	wieder,	l.	wider
— ebend.	Z. 31	anst.	dem Uebeln,	l.	den Uebeln
— 539	Z. 6	anst.	bal,	l.	bald
— ebend.	Z. 6	anst.	genung,	l.	genug
— 542	Z. 6	anst.	verheurathet,	l.	verheirathet
— 545	Z. 5	anst.	seinigen,	l.	Seinigen
— 546	Z. 16	anst.	bewunderungs,	l.	bewundrungs-würdig

Digitized by Google